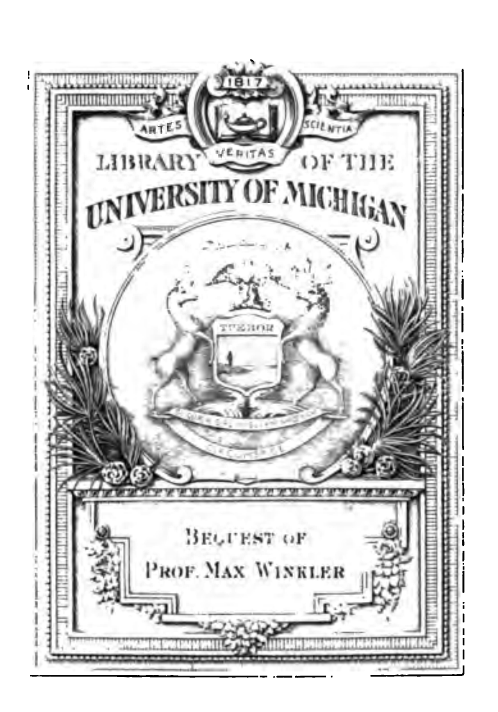
Jean Paul

und

eine Bedeutung für die Gegenwart

von

Dr. phil. Josef Müller

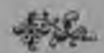

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER



Jean Paul

und

seine Bedeutung für die Gegenwart.



> Das Genie ist der Wecker der schlafenden Jahrhunderte.
>
> Jean Paul.

Von

Dr. phil. Josef Müller.



München.

Verlag von Dr. H. Lüneburg.

1894.



Einleitung.

„Das eigentliche Studium der Menschheit
ist der Mensch.“ Goethe.

„Bei allem siegreichen Fortschreiten der Kulturbewegung kommt der lebendige Mensch, der Mensch als Ganzes, zu kurz. Die Verzweigung und unerläßliche Ausbreitung der Arbeit verdrängt die Sorge um die Einheit des Ganzen, das Hasten und Jagen nach greifbaren Erfolgen erstickt die Frage nach dem Wohlsein des eigenen Selbst. Der tiefste Grund der menschlichen Natur wird nicht in die Thätigkeit gezogen, zwischen Wirken und Wesen entsteht eine Kluft; je mehr sie sich erweitert, desto fühlbarer wird der Mangel einer charaktervollen Geisteswelt, die unserm Leben einen deutlichen Inhalt gäbe und unser Thun auf feste Ziele richtete. Und so zeigt sich der Gegensatz überströmenden Reichtums und peinlicher Armut in der Kulturwelt: hier die glänzenden Leistungen in wissenschaftlicher und technischer Beherrschung der Natur, dort Unsicherheit, ja Mangel an letzten Prinzipien, zusammenhaltenden Ueberzeugungen, gestaltenden Ideen; in ersterer ist sie früheren Zeiten überlegen, in letzteren ist sie dürftiger, reizloser als irgend eine Epoche.“ (Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker, Einl.)

Aber immer unerträglicher wird der Durst nach Ideen und Prinzipien, immer fühlbarer das Bedürfnis nach Wandlung, immer unzulänglicher der selbstgenügsame Spezialismus mit seiner Gleichgültigkeit gegen das geistige Ganze, wie gegen den lebendigen Menschen, immer unabweisbarer ein „selbständiges Aufnehmen des allgemeinen Geistes- und Lebensproblems“.

Das Prinzip der Persönlichkeit ist die Losung der Zeit. Die Persönlichkeit ist's, die ein extremer Intellektualismus, wie ein flacher

Rätsel aufgeben. Aber ein nationaler Dichter muß es sein, dem Mutterboden der Heimat muß er angehören, Stammesart und Denkweise des Volkes rein und echt bewahrt haben, damit das Volk in ihm die eigenen Charakterzüge in eigenartiger und doch nicht fremder Weise erkennen und frisches Leben aus ihm schöpfen könne.*) Nicht national im kleingeistigen, engherzigen Sinn — die politisch patriotischen Dichter zählen nirgends zu den Heroen des Geistes — das nationale Gepräge wird er seinen Schöpfungen von selbst aufdrücken, wenn er tief und wahr empfindet. Wer war ein echterer Grieche als Sophokles, ein echterer Italiener als Dante, ein echterer Deutsche als Goethe? Die feinsten Züge ihrer nationalen Art und volkstümlichen Kraft finden wir bei ihnen, aber nicht in aufdringlicher, bewußt ausgesprochener Art; indem sie ihre Gestalten in ganz persönlicher Eigentümlichkeit erfaßten, indem sie sich selbst und sich ganz gaben, gaben sie auch der Volksseele, die in ihnen Sprache gewann, unbewußt Ausdruck. Die innige Vermählung des individuellen, nationalen und humanen Elements in der festgeschlossenen, geistvollen Persönlichkeit des Dichters ist das Geheimnis der Kunst, ist der Kernpunkt wahren Schaffens, die Quelle eines wirklichen Stils und in dieser Rücksicht kann man das Paradoxon wagen: „nur nationale Werke sind international", gleichwie „Eigentümlichkeit" nach Goethe „der Anfang und das Ende wahrer Kunst" ist. Das nur ist der Unterschied der künstlerischen und der gemeinen Individualität, daß letztere nur subjektive Empfindungen auszusprechen vermag, erstere aber in ihrem eigenartigen Empfinden die Welt darzustellen und auszusprechen weiß und so ein Prophet der Menschheit wird.

Wer ist nun der Held, an dem das deutsche Volk als ein anderer Antäus sich verjüngen könnte, der ihm zur Befreiung aus einem schattenhaften, ideenlosen Dasein hülfreich die Hand böte?

Jean Paul ist der Mann. Er ist national; er ist eine starke Individualität, er ist ein ideal sittlicher Charakter. Jean Paul ist kein Dichtergenie ersten Ranges; seinen Schöpfungen fehlt die Weihe der künstlerisch vollendeten Form und die Kunst ist nun einmal zunächst eine Formenmacht, und will als solche in erster Linie betrachtet sein. Jean Paul ist auch kein bahnbrechendes Genie der Wissenschaft, wie Kant oder Fichte; aber in der Verknüpfung beider Gebiete des Geistes, in der

*) „Das Genie ist die Seele des Volks." Dämmerungen 68.

Allseitigkeit der Bildung und deren Verwertung zu harmonischer Charaktergestaltung, in dem Adel der Gesinnung und der Schönheit des Herzens steht Jean Paul auf dem deutschen Parnasse einzig da, er ist ein ganzer Mensch, ein Charaktergenie von Reichtum nnd Tiefe des Geistes wie Keiner.

„Jean Paul ist ein wahres Paradies des deutschen Charakters, der in sich selbst webenden und schaffenden Gemütlichkeit, die im Kleinsten sich bis zum Höchsten emporschwingt." (Carriere.) Jean Paul ist durchaus selbständig, er gehört keiner Schule an und hat keine gebildet; er sagt von sich selbst: „Die alte Dichterwelt ist mir untergesunken, ich gehöre nicht zu ihr; ich gehöre auch nicht zur neuen, sondern ich stehe und bleibe allein."*) Jean Paul ist moderner als Schiller und Goethe (Vischer), er steht in lebhafter Fühlung zu der Gegenwart und deren Bewegungen. Jean Paul ist endlich ein tief religiöser Charakter, er war der sittliche Genius seiner Zeit, an ihm kann auch unsere kleine Zeit sich wieder aufrichten.

„Die Tugenden des Weisen sind Eigentum der ganzen Menschheit", sagte Julie von Krüdener**), die Freundin Jean Pauls; aber sie müssen der Menschheit zugänglich gemacht werden und das ist bei Jean Paul noch nicht geschehen. Die mächtige Tiefe dieser Persönlichkeit ist noch nicht erschlossen, die Erzstufen dieses edlen Schachtes sind noch nicht gehoben, und Jean Paul bedarf mehr als ein anderer Dichter eines Interpreten.

Zwar fehlt es nicht an Biographieen. — Die Zahl der gewöhnlichen chronologischen Monographieen soll hier durch kein neues Glied vermehrt werden; an historischen Details ist jetzt nichts mehr zn bieten, soll nicht die Forschung zu jener wissenschaftlichen Kleinkrämerei herabsinken, die an Goethe und Shakespeare sich bereits so versündigt hat. („Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein ich bei meinem Herrmann und Dorothea gemeint habe; als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.") Auch das beständige Spüren und Spähen nach Vorkommnissen und Personen, die dem Dichter Vorwurf oder Anlaß seiner künstlerischen Gebilde gewesen, soll hier außer Betracht bleiben.

*) „Wahrheit aus Jean Pauls Leben". Herausgegeben von Otto und Förster 2, 139.

**) Ernst Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Friedrich Richters. München 1863, III. Bd., S. 14.

Die Geringfügigkeit solcher Vorgänge steht in keinem Verhältnis zu dem, was die schöpferische Kraft des Poeten daraus gemacht, „man könnte ebensogut einen wohlgenährten Menschen nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben“ (Goethe bei Eckermann). Jean Paul insbesonders hat Hesp. 182 seine Verachtung ausgesprochen gegen die Menschen, „denen die Nachricht an den Buchbinder lieber ist als das Buch und die Rezension eines Autors lieber als sein System und für welche die Erde keine Entzifferungskanzlei des Buchs der Natur, sondern ein Sprechzimmer, eine Zeitungsbude elender Personalien ist, die sie weder benutzen, noch behalten, noch beurteilen, sondern nur erzählen wollen“, und in „Fibels Leben“ 132 beklagt er ironisch, „daß noch kein Lebensbeschreiber ihm auf Weg und Steg nachschleiche bis ins Haus und Schlafzimmer hinein, um Memoiren zu sammeln“. Gleichwohl wird dem Lebensgang des Dichters sein volles Recht werden. Kein interessantes Ereignis, keine für seine Entwicklung einflußreiche Persönlichkeit wird unerwähnt bleiben, aber alles an seiner Stelle, da, wo es zum Kolorit des Charakterbildes dient.

Noch tiefer stünde eine sog. Blütenlese einzelner Aeußerungen, jenes peinliche „Gliederausreißen des organischen Wesens“, das nicht unterscheidet, was Wallung des Augenblicks, Stimmung der Oberfläche, Laune des Temperaments, und was dauernder Kern der Persönlichkeit ist. „Wer mich rein und recht beurteilen will, muß mich in meinem Ganzen nehmen, denn sonst gibt und nimmt er mir im Einzelnen zu viel und ist nie meiner Meinung über mich.“ *) Nur durch Versenkung in den innersten Kern der Individualität, durch Aufsuchung des geistigen Bandes, das die vielfachen, fast widerspruchsvollen Elemente zu harmonischer Einheit verknüpfte, kann der große Mann uns nahe gebracht werden und kräftige Wirkungen von Geist zu Geist erzeugen.

Der historischen Geschwätzigkeit gegenüber empfiehlt es sich — wie dies nun allenthalben mehr empfunden wird — den Nachdruck auf die Hauptsache, das Wertvolle und Vorbildliche im Leben eines großen Genius zu legen, das wahrhaft Nutzen schafft. Nützlich aber ist nur das Gute, das Jemand in seinem Leben schafft. Der Literarhistoriker erfüllt ganz und vollständig seine Pflicht, wenn er seinen Zeitgenossen sagt: „Das und das sind die Ideale, denen dieser Mann nachstrebte“,

---

*) Wahrheit 2c. I, XXIII.

und wenn er sich darauf beschränkt, zu veranschaulichen, was ihm Leitstern und Triebquell seiner Entwicklung war und womit er auch der Nachwelt Impulse gegeben. Daher soll dem Leser statt der herkömmlichen chronologischen Beschreibung eine Charakteranalyse geboten werden in systematischer Ordnung.

Gerade bei Jean Paul empfiehlt sich diese Betrachtungsweise. Nicht leicht bietet ein anderer Genius so wie Jean Paul das Bild eines so gleichmäßigen Charakters, eine Homogeneität, die sich sogar bis auf die Gleichheit des Stils „vom 30.—60. Jahr" erstreckt. (Grönl. Proz. 199.) Nachdem Jean Paul die Krisis seiner Jugendjahre überwunden und sein sittliches Gleichgewicht errungen hatte, steht er fertig da. Die Verhältnisse wirkten wenig mehr auf den einmal geformten Charakter ein — womit natürlich weder sein künstlerischer, noch sonstiger Entwicklungsgang geleugnet werden soll. Jean Paul findet es bei der zweiten Herausgabe seiner Werke als ein besonderes Glück, daß er wenig zu bessern brauche und daher seine alten Jahre in Ruhe verzehren und verschreiben könne.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt den großen Genius, dann wird sich erfüllen, was Eckermann von Goethe sagt: „Lerne den herrlichen Mann nur kennen und Du wirst ihn lieben! Liebe ihn und Du wirst von ihm lernen! Lerne von ihm, und der Mensch und sein Leben, die Welt und ihr Getriebe, die Natur und ihr Wert wird sich Dir aufhellen in seinem Lichte!"

Einteilung des Werkes.

Nach einer biographischen Skizze behufs allgemeiner Orientierung:

I. Jean Paul als Mensch.
II. „ „ „ Philosoph.
III. „ „ „ Moralphilosoph.
IV. Die Religion Jean Pauls.
V. Jean Paul als Pädagog.
VI. „ „ „ Kunstphilosoph.
VII. „ „ „ Dichter.
VIII. „ „ „ Sprachschöpfer und Grammatiker.
IX. „ „ „ Politiker.
X. Schlußbetrachtung.

Kurze biographische Skizze.

Jean Paul wurde geboren 1763 kurz nach Beendigung des 7jährigen Krieges durch den Hubertsburger Friedensschluß in dem Monat, „wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und die Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, nämlich im März" — und zwar an dem Monatstage, wo „falls man Blüten auf seine Wiege streuen wollte, gerade dazu das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüte traten, desgleichen der Ackerehrenpreis oder Hühnerbißdarm", nämlich gegen Ende des Monats und zwar in der Tag- und Nachtgleiche am 21. März, in der frühesten, frischesten Tageszeit: am Morgen um 1½ Uhr. Der Anfang seines Lebens war zugleich der des Lenzes.

Sein Vater hieß Johann Christian Christoph Richter, Terzius und Organist in Wunsiedel, später Pfarrer in Jodiz und Schwarzenbach. Seine Mutter Sophie Rosina war die Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhn in Hof. Am Tage nach der Geburt wurde er vom Senior Apel getauft. Der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul, der andere Johann Friedrich Thieme, ein Buchbinder; daher denn der von Beiden zusammengeschossene Name Johann Paul Friedrich entstand, dessen großväterliche Hälfte er später ins Französische übersetzte, wohl aus Verehrung für Jean Jacques Rousseau.

Sein Großvater väterlicherseits, der Rektor Joh. Richter in Neustadt am Kulm starb, als Jean Paul erst fünf Monate alt war. Die Eltern waren mit dem jungen Enkel an sein Sterbelager gereist, und das Kind empfing noch den Segen des sterbenden Greises. „Frommer Großvater!" sagt Jean Paul in seiner Selbstbiographie, „oft habe ich an deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!"

Aus seiner frühesten Kinderzeit, dem 12., höchstens 13. Monate seines Lebens ist sich Jean Paul bereits einer bleichen kleinen Erinnerung, des „Morgensternchens", des „ersten geistigen Früh-Schneeglöckchens" aus dem dunklen Erdboden der Kindheit bewußt — ein Beweis seiner schon früh sich äußernden, durchdringenden Geistesschärfe. „Ein armer Schüler" nämlich hatte ihn „geliebkost und ihm in einer großen, schwarzen Stube Milch zu essen gegeben."

Die Erziehung des heranwachsenden Knaben wie seines Bruders übernahm der Vater selbst, nachdem ein Vorfall in der Schule — ein anderer Knabe hatte ihn mit einem Messer ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen — den ehrgeizigen Zorn des Pfarrherrn erregt hatte. Die Erziehungsmethode des Vaters war aber keine glückliche, sie bestand fast nur in Auswendiglernenlassen von Bibelsprüchen, Katechismus, lateinischer Wörter und Grammatikregeln ohne jede Erklärung. Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Arithmetik, Astronomie, sowie Rechtschreibung wurden gar nicht gelehrt. Den Durst nach anregender Lektüre in dieser geistigen Saharawüste, der sich schon früh in dem geweckten Knaben regte, mußte er verstohlen in Abwesenheit des Vaters aus dessen Bibliothek stillen. Die Schilderung des Unterrichts zeugt von einer starken Gereiztheit und großen Strenge des väterlichen Erziehers, der das Herz seines so hochbegabten Sohnes nicht zu gewinnen sich Mühe gab. So wurde z. B. ein Sprachfehler die Ursache, daß ihm der Vater das lateinische Wörterbuch für immer entzog. Trotz der Virtuosität des Vaters in der Musik — er war sogar Componist — wurde der Klavierunterricht dem für Musik so empfänglichen Knaben vorenthalten. Gleichwohl hat Jean Paul seinem als Charakter und Seelsorger hochverehrten Vater in seiner Selbstbiographie ein pietätvolles Denkmal gesetzt.

Die Selbstbildung, auf die der Knabe angewiesen war, die viele Einsamkeit mit ihrer träumerischen Selbstbeschäftigung — denn mit den Kindern des Dorfes durfte er sich nicht abgeben — brachte die Phantasie und das Selbständigkeitsgefühl desselben zur frühen Reife; wunderliche Ausgeburten der ersteren — Erfindung eigener Buchstaben, Schriftstellerei auf den Papierschnitzeln der väterlichen Skripturen und seltsame Spiele sind in „Wahrheit aus meinem Leben" ausführlich erzählt und deren Schilderung kehrt in den Werken des Dichters zahlreich wieder. Noch Dez. 1819 schreibt Jean Paul: „Das Erfreulichste und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit, aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern auf meine innere, welche unter dem hohen Schnee und der äußeren Lage ihre Blumen und Blüten und den Frühling trieb." (Wahrheit aus Jean Pauls Leben" v. Otto u. Förster, 2, 64.)

Bei der Uebersiedlung nach Schwarzenbach 1776 kam Jean Paul zum erstenmal in eine Schule (Rektor Werner) und zugleich in Privatinstruktion zum Kaplan Völkel, der mit ihm Philosophie und Geographie

sowie Uebungen im Aufsatz trieb. Ein seltsamer Knabentrotz — weil ein versprochenes Schachspiel ausgefallen war — veranlaßte ihn, von diesem Unterricht für immer wegzubleiben. Im Jahre 1776 brachte der Vater den Sohn nach Hof ins Gymnasium (Lehrer: Kirsch und Rennebaum). Hier wurde Jean Paul mit seinen Lebensfreunden Adam Lorenz v. Oerthel, Christian Otto und dem Pfarrer Vogel in Rehau bekannt.

Nach dem Tode des Vaters, 15. April 1779, traten nach und nach kümmerliche Verhältnisse in der Familie ein, die einen traurigen Schatten auf die Entwicklung Jean Pauls warfen. Aber auch in der Seele des Dichters ging eine Veränderung vor sich. Die tiefreligiöse Grundstimmung seines Wesens machte allmählig unter dem Einfluß antichristlicher Lektüre und glaubensleerer Professoren in Leipzig (wo er seit 1781 immatriculiert war) einer skeptischen, ja glaubensfeindlichen Platz und als sich die trostlosen äußeren Verhältnisse hinzugesellten, ging die herrliche, lebensfreudige Stimmung des Jünglings nach und nach in eine verbitterte, ja fast lebensfeindliche über. Die Briefe, die er von Leipzig an Pfarrer Vogel schrieb, geben hievon Zeugnis: „In künftigen Briefen", schrieb er, „will ich vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich lache jetzt so viel, daß ich zum Denken kaum Zeit habe, und übe mein Zwerchfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Kauen." Und 1. Mai 1783: „Ich bin kein Theologe mehr, ich treibe keine Wissenschaft mehr ex professo, und alle nur, insoferne sie mich anziehen und in meine Schriftstellerei" (Satire) „einschlagen und selbst die Philosophie ist mir gleichgültig, seitdem ich an allem zweifle." „Die Heterodoxie gehörte damals zur Aufklärung: zur Heterodoxie brachten mich die jungen Männer, Knaben folgen den Jünglingen nach." Zu diesen Männern gehörten sogar Kaplan Völkel und Pfarrer Vogel, der ihn mit Werken wie Semlers Untersuchungen über den Kanon, Helvetius' Schriften, Lessings Fragmenten (damit zögerte Vogel anfangs; sehr interessant ist ein diesbezüglicher Brief Jean Pauls; s. unten S. 237), den Schriften der französischen Encyklopädisten u. s. w. versorgte.

Diese Stimmung wirkte natürlich auch auf sein poetisches Schaffen zurück, die skeptischen und kritischen Religionsmeinungen bildeten lange eine Art Bollwerk, das sich dem Triumpheinzug der Dichtkunst entgegenstellte und nur langsam erst dem Witz Platz machte, der ebenfalls noch lange wie ein beizendes Auflösungsmittel zersetzte. Diesen Charakter trugen

die ersten Produktionen: es sind, wenn wir von einer mißglückten Erstlingsarbeit („Lob der Dummheit nach Erasmus' encomium moriae") absehen, die „Grönländischen Prozesse", beißende Satiren nach Hippels' Vorbild aber mit größerer Schärfe. Charakteristisch und bis zum Ueberdruß getrieben ist der Bilderreichtum der Schrift: „aus allen Ecken des Gehirns kriechen verborgene Einfälle hervor, jede Aehnlichkeit wird Stammmutter einer Familie von Metaphern, sammelt ihre unähnlichen Kinder um sich und gleich einer wandernden Mäusefamilie hängt sich ein Bild an den Schwanz des andern." Das Material hiezu lieferten seine Excerpten, deren er elf Quadratbände, die sich bald bedeutend mehrten, schon nach Leipzig mitbrachte.

Aber die gesunde, kräftige Natur des Dichters ließ sich nicht dauernd unterjochen; zwei Umstände bereiteten den Umschwung vor: die Bekanntschaft mit den Werken des Philosophen Heinrich Jacobi, dem er zeitlebens in schwärmerischer Verehrung ergeben blieb, und die Erziehungsthätigkeit, in die Jean Paul nunmehr trat, und die seinem Forscherauge Gelegenheit bot, das Studium der Menschheit an seiner reinsten Quelle zu betreiben. Nach einer abenteuerlichen Flucht aus Leipzig (Schulden halber, die aber später getreu, ja mit Wucherzinsen abgetragen wurden) 1784, und kurzem Aufenthalt in Hof, folgte er 1786 der Einladung des Kammerrats von Oerthel (des Vaters seines Freundes), um Hofmeisterstelle an dessen jüngstem Sohn Christian Adam zu übernehmen. Aber schon 1789 kehrte er nach Hof zurück. Im März 1790 begann die zweite Lehrstation in Schwarzenbach, wo er sechs Knaben und einem Mädchen vollständigen Unterricht erteilte.

Diese Zeit war der Entfaltung seines Genius besonders günstig; die starke Gefühlsinnigkeit konnte ihre Gefangenschaft nicht mehr länger aushalten; schon in der „Auswahl aus des Teufels Papieren" zeigt sich hinter dem lustigen Schein der Ernst der Empfindungen und werden den scherzhaften Spaziergängen ernsthafte Anhänge abgerungen, bis endlich aus der satirischen Essigfabrik (Rosen- und Honigessig lieferte schon die „Auswahl") durch das noch „honigsaure" Leben des Schulmeisterleins Wuz der „selige Uebertritt zur unsichtbaren Loge" erfolgte; ein ganzes horazisches Jahrneun hindurch wurde des Jünglings Herz von der Satire zugesperrt und mußte Alles verschlossen bleiben, „was in ihm selig war und schlug, was wogte und liebte und weinte". (Uns. Loge, Vorw. 7.)

Die „unsichtbare Loge" brachte ihn durch den Dichter Moritz in

Berlin, der von seinem Werk entzückt urteilte: das sei „noch über Goethe", sofort einen Verleger (Moritzens Schwiegervater) und ein Honorar von 100 Dukaten (1792). Unvergeßlich war der Abend, wo er mit dem ersten größern Sohn seiner Dichtermuse, mit dem Vorgefühl des mütterlichen Staunens, nachts nach Hof in die spärlich erleuchtete Kammer trat, wo die gute Frau bis in die Nacht am Spinnrad saß, und er nun die goldenen Schätze in ihren Schoß warf. (Wahrh. 4, 373.)

Beflügelt vom Erfolg schuf Jean Paul gleich darauf den Hesperus, welcher einen fast beispiellosen Enthusiasmus erregte und des Dichters Ruhm definitiv begründete.

Besonders die Frauenwelt erkor Jean Paul zu ihrem Liebling. Ihr Einfluß auf seine Dichtungen ist nicht zu verkennen. Schon in Hof war ihm der Umgang mit edlen Mädchen Bedürfnis (Caroline Herold, Amöne Herold, Helene Köhler, Friederike Otto, Renata Wirth, spätere Otto, eine gewisse Sophie u. A. bildeten seine erotische Akademie); durch seine dichterischen Erfolge wurde er aber bald in höhere gesellschaftliche Sphären erhoben.

Es beginnen die Beziehungen zu Charlotte v. Kalb, Emilie v. Berlepsch und Caroline v. Feuchtersleben sowie zu den Dichtergrößen in Weimar, Herder, Wieland, Goethe, Schiller. Die Begegnung mit Goethe und Schiller führte nicht zu engerem Verband, desto inniger gestaltete sich das Verhältnis zu Herder, der von Jean Pauls hohem Streben, seiner Gewissenhaftigkeit und Reinheit des Herzens begeistert war. Nach verschiedenen Wanderungen, auf denen der Dichter enthusiastisch gefeiert wurde, trat er in den Stand der Ehe mit Karoline, Tochter des Tribunalrats Meyer in Berlin (Mai 1801). Inzwischen war der „Siebenkäs", „Quintus Fixlein", „Die biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" erschienen, 1803 war der „Titan" vollendet, 1804 das „Kampanerthal". Jean Paul wohnte nacheinander in Meiningen, wo er den Titel eines Legationsrates erhielt, in Coburg, und ließ sich schließlich dauernd in Bayreuth nieder. Im Jahre 1809 erhielt er vom Fürstprimas von Dalberg eine Pension von 1000 fl., die später von Bayern übernommen wurde. 1817 wurde er zum Ehrendoktor in Heidelberg promoviert, 1820 Mitglied der k. Akademie zu München. Lange an den Augen leidend, erblindete er anfangs 1825 und starb noch in demselben Jahre am 14. November, nachdem er 1821 seinen einzigen Sohn Max, der in Heidelberg studierte, durch den Tod verloren hatte.

Jean Paul als Mensch.

> Nicht sein Stil hat mich gefesselt, sondern sein Herz. Er glaubt an die Tugend, die Freundschaft und Liebe, er hat in mein Herz all' die Ideale einer schöneren Zeit zurückgerufen.
> Josefine von Sydow.

Der Charakter Jean Pauls war von jeher eine harte Nuß für die Erklärer. Die meisten Biographen gehen einer eingehenden Analyse des so mannigfaltigen Dichtergeistes klugerweise aus dem Wege und verlieren sich sofort in die biographischen Details. Spaziers fünfbändige, weit ausgesponnene, in den Nebenpunkten redselige, in den Hauptsachen oft mangelhafte Monographie gibt, so überreich sie an Besprechungen des Dichters und seiner Werke ist, doch kein klares, widerspruchsloses Gesamtbild. Wenn er Jean Paul mit einem „Festungswerk voll Blumen", mit einer „nordischen Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren", vergleicht, so ist damit ein Gegensatz in des Dichters reichem Charakter schön illustriert, aber es fehlt die Zusammenordnung, der Nachweis, wie diese widerspruchsvollen Elemente mit einander und mit den übrigen Antinomieen (namentlich die empfindsame mit der cynischen Seite) des Dichtergemüts in Einklang gebracht waren.

Die Aufgabe ist auch von den Späteren nicht gelöst worden. Bei den Kommentatoren, unter denen Theodor Vischer und Rudolf Gottschall an erster Stelle zu nennen wären, finden sich feinsinnige, treffende Bemerkungen über einzelne Züge des Dichtergeistes, aber eine Gesamtdarstellung, die allen Seiten gerecht würde, die namentlich die Synthese derselben, die harmonische Verknüpfung zu der so durch und durch einheitlichen Titanengestalt, wie sie uns in Dichtung und Leben entgegen-

tritt, aufzeigen und glaubhaft machen würde, wird nicht gegeben. Die Litterarhistoriker gestehen auch ihr Unvermögen direkt ein. Gervinus betont in der Beurteilung Jean Pauls die Schwierigkeit, „in die heterogenen Teile den bindenden elektrischen Funken zu schlagen, zu dem vielseitigen Charakter den springenden Punkt zu finden, ohne den nach Jean Paul selber kein Charakter Leben und Bewegung" habe. Vischer bemerkt noch, wie wenig z. B. bei Rudolf Gottschall das hohe Lob der Einführung mit dem Tadel, der nachfolgt, in Einklang zu bringen sei (was übrigens auch für andere Jean Paul-Kritiker, namentlich für Gervinus gilt), gibt aber selbst nur geheimnisvolle Andeutungen, die namentlich Nerrlich total irregeführt haben. Er meint, daß in der Fichte'schen Philosophie der Schlüssel zum Verständnis des Dichters liege.

Der neueste Jean Paul-Forscher, Paul Nerrlich*), macht es sich am bequemsten: er betrachtet Jean Paul von vornherein als „fleischgewordenen Widerspruch" und sieht sich damit der Mühe enthoben, die Widersprüche zu lösen. Einmal (S. 60) nimmt er doch in einigen Zeilen einen Anlauf hiezu. An Vischer anknüpfend, stellt er Jean Paul in sehr verworrener Darstellung mit Fichte zusammen, und findet in beiden als vorwaltende Grundkraft die Phantasie (was bezüglich Fichtes mindestens den Vorzug der Neuheit hat). Was wir mit diesem Aufschluß anfangen sollen, ist Geheimnis des Herrn Nerrlich. Derselbe Schriftsteller hat auch nach der jetzt so beliebten, überaus bequemen Manier eine Sammlung unzähliger Aussprüche von Philosophen, Dichtern u. s. w. über Jean Paul herausgegeben**) (wobei er aber gerade die so charakteristischen Urteile von Heine und Grillparzer, die freilich in keinem Sammelwerke zu finden waren, ausläßt), wohl damit man sich die zusagendsten darunter nach Gefallen auswähle. Daß eine solche Häufung sich widersprechender, andrerseits ewig in anderer Form sich wiederholender Aeußerungen den Leser nur verwirrt und ermüdet, zumal wenn der Herausgeber selbst keine befriedigende Lösung geben kann, liegt auf der Hand.***)

---

*) „Jean Paul, sein Leben und seine Werke." Berlin 1889.

**) „Jean Paul und seine Zeitgenossen." Berlin 1876.

***) Als Probe der Sprache Nerrlichs diene folgende Charakteristik Goethe's (S. 88): „In Goethe ist den Deutschen zum ersten Mal das Bewußtsein von der Unendlichkeit des Ich aufgegangen; seine Werke sind die erste künstlerische Darstellung modernen Ideals; dies aber ist, wie unsere Philosophie gezeigt hat, die Aufhebung (!) des Christentums, die neue Religion" (die nach S. 27 noch nicht erfunden

Es ist vor Allem verfehlt, irgend eine Eigentümlichkeit Jean Pauls als die grundlegende, hauptsächlichste zu betrachten und von ihr aus den Charakter zu konstruieren. In Jean Paul waren die drei Vermögen oder Seiten des menschlichen Geistes in fast gleicher Stärke entwickelt: eminente Verstandesschärfe, die ihn sogar eine Zeitlang schwanken ließ, ob er eigentlich zum Dichter oder zum Philosophen geboren sei, Glut der Empfindung und energische Willenskraft. Man wird bei Keinem vielleicht so im Zweifel sein, welchem sogenannten Temperament man ihn zuzählen solle. Diese Dreiteilung des Dichters hat Gleim poetisch ausgedrückt, indem er sagt, Jean Paul schreibe mit drei Federn, die erste sei aus einem Engelsfittich, die zweite aus einem Adlerflügel, die dritte aus Amors Schwingen. Etwas abweichend schildert sich Jean Paul selbst im Hesp. 103: „Viktor hatte drei Seelen: eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische: wer ihm eine davon wegnähme, könnte ihm die restierenden auch gar ausziehen."

Schon in den Schlußworten hat Jean Paul klar ausgedrückt, daß er diese Kontraste in seinem Innern keineswegs als Pein, als Widersprüche empfinde, daß ihm von den „drei Seelen" die eine so lieb sei wie die andere, und zeitlebens war ihm, was jedem Leser seiner Werke sofort auffallen muß, ein Wechsel in den verschiedenen Stimmnngen geradezu ein Lebensbedürfnis. Er muß also eine Ausgleichung und Versöhnung der verschiedenen Register seines Dichtergemüts wohl gefunden haben. In der That: gerade die Einheitlichkeit, die Harmonie, in der sich Kopf und Herz, Wille und That, Leben und Dichtung bei Jean Paul befinden, ist sein schönster Ruhm, ist, was ihn zu einem Charakterschriftsteller in hervorragendstem Sinne macht. Bei keinem Schriftsteller deckt sich so sehr Autor und Mensch, Charakter und Dichtung. Bei keinem finden sich weniger wirkliche Widersprüche, bei keinem freilich mehr Reichtum und Kraft der Gegensätze. Das deutet von selbst auf einen höheren Einheitspunkt der verschiedenartigen Charakterseiten. Verfolgen wir diesen Gedanken, so wird uns über die richtige Methode der Charakterdarstellung kein Zweifel mehr sein. Der Fehler aller bisherigen Erklärungen war, daß man vor Allem den richtigen Ausgangspunkt, der doch so nahe lag, nicht gefunden hatte. Warum hat noch Keiner den Dichter aus dem erklärt, was allein den Charakter

---

ist). Die Zuversichtlichkeit, um nicht zu sagen Keckheit des Tons bei unglaublicher Rohheit der Auffassung ist eine höchst abstoßende Eigenschaft der Nerrlich'schen Schriften.

schafft, der sittlich religiösen Basis? Von hier aus wickeln sich die verschlungenen Fäden leicht und sicher auseinander. Jeder Jean-Paul-Kritiker betont die Stärke, die zentrale Stellung der religiösen Idee bei Jean Paul, aber keinem fällt es ein, diesen Gesichtspunkt bei der Darstellung des Charakters durchgreifen zu lassen. Wir wollen bei der nun folgenden Erörterung zunächst die religiöse Basis des Dichtercharakters (nicht nach ihrem Inhalt, denn den sittlichen und religiösen Ideen Jean Pauls ist der III. resp. IV. Hauptabschnitt gewidmet, sondern nur nach ihrer formellen Seite) betrachten, dann zur Darstellung der Willenssphäre („sittlichen Stärke") und endlich der Gemütssphäre („sittlichen Schönheit") übergehen.

I. Religiöse Grundlage seiner Dichtung.

Ohne Religion gibt es keine Einheit des Geistes. Sie ist das „geistige Band des Charakters, in sie mündet jede Kraft, sie ist die göttliche Gleichsetzung von Kraft und Liebe und so eigentlich der Mensch im Menschen" (Levana 40). Jean Paul besaß nun eine außerordentlich starke religiöse Beanlagung. „Ich lebe den ganzen Tag religiösen Gedanken gegenüber", sagt er Wahrheit 7, 283. Auch als er den Glauben seiner Kindheit den Zweifeln der Bibelkritik nach schmerzlichem Ringen opfern mußte, ruhte er nicht, bis er ein neues Religionssystem auf Grundlage des Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens sich geschaffen hatte. Es war ihm geradezu Lebensbedürfnis, eine großartige, den Idealen des Herzens genügende und dem Ernst des Lebens standhaltende Weltanschauung zu besitzen und von ihr aus sein ganzes Denken und Wirken, auch sein dichterisches, zu befruchten. Denn — das sei gleich hier gesagt — sein ganzes dichterisches Schaffen stellte er in den Dienst seiner religiösen Ideale. Seine hohen Ideen in das Volk zu tragen, „den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu heben, die in dieser egoistischen, revolutionären Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen", betrachtete er als die Aufgabe seines Dichterberufs, und „da mir dieses Ziel lieber sein muß, als jeder andere Lohn oder Zweck, so opferte ich dem höheren Ziel jedes andere, Zeit und Gesundheit" — schreibt er an den König von Preußen 1801 (Wahrh. 6, 182). Jean Paul war es unmöglich, die Kunst als absolute Macht, unabhängig von Moral und Religion, zu fassen und dem Evangelium der reinen Form, wie es von den tonangebenden Geistern (Goethe, Schiller, Schlegel)

damals gepredigt wurde, zuzustimmen*); es wäre ihm unmöglich gewesen, zu dichterischen Zwecken sich in einen fremden Ideenkreis „hineinzulügen" und so bald eine pathetische Apotheose des Katholizismus, bald eine tendenziöse Geschichte der Reformation zu schreiben, bald dem alten Heidentum und seinen Götzen Weihrauch zu streuen. Diesem „Spielen" mit religiösen Ueberzeugungen setzt er seinen dichterischen „Ernst" gegenüber. Von Jacobi befragt, was er unter diesem Ernst verstehe, erwidert er: „Mein Ernst ist das überirdische, bedeckte Reich, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit, der Kraft. Ohne das gibt's auf der Lebensöde nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu; nie ließ ich es, sogar nicht im früheren Skeptizismus, und noch hält es mich, da mir das Leben täglich mehr verschwimmt, da es mir gegeben, was es vermochte: Alles." (Briefwechsel mit Jacobi 2, 314.)

Jean Paul sah schmerzlich, daß das Band, das die Kunst mit der Religion und Sittlichkeit verknüpft, in der Zeit der Kraftgenies bedenklich gelockert wurde. „Wir haben große Geister gehabt, aber noch keine großen Menschen", sagt er Wahrh. 3, 140. „Alle unsere Genies schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Flug nach und bedauern, nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist Rousseau. Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann, sein Herz zum großen Menschen." Diesem Zug der Zeit gegenüber fühlte sich Jean Paul als Prophet eines überirdischen Ideals, und wenn er auf etwas stolz war, so war er es auf diesen Vorzug. „Ich finde bei den meisten mehr Verstand und Gelehrsamkeit, Geistesgegenwart u. s. w. — aber nicht die Einsicht und das Gefühl der göttlichen Zukunft in der Gegenwart, immer nur Erdenzwecke, die sich in sich selber auflösen." (Wahrh. 2, 49.)

Mit tiefer Entrüstung wendet sich der Dichter noch ganz besonders gegen den Uebermut der modernen Zeit, die das Genie von moralischen Schranken frei erklären wolle: „Ihr zerstörten Zerstörer, ihr werdet die Sünder, aber nicht die Dichter vermehren! Ist nicht bei den zwei großen griechischen Dichtern, Homer und Sophokles, die Hippokrene ein heiliges Weihwasser und ihr Parnaß ein Altar der Nemesis und ganz gebaut auf dem moralischen Sinai? Der Dichter erheitere nicht nur wie Goethe, sondern erhebe auch wie Klopstock! Hohe Menschen stehen nicht über der

*) cf. Kap. VI. Jean Paul als Kunstphilosoph.

Moral. Gerade von ihnen erwarten die Menschen in tieferen Ständen größere Tugenden, wie sie selbst bei Fürsten über deren Ausschweifungen verwundert sind, statt bei der Menge der Versuchungen vom Gegenteil." Ja er kehrt den Spieß um: „Warum soll ich moralische Fehler dem Genie vergeben und dem Duns nicht? Höchstens jenem nicht." Während Napoleon von seinem Bruder Josef Bonaparte urteilte: „Er ist zu gut, um ein großer Mann zu sein"*), sagt Jean Paul in seiner Aesthetik umgekehrt: „Nur der gute Dichter kann der große sein." Während Goethen das dichterische Schaffen vielfach ein moralisches Purgationsmittel war, das freilich den Krankheitsstoff, den es dem Dichter nahm, tausendfältig auf das Publikum absetzte, fühlte Jean Paul außerordentlich tief die Verantwortlichkeit, welche die so weit wirkende Gabe des Dichtergenies mit sich bringe: Nur die edelsten, reinsten Blüten seiner Persönlichkeit soll der Dichter den Menschen bieten! „Bist du ein Schriftsteller, so denke dir den besten Menschen auf Erden, der in allen Werken nur das Heiligste und Schönste für seine Brust aushob und nichts Unreines darin duldete; dann nimm die Feder uud suche diesen Menschen zu entzücken. Es ist Pflicht des Autors, sich keinen anderen Leser zu denken und zu wollen." (Förster, Denkwürdigkeiten 4, 162.) Welch eine erhabene Auffassung der Kunst und wie bezeichnend für den Dichter! In der That waren ihm die Stunden der Produktion die höchsten Weihestunden edler Begeisterung. „So lange ich schreibe, also den ganzen Vormittag, und so lange ich lese, bin ich in einem fort moralisch" (Wahrh. 2, 90). Den Dichter preist Jean Paul besonders deswegen glücklich, weil er den unendlichen Vorzug habe, auch solche Ideen, die in ihm keine Frucht brächten, durch den Zauberstab seiner Phantasie kondensieren und für Tausende fruchtbar machen zu können: „In unserer innern Welt fliegen so viele zarte und heilige Empfindungen herum, so viele reich gefüllte Blumen stehen darin, die keinen Samen tragen, daß es ein Glück ist, daß man die Dichtkunst erfunden, die alle jene ungebornen Geister und den Blumenduft in ihrem Nimbus aufbewahrt." (Titan, 275.)

So können wir wohl den begeisterten Worten beistimmen, die Börne in seiner schwungvollen Gedenkrede auf Jean Paul spricht: „Jean Paul war ein sittlicher Sänger, nie schmückte er häßliche Sünden mit den

---

*) 800 bis jetzt ungedruckte Briefe Napoleons I. Aus den ›Mémoires du roi Joseph‹, übersetzt von Ad. Wolff. Berlin 1855, S. 2.

Blumen seiner Worte aus, nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Gold seiner Reden: er hätte es vermocht, wenn er gewollt. Auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für die Wahrheit, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, um es den Ungläubigen zuzuführen."

Um aber seinen Schöpfungen diese höhere Weihe, dieses edle Gepräge geben zu können, mußte er den eignen Charakter zu hoher Vollendung gebracht haben. Und das hat Jean Paul gethan. Wenn der Dichter keine Zeile geschrieben hätte, er verdiente, als sittliches Genie für alle Zeiten Vorbild zu werden. Was Jean Paul auszeichnet, ist eben, daß er Ernst machte mit dem schwungvollen Enthusiasmus, mit den hochherzigen Gesinnungen, die er verkündete. Daher auch die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit seines Charakters. Jean Paul strebte unausgesetzt nach innerer Vervollkommnung; persönliche Selbstheiligung war ihm ein Studium, das jedes andere, selbst das dichterische, überwog. Selbst der Ruhm war ihm gleichgiltig, gegenüber dem allesbeherrschenden Interesse der Selbstveredlung. „Nach dem Ruhm-Verscherzen habe ich nie gefragt, wenn bei mir vom inneren Ruhm-Verdienen die Rede war." (Wahrh. 2,62.)

Zur Bildung eines vollkommenen Charakters aber gehört dreierlei: hohe Ideale, Willensstärke, Ausdauer. Die ersteren brachten ihm seine religiös-sittlichen Grundsätze (hiervon ausführlich unter Kap. III und IV); seine Willenskraft bot ihm das Mittel, dieselben an sich zu verwirklichen. Wir gehen daher über zur:

II. Willenskraft Jean Pauls. (Methode der sittlichen Charakterbildung.)

Jean Paul besaß eine eiserne Willenskraft, die strenge, fast peinliche Selbstzucht übte. „Ich habe, so lächerlich es klingt, „schreibt er (Brief an Emanuel, Wahrh. 7,282) „jeden Tag eine kleine Unart blos durch Denken und Ueben in ihr Gegenteil zu verwandeln und schreibe dann jeden Morgen die auf, gegen welche weiter zu medizinieren ist." Diese Worte geben uns Aufschluß über die Methode dieses geistigen Ringens und inneren Bildens.

a. „Denken". Zu moralischer Besserung gehört vor allem Selbstkenntnis. Darum empfehlen alle Asketen gründliche Gewissenserforschung, das γνῶθι σεαυτόν, als Vorbedingung jedes Tugendstrebens. Hier nun

ist die Domäne Jean Pauls. Die Gabe der Selbstreflexion, die den Dichter in seinen Träumen sogar erkennen ließ, daß er träume (cf. Wahrh. 2, 106—126), erreichte durch unausgesetzte Uebung eine unglaubliche Entwicklung.*)

Jedermann gibt zu, daß niemand den Menschen so gekannt habe, wie Jean Paul. Man erschrickt oft förmlich, wenn man seine von jeder Banalität und Moral-Wassersuppenkost himmelweit entfernten Reflexionen liest und sich von dieser Kardioskopie so völlig durchschaut fühlt bis ins innerste Gewebe der Empfindungen; wenn er uns zuzurufen scheint: „Meinst du, ich kenne dich nicht?"

Aber diese Gabe des psychologischen Scharfblicks fällt nicht vom Himmel und wird nicht von selbst erworben, sondern ist die Frucht lebenslanger Uebung. Jean Paul kannte weniger die Menschen als den Menschen, den inneren Menschen. Als er noch wenig von der Welt wußte und verborgen in provinzieller Weltferne lebte, war seine Menschenkenntnis schon hoch ausgebildet. Er kannte die Menschen, weil er sich kannte; weil der Mensch überall im Wesen derselbe ist, namentlich in Bezug auf moralische Fehler und Versuchungen.

„Selbsterkenntnis ist das Schwierigste", sagten schon die Alten, gleichwie „Anderen Rat geben das Leichteste". Der größte Feind der Selbsterkenntnis aber ist die Eigenliebe, die immer die anderen Menschen als anders hinstellt, wie das eigene liebe Ich. Darum die richtige Regel: „Willst du dich selber begreifen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz!" Selbsterkenntnis lernt man an anderen, die Kenntnis anderer am eigenen Herzen. So müssen

*) Ueber seine Beobachtungsgabe sagt Spazier (J. Pauls letzte Tage, 64): „Seine Ueberschauung, sein Gedächtnis, sein durchdringender Blick waren so groß, daß er zu keiner Zeit das Veränderte oder Fehlende an einem Gegenstande nicht hätte bemerken sollen. Ja, während seine Phantasie mit Gefühlen, Bildern und Anschauungen sich beschäftigte, welche das innerste Leben in lebendigen Schwung versetzten, schaute er vielleicht mit forschendem Blick herum, ob auch jede Sache auf seinem Tisch in gehöriger Ordnung sich befinde, die er für immer bestimmt. So konnte er in dem Augenblick der höchsten Begeisterung, beim Erzeugen der blühendsten Stellen, ohne Störung der Vorgänge in der innersten Seele etwa den vor seiner Feder herumhüpfenden Kanarienvogel mit einem Strich von roter Tinte bezeichnen, um ihn von einem ähnlichen zu unterscheiden, oder eine Fliege, die ihn umflog, für seine wetterprophetischen Frösche einfangen oder mit der Gutmütigkeit Sternes durch's Fenster in die Welt hinauslassen, die für beide Wesen Platz hat."

nach der Meinung des Dichters die trügenden Selbsturteile durch scharfe Beobachtungen der Nebenmenschen zur Korrektur gebracht werden. Spezielle Mittel der Selbsterkenntnis sind nach Jean Paul Leiden und Prüfungen, und in diesem ihrem pädagogischen Wert liegt ihre providenzielle Bedeutung, ebenso Versuchungen: („Der Mensch kann nicht eher wissen, wie gut er ist, bis einmal sein halbes Glück von einer großen Sünde abhing." Wahrh. 5, 322 aus „den Bemerkungen über uns närrische Menschen" von 1793) und besonders das Urteil der Feinde: „Du willst deine Fehler von deinen Freunden erfahren? Du irrst dich sehr. Ihre Aufrichtigkeit geht wohl so weit, daß sie dir unbedeutende Flecken deines Charakters entdecken, die mehr deiner Eigenliebe schmeicheln, als deine Besserung befördern; aber nicht so weit, die Fehler zu sagen, die du selbst bei dir nicht entschuldigen kannst, deren Entdeckung denselben einen Anstrich von Schadenfreude geben, die deiner Eigenliebe wehe thun und vielleicht die Freundschaft gegen ihren Entdecker geringer machen würden. — Das beste Mittel, unsere Fehler kennen zu lernen, ist, anderen ihre eigenen zu entdecken. Dann werden sie stolz genug sein, nicht allein Mängel zu haben, und sie werden ähnliche bei dir suchen, sie finden und sie dir auch sagen. . . . Der Feind ist oft der treuste Kundschafter unserer Fehler, er zeigt durch Bellen unsere eignen Feinde an. Unsere Tugend sagt uns der Busenfreund, der uns liebt, unsere Fehler der Feind, der uns haßt. Beide sagen oft zu viel, aber dann ist es leicht, die Wahrheit zwischen diesen beiden Extremen zu finden. (Wahrh. 3, 138 ff.)*)

b. Uebung. Auf Grund der erlangten Selbsterkenntnis geht dann der Wille ans Werk der Besserung. Bloße Vorsätze taugen nicht viel, mit ihnen ist bekanntlich die Hölle gepflastert. „Thun ist leben; da regt sich der Mensch mit all' seinen Zweigen." (Titan 489.) „Worte sind gegen Thaten nur Sägspähne an der Herkuleskeule." (Titan 538.) Und nichts war Jean Paul so verhaßt als das Tugendvirtuosen- und -statistentum, welches sich besser dünkt als die benachbarten Menschen, bloß weil es diese mit feinem Gefühl richtet" (Museum 91) oder die Kantianer, welche die reine Tugend so sauber aufs Papier gebracht, daß man ihnen nicht

*) Schon Freidank sagt ähnlich:
„Will Einer wissen, wie er sei,
„Der schelte seiner Nachbarn drei,
„Wenn ihm die Zweie das vertragen,
„Der Dritte wird es ihm wohl sagen."

mehr zumuten darf, sie auch im Leben nachzubilden. (Fibel 135.) „Was ich von Besserungsmitteln rede, besteht nicht in Vorsätzen — feurige erkalten am ersten — sondern in Uebungen. Man muß sich freilich nicht alles auf einmal vorsetzen, man muß kleine Fehler zerstören und sich in dieser Selbstherrschaft gefallen und einüben, ehe man größere wegtreibt. „Die meisten Menschen bleiben so eckig und fleckig als sie sind, weil sie sich auf einmal ausflicken und ausbauen wollen. Aus dem Marmor schält man die schöne Statue durch Millionen Schläge heraus. Und doch will der Mensch seine mit Wust umklebte Seele mit einem einzigen Schlage der schönen Gestalt anzaubern und sich in einer Stunde bessern, da er sich kaum in einer verschlimmern kann. Jätet der Mensch nur jeden Monat einen Fehler aus, so braucht er nicht viele Jahre, um ein Mensch und noch ein paar dazu, um ein Engel zu werden." (Wahrh. 5, 51; Brief an Rolsch in Hof.).*) „Sprich deine Handlungen durch wortlose Thaten aus, sogar Thaten werden entkräftet, wenn du hinterdrein ein Wort beifügst", heißt es in der via recti. (Wahrh. 7, 233.)

Zu diesen Uebungen gehörte zunächst das

α. Verhalten zu der Außenwelt, namentlich gegen feindselige Personen, bei denen man „so oft vergißt, was man im Kämmerlein des Herzens sich glühend vorgesagt," dann

β. strenge Aszese des Körpers. („Wie streng wollte ich meinen Körper halten, hätte ich nicht zu arbeiten!" „Ich habe nie ein Getränk bloß des Geschmackes wegen genommen als klares Wasser, sonst immer nur wegen der Wirkung." Nach Wahrh. 8, 367 aß er sich nie vollständig satt und litt so nie die Qual der Verdauung.) Vor allem aber haben wir hier eine Eigentümlichkeit zu registrieren, die ungemein interessant wie illustrierend für das Verständnis des Dichtercharakters ist. Ich meine

γ. die Methode der Phantasieübungen. Jean Paul hatte von der Natur die wertvolle, aber gefährliche Mitgabe einer gewaltigen Phantasie. Diese nicht zu ertöten, aber zu disziplinieren, war die Aufgabe seines ganzen Lebens. Wie diese Gabe von ungemeiner Wichtigkeit für seine optimistische Lebensanschauung war (cf. nächsten Abschnitt), so mehr noch für

---

*) Rolsch war der Sohn eines armen Bürgers in Hof und Barbiergeselle. Jean Paul hat sich seiner auf das Liebevollste angenommen. Ein innewohnender Drang nach Licht hatte ihn zu Jean Pauls Schriften und zu diesem selbst geführt, allein der Mangel an Schule und an geselliger Bildung legte ihm viele Hindernisse in den Weg.

seine sittliche Bildung. Das meinte er mit den Uebungen im bloßen Denken, die er täglich anstelle und wodurch er sich seine Unarten abgewöhne. Jean Paul schmiedete aus dem zweideutigen Werkzeug der Phantasie, das so oft Ursache trübseliger Selbstqual wie der größten sittlichen Verirrungen wird, eine gewaltige Waffe zur Herzensveredlung. Das konnte er aber nur, wenn er — wie es ihm thatsächlich gelang, — die Phantasie mit eiserner Willenskraft unter die Zucht und Schulung einer erleuchteten Vernunft brachte. Der Wille war der Stärkere, der den Starken überwand und in Fesseln schlug. Die Herrschaft der Phantasiie (Nerrlich, S. 60)*) hätte ja nur vollste Haltlosigkeit und Charakterlosigkeit herbeiführen und nie einen Jean Paul zustande bringen können. Das war ja der Fehler Roquairols, jener dämonischen Figur im Titan, daß er nur mit Phantasie der Phantasie Schranken setzen konnte. „Wie kann er der Phantasie widerstehen, da er nur mit Phantasie widersteht?" (Wahrh. 6, 346; Studienbuch zum Titan.)

Die Macht dieser Phantasieübungen kann nur der gering anschlagen, der nicht weiß, daß all unser Empfinden und unser Wille den Weg durch die Phantasie nimmt und von ihr ihre Färbung annimmt. Jeder wird mit der Erfahrung Jean Pauls übereinstimmen, daß es „zumal bei losgelassener Kraftfülle nur eine Viertelstunde braucht, um durch Anhäufen der Phantasie" sich selbst gute Menschen anzuschwärzen. Es giebt nun doch kein anderes Mittel im Himmel und auf Erden, das Innere zu heilen und zu beglücken, als „durch das angestrengte Innere selbst, und es ist dumm, kurze Hilfe von außen für fortwährende (innere) zu nehmen." Brief an Emmanuel, (Wahrh. 7, 284.)

Man lese einmal folgende Stelle aus dem Andachtsbüchlein (Wahrh. 3, 295—306) und prüfe ihre Macht auf das Gemüt und das Handeln!

Gegen den Schmerz:

Wirf kleine Schmerzen sogleich weg!

Das Betrüben hilft nichts und ist gerade das eigentliche Uebel. — Denke dir die schlimmsten Folgen jeden Uebels, so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest! — Denke dir einen schlimmeren

---

*) Nerrlich spricht von der „ausschließlichen Herrschaft" der Phantasie, welche Jean Paul selbst „den Schlüssel seines Herzens" genannt habe (wo?) und fügt daran einen konfusen Vergleich mit Fichte.

Die Parallele, welche Vischer zwischen Fichte und J. P. gezogen hatte, betraf die ästhetische (humoristische) Seite des Dichters.

Zustand, als in dem du bist! — Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit macht standhaft; warum nicht die Tugend noch mehr? — Nach einem Leiden im Traume fragen wir nichts; warum nach denen im Traume des Lebens?

Gegen den Zorn:

Der Sieg über den Zorn giebt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Sieges und hebt das Uebel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zornes in Anlässe des Vergnügens verwandeln. (Welches Raffinement!)

Setze dich gewaltsam im Zürnen in die fremde Stelle!

Warum will ich nicht ohne Zorn und in Liebe strafen? Warum mit Zorn, den Zorn aber schelten? Stelle dir die Tugend des Feindes, seine vorige Liebe gegen dich, gegen andere (bedenke, daß er doch noch andere liebt) und deine vor und die Qual seines Hasses gegen dich!

Erweiche dich durch das Ausmalen der Leiden des Feindes; denke dir ihn als einen geistig Gebrechlichen, der Mitleid verdient.

Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind und du selbst welche zufügst, zumal zu gewissen Stunden!

Du verdammtest allemal den Zorn, wenn er vorüber war und sahest das Unrecht ein.

Du schiebst dem andern anstatt seiner Beweggründe deine unter, die ihn abhalten sollten; er beleidigt dich nicht so, wie du dir es denkst, sondern wie er sich dich denkt, und vergeht sich also an einem viel schlimmeren Wesen als du bist. Wir rächen uns so, als wären wir von Teufeln beleidigte Engel.

Der verletzende Mensch, nicht der verletzende Stein, ärgert dich. Denke Dir also jedes Uebel als die Wirkung einer physikalischen Ursache oder als käme es vom Schöpfer, der diese Verkettung ja auch zuließ.

Nach einer kurzen Pause ist die Beleidigung kleiner geworden, nach einem Jahr zu gar nichts." . . . (cf. Hesperus 169 unten.)

Seine Tagebücher, sein Andachtsbüchlein, die via recti, observanda u. a. sind voll der feinsten psychologischen Beobachtungen, Lebensregeln und Aufschlüsse über den herrlichen Charakter des Dichters und dessen Innenleben ohne jede Selbstbespiegelung, Schminke und Eitelkeit. Diese

moralischen Tagebücher bilden das schönste Laienbrevier, und nur wenig Werke der christlichen Aszetik bieten ein Seitenstück dazu.

Wie zahlreich, wie eingehend sind nur die Vorschriften gegen den Zorn (von Geburt sein Hauptfehler), gegen Schmerz und Traurigkeit gegen aufkeimende Verbitterung und Menschenverachtung! Mit welche scharfen Analyse geht er den psychologischen Quellen der Leidenschaften und Affekte nach, wie meisterhaft, wie unerschöpflich weiß er immer neu Waffen, immer schärfere Kriegsmittel dagegen zu ersinnen — und dies Tagebücher sind gar nicht für die Außenwelt bestimmt; Jean Paul ha sie nie veröffentlicht außer allgemeinere Stellen, die er in seine Werk aufnahm. Sie sind ganz für den eigenen Gebrauch, für die nächsten Gelegenheiten zugeschnitten und gehen aus ihnen unmittelbar hervor Sie stehen in lebendigster Beziehung zu dem Leben des Dichters. In peinlichster Aszese, in gewissenhaftester Willensdisziplin wurden dies Maximen an dem Verfasser derselben erprobt, dem jedes Tugend virtuosentum, jede Rodomontage, jedes Moralpredigen ohne lebendiges Beispiel ein Gräuel war. Durch diese Bücher, wie im weiteren Sinn ja auch durch seine Werke, gelangen wir zu einem Einblick in das inner Leben, in das geheimnisvolle Weben und Sich-Gestalten der Persönlichkei des Dichters, der zugleich entzückt und Staunen erregt. Wir sind ga nicht gewohnt, von einem Dichter eine so hohe sittliche Vollendung zu sehen. Diese Tugendübungen sind um so interessanter, als sie fern von jeder konfessionellen Grundlage, ohne Anlehnung an irgend eine Kultus form geübt wurden, und Jene glänzend widerlegen, welche meinen hohe Sittlichkeit überhaupt, wie speziell die Tugenden der Keuschheit Opferliebe u. s. w. ließen sich nur auf orthodoxer Basis erreichen Und eben weil der Dichter sich nur tadelt, sich nie genug thut, sich immer Vorwürfe macht, können wir der Bewunderung nicht sat werden über die echt christliche Demut, die rührende Bescheidenheit, di bis ins Mikroskopische gehende Feile und Selbstvervollkommnung. Jean Paul erreichte durch unausgesetzte Selbsterziehung eine Feinheit und Zartheit des Gewissens, die bei einem Dichter geradezu einzig dasteht Er wußte sich nie genug zu thun: „Je zarter und wärmer man liebt desto mehr entdeckt man an sich statt der Reize nur Mängel, weil man des geliebten Gegenstandes nie würdig genug zu sein glaubt; ebenso werden unsere kleinen Flecken erst auf den höheren Stufen der Religion bekannt, und das Gewissen fordert um so strenger, je mehr man e

befriedigt. Liebe und Religion gleichen hier der Sonne; bei bloßem Tages- und Kerzenlicht findet ihr die Zimmerluft rein . . . aber ein einziger Sonnenstrahl zeigt, wie viel Stäubchen in ihr schweben.“ (Verm. Aufs. 214.)

Daher, aus diesen minutiösen, rastlosen Tugendübungen im Kleinen, erklärt sich die Wirkung des Dichters in der großen Welt, daraus verstehen wir die faszinierende Gewalt seiner Persönlichkeit, die liebenswürdige, weil disziplinierte, und doch hoheitsvolle Erscheinung, die mit dem holdesten Zauber der Tugend umgeben war.*) „Mein Gemüt, schreibt Karoline an ihren Vater, wird durch Liebe und die höchste Güte weich gestimmt, und mein Sinn zur Tugend immer erhoben, so daß ich nicht mehr an mir selbst verzage wie sonst. Die eheliche Liebe macht den Weg bei mir durch die Moralität, daher ich aus Verehrung gehorsam bin, wie man der Tugend gehorcht.“ (Wahrheit 6, 15, cf. 97, 177.)

Ein solcher Weg zur Charakterbildung ist mühselig und umständlich, aber es gibt keinen anderen. „Der Grundriß der Tugend ist bei allen Menschen gleich, aber die Baukosten wollen etwas heißen. Versprich dir nie von der eigenen Tugend die Entzückungen, welche die Bewunderung der fremden gewährt, sondern schmerzliches Aufopfern — warte auch niemals auf außerordentliche Lagen zum Gutsein, denn die alltägliche ist die verdienstlichste, und wie reißende Tiere leichter übermannt werden als Insektenschwärmer, so ist der Sieg nicht über seltene und große, sondern über kleine und tägliche Versuchungen besser und schöner.“ (Ausw. a. d. Teufels P. 118). — „Da die Tugend im Entschluß so süß und in der Ausführung so bitter scheint, so wird man mutlos; aber der, der nur das erstemal sich überwindet, kennt nichts Süßeres. Dem Guten kostet es zuletzt weniger Mühe, gut, als dem Schlimmen, bös zu sein.“ (Briefe an eine Jugendfreundin, hrsg. von Täglichsbek S. 138.)

Man hat an Jean Paul den Mangel plastischer Kunst getadelt — in der Formung des **Charakters** war er ein Künstler wie keiner. „Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit“, sagt Hermine v. Klenke (Enkelin der Karschin). In rastlosem Streben gelang es ihm, die so verschiedenfachen Seiten seines reichen Geistes zu harmonischer Einheit zu bringen und so jenes sittliche Gleichgewicht zu gewinnen, welches den

---

*) „Wie mußte sie ein Mann bezaubern, zugleich so mächtig und so zart — ein sanftes Sternbild aus nahen Sonnen — ein schöner Kriegsgott mit der Lyra — eine Sturmwolke voll Aurora — ein mutiger, heißer Jüngling, der so redlich dachte!“ (Titan, S. 531.) Ist es nicht das Selbstporträt des Autors?

glücklichen Höhepunkt der Selbstvervollkommnung bildet und dessen Fr
der innere Friede ist.

Denn dieses Gleichgewicht der inneren Elemente war keinesw
angeboren, sondern bewußt anerzogen in schärfster, rastlosester Wille
disziplin.

Prinzip hiebei war ihm: keine Kraft zu schwächen, sondern „je
sittlichen Eigentümlichkeit ihre Grenzberichtigung durch Ausbildung
entgegengesetzten Kraftpols zu geben“ (Levana 31), damit keine Kr
überwuchere, sondern jede in harmonischem Einklang und mit veredel
Fülle zur Entwicklung käme. Werfen wir zur Veranschaulichung des
einen Seitenblick auf zwei hervorstechende Seiten des Dichtercharakt

1. Kampf gegen den Zorn.

Besonders stark war Jean Paul veranlagt zur Leidenschaft
Zornes und zu phantastischer Schwärmerei, und wie gelang es il
beide Affekte zu mäßigen! Nicht als ob er sie unterdrückt hätte.
Helden seiner Dichtungen sind vollsaftige, trotzige Knaben mit offen
Auge und warmem Herzen, aber oft auflodernder Hitze gegen alles l
männliche und Schlechte, und so zeigt sich uns auch der Dichter. A
doch führt er die Waffen der Satire und sittlichen Entrüstung eigent
nur in seinen Dichtungen; im persönlichen Verkehr war er der liebe
würdigste, wohlwollendste Gesellschafter.*) „Nie“, sagt er einmal, „h
ich einen Menschen, bei aller Neigung zur Ironie auf dem Papi
in der Wirklichkeit ins Lächerliche weder allein noch vor anderen hin
geschraubt, sondern seinen Schwächen so teilnehmend ernst geantwor
wie fremder Kraft.“ (Wahrh. 2, 83.) In der via recti heißt es: „St
dich nur eine Woche lang sanft gegen jeden (obwohl aus Ueberzeugu
um zu sehen, wie dadurch alle Seelen gewonnen werden und d
gewinnt. Hast du oft vergeben, warum nicht noch einmal, und w
du irgend einmal vergeben, warum nicht sogleich, sondern erst die Ma
des Zornes aushalten? Zürnen heißt einen Fehler zu einem gan
Menschen machen, und mit einem alle Tugenden auslöschen.**) — Es

*) Das ist besonders auffallend im persönlichen und brieflichen Verkehr
seinen literarischen Gegnern Fichte, Schlegel, Schiller. J. P. fühlte, „wie un
unser für Tugend ausgegebener Widerstand gegen Schlimme sei und wie saue
selbst einer edlen Seele werde, Feinde zu bekämpfen, ohne sie anzufeinden“. Hesperus

**) Wie edel war sein Betragen gegen den Assessor Krause in Bayreuth! Obs

nicht genug, daß man in Ehezwisten oder auch sonst überlegene moralische Kälte behaupte, es ist sogar Pflicht, die Kälte in Ruhe einzukleiden und sanfter darzustellen." — „Ist es nicht widersprechend, die absetzenden Windstöße draußen gleichgültig anzuhören und doch den klappernden Fenstern zornvoll zu unterliegen, bloß weil du nicht über jene, sondern nur über diese gebieten kannst? Es kostet ja nur einen Willen, so erträgst du dieses und alles willkürliche Geräusch um dich, von der Magd bis zu den Kanarienvögeln." Geradezu komisch klingt es, beweist aber, wie der Dichter selbst im Kleinsten eiserne Disziplin übte, wenn er sich in der „Feuerdichtungswut", z. B. beim Aufschneiden des Papieres, zuruft: „Sei vernünftig!" (Vergl. hiezu Wahrheit 7, 228—242.) „Die Wut, womit ich das gehörige Blatt suchend greife, bei dem Bewußtsein, alles sanft zu thun, die Sänfte, womit ich bei der Erinnerung die Sachen wieder hinlege, wenn ich nicht gefunden" u. s. w. (Wahrh. 2, 46.) — Als Regel für die gemeinschaftliche Unterhaltung stellt er auf: „Wenn dir im Feuer etwas kühn vorkommt, so ist es gewiß zu kühn. — Sage nie auf der Stelle nein, sondern warte!" Es muß immer wiederholt werden, daß bei Jean Paul die herrlichen Regeln seiner Moralbücher keineswegs bloße Verstandesübungen oder hohle Deklamationen waren, sondern im Leben des Dichters die treueste Darstellung fanden. Bei jeder Maxime ist die innigste Anknüpfung an Begebenheiten, die speziellste Beziehung gegeben. So wird oben bei der Erörterung über den Zorn gleich beigefügt: „Wenn du voraussiehst, daß die spät nach Bindloch kommenden Pferde die Ankunft in Bayreuth verspäten, so erwarte, wenn Karoline auch aus der Gesellschaft später kommt, ebenso ruhig, welche Ursachen sie zum Verspäten zwingen!" So wird die Regel über die Konversation

---

durch bittere Reden und noch mehr durch die giftigsten Rezensionen, die aus dessen Feder flossen, auf das tiefste gekränkt, kehrte er doch, seiner obigen Regel treu, immer wieder mit dem Oelblatt in der Hand zum Feind zurück, bis er einsah, daß alles vergebens war. Endlich schrieb er an Otto: „Mit K. breche ich zum letztenmal, lies seinen Brief; überhaupt, wo so viele Unähnlichkeiten sind, sollte man nicht den Schrei der Natur taub überwinden wollen. Ich will ruhig werden im kargen Mittelalter, in der fetten Jugend wäre es anders." An K. selber schrieb er: „Es sei denn wieder geschieden; meine Bücher behalten Sie, solange Sie wollen, Ihre folgen hier und somit ein Ende des Endigens. Uebrigens mit Freuden werde ich Ihnen überall als einem Fremden voll Kenntnissen und Kraft begegnen, der sich aber, wie immer der Fall ist, wenn von langer Schicksalsfortdauer die Rede ist, über mehr zu beklagen hat als über andere." (Wahrh. 7, 229.)

an einem Vorkommnis in der Gesellschaft exemplifiziert: „Habe so einmal wieder recht ins Gelage hineingetobt," schreibt er an Otto; „wenn mir nur einmal einer recht derb die Wahrheit sagte! Fahre mich doch ein wenig an! Indessen werde ich auf vier Wochen jetzt gewiß wenn nicht ein Lämmchen, doch ein Lamm." (Wahrheit 7, 227 Anm.)

Besonders bewunderungswürdig ist seine Herablassung gegen Niedere. Er apostrophiert sich selbst: „Bloß durch scheinbar herablassende Liebe gegen andere, die eigentlich dir gleicher stehen, als sie denken, dankst du dem Himmel für die Ueberschätzung deiner." — „Kein Mensch werde bloß aus deinem Verhältnis zu ihm oder seinem zu dir betrachtet, sondern aus seinem zu sich, der Zukunft, der Welt." Selbst in seiner Krankheit, so berichtet der Augenzeuge Spazier, trat die seiner inneren Natur so ganz eigentümliche Liebe und Güte immer rührender hervor, immer milder wurden seine Züge, immer sanfter seine Stimme; jeder, auch der kleinste und gewöhnlichste Dienst, den man ihm erwies, erschien ihm überschwänglich, und wahrhaft ergreifend war es, zu sehen, wie er mit ängstlicher Eile nach der Börse tastend suchte, um der Magd für irgend eine kleine Gefälligkeit sich erkenntlich zu zeigen.

Man vergleiche damit Goethe, der mit zunehmendem Alter immer mehr zugefroren gegen alle Menschen wurde. „Ich bin nicht für diese Welt gemacht; wenn man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Koth. Wenn die Menschen nur nicht so pover innerlich wären!"*) Jean Paul dagegen: „Ich bin gegen keinen Stand blos höflich, höchstens gegen die Höheren unhöflich, und denke beim Bettler, dem ich gebe, ebensosehr an den Ehrenpunkt seines Ich als bei anderen." „Wenn jemand, sagt er so schön, dir Freude zu machen die Absicht hat, so ist es die größte Sünde, über irgend etwas, womit es ihm nicht gelungen, auch nur die kleinste Mißbilligung zu zeigen, und eine ganz wohlwollende Absicht mit Undank aufzunehmen." Seine Tochter Emma erzählt: „Den Gärtnerseheleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, half er öfter aus; immer fünf Gulden gab er auf einmal, von denen die Frau alle Monate einen wiederbringen mußte, wofür er ihr einen Sechser „Interessen" zahlte, wie er sagte; und wenn der Vater in diesen Garten früh mit seinen Arbeiten hinausging, wählte er meist den Weg durch den langen schattenlosen Rennweg,

*) Auch Theodor Vischer meint: „Ohne Menschenverachtung ist noch ni[illegible] Großes geleistet worden."

blos um vor dem Thor von einer dicken Branntweinbrennerin einen Guten Morgen zu bekommen und noch sagen zu können: es wird schönes Wetter, Frau R.! oder: es wird nicht lange mehr so bleiben, wir kriegen Regen, Sie werden schon sehen! Denn bei dieser Frau trafen, wie sonst nicht bei jedermann, seine Wetterprophezeihungen immer ein." Jean Paul war der Ansicht, daß das Genie der liebenswürdigen Herablassung ganz besonders bedürfe als Gegengift gegen den Stolz. „Vom Genie sollte eine gewisse Sanftmut, Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit, — das ist wohl Lebensart — noch seltener geschieden sein, als von mittelmäßigen Menschen. Diese Menschenfreundlichkeit ist eine Decke Mosis auf dem strahlenden Gesicht und eine Art Menschwerdung, die uns an ihnen so erquickend thut, als mir in meiner Jugend von der Sonne das eingemalte Menschengesicht im Kalender. (Auswahl aus des Teufels Papieren S. 110.)

2. Gegen Ausartung der Phantasie.

Was den zweiten Punkt, das Vorherrschen der Phantasie, betrifft, so hebt Jean Paul das Gegengewicht ernster Grundsätze und kräftiger Verstandesleitung stark hervor: „Unter allen Gütern des Seins wird gerade das höchste am wenigsten berechnet und geschätzt, das Wollen, das ja immer bei mir ist, das mich allmächtig wenigstens gegen mich selbst macht, das mich plötzlich aus allen meinen Verlegenheiten herausträgt, das mich in jeder Minute Herr meiner und der Umgebung macht und mir die Ruhe gibt, die jedes Außen verweigert oder erschwert." Jeden Tag ruft er sich zu: „Uebe an dir eine handelnde und widerstehende Kraft, um immer kräftiger zu werden, anstatt schlaffer! Daher sei dir jeder Anlaß zum Widerstand lieb, ohne welchen nichts zu leisten wäre." (Wahrheit 7, 234.) „Ich habe schmerzlich gelernt", sagt er (Förster, Denkwürdigkeiten 2, 252), „der kurzen Allmacht der stärksten Gefühle die ewige Allmacht der kälteren Vernunft vorzuziehen. Sie halten Liebe für ferne Wesen so leicht für Liebe gegen nahe und trauen den Träumen des Herzens, in denen sich freilich alle Ecken eines anderen und der Wirklichkeit leicht glätten. O, es hilft nichts, daß der Mensch zu sich selbst sagt: Ich will mich ändern! Er sagt sich's im Enthusiasmus der Liebe vor, aber die Aenderung würde er gerade im aufgehobenen Enthusiasmus zu machen haben und also nicht machen können." Und an Josefine v. Sydow schreibt er: „Nähren Sie in Ihrer guten Charlotte weniger das weiche und warme Herz, als das stolze! Die Gefühle fliehen oder schmücken, wenn die Ehre siegt

oder belehrt. Mein Geschlecht baut gerade seine Kriegsmaschinen auf das weiche Herz des Ihrigen."*) Mit zunehmendem Alter wurde er noch skeptischer gegen Gefühle. „Ich dringe jetzt weniger auf Menschenliebe, als auf Kraft und Selbstachtung"**), daher seine Abneigung gegen Kotzebue, in dessen „Breiherzen das Gewissen keinen massiven Punkt zum Einhacken finde". (Auch Goethe's Werther war ihm durchaus zuwider.) „Mensch, schaue! aber fühle nicht bloß", sagte er Museum 90. „Das Gefühl bildet Knechte, das Auge Freie. Je öfter Empfindungen wiederkommen, desto mehr entkräften sie uns und sich; hingegen je öfter Vorstellungen sich wiederholen, desto mehr verstärken sie sich in uns, bis ihr verdoppeltes Licht endlich die Kraft der Wärme gewinnt und also den Sieg über Gefühle."

Daher hält er den ihm sonst unsympathischen Stoizismus doch als moralisches Stahlbad des Willens für nützlich. „Der Stoizismus thut zwar nur negative Dienste der Tugend, denn die stoische Erkältung treibt keinen Frühling heraus, aber sie macht die Insekten hin, die ihn zernagen; der stoische Winter nimmt, wie der physische, die Pest hinweg, ehe die wärmeren Monate kommen, um neues Leben zu bringen." (Hesperus 427.)

Es läßt sich denken, daß durch solch kräftiges Selbstbilden eine Festigkeit und Konstanz des Charakters sich gestalten mußte, die als ein besonderer Vorzug bei Jean Paul auffällt und jedenfalls auch ein Kriterium der Vortrefflichkeit seiner Selbsterziehung ist, wenn man nicht mit Gentz der Ansicht ist, »l'homme absurde seul ne change pas.« Interessant ist hier der Gegensatz zu Goethe, der meinte, der Mensch ändere sich mit jedem Jahrzehnt, und der von sich selbst in übergroßer Bescheidenheit urteilte, er fürchte, nichts übrig zu behalten, wenn er sich nehme, was die Verhältnisse und die Menschen ihm gegeben. Bei der dritten Zusammenkunft Jean Pauls mit Goethe (Aug. 1800) antwortete Goethe auf Jean Pauls ausholende Frage, wie ihm Jacobis Brief an Fichte gefalle, trocken: „Er bleibt sich gleich." — „Gott und der Teufel bleiben sich auch gleich", versetzte schlagfertig Jean Paul. Goethe war so verblüfft, daß er aus „Unbehilflichkeit und Zorn und Stolz stumm geblieben sei, und kein Epigramm hätte ihn in Bewegung stochern können."

Daher auch der unausgesetzte moralische Fortschritt, der die Nähe des Dichters, selbst in den letzten trüben Tagen, zu einer so

*) Förster 2, 188.

**) An Jacobi, 3. Aug. 1802. (Briefwechsel Jacobi's 2, 314.)

beglückenden, ja zur Andacht stimmenden machte; daher brauchte Jean Paul nicht wie Goethe über die „stets wiederkehrenden Fehler“ zu klagen. Bis in die letzten Tage seines Lebens blieb ihm die wunderbare Gemütsfrische, die Jean Paul so eigene Juvenilität. „In der Jugend ist Jungsein leicht; schöner und schwerer, wenn's Haar sich bleicht.“ (Jul. Hammer.) In der Kunst, „im Alter jung zu sein“, war Jean Paul Meister. Er konnte auch mit Recht eine Anleitung hiezu schreiben. Während sonst der Mensch bei steigenden Jahren und Abnahme der Kraftfülle auch gemütlich verhärtet, war bei Jean Paul die Liebe eine „Blume, die in seinem Herzen je länger je lieber ein fruchtbares Erdreich fand und immer Blüten und Kelche aufschloß, so daß es in den letzten Jahren gar lieblich unter ihren duftreichen Schatten sich ruhen und selig träumen ließ.“ Dies war selbst in seinem schweren Leiden und seiner gänzlichen Erblindung der Fall. „Nie hörte der kommende Freund (sein Neffe Spazier) auch nur ein Wort der Klage über seinen Zustand, als auf sorgende Fragen einige leise wehmütige Andeutungen. Sich selbst vergessend, wollte er Freude mit der allgemeinen empfinden.“ (Spazier, J. P. Fr. Richter in seinen letzten Tagen S. 97).

Die Willensenergie des Dichters zeigt sich endlich in dem unerhörten

Fleiß,

den der Autor auf seine Werke verwandte. „Wer so fleißig ist wie ich“, sagt Seb. Bach, „wird solche Sachen machen wie ich.“ Der Arbeitsfaktor wird bei Genies gewöhnlich zu gering angeschlagen; bei Jean Paul fiel er besonders ins Gewicht. „Lieber Gott, wie unendlich klein wären meine Anlagen ohne die Verbesserungen des Fleißes!“ sagt er, allerdings mit großer Bescheidenheit (Wahrh. 3, 259), und ein andermal: „Ich wollte mit Herders Kraft und meiner Anwendung derselben der größte Autor geworden sein.“ (Förster l. c. 4, 192.) Selbst im Strudel der Weimartage schreibt er, keineswegs berauscht von seinen Erfolgen, an Otto: „Ich beteure Dir, mein Inneres konnte durch all' die Lorbeerbäume nicht um einen Zoll gehoben werden, als es vor den Mumien war. Ich habe eine Demut in mir, die niemand errät und die kein Sieg, sondern eine Notwendigkeit ist, weil ich meinen Fleiß von meinen Kräften abzusondern weiß.“

Die ganze Lebensführung war — außer den religiösen Uebungen — dem Dichterberufe untergeordnet. „Alles, Essen, Trinken, Geld, ja

Gesundheit sind mir nichts in der Wage der ästhetischen Arbeit. Für diese hingegen esse, trinke ich; nur die Genüsse der Natur und die religiösen behaupten ihre eigene Herrschaft." (Wahrheit 2, 31.) Ja, er sagt sogar: „Ich habe nie ein Getränk genommen nur für meinen Geschmack, als das Wasser, jedes andere nur für die Wirkung."*) (l. c. 32.) „Es ist mir ein Gesetz, daß ich nie etwas ohne Anstrengung mache, kein Billet, weil aus willkürlicher Schlaffheit unwillkürliche wird, weil man sich einen schnellen Gang der Ideen so gut angewöhnen kann, als einen der Füße und weil man verbauert unter Menschen, vor denen man sich nicht geniert." (Brief an Jacobi, 4. Okt. 1799.)

„Vor allem bezweckte er in seinen Vorschriften, die er sich gab, richtige Verteilung der Zeit und Kraft. Durch Abwechslung der Arbeit erhielt er den Geist in steter Spannung und erforschte genau, als hätte er einen Acker zu bestellen, welches Nacheinander der Beschäftigungen die meisten und besten Früchte trüge. Dabei hatte er sich von früh an gewöhnt, nichts, auch durchaus nichts, ungenützt vorübergehen zu lassen und so die Gegenwart zu ewigem Zins verpflichtet, ohne ihr das mindeste zu opfern, z. B. „über dem Essen lies in den Exzerpten", „vor dem Kaffee bessere aus!" „in der ersten Woche lies „„Laune"", in der zweiten „„Ironie"", in der dritten „„Thorheiten"", in der vierten „„Witz!"" (Wahrh. 5, 285 ff.)

Noch ehe er das Hofer Gymnasium bezog (1778), also in seinem fünfzehnten Lebensjahre, hatte er mehrere dicke, oft über dritthalbhundert Quartseiten starke Bände Auszüge aus größeren Werken sich gemacht und sich auf diesem Wege ein eigenes bedeutendes Repertorium aller Wissenschaften gebildet. Dazu kamen weitere Studienbücher mit 001, 002, 003 u. s. w. bezeichnet, dann ein Sammelbuch „Thorheiten", ein anderes mit guten und schlechten Namen, dann Bücher, betitelt: Einfälle, Steinchen, Bausteinchen, komische Historien, ein Diarium des Gethanen, Cäsuren der Arbeit, Bemerkungen über närrische Menschen, Ironien (deren 1787 schon elf, 1799 zwanzig starke Quartbände vorhanden waren; der Satiren sind noch mehr). Dazu noch besondere Register, das Mitwörterbuch, Lebensregeln, observanda u. s. w. noch nicht gerechnet. „Meine Poesie, meinen Witz würde man weniger schätzen, wenn man die Mühe kennte." (Wahrheit 2, 21.)

*) So heißt es z. B. in dem Studierreglement: „Zur Erfindung eines Plans trinke Kaffee, in besonderen Fällen nimm Magnesia!"

Ein solcher Mann konnte die kühne Idee fassen, „keinen Einfall untergehen zu lassen", was „noch kein Autor konnte" (Wahrh. 2,27), und wenn auch seine Schaffungskraft allmählich erlahmte, sein Schaffungsdrang blieb ungeschwächt bis zum Grab: „So thu denn alles, was du vermagst", apostrophiert er sich selbst (Kl. Bücherschau 207), „für die herrliche Dichtkunst, welche die armen und verarmenden Menschen tröstet und begeistert, und scheue keinen Aufwand, keine noch übrig gebliebene junge Kraft, kein absterbendes Auge für eine Aussaat, die kleiner ist als die Ernte für die Freude deines Herzens!" „Du sollst sehen, ich will mit den Engeln ordentlich ein Menuett tanzen, man soll sagen, daß man in der Welt noch etwas werden kann, wenn es auch spät ist", sagte er noch in seiner Krankheit. (Spazier, Letzte Tage 148.)

Bekannt ist, daß er vor lauter Gewissenhaftigkeit, Zeit zu vergeuden, zeitlebens nicht zu der immer in Aussicht genommenen Reise nach Italien kam. „Erwarten Sie Sich nicht zu viel", schrieb er an Emilie Harms (ehemals v. Berlepsch, auf deren Einladung nach Schottland), „von dem, der harten Sinnes nur dem Publikum gibt und wenig andere Freuden mehr hat, als die, bis zum Sterben zu schreiben und nicht bloß von der Feder, sondern auch für die Feder zu leben, müßte er sie sogar in sein eigenes Blut eintauchen." (Förster 2, 138.)

Darum konnte er schließlich mit stolzer Genugthuung von sich sagen: „Das Einzige weiß ich — und so sollte es jeder machen — ich habe aus mir so viel gemacht, als aus einem solchen Stoff zu machen war." (Wahrheit 2, 18.)

Die hervorragende Stärke des Willens in Jean Pauls Charakter zeigt sich endlich nach Außen in einem außerordentlich hoch entwickelten Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl.

Freiheitssinn.

Schon äußerlich trat dieser feste, auf sich selbst ruhende Sinn, diese Verachtung der öffentlichen Meinung und herrschenden Mode in der absonderlichen Tracht hervor, die Jean Paul als Jüngling trug: er warf Zopf und Puder von sich, ebenso jede Halsbekleidung, trug einfach sein gelocktes blondes Haar, und Hemden à la Hamlet, vorn an der Brust offen. Selbst die gesellschaftlichen Nachteile, die er infolge dieser Wunderlichkeit erlitt, und die ihm ein wahres „Kleidermartyrium" eintrugen, konnten ihn von dieser Laune lange nicht abbringen. Derselbe

Eigensinn ließ ihn später das Hofzeremoniell unbeachtet lassen. Hut und Degen anzulegen, machte ihm so viel Pein, wie andern das Ablegen. „Andere werden durch das Abnehmen des Degens degradiert, ich durch das Gegenteil.“ (Briefw. mit Otto II, 373.)

Ein Ausfluß dieser Selbstherrlichkeit war auch seine eigene Orthographie, die er sich mit Verachtung des Sprachgebrauchs nach eigenen Ideen zurechtlegte und lange beibehielt.

Vor allem aber äußert sie sich als schwärmerischer Eifer für politisch und sozial freiheitliche Tendenzen und Opposition gegen jede Art von Despotismus. „Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge, noch meines Rückens mir Freunde gewinnen.“ (Brief an Vogel, 8. März 1782.)

Das Widersinnigste schien ihm, daß die Menschen sogar „ihre Freuden, Gastereien, Lustbarkeiten in Frohndienste verkehrten“.

Keineswegs war dieses lebhafte Unabhängigkeitsgefühl in Stolz, Herrschsucht und Rechthaberei gegründet. Wo Jean Paul überzeugt war, daß ein Gebot moralisch gefordert wurde, war er weit entfernt, demselben zu widerstreben, und war wohl der Mann, die Ecken seines Charakters durch seine Methode eiserner Selbstzucht abzuschleifen. (In Lindas Fall hat er ein warnendes Exempel der Grundsätze einer Charlotte v. Kalb hingestellt, jener Gesetzesfreiheit, die kein Maß, keine Schranke kennt und die Moral zum Handeln für so überflüssig hält, als für das Denken die Kenntnis der Logik. Ein gleiches ist männlicherseits Roquairol, der „eher Schauspieler als Mensch“ war und „früher in der Sonnenseite der Phantasie, als in der Wetterseite der Wirklichkeit lebte.) Aber was sein Gewissen für schlecht hielt, das sprach er rücksichtslos aus und handelte demgemäß. Kampf gegen ertötende, niederträchtige Gesinnung schien ihm Hauptpflicht eines freien Mannes in einer Zeit ekelhafter Devotionsheuchelei und feilen Strebertums. „Das ewige Akkomodieren, das uns noch eine Milchbarbarei bringen wird, ist nicht meine Sache“ (Dämmerungen 17). Diese Seite seines Charakters ist's, die ihn Börne so sympathisch machte und ihm den Namen eines „demokratischen Dichters“ gegenüber den „Aristokraten Goethe und Schiller“ eingetragen hat. (Nerrlich 189, übrigens ein sehr unklarer und bezüglich Schillers unrichtiger Gegensatz!)

In politischem Sinn kann man ihn nur mit großer Einschränkung so nennen. Jean Paul sah das Ideal eines Staates keineswegs in der

Republik, wenigstens nicht in seiner reiferen Zeit. Immer ist es ein edler Fürst, den er als den Messias des Zeitalters erharrt (cf. die politischen Schriften und unten Kap. IX), und eine Lieblingsidee, die sich durch alle seine Hauptwerke zieht, ist ihm die Entwicklung eines reichbegabten Fürstenkindes zu schildern. Unter die Etikette der Parteischablone läßt sich ein so vielseitiger und eigenartiger Genius nicht zwingen.

Richtig ist allerdings, daß in der Jugendzeit der Haß Jean Pauls gegen Fürsten und Adel ein geradezu krankhafter war. „Schmelzle" 44 nennt er die sämmtlichen Höfe die „Schneelinie Europas", Flegelj. 259 spricht er von „parfümierten Bestien", „die wie le Beaut im Hesperus S. 59 selbst vor dem Teufel in der Hölle den Hut abziehen werden, wenn sie hineintreten!" und die Satiren auf das Hofleben sind eine stehende Nummer in allen seinen Werken. Eine geradezu widerliche Persiflage ist besonders die Satire auf den „Ahnenstolz" in den Grönl. Proz. S. 71 und jener Brief eines jungen Theologen, der allerdemütigst die Maitresse seines adeligen Patrons zur Gemahlin erbittet. Als er in der Dresdener Hofkirche der Taufe einer Prinzessin beiwohnte, schienen ihm „die Trompeten die Ohren der künftigen Gebieterin taub zu blasen für künftige Bitten", dabei knirschten seine „demokratischen Zähne" über das gekrümmte schwarze Volk, das „nicht schön, nicht edel, nicht lesebegierig, nicht kunstsinnig, sondern nur höflich" sei. Seinen Hund hieß er „Hofmann" als Satire auf die hündischen Wedeleien der Hofleute (nach andern freilich aus Haß gegen einen gleichnamigen Professor, der eine ungünstige Rezension über ihn geschrieben hatte).

Es war diese Gesinnung kein Wunder, wenn man den Zeitgeist, sowie die Entwicklungsgeschichte des Dichters ins Auge faßt. Schon im Knaben war jedes Selbständigkeitsgefühl vom Vater fast tyrannisch niedergehalten, darum aber nur umso stärker angespannt worden, seine trostlosen Familienverhältnisse, das Elend seiner Universitätsjahre, die Demütigung, die er von dem hochfahrenden Kammerherrn in Töpen erfuhr, wie von dem Hofer bürgerlichen Geldprotzentum, das noch unerträglicher drückte als die Anmaßungen der doch von Bildung und feiner Lebensart getragenen Geburtsaristokratie, der Einfluß fast all seiner Freunde (besonders des Erzdemokraten Amtsverwalter Clöter), der Enthusiasmus, den Rousseau (der „Magus der Jünglinge"), sowie die übrigen Apostel der Freiheit erzeugten — Alles mußte in der Seele des empfänglichen Jünglings die freiheitlichen Tendenzen mächtig entfalten und zum Ausbruch

bringen; die politische Jakobinermütze kam daher schon im französierten Namen zum Vorschein, der später allerdings Jean Paul etwas genierte. Die gesammte Literaturperiode der „Sturm- und Drangzeit“ ist von diesem Geist durchweht; es ist die Zeit, wo Schiller die Räuber »in tyrannos« wo er im Fiesko (der gleichwohl an fürstlichen Bühnen aufgeführt wurde) das Wort wagte: „Der erste Fürst war ein Mörder und führte den Purpur, um die Flecken seiner Thaten durch die Blutfarbe zu verdecken.“ (V. Akt. 16. Szene).

Eine Ironie des Schicksals war es nun freilich, daß unser Dichter gerade unter der Aristokratie und in Hofkreisen die höchste Anerkennung finden sollte, und der Verkehr mit hohen Kreisen ihm bald Lebensbedürfnis wurde. Kein Dichter ist von den Aristokraten mehr verhätschelt worden, und selbst große Rücksichtslosigkeiten verzieh man ihm. Nirgends gefiel es ihm auch so gut wie am Hof. Wiederholt wählte er Residenzstädte (Meiningen, Coburg) zu seinem Familienheim, und als er schließlich nach Bayreuth übersiedelte, fürchtete er, nur Eines dort zu vermissen: den Hof. Während er anfangs erklärte, er steige „in die Nester der Fürsten nur der Weiber wegen“, die da wie bei den Adlern „größer wären als die Männchen“ (Spazier, Biographie IV. 121), fand er bald, daß er die hohen Kreise doch zu sehr durch die Brille des politischen Demagogentums betrachtet hatte,*) und die Persiflage des Hoflebens bildet in seinen späteren Werken, wo sie vorkommt, mehr gewohnheitsmäßig beibehaltene Staffage und Ablagerungsfeld für die satirischen Ergüsse gleich der stehenden Figur des unwissenden gemeinen Mönches (vergleichbar den ewigen Prügelknaben Maßmann und Jahn bei Heine). Die Ueberzeugung des Dichters ist nicht mehr dabei; persönlich verkehrte er mit den Adeligen in höchst urbaner Weise.

Auch die Abneigung gegen den Zwang des Reims ist ein Ausfluß seines Unabhängigkeitssinnes. „Ich bin ein Vogel, der mit gebundenen Flügeln nicht auffliegen kann“ (Förster, Denkwürdigkeiten 4, 12), sowie die Selbständigkeit, die er sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber wahrte, und die zu manch seltsamen Beurteilungen des Dichters Anlaß gegeben hat.

Daß Jean Paul seine Freiheit auch den Rezensenten gegenüber, diesen „Scharfrichtern des Ruhms“, „Zollbedienten des Neides“, „Kot-

*) „Daß ich leider die obersten Stände, die ich selber nicht gesehen, zu schildern mich erfrechte“ schreibt er an Otto (Briefw. I, 92).

reinigern des Parnasses", deren Federn den keimenden Lorbeer mit fressender Tinte schwärzen. (Grönl. Proz. 53) zur kräftigen Geltung bringt, ist selbst dem oberflächlichsten Leser bekannt. Unerschöpflich ist sein Witz gegen diese alten Feinde, die „leichter den Stab über als eine Lanze mit Autoren brechen" (Hesp. 503), die gleich den Scharfrichtern in England „verlarvt hinrichten" (Grönl. P. 193). — Man sollte denken, Jean Paul wäre von der Kritik sehr übel behandelt worden, doch war dies im ganzen keineswegs der Fall;*) nur hin und wieder wagte sich in der „allg. deutschen Bibliothek"**) oder im Athenäum Schlegels und kleineren Blättern eine absprechende Stimme hervor. Als er sich einst Elise von der Recke gegenüber mit einer Distel verglich, wollte diese dagegen protestieren. Auf Befragen nannte er ihr drei Aehnlichkeitspunkte: „1. Die himmelblaue Blüte, 2. Schmetterlinge umschwärmen sie, 3. sie ist Futter für die Esel." (Wahrh. 8, 308). Einmal wollte Jean Paul eine Prämie auf die „schlechteste und dümmste Rezension" aussetzen; aber eine Kritik der „Dämmerungen" kam diesem Ideal derart nahe, daß das Ausschreiben „weiter keinen Zweck gehabt hätte".

Jean Paul nahm nie ein öffentliches Amt an. Als folgsamen Kanzleidiener, als unterthänigen Vollzieher allerhöchster Befehle können wir uns ihn nicht einmal denken. Selbst die Einladung der Wieland'schen Familie, bei ihr Wohnung zu nehmen, schlug er aus, „weil ich keine Kette, und wäre sie aus Duft an der bloßen Mondsglut geschmiedet, anhaben will" (an Otto 30. Aug. 1798).

Mit seiner Charakterstärke in naher Berührung — denn Lüge ist Feigheit — steht seine außerordentliche Wahrheitsliebe.

Wahrhaftigkeit.

Wahrhaftigkeit ist jene Tugend, deren Wert und Primat von allen ebenso bereitwillig zugestanden wird, als man ihre allseitige Durchführbarkeit im Leben für unmöglich hält. Jean Paul brachte diese Vollkommenheit fast bis zum Ideal. »Incorrupta fides nudaque veritas!« (Hor. carm. I, 24) war sein Wahlspruch. Zwar ist ihm die Lüge ein glückliches Zeichen, daß noch Wahrheit in der Welt ist, denn „ohne diese

*) Nach seinem Tod ist dies allerdings, und zwar mehr als genug, nachgeholt worden.

**) An Otto. 1. Febr. 1802: „In der allg. d. Bibl. hat mich Nikolai bis auf ein paar Knochen aufgefressen. Ich antworte dem Kläffer nichts." (Wahrh. 6, 231).

würde keine geglaubt und keine versucht" (Hesp. 621), aber keineswegs entgeht ihm die ganz eigenartige Verderblichkeit dieses „fressenden Lippenkrebses." Fast alles sei gegen einen Geist eher erlaubt, weil er gegen alles sich wehren könne, nur keine Lüge, welche ihn wie ein altrömischer Henker die unmannbare Jungfrau in Form der innigsten Vereinigung schänden und hinrichten will" (Flegelj. 351). „Die Lüge hat das Fürchterliche, daß man bei dem lügenden Menschen keine Grenze mehr weiß, wo er ein wahrredender wird; den andern Lastern setzt die Notwendigkeit, die Natur, die Anlagen Grenzen." (Förster IV, 68.) Eine Lüge ist ihm Sünde gegen den heiligen Geist, ja er war früher sogar unfähig, Männer für unwahr, wie Weiber für unkeusch zu halten. (Wahrh. II, 63.) Und wie durchgängig, so sind auch hier seine Ansichten nur Abdruck seines spiegelklaren Charakters. „Unangefochten standen ihm stets als hohe und heilige Schätze seines Lebens, Liebe und Wahrheit. Für sie bedurfte er nie eines Entschlusses." (Spazier.) Selbst Goethe rühmt Schiller gegenüber die Lauterkeit und Offenheit seines Charakters (cf. Spazier IV, 31).

Vielleicht mehr als alles andere beweist seine Gewissenhaftigkeit in diesem Punkt folgende Notiz in seinem Tagebuch: „22. März 1791. Ich wollte eine Lüge und 21. März schreiben, weil gestern mein Geburtstag und zugleich der von vielen Entschlüssen und Besserungen war; aber ich konnte es nicht." (Wahrheit 4, 372.) Die Wahrheit ging ihm vor jedem anderen Interesse: „Ich halte die beständige Rücksicht, die wir in unsern Handlungen und Freundesurteilen nehmen, für das Gift unserer Ruhe, unserer Vernunft und unserer Tugend." (l. c. III, 219.) „ . . . wie ich überhaupt das Herz so sehr zu enthüllen pflege wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung beider kann mich nur die Kälte zwingen." (III, 227.) Selbst in Kleinigkeiten zeigt sich sein ausgeprägter Wahrheitssinn: „Nie lockte er seinen Vogel; er wollte nicht einmal ein Tier belügen." (Spazier.) Und wie hell und glänzend tritt die Nathanaelseele des Dichters, in der kein Falsch war, in seinen Dichtungen hervor, wie gewahren wir überall das liebe, treue Gesicht des Autors, der uns seine ganze Seele gibt, ohne Moralheuchelei, ohne Prätention und Affekthascherei, ohne jenes widerliche Prunken mit dem Tugendmantel, wie es Rousseaus Schriften so unausstehlich macht. „In mir wohnt das wahrhafte Gefühl; der Ausdruck soll keines vorlügen und erst erzeugen, sondern umgekehrt soll er mir nur meines nicht entstellen und verbergen. (Wahrh. 2, 22.) Freilich, Jean Paul durfte auch offen sein, „der Herzensreine offenbare uns gern

seinen Himmel, nur der Bösewicht verschone uns mit dem Aufdecken seines Sündenkraters."

Dieser Wahrheitssinn ist dem Dichter um so höher anzurechnen, als seine starke Phantasie, die ihm auch die Abfassung seiner Selbstbiographie so schwer und später unmöglich machte und die herrschende Litteratur (besonders Rousseau) sicherlich ungünstig auf sein Wahrheitsgefühl wirken mußten.

Dasselbe spielt auch in seiner Opposition gegen die Kant'sche Philosophie mit ihren zahlreichen Widersprüchen nicht die letzte Rolle. (cf. das cap. II.)

Die Wahrhaftigkeit, die er selbst aufs Peinlichste übte, forderte er auch von seiner Umgebung; ein Makel in diesem Punkt beeinträchtigte seine Achtung für immer. Dies erfuhr z. B. Fichte. Bei einer Zusammenkunft mit dem Dichter, 3. Mai 1805, ertappte ihn dieser auf einer Lüge. Der große Philosoph und Moralist, der gesagt: man müsse sich eher totschlagen lassen, als durch eine Notlüge retten, sagte, er habe die clavis Fichtiana nicht gelesen." Fichte mußte das Gegenteil zuletzt zugestehen: „er habe sich nur nicht gleich besonnen." Jean Paul schreibt darüber (Wahrh. 7, 35): „Ein wenig an Achtung für seine moralische Seite hat er diesmal eingebüßt."

Die Erziehung zur Wahrheitsliebe bildet ein wichtiges Kapitel seiner Levana wie seiner Erziehungsthätigkeit: „Wer lügt," sagt eine Disziplinarregel der Schwarzenbacher Schulakademie, „dem wird eine Woche lang nichts geglaubt;" und seinen eigenen Kindern predigte er solchen Abscheu vor jeder Lüge ein, daß es ihn stets nur die einfachste Frage kostete, um von allem unterrichtet zu sein.

Auch der Trotz des Knaben gegen Kaplan Völkel hatte in einer nicht erfüllten Zusage (Schachversprechen) seinen Anlaß.

Die Selbstbestrafung des Lügners ist auch die Idee von „Dr. Katzenberger's Badereise". Theoda, die begeisterte Schwärmerin für die Werke des Dichters Nieß, wendet trotzdem sich von dem Dichter ab, als sie erfuhr, daß dieser unter falschem Namen sich an sie geschlichen hatte, und der soldatisch geraden Natur des Hauptmanns Theudobach zu: „Was hatte ich ihm gethan, rief es in ihr, daß er mein Herz so nahe aushorchte, daß er mich zum öffentlichen Irrtum verlockte und daß ich beschämt dem Volkslächeln preisgegeben bin. Was hatte ich ihm gethan? (S. 126.) Desgleichen ist es die Liebe zur Wahrheit, in deren Besitz

„nicht ein Zensor allein“ ist, die ihm jene kraftvollen, niederschmetternden Worte des „Freiheitsbüchleins“ eingegeben. (S. auch den Konflikt in der Seele Viktors, der seinen Busenfreund durch ein Wort retten konnte, dies aber nicht sprach, weil er eidlich gebunden war. „Der Untergang einer Tugend“, sagt dabei J. P., „ist ein größeres Uebel als der Untergang eines Menschen — nur sterben, nicht sündigen muß sein — soll es mich noch mehr kosten, mein Wort zu brechen, als es mich bisher kostete, es zu halten?“ (Hesper. 606.)

Fein charakterisiert ist der Gegensatz der männlichen und weiblichen Auffassung dieser Tugend durch die Bemerkung im Titan 305, daß „Albano aus Selbstachtung, Liane aus Menschenliebe“ wahr sich benahm.

Sein Lebensbild will er durch kein Lob, keine freundschaftliche Beschönigung getrübt wissen: „Ich beschwöre dich“, schreibt er an Otto, „(ich erscheine dir sonst), daß du nach meinem Tod über mich frei und derb schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch zart und delikat über alles.“ (Wahrh. 6, 233.) Freilich ein Jean Paul konnte so sagen. Seine Selbstbiographie betitelte er: „Wahrheit aus meinem Leben“ mit offenbarer Beziehung auf Goethe's „Wahrheit und Dichtung“. Die Fortsetzung derselben gab er aus Gewissensbedenken, über die spätere Periode und die Personen derselben nicht mit vollem Freimut sprechen zu können, auf.

Mit dem Wahrheitsernst des Autors steht natürlich die ästhetische Benützung der Lüge als künstlerischen Hilfsmittels zur Schürzung des Knotens (so der Betrug Gustav's durch den Erzieher, die Täuschung Albano's durch Idoine ꝛc.) nicht im Widerspruch. Das Bedenklichste ist wohl der Scheintod des Siebenkäs, der dem Verfasser mancherseits als frivoles Spiel mit den ernstesten Dingen ausgelegt wurde. (Julian Schmidt.) Hier scheint Jean Paul in der That einer verführerischen Idee zu Liebe gewichtige Bedenken auf die Seite gesetzt zu haben. Frivol klingt besonders die Stelle 325: „Er (Leibgeber) hatte dem Grafen von Vaduz sein heiliges Ehrenwort zurückgelassen, wieder zu kommen als sein Inspektor. Aber seine Absicht war, sich durch seinen teuren Koadjutor und Substituten Firmian repräsentieren zu lassen, der in Laune und Körper eine solche Tautologie von ihm war, daß der Graf vergebens beide untersucht und gemessen hätte, um Einen davon auszuklauben.“ Desgleichen 492: „Habe ich nicht sogar Ihnen den Schwur gehalten, Sie nicht eher zu sehen als nach meinem Tode?“ Der Fehler der tollen Idee rächte sich auch ästhetisch. Ganz verfehlt ist die Motivierung, wie

die ideal gezeichnete Natalie für den Betrug gewonnen wird, S. 391, ebenso 482, wie sich der Graf bei der Entdeckung desselben zufrieden giebt, ganz abgesehen von den Unwahrscheinlichkeiten bei der Inscenesetzung desselben. Allein die ästhetische Verwertung einer Intrigue ist doch noch keine Billigung derselben. Jean Paul findet es übrigens angezeigt, Leibgeber S. 426 versichern zu lassen, daß er das Spiel mit dem Tod jetzt für Sünde halte.

III. Die Gemütsphäre.

Wir kommen nun zur Gemütsphäre des Dichters. Ich glaube, gezeigt zu haben, daß Jean Paul keineswegs der Gemütsmensch gewesen ist, für den die landläufige Kritik ihn ausgiebt (so wenig er Gefühlsphilosoph im Sinne Jacobi's war; s. Kap. II), daß die Gefühlsseite in die strenge Schule und Zucht eines klaren Verstandes und energischen Willens genommen war; aber richtig ist freilich, daß sie trotzdem oder vielmehr eben deshalb um so herrlicher aufblühte. Jean Paul schätzte das echte Gefühl hoch und so ist es erklärlich, daß bei dem idealen Schwung seiner Poesien der Gefühlsenthusiasmus als der hervorstechendste Zug seiner Eigenart gelten konnte; aber man darf nicht vergessen, wie scharf der Dichter die Gefahren einer zügellosen Phantasie erfaßt hat und zwischen wahrer und falscher Empfindsamkeit — Rührseligkeit — unterscheidet. „Arme, aber heilige Empfindsamkeit! Womit wird dein Name verwechselt, indes du allein, wenn nach Schiller die Dichtkunst die schöne Mittlerin zwischen Form und Stoff, noch gewisser die schöne Mittlerin zwischen Menschenliebe und Eigenliebe bist!“ Verhaßt sind ihm Rührungen, diese „Hungerquellen der Liebe,“ diese Waffen in den Händen der Mädchenverführer, der Fahland, Rosa Mayern. „O ihr empfindsamen Gecken der Deutschen, die ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen und mit dem Freund, um in etlichen Minuten zu zanken, warum raubt ihr andern, deren Herz Empfindung nicht nachäfft, sondern fühlt, durch die Thorheit den Mut, eine mißbrauchte Sprache zu reden?“ (Aesthetik III, 3, Kautel des Herzens.)

Die wahre Empfindsamkeit sei wie die Zartheit des Gewissens nur bei starken Naturen, bei Kraftmenschen, wie andrerseits Leidenschaftlichkeit in Schwachheit des Charakters gründet und mit herzloser Selbstsucht gepaart zu sein pflegt. „Die leidenschaftliche Begehrkraft, die das Tier, der Tolle, der Kranke und jeder Schwache hat,“ und die himmelweit

von jener „Vollkraft entfernt ist, die in Sparta, Rom und der ersten Kirche sich so herrlich aufthat," hält er für das Charakterzeichen der Zeit, und ihr entgegenzuarbeiten für heilige Pflicht des Dichters. Sonderbar ist daher der Vorwurf Roquettes (in dessen Literaturgeschichte 2, 459, 462), die Sentimentalität J. Pauls sei die „gefährlichste Feindin der Sittlichkeit," leise umwehe sie die „Sinne mit holdem Nebel, schiebe dem Schönen und Guten unvermerkt das Häßliche und Böse unter, und das befangene Gemüt ahne nicht, von welcher Schmeichlerhand es zum verhüllten Abgrund geführt werde. Seine Werke der Jugend in die Hände geben, hieße sie verwirren und verweichlichen."*)

Das heißt doch der historischen Wahrheit ins Gesicht schlagen! Wie ein reinigendes Gewitter ist die Poesie Jean Pauls in die schwüle Atmosphäre der damaligen Zeit gefahren, welcher entgegenzuarbeiten Jean Paul für seine heilige Pflicht hielt. Wenn Roquette die Weckung des Gefühls für schädlich hält, welche Aufgabe will er denn überhaupt dem Dichter geben? Ist sein Vorwurf nicht ein Vorwurf gegen die Poesie überhaupt, auch die Roquette'sche? Daß Jean Paul für das „Schöne und Gute" begeistere, gibt er selbst zu. Wer nun schiebt dem Schönen und Guten das Häßliche und Böse unter? Doch nur die verdorbene Empfindsamkeit des Lesers. Ist es Schuld des Autors, wenn die schlechte Phantasie selbst aus dem Edelsten Gift saugt? Und muß nicht die falsche Empfindsamkeit durch die wahre überwunden werden? Wenn Leidenschaften „Glieder der Unehre" sein können, hören sie darum auf, „Waffen der Mannheit" zu sein, wie Hamann sagt? Und welche Poesie ist edler und kann der Jugend schönere Nahrung bieten, als die Jean Paul'sche? Hat nicht Jean Paul vor den Gefahren der Sentimentalität gewarnt und in der Siegwartperiode durch seine hohen Ideale das beste Gegengift geboten, zu einer Zeit, wo Goethe es über sein Gewissen brachte, die krankhafte Stimmung durch seinen Werther aufs höchste zu steigern? Jean Paul hat es verstanden, die rührendsten Accente anzuschlagen, die heiligsten Gefühle zu erwecken und neben Zartheit des Empfindens auch Kraft des Wollens einzuflößen. Wie viele Dichter gibt es, die sagen

---

*) Das herbe Urteil Roquettes ist um so seltsamer, als er (S. 466) zugesteht, daß J. P. eine „durchaus reine Natur gewesen, so edel, wie seine Heldengestalten," und andrerseits Wieland gegen die „falsche Prüderie" in Schutz nimmt, die „mit echter Sinnlichkeit nichts zu schaffen habe, und die Sinnlichkeit aus der Poesie verbannen wolle." Hier ist doch der Standpunkt gründlich verrückt.

können, und mit Recht sagen können, „sie haben nie eine Zeile gegen die Tugend geschrieben?“ *)

„Manche unserer älteren Zeitgenossen“, sagt Vilmar, „verdanken es Jean Paul noch heute mit tiefer Bewegung, daß sie von der Fieberhitze und Fieberkälte des revolutionären Triebs seinerzeit an Jean Pauls milder Wärme genesen, daß sie durch Jean Paul gerettet worden sind. Die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe haben sich beinahe ein halbes Menschenalter allein zu Jean Paul geflüchtet.“ Wer hat nun Recht, Roquette oder Vilmar? Und daß dies keine bloße Ansicht Vilmars ist, dafür zeugen die Zuschriften Benekes, Schuberts u. a. an Jean Paul. „Unglaublich war die Menge der eingelaufenen Briefe, Bekenntnisse, Selbstlebensbeschreibungen aus allen Gegenden, deren Beantwortung ihm nicht wenig Zeit kostete; er ward zum Vertrauten der tiefsten Geheimnisse gemacht, jeder wollte Rat, viele ihn zum Richter, ja zum Schiedsrichter ihres ganzen Lebens, reuige Sünder suchten Trost in einer Beichte an ihn! Ueberall riet, half, tröstete, unermüdlich ermunterte er, und keiner unserer großen Männer seit dem alten Gellert mag so auf seine Zeitgenossen gewirkt haben. Wer durch Schicksalsschläge niedergebeugt war, wer von inneren Konflikten gequält wurde, sie alle suchten an ihm einen sittlichen Halt und sprachen die geistige Wunderkraft seines Gemüts voll Vertrauen an.“ (Wahrh. 6, 15.) Lieutenant v. Uttenhoven dankt ihm in einem gerührten Brief, daß er durch die Lektüre des Hesperus von seinem ausschweifenden Lebenswandel gerettet worden sei. (Förster III, 70.) Ein gewisser Heinrich, der dem Wahnsinn nahe war, fand Trost und Seelenruhe bei ihm, und der Dichter Gotthilf Heinrich Schubert gedenkt dankbar der Lektüre des Mannes, der „mich wie ein guter Engel durch den schönsten, aber auch gefährlichsten Teil meiner Jugend hinübergeleitet, mein Herz mit Liebe genährt und groß gezogen und nebst Herder

---

*) cf. auch Levana 226: „Was ist aller Gewinn, den die junge Seele aus der Vermeidung einiger Fehltritte und Fehlblicke zieht, gegen den entsetzlichen Verlust, daß sie ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Plane, kurz so nackt in das kalte, enge Leben hineinkriecht, als die Meisten aus demselben heraus? Wie soll ohne die ideale Jugendglut das Leben reifen oder der Wein ohne August?“

Die Gefahr, „den Regenbogen der Phantasie zum Schwibbogen der Wirklichkeit zu machen“, ist doch nicht so leicht zu erwarten.

am meisten unter allen deutschen Schriftstellern mich für meine Heimat im Reich des Geistigen gebildet und zubereitet hat. Verehrter lieber Mann! Haben Sie Dank auch für die Liebe und Innigkeit, die aus Ihrem Herzen und Ihren Schriften an die Herzen geht, Dank für all den Segen, den Ihre Schriften auch für mich gehabt haben! Mitten in einer sehr gefahrvollen Zeit und Umgebung habe ich mich hineingerettet und verborgen in die Schöpfungen Ihres reinen, kindlich frommen, liebevollen Herzens. Diese unschuldige Geisteswelt hat den geistigen Keim in mir rein und mir die Empfänglichkeit erhalten und vermehrt für die Liebe Gottes und der Menschen." (Wahrh. 8, 54.) Und Heinrich Voß, der Sohn des gleichnamigen Dichters, schreibt (12. Aug. 1817, Briefwechsel J. P. mit Voß S. 5): „Laß mich's sagen, Du teurer Mann, ich bin wahrhaft dankbar gegen die Vorsehung, daß sie mich auf meiner Lebensbahn Dich finden ließ. . . . Nie ist mir das Gefühl der Demut näher, als wenn ich bei Männern stehe, in denen ich die Allmacht Gottes verehren kann. Glaub' mir, Du Teurer, Du hast mich gewaltig gehoben. Nur eines Sporns bedarf ich von Zeit zu Zeit, Du warst mir ein gewaltiger." Und man betrachte sein Verhalten gegen die unglückliche Maria Lux, das hochbegabte Mädchen, das in wahnsinniger Liebe zu dem Dichter entbrannte und um jeden Preis in seine Nähe zu kommen suchte: welche Zartheit, welche Schonung bei der strengsten keuschen Zurückhaltung! Und nach dem Tod des Mädchens machte er sich noch Vorwürfe, vielleicht doch zu hart gegen dieselbe gewesen zu sein! (cf. den Briefwechsel Wahrh. 7, 323—362.)

Jean Paul war ein Priester seiner Zeit, deren Charakter, namentlich der „leidenschaftlichen Begehrkraft" und „frechen Liebe" und Unkeuschheit er sein Leben lang entgegenarbeitete. Man lese seine zündenden Worte in Lev. 35: „Der Geist der Ewigkeit, der das Herz und die Welt richtet, spricht streng aus, welcher Geist den jetzigen Begeisterten der Sinne fehlt: der heilige des Ueberirdischen."

Richtig ist freilich, daß Jean Paul'sche Phantasie die künstlerischen Grenzen nicht immer einhält und daß die schwungvolle Darstellung nicht selten in verhimmelnde Ueberschwänglichkeit ausartet.

Der Dichter fühlt dies recht wohl und sagte entschuldigend: „Es giebt eine lyrische Trunkenheit des Herzens, worin man keinen Brief schreiben sollte, weil nach 50 Jahren Leute darüber geraten könnten, denen das Herz und die Trunkenheit zugleich abgeht." (Siebenkäs 388.)

Und Wahrh. 2, 78 sagt er: „Ich taugte zu keinem Prediger, wenn ich die andern in heilige Rührung gebracht hätte, wäre ich sosehr in völliger, daß ich nicht mehr reden könnte.“ Aber rein bleibt immer der Hauch, edel das Pathos, das aus seinen Schöpfungen weht, sie sind der Spiegel einer kindlich reinen Seele; nur Oberflächlichkeit kann die edle Glut der Jean Paul'schen Begeisterung mit dem feinen Gift der Wieland'schen Erotik oder der Sentimentalität eines Sigwart-Miller, der ungezügelten Leidenschaft eines Klinger zusammenstellen.*) (Nur wo der Dichter genötigt wurde, Verbindlichkeiten zu äußern, wo das Herz nicht dabei war, wird der Stil geschraubt; so erinnern einige Briefe der Förster'schen Sammlung auffallend an die Sprachweise des guten Mr. Mikawber in Dickens Kopperfield).

Liebe.

Daß ein solcher Autor des Herzens ein begeisterter Schilderer der Liebe sein mußte, ist selbstverständlich. Liebe ist ihm das „Mark des Lebens“, ja das „Einzige, was man mindestens aus seinen Werken lernen könne“, sei, „daß er herzlich liebe“. Aber seine Idee von der Liebe ist ganz eigner, fast überirdischer Art und unterscheidet sich himmelweit von deren gewöhnlicher Auffassung, selbst bei Dichtern.

„Die Unschuld seiner Seele und der Abscheu vor jeder derben Sinnlichkeit, welcher die Jungfräulichkeit seines Körpers bis ins Brautbett führte“ (im 38. Lebensjahre!), verwischte nie durch Sättigung das schöne Bild der Phantasie, das er sich von den weiblichen Wesen machte; daher die vielen täuschenden Hoffnungen, die seine fromme Innigkeit in ihnen erweckte, und die zu enttäuschen seine Gewissenhaftigkeit sich noch lange sträubte. . . Es fehlte ihm der dichterische Leichtsinn der Jugend, um die Blüten des Lebens ohne Sorge und spielend zu umfliegen, und die Kälte, mit der z. B. Goethe nach Erschöpfung des poetischen Genusses

*) Es kommen mitunter heikle Situationen in den J. Paul'schen Romanen vor, aber stets sind sie mit wunderbarem Takt behandelt. Bemerkenswert sind die Worte Otto's über eine dieser Szenen: „Daß die fürstliche Bouse'sche Verführungsszene (in der „unsichtbaren Loge“) einer gänzlichen Einschmelzung bedürfe, glaube ich nicht und werde nie deiner Meinung sein. Es ist ein Muster, wie dergleichen Szenen behandelt werden müssen, wenn sie, um den Helden zu entschuldigen, auf's Lebhafteste geschildert werden und im Leser Haß gegen den Fehler und das reine mißbilligende, moralische Gefühl nicht nur erhalten, sondern auch erwecken und stärken sollen. (Otto an J. P. Briefwechsel I, 42.)

jede unangenehme Nachwirkung von sich zu weisen im stande war.“ (Spazier 4, 175.) Daher sein Spiritualismus in der Liebe, der fast jede körperliche Berührung als Sünde betrachtete. „Edelste Liebe ist bloß die zarteste und tiefste Achtung, die sich mehr durch Thun als durch Unterlassen offenbart, die immer opfern, nie bekommen will, die der Liebe gegen das ganze Geschlecht nichts nimmt, sondern nur gibt durch das Einzelwesen. Diese Liebe ist eine Achtung, in der der Druck der Hände und der Lippen so entbehrliche Bestandteile sind und gute Handlungen so wesentliche — kurz eine Achtung, die vom größeren Teil der Menschheit verhöhnt und vom kleinsten tief geehrt werden muß.“ (Loge 339.) „O, ich möchte eher vor dem Bild alles Schönen und Vollkommenen niederfallen, hinauf zu ihm weinen, als wollüstige Gedanken haben.“ (Wahrh. 3, 83.)

Von der Liebe werde gleich dem Gletscherwasser das Beste genossen, ehe sie die Erde berührt (Jubelsenior 23) und unsere höchsten Empfindungen seien dem Paradiesvogel ähnlich, der sich selten mehr vom Boden erhebt, wenn er auf ihn gesunken ist, und „die Liebe erhebt, worin die Gunstbezeugungen nicht kühner, sondern blöder machen“. (Hesp. 506.) „Zart- und Ehrgefühl zusammen bereiten einer geliebten Seele ein festeres Glück, als die Genieliebe, dieser Wechsel von fliegender Hitze und fliegender Kälte, dieses Feuer, das wie das elektrische stets zweimal zertrümmert, beim Anfliegen und beim Abspringen.“ (Titan 247.)

Das eben ist das Unglück, sagt er (Wahrh. 5, 102), daß man immer einen so großen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft macht, als könnte man je etwas anderes oder höheres oder schöneres lieben, als die Seele. „Lieben Sie wie die Tugend, die keinen Körper annimmt! Der erste Kuß endigt die Liebe. Die schönste Aetherflamme brennt nieder auf dem Altar aus Erde. Denke sie, aber sieh' sie nicht, dann liebst du. Wenn du dann unter schöneren Sonnen als unserer einzigen sie wiederfindest, dann darfst du die Arme ausbreiten und sagen: Komm an mein Herz, ich habe dich verdient, denn ich habe dich nachgeahmt, ich habe dich auf der ersten Welt so rein geliebt, als wärest du auf der zweiten.“ (Brief an A. . .) Man mag diesen Gedanken, dem Jean Paul übrigens in seinen Dichtungen mehrfach Darstellung gegeben hat und der auf die unglückliche Maria Lux so verhängnisvoll gewirkt hat, exzentrisch und phantastisch finden; hohen idealen Gehalt wird man ihm nicht absprechen können. Die Venus galt ihm nun einmal nur als Venus Urania

(cf. Blumine 361). Wie bezeichnend ist folgende Stelle: „Wäre mir auf der Venus eine Venus zu Gesicht gekommen, ich hätte das himmlische Wesen, zumal es in dieser Ferne so bezaubernd wäre, warm geliebt und ohne Umstände zu meinem Morgen- und Abendstern erwählt zum Verehren." (Wahrh. II.)

Es ist der Widerstreit der idealen inneren Welt mit der sinnlichen Wirklichkeit, der den Dichter die Realisierung der ersteren in anderen Regionen suchen ließ, wo die Seele, befreit von den Schlacken des irdischen Lebens erst ihr volles Leben leben könne; daher war ihm der Tod keine Trennung der Liebe und Freundschaft, sondern im Gegenteil erst Eintritt zur vollen und wahren. „Liebe und Testamente werden durch Sterben erst ewig." (Flegelj. 113, cf. unten das Kap. über Unsterblichkeit.) (S. auch Siebenkäs 387: „Für die Seele ist jeder Körper nur die Reliquie eines unsichtbaren Geistes und nicht etwa der Brief, den du küssest, auch die Hand, die ihn schrieb, ist wie der Mund, dessen Kuß dich mit der Nähe einer Vereinigung täuscht, nur das sichtbare, von einem hohen oder teueren Wesen geheiligte Zeichen und die Täuschungen unterscheiden sich nur in ihrer Süßigkeit.") Daher der starke Spiritualismus der Jean Paulschen Liebe. „Alles Schönste, was wir haben, ist unsichtbar und wohnt nur vor unserem inneren Auge." (Wahrh. 5, 257.) Charlotte meinte, Jean Paul sei fast besorgt, auf Erden etwas zu finden, was seinen Idealen gleiche, er sei „eifersüchtig auf die Kinder seines Gemüts und seiner Phantasie". (19. Nov. 1798. Brief an J. P.).

„Liebe muß wie die Aurikeln auf Schnee gesät werden, sie wärmt sich schon durchs Eis hindurch und geht um so frischer auf." (Hesp. 435.) „Die unschuldigste Liebkosung kann durch Wiederholung eine schuldige werden." (Briefe u. bevorst. Leb. 14.) „Nicht der Körper wird geliebt, sondern der Geist, — denn wer Körper liebt, liebt sich selbst. Nicht der Mensch wird verehrt, sondern das Göttliche, Heilige, Hohe in ihm, woraus die Selbstverehrung, der Stolz entsteht, aber Verehrung geben ist seliger, denn nehmen. (Förster I, gegen Schluß).*)

*) Hieher gehört auch die Stelle im Briefwechsel mit Otto III, 21: „Was du von der ästhetischen Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit sagst, verstehe ich, aber entschuldige ich nicht in gleichem Grade. Ich halte diese ästhetischen Ausgleichungen der Sinnlichkeit mit unserm bessern Menschen für nichts als einen Versuch, uns selber unsere Erniedrigung zu verbergen und ich klage die Natur an, die uns mißbraucht, um durch unsere Sinnlichkeit ihre Zwecke zu erreichen."

Dem entspricht seine Zurücksetzung der ehelichen Liebe gegen die jungfräuliche: „Die beste eheliche Liebe ist nicht, was die jungfräuliche war; alles Erste im Dichten wie im Leben ist, was ihm sonst auch abgehen mag, unschuldig und gut und alle Blüten kommen so rein weiß auf die Welt, worin nachher, wie Goethe sagt, die Sonne kein Weißes duldet." (Hesp. 8). Auch nach seiner doch so glücklichen Verheiratung erklärt er die Ehe „wohl moralisch, aber nicht poetisch."*) Höchst charakteristisch ist hier der Brief an Helene 31. Mai 1792 (Wahrh. 4, 287—295), wo Jean Paul die mit der „Preisfrage der erotischen Akademie" (cf. Wahrheit 4, 272) zusammenhängende Frage des Cölibats nur scheinbar zu Ungunsten des letzteren entscheidet.

Daher die fast mädchenhafte Schüchternheit, mit der er in „Wahrheit in meinem Leben" seine erste unschuldige Kinderliebe (vom Fenster aus) — das Mädchen hieß Katharina Bärin — erzählt, und in seiner Conjekturalheirat (Briefe 8, 97 ff.) über die Zeit nach der Hochzeit hinweggeht, während er die Verlobung und die unmittelbar folgenden Tage so lebhaft und anschaulich schilderte. cf. die herrliche Apostrophe an die soviel verspottete „alte Jungfer" (Hesp. 289, cf. Jubelsenior 72).

Dabei dachte Jean Paul keineswegs geringschätzig von der Ehe; zwar den poetischen Duft und den zarten Reiz der Unschuld streife sie von der Liebe, jedoch mindere sie nicht deren Intensität und gebe eigenartige Vollkommenheiten: „Früher dachte ich . . . die Ehe zerquetsche mit harter Hand die weichen Blütenblätter der Liebe, indem sie sie pflückt, aber jetzt glaube ich, daß das wechselseitige Hingeben, das die Ehe fordert, das gemeinschaftliche Aufopfern für das Kinderglück, das Tragen von einerlei Leid, das Streben nach einerlei Zweck auch die heiligste Liebe, die vorher blühte, noch mehre, heilige, und die festeste verewige." (Förster, 2, 170; an Josephine von Sydow; Förster 2, 224; an dieselbe:) „Nur die Ehe ist Liebe und jede abnehmende ist nie die rechte gewesen." — (Wahrh. 2, 61): „Ich finde meine heftige Liebe gegen Frau und Kinder gar nicht vermindert." (1807).

Die Helden Jean Pauls sind edle, kraftstolze Jünglinge mit feuriger Empfindung, aber im Punkt der Sinnlichkeit zaghaft: „Der

Der Spiritualismus J. Pauls geht soweit, daß er Trinken edler als Essen („Getränke sind der Gelenksaft der Zunge, Speisen deren Hemmschuh"), den Geruch edler als den Geschmack („der Geruch ist die Poesie des Geschmacks") findet.

*) cf. Flegelj. 177: „Durch die Ehe geht das Paradies verloren wie durch Eva."

Anblick eines verschämten Jünglings ist fast holdseliger als der einer Jungfrau.“ (Titan 124).

Albano ist entrüstet beim Anblick der Tizianischen Venus (Titan 124). Die weiblichen Heldinnen vollends sind bei Jean Paul, wenn sie nicht wie Linda (und ähnlich Gustav) warnend wirken sollen, geradezu übersinnlicher Natur, manche, wie Liane, Beate, Schneeflocken, die „im Himmelblau geboren im Schmutz der Erde zerlaufen“. „Aus Liebe können Weiber sinnlich werden, aber nicht lieben aus Sinnlichkeit.“ Die weiblichen Seelen bringen, ein wenig Flattern abgerechnet, nichts auf die Erde als Reize, Tugend und Liebenswürdigkeit — aber die Erde reißt ihnen die Hälfte weg. O ihr guten Geschöpfe! wenn euch, schöne Maiblumen des Himmels nicht die Lüge und Erziehung so verböge, so zerschlitzte, so besudelte, welcher Engel würde euch nicht an seinen Busen stecken und in welchem Himmel könntet ihr nicht blühn!“ (Jean Paul, Briefe an eine Jugendfreundin*), herausgegeben von Täglingsbeck. S. 20.)

Daher, „um diese angeborne Schönheit der Seele möglichst zu bewahren, ist Jean Paul gegen jede frühe Belehrung, die den mystischen Schleier des Geschlechtslebens aufdeckt und womit pädagogischer Unverstand zu nützen dachte (Basedow hing sogar das Bild einer schwangeren Frau auf dem Gebärstuhl in seinem Philanthropinum auf!) „Was die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleiern; der Funke, den die Phantasie gefangen, glüht fort und die innere Reinheit geht verloren.“ Die Kinder sollen nicht einmal wissen, „was zu fliehen sei; ihre heilige Schuldlosigkeit kenne nicht das verdächtige Ausspähen der entlegensten Absichten, das niedergebückte Behorchen des kommenden Feindes und alle koketten Manifeste und Ausrüstungen“. (Titan 231.)

Keuschheit.

Diese Keuschheit in der Empfindung, dieser religiöse Liebesernst war es, was ihm von der Staël das herrliche Prädikat: trop innocent pour notre siècle**) eintrug (Kl. Bücherschau 64); und die Heidelberger

*) Renata Wirth, spätere Otto.

**) Thatsächlich ist dieser Vorwurf von Tieck (Phantasus, W. W. 4, 112) erhoben worden. J. Paul „sei zu prüde; ein Autor, der so das Gesamte der Menschennatur, das Seltsamste, Wildeste, Tollste in seinen humoristischen Ergießungen aussprechen läßt, dürfe in diesen Regionen des Witzes und der Laune kein Fremdling sein oder aus mißverstandener Moral mit der Unzucht und Unsitte auch die Schalkheit verachten

philosophische Fakultät heißt ihn in seinem Ehrendiplom virum qualem non candidiorem terra tulit.*) (Wahrh. 8, 95.)

Mit Genugthuung bemerkt er (Siebenkäs 21) ironisch: „Vielleicht hätte ich die Sittsamkeit und die Ohren der Damen öfter beleidigen sollen als mancher Weltmann gefunden, da Bücher, sobald sie keine höheren Ohren, sondern nur keusche, und nicht den Staat, sondern nur die Bibel verletzen, am wenigsten anstößig sind. „Der beste Dichter" ist ihm „der keuschester" (Vorschule der Aesthetik S. 434). Der Dichter soll sein Volk veredeln „durch großherzige Gesinnung, Begeisterung für edle Thaten — mit Weglassung aller euripideischen Sentimentalität".

Jean Paul wußte, was das Zeitalter brauchte; es war die Zeit, wo die „alte Feindschaft zwischen dem Weib und der verführerischen Schlange sich täglich der Ausgleichung zu nähern scheint". (Blumine 218.) Unerbittlich führt er den Kampf gegen die Verführer der weiblichen Tugend, die „Jäger der Unschuld, die vor ihrem Opfer niederknieen, um es zu durchbohren", die „Perlfischer, die den liebenden Wesen nur die Perle, nämlich das Herz und die Ehre ausbrechen, um sie dann leer und wund auf die Perlenbank zurückzuwerfen".

Erschütternd sind die Strafpredigten (Loge 297 und Klaglibell 37) gegen diese herzlosen Feinde des weiblichen Geschlechts. „Könnt ihr eine selig liebende Stunde mit euern bekannten Kindern haben, ohne an die tausend martervollen eurer unbekannten zu denken? Könnt ihr am Geburtsfest eures nahen Kindes euch freuen und seiner schönen Entwicklung nachrechnen, ohne daß sich das tötliche Gemälde seiner fernen verhüllten Geschwister vor euch aufrichte, die vielleicht an diesem Tage seufzen oder darben oder sich das reine Herz vergiften? Dürft ihr von Vaterliebe sprechen und sagen, ihr habt euern Kindern eine feste frohe Stätte bereitet, indeß die andern draußen im Weltmeer auf Eisschollen frieren und zitternd weiterschwimmen und vielleicht niederbrechen?!! Nennt euch nicht Männer, ihr seid furchtsamer als die Mütter, die als die Verlassenen bei den Verlassenen bleiben. Nennt euch nicht Väter! es gibt mehr Mütter als Väter, und weniger Kindsmörderinnen als Kindermörder!"

Ernst weist er auf das Beispiel der Alten, die wir Barbaren nennen, hin, wo die reifen Gewaltjünglinge erst im 30. Jahre lernten, was man

wollen". (Um so höher aber der Dichter, der dies so wohlfeile Arsenal des Witzes vermieden hat).

*) „Den reinsten Mann, den die Erde trug."

jetzt da verlernt hat: „ein Mann zu sein" (Friedenspr. 26). „Nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen durch Marius erflehten deren Weiber vom Konsul, daß ihre Keuschheit geehrt, oder daß sie den vestalischen Jungfrauen, wenn auch nur als Sklavinnen, zugestellt würden. Als man ihnen das verweigerte, töteten sie sich selbst.*) — Aber das waren ja Barbaren!"

Mit Entrüstung wendet er sich gegen die versteckte, schleichende und desto einfressendere Unsittlichkeit, in welcher der deutsche Romanschreiber ungleich dem britischen mit dem gallischen „wettsinkt", in dieser „Verkuppelung von Empfindsamkeit mit Wollust, des Sternenhimmels mit dem Betthimmel, der Religion mit der Ausgelassenheit". In dieser Verderbnis und Uebernacht der Phantasie, welche „durch das Gebäude der erhitzten Sinne leicht mit dem Minder der Wirklichkeit versöhnt", sieht er die Hauptursache des weiblichen Falles. (Mus. 96.) Bezeichnend ist (auch für sein Verhältnis zu Schiller), daß der Weichling im Siebenkäs, dem Weib, das er verführen will, die Elegie auf die Hinrichtung einer Kindsmörderin vorliest.

Energisch geißelt er die großstädtische Unsittlichkeit, die „Kothstädtereien" (Lutetia, d. i. Paris = Kothstadt), die „Wiener Sinnlichkeit,"**) (das „Capua der Geister" nennt Wien Grillparzer. (cf. seine Philippika gegen die „freche Leidenschaft" Vorsch. z. Aesthetik, II. Jubilate-Vorlesung, 4. Kautel des Herzens) und beißender Sarkasmus spricht aus der Satire (Holzschnitte (S. 106), wo ein bukolischer Dichter auf dem Mond für die „reine keusche Erde" (wie wir für die keusche Luna) schwärmt: „Schau den silberfunkelnden Gürtel an, womit sie aufgeschmückt durch die Sterne zieht . . . Dort auf der stillen Erde, meine Liebe, da hören die Mängel der Seele auf — dort wird das reine Herz nur sanft erwärmt und nie befleckt und nicht erhitzt, dort sind die Tugend, die Freude und die Wahrheit drei ewige Schwestern, und sie kommen immer Arm in Arm zum Menschen und fallen ihm verknüpft ans Herz."

---

*) cf. Tacitus, de Germania Cap. 7. Plutarch, in Mario.

**) War ihm doch selbst das kleine Bayreuth sittenlos, gegenüber z. B. Heidelberg. (Wahrh. 8, 109.) — Auch die Sittenfreiheit in Weimar empörte ihn tief. Er fand, daß Schiller sich nicht ihm, sondern der Frau v. Kalb habe nähern wollen, der er eine gemeinschaftliche Reise nach Paris vorschlug. (Spazier 4, 120.) „Hier ist alles revolutionär kühn," schrieb er an Otto „und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt seine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor."

Grauenhaft andererseits ist die Phantasie „Traum eines bösen Geistes vor seinem Abfall“, verm. Auff. 171: Es ist die Geschichte eines guten Engels, dem ein gefallener böse Träume eingibt: wie er kindlichen Jungfrauen nachlockt „mit entgegengehaltenen Spiegeln und Goldstoffen, und solange voranläuft, bis er sie in die grausam zu Skorpionscheeren aufgesperrten Mannesarme hineingezogen hatte.“ Da weinte der schlafende Engel. Aber die wache Gestalt lachte und sprach: „Träume dich nur weiter, mein guter Geist der Zeit!“ Und der Engel sah nun die Unglücklichen, die er gemacht, die verwelkten Reizgestalten, welche mit leeren Augenhöhlen vorübergingen und nichts in den Höhlen hatten als Thränen statt der Augen, „die gebückten kleinen Waisen, welche suchten und riefen: Eltern, Eltern? Wo lebt ihr auf der Weltenerde? und Selbstmörderinnen und Kindsmörderinnen, die Hand in Hand gingen und nach einer Hügelkette von Hochgerichten hinzogen, und er sah, wie in der Ferne unaufhörlich ein Armesünderglöckchen läutete und dabei lachte er . . . aber als abgerissene Kinderköpfchen und enthauptete Mutterhäupter auf ihn zuzurollen anfingen, erwachte er im Entsetzen und weinend über das Geschehene . . . Kaum hatte er die Augen geöffnet, so fuhr der böse Geist in ihn, um sich darin zu verbergen . . . und immer deutlicher blickte das Ebenbild des bösen Geistes durch das Antlitz des Engels hindurch und endlich arbeitete es sich ganz heraus, und Neid und Hochmut stand auf dem vorigen Gesicht . . . Da war der Engel gefallen und wollte nun die Seelen verführen, die er vorher behütet und rein und heilig gehalten hatte.“ „Jünglinge, schließt der Dichter, die ihr noch nicht gefallen seid, die ihr noch als Engel vor mir steht, die die Sünde bekriegen und die jungfräuliche Schönheit noch scheuen und warm und fromm anbeten, nie träumt und erwacht wie der Engel!*) Darum habe ich den Traum erzählt, der euch einst entweder belohnen oder bestrafen wird.“

Wie seltsam altväterlich klingen uns heute solche Lehren, die wir kaum noch in Moralbüchern anzutreffen gewohnt sind. Wie sehr hat die Zeit vergessen, daß sittliche Integrität die Grundlage jeder Tugend und der Charakterbildung überhaupt ist, schon durch die Stahlkraft, die sie dem Willen gibt, abgesehen von dem unersetzlichen Reiz, der die keusche Seele selbst für den Wüstling umfließt und der all ihren Handlungen

*) Die Pointe ist: J. P. will vor den Phantasiebildern und Liebesträumen warnen, mit denen selbst noch unverdorbene Jünglinge (gute Engel) das Herz vergiften.

ein eigenartiges Gepräge gibt. (Fichte setzt den Wert der Keuschheit nur in das Ehrgefühl und ignoriert also gerade ihren spezifischen Charakter).

In diesem Punkt hat schon Luther gesündigt, Paulsen tadelt mit Recht in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts „den Zusatz von Naturalismus bei Luthers „„reinem Evangelium,““ jenen Zusatz, der sich so eigentümlich ausnimmt, wenn Luther hin und wieder die Werke des Fleisches fast für Gebote Gottes und Enthaltsamkeit beinahe als Auflehnung gegen Gottes Wort darstellt, fast als ob es sich um Emanzipation des Fleisches durch das Evangelium Christi handle.“ Und was ist seitdem geschrieben worden bis zu Rousseaus: »vertueux au milieu des vices« und Dumas' »un peu d'amour rend à une femme sa chasteté perdue!«

Die Jean Paul'sche Idealisierung der Liebe gibt ihr jenen katholisierenden Zug, der Charlotte v. Kalb so sehr an der Mondsphantasie*) mißfiel, weshalb sie die Skizze ungedruckt wünschte. Aber sie überschätzte weit ihren Einfluß auf den Dichter. Ihre Bemerkungen gaben vielmehr Jean Paul den Einblick in die gänzliche Verschiedenartigkeit ihrer Naturen bei allem Enthusiasmus und gegenseitiger Wertschätzung. Der Dichter duldete keine Trübung seines Ideals. Jean Paul bewahrte ihr jedoch stets liebevolles Gedenken. „Ganz dieselbe“ urteilt er bei einem späteren Zusammentreffen „an Kraft, Geist und — — Traum — die Arme schwimmt in ihrer Flut und hält sich an jedem Zweig, der — neben ihr schwimmt.“

(Gerade nach dieser Seite ist Jean Paul ein Arzneimittel unserer siechen Zeit; liegt ja das grauenhafte Charakteristikum der modernen Unzucht darin, daß die Prostitution „ein unentbehrlicher Faktor unseres modernen, wirtschaftlichen Betriebes geworden ist, und daß die Blüte großer, industrieller Zweige blos durch sie ermöglicht wird“. (Neue Zeit 1892, 27.) Das ist auch ein Fortschritt!

Ein zweites Charakterzeichen der idealen Liebe ist nach Jean Paul, daß sie sich keineswegs engherzig auf ein Wesen beschränken und die Affekte für die Gesamtheit ersticken und lähmen dürfe. Von der echten Liebe müsse eine Belebung und Erhöhung aller übrigen Empfindungen, ein Enthusiasmus für die ganze Menschheit ausgehen. „Liebe ein Herz rein und warm, so liebst du alle nach, und das Herz in seinem Himmel sieht

*) Vor dem „Fixlein“.

wie die wandelnde Sonne vom Thau bis zum Meer nichts als Spiegel, die es wärmt und füllt." (Titan 291.) „Solche Liebe wird von dem kleinsten, unmoralischen Zusatz vernichtet." (Hesp. 59.) Das ist die so oft mißverstandene und viel geschmähte Jean Paul'sche

Gesamt- oder Allliebe.

„Wer Einen Menschen recht liebt, kann keinen hassen," dieser Gedanke Goethes war auch der seinige. Die Verheerungen der Menschheit durch Treue gegen Einen gut machen wollen, wie es Roquairolsnaturen denken, war ihm ruchlose Blasphemie des heiligen Gefühls der Liebe. Als Emilie v. Berlepsch, seine Erstverlobte, meinte: „Fülle des Herzens könne die ganze Erde und alle Wesen und Planeten aus ihm heraussperren, um den weiten Platz alles Liebenswürdigen mit Einem Wesen auszufüllen," widersprach er lebhaft: „Kann Fülle arm machen? Nein, keine hohe, edle Empfindung macht klein und schwächlich."

Diese Universalliebe war begreiflicher Weise seinen weiblichen Freundinnen nicht recht faßlich, und brachte ihn in den Ruf einer Schmetterlingsnatur, die einer echten Liebe unfähig sei. „Sollte denn die Natur in die weibliche Brust," bemerkt er dagegen, „zwei so weite Herzkammern und zwei so nette Herzalkoven — den Herzbeutel habe ich noch gar nicht berührt — blos darum gebaut haben, daß eine Mannesseele diese vier Zimmer mutterseelenallein bewohnt? — Es thut dem Menschen so wohl, daß das Herz den Stoff zu so vielen Flammen verwahrt!" (Hesp. 154.)

So hochachtend Jean Paul daher sonst von dem weiblichen Herzen dachte, so schien ihm doch das männliche, dieser „Tummelplatz der ganzen Welt, das Kampffeld der politischen Verhältnisse und die Grotte der Freundschaft", ein geeigneterer Herd dieser Allliebe*) als das weibliche, das selten mehr umfange, als „was es geheiratet und was es geboren hat". (Förster 2, 35.)

*) Es hängt dies zusammen mit der größeren Empfänglichkeit des Mannes für Ideen, während das Weib alles auf das Persönliche hinüberspielt; dies macht allerdings hinwieder das Weib für die eheliche Liebe geeigneter und opferwilliger. (cf. Titan 399.) Die Weiber brachten Ottomar auf, weil sie „in der Liebe nichts suchten als die Liebe, indes der Mann damit noch höhere, religiöse, ehrgeizige Empfindungen zu verschmelzen wisse". (Loge 265.) Auch die andere Bemerkung des Dichters gehört hieher, daß „der Mann eine Heroine in erhabener Ferne verehren könne, das Weib aber thut es nicht anders, sie möchte ihren Helden auch heiraten".

Der in so viele Arme geteilte Strom der Liebe gehe dann freilich nicht so tief und breit daher, als der unzerlegt aus dem weiblichen Herzen fließe, aber er sei darum reiner und goldhaltiger. — Als ganz besonderen Vorzug schätzte er an seiner Braut, daß ihre Liebe zu ihm diesen Charakterzug hatte, und sie sogar in der „feurigsten Liebe“ „alle anderen Mittöne und Leittöne der Menschheit für jedes Leiden und Freuen bewahre“ (an Jacobi 2. Jan. 1801), während der Mangel dieser Eigenschaft bei seinen Erstverlobten Em. v. Berlepsch und Karoline v. Feuchtersleben die Ursache des Zerwürfnisses mit ihnen wurde. Man sieht, wie streng der Dichter auf seine Ideale hielt. Die selbstloseste Hingebung konnte ihm für die Einbuße an der sittlichen Erhabenheit keinen Ersatz bieten.

Zweierlei war Jean Paul in der Seele zuwider: erstens jene verlogene, affektierte Liebe gegen die Menschheit, verbunden mit Haß gegen den Menschen, wie sie Schillers Menschenfeind deklamiert: „Mensch, daß ihr dieses Namens so wert wäret, wie er mir heilig ist!“*), zweitens jene engherzige, egoistische, ideenlose, rein sinnliche Empfindung, welche „gegen alle anderen Menschen erstarrt und ihnen nur Eistassen und kalte Küche präsentiert, um einem Einzigen einen desto feurigeren Liebestrank zu kochen. Aber die Methode, das Herz wie den Wein dadurch geistiger, stärker und feuriger zu machen, daß man es um den Siedpunkt herum eingefrieren läßt, kann wohl einer blinden, eigensüchtigen, aber nie einer hellen, menschenfreundlichen Seele gefallen. Wenigstens bekennt der Verfasser dieses, daß er, wenn er im Spiegel oder Wasser ersah, daß der Januskopf, der vor ihm auf dem einen Gesicht liebend zerfloß sich auf dem andern abgekehrten hassend gegen die ganze Erde verzog — er bekennt, daß er auf der Stelle ein oder ein Paar solcher feindseliger Gesichter selber nachgeschnitten habe — gegen den Januskopf.“ (Siebenkäs 390.) „Ein Herz voll Liebe kann Alles vergeben, nur nicht Härte gegen Andere.“

Diese Allliebe, die der Grundzug seines ganzen Lebens und Dichtens war und auch vor der ehelichen Liebe nicht verschwinden durfte, ist aber nichts anderes als die christliche Nächstenliebe gegen alle Menschen; sie hatte ihre Wurzel in dem edlen, liebeswarmen Herzen des Dichters

*) „Weil die revolutionären Pfaffen und Schulmeister dem Menschen dienten, schnitten sie den Menschen die Hälse ab“, sagt Max Stiener, „Der Einzige und sein Eigentum“, S. 76.

und bekam ihre Ausgestaltung durch die Lektüre Fenelons und der Guyon; „ich lese eben das Leben und die Werke der herrlichen Guyon*), diese weiß, wie man liebt; diese göttlichen Affekte gegen das Göttliche, dieses Selbstverlieren in Gott, diese wachsende Heiligung durch Liebe und wachsende Liebe durch Heiligung!" (Titan 544.)

Förster trifft ganz das Richtige, wenn er die Allliebe auf die religiöse Liebe Gottes zurückführt: „Vor dem Gedanken des Ewigen, der ihn nie verließ, schwand ihm jeder Unterschied und ihm war alles gleich klein oder gleich groß.**) Allem gab er sich hin und aus Allem sog er Nahrung für seinen Geist." (Wahrh. 4, 375.) „Aus meinem Herzen durfte nie eine schöne Seele weichen und keine, die ich liebte." (Förster 3, 42.) Schon 1791 bedauert er in seinem Tagebuch die Enge der irdischen Liebe, die das dürstende Herz mit einer Brust zufrieden gäbe. „Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen Besten heraussuchen, wo es nur einen Geliebten giebt, das ist Gott, und Millionen Liebende, nämlich Menschen! (Spazier 3, 141.)

„Dein großes Herz", schreibt er Förster 2, 42 an Charlotte v. Kalb, „verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubst, Männerliebe könne es füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tod glänzt, und seine zweite Welt." (cf. unten Abschnitt IV, Gottesbeweis aus der Liebe.)

Dem Zusammenhang der edlen Herzensneigung mit den religiösen Affekten hat auch Goethe unübertrefflichen Ausdruck gegeben mit den schönen Worten:

„In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
Wir heißens: fromm sein! — Solcher seliger Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe."

Aerger konnte dieser so erhabene Zug in Jean Paul nicht mißverstanden werden, als es von Nerrlich geschah, der dem edlen Dichter geradezu eine „Don Juan"- und „Roquairolnatur" als den „dämonischen" Hintergrund seines Charakters andichtet. (S. dessen Biographie Jean

*) Die Stelle Förster 2, 35 bezieht sich direkt auf die Guyon.
**) Dies ist natürlich nicht richtig.

Pauls S. 176, 360; Einleitung in Kürschners Nat.-Litteratur XXII.) In demselben Atem spricht Nerrlich von der „Abstraktheit der Simultanliebe“. Aber lieben denn die Don Juan und Roquairol abstrakt? Wenn Nerrlich sagt: niemals habe einem Dichter so wenig als Jean Paul die wahre Liebe ihre Mysterien geoffenbart, wenn er meint, der Geist der Transcendenz, der Spiritualismus ersticke jede wahre Liebe des Mannes zum Weib im zartesten Keime, so beweist er eben nichts anderes, als seine gänzliche Unfähigkeit, die christliche Auffassung von der Liebe zu verstehen und zu würdigen. Der Christ darf nie Gott und den Nebenmenschen über dem Weib vergessen; er muß die eheliche Liebe heiligen durch die göttliche. Jean Paul soll ein zu großer Egoist und Spiritualist gewesen sein, als daß er je wahrhaft zu lieben im Stande gewesen wäre. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die spiritualistische Liebe ist die höchste, die uneigennützige Liebe, die „nicht das Ihre sucht“ (1. Cor. 13, 5); sie muß ein Ingredienz auch der ehelichen Liebe sein, obwohl sie keineswegs mit ihr identisch ist; denn es giebt so viele Arten und „Stufen der Liebe, als es Liebenswürdigkeiten giebt“; alle aber haben denselben tieferen Grund, aus dem sie ihre Kraft saugen: die Liebe Gottes. Jean Paul verficht der Liebe reinstes Wesen, das aber eben darum auch ihr wahrstes ist; er ist der Wolfram von Eschenbach der modernen Zeit gegenüber Tannhäuser-Goethe.

Die Allliebe oder Menschheitsliebe ist auch keineswegs der Gattenliebe feindlich, sondern gibt ihr im Gegenteil höheres Relief, ohne deren Besonderheit und respektive Ausschließlichkeit anzutasten. — Nur die sinnliche (Feuerbachsche) Liebe ist wechselnd, weil „phantastisch und von der Wirklichkeit nicht ausgefüllt, deshalb muß sie zum Wechsel greifen und endlich wie die römischen Kaiser und Großstädter zum Gräßlichen. (Wollte doch Caligula seiner Cäsaria das Herz ausschneiden, um zu erforschen, warum er sie so sehr liebe). Die höhere Liebe aber füllt sich mit einem einzigen Herzen aus und ihr Zauber holt sich vom Wechsel nur Tod.“ (Kl. Bücherschau 90.)

Den Gegensatz zur Roquairolschen Genußliebe jener dämonischen Faustnaturen, die was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in ihrem eigenen Selbst genießen wollen, hat er am schlagendsten Titan 399 ausgedrückt: „Jene will den Genuß ihres eignen Daseins; der fremde Gegenstand ist nur der mikroskopische Objekt- oder vielmehr Subjekt-Träger, worauf sie ihr Ich vergrößert erblickt, sie kann daher leicht die Gegen-

stände wechseln lassen, wenn nur die Flamme, in die sie als Brennstoff geworfen werden, hoch fortlodert und durch Thaten, die immer lang, langweilig und beschwerlich sind, genießt sie sich weniger als durch Worte, die sie zugleich malen und mehren. Hingegen die Liebe des Gegenstandes genießt und begehrt nichts als das Glück desselben ... und nur Handlungen und Opfer thun ihr Genüge und wohl; sie liebt, um zu beglücken, wenn jene nur beglückt, um zu lieben."

Darum ist die Allliebe auch erhaben über jede Veränderung; in der Sinnlichkeit liegt der Drang zur Veränderung, die Idee aber bannt und festigt den Trieb. „Sie vermengen Allgemeinheit der Liebe mit Veränderung derselben," schreibt Jean Paul an Em. v. Berlepsch auf einen diesbezüglichen Vorwurf. Jean Paul Wankelmut in seinen Freundschaftsbeziehungen vorwerfen heißt den Dichter durchaus verkennen. Nie war jemand in Liebe und Freundschaft konstanter. Alle seine Freunde blieben Lebensfreunde. „Aus meinem Herzen durfte nie eine schöne Seele weichen und keine, die ich liebte." (Förster 3, 42.) Man wird seine mehrfachen Verlobungen dagegen halten, aber dies ist eine Täuschung: Seine erste und einzige bräutliche Liebe war die zu seiner Gattin Caroline Meyer, deren lebenslängliche Erprobung wahrlich den Dichter vor dem Vorwurf schützen sollte, er habe nicht zu lieben verstanden; alle übrigen Beziehungen hatten nichts mit dieser Liebe zu schaffen und gehörten der Allliebe Jean Pauls an, die allerdings durch den Contakt mit edler Weiblichkeit eine besondere, aber durchaus reine Färbung erhielt. Wenn Jean Paul sich selbst momentan über die Art seines Empfindens täuschte, — und wie wäre dies bei dem Enthusiasmus, den man ihm entgegenbrachte, nicht verzeihlich gewesen! — so beweist das nichts dagegen und gegen die Konstanz seines Charakters.*) Man lese die Korrespondenz mit Charlotte v. Kalb, Emilie v. Berlepsch, Caroline v. Feuchtersleben und urteile unbefangen — das ist nicht die Sprache eines Verliebten! Den leidenschaftlichen und zärtlichen Ergüssen weiblicherseits begegnet Jean Paul mit begeisterten schwungreichen Gedanken über Tugend, Religion, Poesie; aber gerade den individuellen zielbewußten Anspielungen weicht er aus und spielt das Thema aufs

---

*) Ich nehme in meine Brust keine Veränderung auf, aber destomehr in s Gehirn und nur dieses hat in Weimar Irrtümer abzulegen," schreibt er Otto 6. Juni 1799.

Generelle hinüber; gar bald macht sich trotz aller Liebenswürdigkeit und Schonung die Unlust und Gezwungenheit des Schreibers bemerkbar.

Dies war auch namentlich seiner früheren Braut Caroline v. Feuchtersleben gegenüber der Fall. Schon Herder fiel die Kälte auf, welche Jean Paul schon gleich nach der Verlobung an den Tag legte; nicht minder überraschte es ihn, daß Jean Paul jede Erwähnung des ehelichen Zusammenseins lästig fand. Wenn daher Nerrlich dem Dichter „den Vorwurf nicht ersparen kann, daß er ohne gegründeten Anlaß das Lebensglück seiner Verlobten kalt und grausam zerstört" habe, so heißt dies doch den Gesichtspunkt gründlich verrücken. Hätte Jean Paul vielleicht sein eigenes Lebensglück „kalt und grausam zerstören" sollen? Hätte er zeitlebens unter dem Joch einer unglücklichen Ehe seufzen und so selbst seinen Dichterberuf aufs Spiel setzen sollen? War es nicht gerechtfertigt, war es nicht elementarste Pflicht der Selbsterhaltung, zurückzutreten, solange es noch Zeit war und so einem Band auszuweichen, das doch selbst dem weiblichen Teil kein Glück bringen konnte? Die Garantie einer glücklichen Ehe, die Liebe, war bei Jean Paul nicht vorhanden, das steht außer Zweifel. Die Qualitäten des adeligen Fräuleins mögen noch so hohe, ihre Schuldlosigkeit an dem Bruche noch so unbestreitbar sein und innige Teilnahme wird dem tragischen Los, das die Edle getroffen, niemand versagen; aber der Dichter konnte der Sachlage nach nicht anders handeln; geistigen Selbstmord kann man niemand zumuten.

Wenn von einer Schuld gesprochen werden könnte, so wäre es die der unbesonnenen Anknüpfung intimer Beziehungen gewesen. Aber wer mag hier den Stein zuerst werfen? Wer ist je so von den Frauen umschwärmt worden, wer ist ihrer Zudringlichkeit so ausgesetzt gewesen, und wer hat den Sirenenstimmen kräftigeren Widerstand geleistet? Bei seiner „Allgewalt über die Menschen, bei der Verklärung, in welcher er damals vor den Augen aller Frauen dastand, so daß er nur zu wollen brauchte, um jedes weibliche Wesen unauflöslich an sich zu fesseln" (Spazier), ist es geradezu ein Wunder, wie selbständig er sich trotz allem erhalten. Nichts zeigt glänzender den Adel und die Charakterstärke des Mannes in einem Punkt, wo seine Tugend wahrlich auf harte Proben gestellt wurde. Wir wollen keine Parallele ziehen, aber wenn etwas auffallend ist, so ist es der Pharisäismus, der sich unserm Dichter gegenüber bei wahrlich sehr Unberufenen geltend macht, während man bei anderen großen und kleinen Celebritäten die weitgehendste Toleranz zeigt.

Ist dies vielleicht deswegen der Fall, weil es so wenig angreifbare Punkte im Leben des großen Mannes gibt? Aergert es die modernen Catone und üben sie deswegen das Scherbengericht, weil Aristides als der Gerechteste im Lande gilt? Oder wittern sie den religiös-christlichen Hintergrund und gelten diesem eigentlich die Schmähungen, für die Jean Paul nur der vorgeschobene Sündenbock ist? Seit wann ist denn die Lösung eines Eheversprechens ein so todeswürdiges Vergehen? Die Ehe war zudem von Jean Paul nie unbedingt zugesagt worden, und die Zustimmung der Verwandten, von denen Jean Paul sein Wort abhängig gemacht, war nicht allseitig erfolgt. Doch selbst dies bei Seite gelassen so ist ja selbst in der katholischen Kirche, die bekanntlich das Ehebündniß am strengsten nimmt, ein Sponsale keineswegs unter allen Umständen bindend; gewichtige Gründe gelten auch hier als dirimierend, und als solchen „gegründeten Anlaß“ will Nerrlich nicht einmal das Schwinden der Neigung gelten lassen! „Jean Paul habe bei seiner Verlobung mit vollkommener Klarheit gewußt, wem er die Hand reichte, er hätte auch die Konsequenzen dieser Verlobung ziehen d. h. ausharren müssen.“

Es ist ja lobenswert, wenn sich Tugend und sittliche Strenge wieder stärker bemerkbar machen, es ist dies umso bewunderungswürdiger, als der Censor, wie er bei jeder Gelegenheit und zum Ueberdruß seinen Lesern zum Gehör bringt, auf dem Standpunkt des Atheismus und der Opposition gegen das veraltete Christentum steht; aber eine „solch rauhe Tugend macht mich stutzen!“ Das neue Feuerbach'sche Evangelium ist doch zu rigoros und es müssen wohl also Lästerer sein, die behaupten, daß es eigentlich den rohesten Sensualismus in sich berge, „die Alleinherrschaft des sinnlichen Individuums mit seinen sinnlichen Gefühlen.“ z. B. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II, 365.

„Nie, nie habe ich fremdes Glück mit Bewußtsein dem meinigen geopfert!“ sagt Jean Paul Wahrh. 62. Wer hat die Stirn, den edlen Dichter Lügen strafen zu wollen?

Seine Freiheit, seine berechtigte Freiheit gab er allerdings nicht fremden Ansprüchen hin. Als auch Herder, der später wohl seinen Mißgriff einsah, gegen ihn Partei ergriff und ihm Vorwürfe machte, brauste Jean Paul in edlem Mannesstolz auf und er verteidigte stürmisch seine Freiheit. „Welcher Mann sollte so etwas dulden?“ Es war die Sti mung, der er Titan 557 Ausdruck gibt mit den Worten: „Nur nen Raub gibt es, woran ewig der Mann unaufhaltsam entbrannt auf

und beginne ihn eine Gattin aus Liebe und böte sie dafür eine Welt von Paradiesen, es ist der Raub seiner Freiheit und freien Entwicklung." Daß übrigens sein Verhalten selbst in den Augen der verlassenen Braut nicht so empörend gewesen, beweist die edle Freundschaft, die ihm Caroline trotzdem zeitlebens bewahrte.

Zur Charakteristik Nerrlichs und dessen Angriffe auf den Dichter diene hier das, was er Werke J. P. I. XXXI (bei Kürschner) über Maria Lux sagt, sie habe mit „mittelalterlicher Mystik und Inbrunst Jean Paul als ihren Gott verehrt." Darauf, in demselben Atem, findet er „die Lösung des Rätsels" (welchen Rätsels? Daß sich ein Mädchen verliebt?) in der Ahnung der Feuerbach'schen Philosophie! „Allen diesen Frauen ging das Bewußtsein auf, daß eine neue Zeit herannahe, daß der Mensch dem Menschen ein Gott sei, wenn er sein eigenes Wesen erkenne und in dieser Erkenntnis die Seligkeit finde." Die damaligen Frauen wären durch den „Geist der Zeit" anders organisiert gewesen als die der Vergangenheit (und doch mittelalterliche Mystik?) und der späteren Zeit; „auch in ihnen schlummerte ein Genius." Dann will er a priori deduzieren, warum Maria Lux gerade in Jean Paul und nicht etwa in Goethe verliebt wurde. Doch genug des Unsinns! Daß Weiber nicht fähig sind, Enthusiasmus für die Idee von dem für die Person zu trennen, ist bekannte Erfahrung. Darum die vielen täuschenden Hoffnungen, die seine fromme Innigkeit in ihnen erweckte und die zu enttäuschen seine Gutmütigkeit sich lange sträubte. „Ich würde glücklicher mit ihnen sein, wenn sie es nicht zu sehr mit mir sein wollten." — Daß Jean Paul im Kreise edler Frauen wohlgefiel und reiche Anregung bei ihnen fand, wird doch keine Sünde sein? In seinem Heiratsantrag (Wahrh. 6, 186) unterscheidet er streng zwischen seiner bisherigen Allliebe für das weibliche Geschlecht und seiner nunmehrigen einzigen bräutlichen Liebe. Noch zwanzig Jahre nach seiner Hochzeit empfindet er bei der Huldigung seitens der Damen in Mannheim das „Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe", die sich gegen jene „Blumenliebe" etwa verhalte, wie das „Umarmen eigener Kinder gegen das der fremden, oder wie die Trauer über das eigene Sterben gegen die über das der Anderen." (Wahrh. 8, 119.)

Freundschaft.

Aus derselben Quelle floß auch die Begeisterung Jean Pauls für die **Freundschaft**, die er sogar über die Liebe stellte. J. P. ist „**Dichter der**

Freundschaft“ κατ' ἐξ.; mag er als Sänger der Liebe noch soviele und berühmte Mitbewerber auf der „Goldharfe der Menschheit“ haben, als Sänger der Freundschaft steht er ohne Konkurrenten da. Alle Register, alle Töne dieses reichen Gefühls hat J. P. erklingen lassen; wir müßten fast seine sämtlichen Dichtungen analysieren, wollten wir seine Ideen über die Freundschaft ausführlich erörtern. Welche Mannigfaltigkeit, welche reichen Nüancen von der kinderhaften Herzbrüderschaft Walt-Vults mit ihren oft närrischen Extravaganzen, dem schwärmerisch-feurigen Bündniß Viktor-Flamins, Albano-Roquairols bis zum rührend ruhigen Lieben der Männerherzen Leibgeber-Siebenkäs, welche, „obschon kalt, schneidend und scharf gegen die Außenwelt, in ihrer gemeinschaftlichen Innenwelt um so feuriger und zarter für einander arbeiteten, gleichsam hohe Palmbäume, langgestachelt gegen das gemeine Unten, aber im Gipfel voll köstlichen Palmweins der kräftigsten Freundschaft!“ Welch' scharfe Individualisierung, welche Feinheit der Züge, welcher Reichtum der Schattierungen nach Charakter, Stand, Altersstufe! Diese Hochstellung des freundschaftlichen Gefühls gibt der Muse J. P. einen antik-männlichen Zug, der seltsam mit der modernen Alleinherrschaft der Geschlechtsliebe in Drama, Lied und Roman kontrastiert, die so recht ein Symptom unserer weichlichen, kraftlosen Zeit ist. „Nur ein Mensch, der nach einem Freunde gerade so wie nach einer Freundin schmachtet, verdient beide“ war die Meinung des Dichters. J. P. macht sich über die Dichter lustig, welche, „wie männlich und kalt sie auch bei den größten Leiden der Menschheit sich zu fassen wissen, doch bei denen der Liebe sich nicht bezwingen können, sondern weinen müssen“ (Siebenkäs 89); er haßte die Weichlinge wie Rosa von Meyern, „denen nur in Weibergesellschaft wohl ist und die ein Mann geniert“, wie die Manier der modernen Romanschreiber, die arme Freundschaft nur als „Thür- und Degengriff der Liebe“ zu gebrauchen; er spottet über die Männer, die ihre Liebhaberei für Weiber durch die Versicherung entschuldigen, daß sie „unglaublich von ihnen ausgebildet würden“ (Blumine 100); bei ihm hat die Freundschaft Selbständigkeit, Eigenwertigkeit, ja sie triumphiert nicht selten über die zarteren Gefühle, während selbst „Tugend und Liebe über den Verlust der Freundschaft nicht trösten“ (Hesp. 456). Rührend findet J. P. die Sitte der Morlaken, sich am Altar zu Freunden trauen und einsegnen zu lassen und einmal entfährt ihm der Ausspruch: „Wie schön wäre es, wenn die Natur den Menschen nach Schlägen fällte, allemal ein Pack Freunde!“ Die Einsamkeit des Ich war ihm d

Fürchterliche und Grauenhafte an der Fichte'schen Philosophie (cf. unten Kap. II a. E.), die notwendige gegenseitige Abhängigkeit des Ich und Du war das Studium seines ganzen Lebens. „Ich und Du! Wieviel das Ich dem Du schuldig ist, stellen vorzüglich zwei Erfahrungen dar: 1) Die Härte des Schauders, womit uns in der Einsamkeit eine vermeintliche Geistererscheinung mit den kalten Ringen einer Riesenschlange umflicht, löst sich zum Teil in warmes Leben auf, sobald nur ein Mensch, welcher doch nichts könnte, als höchstens dem Sterben zusehen, vor uns steht und durch seine bloße Gegenwart uns mit Leben wärmt, 2) Schwerlich geht ein tadelloser Mann durch den Feuerregen einer ihn verachtenden Menge ohne wunde Schmerzen der Ehre und Selberachtung hindurch, wenn ihn kein Freund begleitet, welcher gleichsam sein zweites Selbstbewußtsein darstellt. Aber an der Hand eines einzigen, ihn ehrenden Menschen, trotzt er dem Gelächter eines Volkes" (Mus. 93). „Die ganze Welt ist nicht genug, um uns Liebe für einen Menschen beizubringen, aber ein Mensch kann uns die ganze Welt lieb machen" (Förster, Denkw. I, 109.) Feinsinnig sind die Bemerkungen des Dichters über den Gegensatz von Liebe und Freundschaft, z. B.: „Achtung und erotische Liebe kann die schnelle Sommerfrucht eines Tages sein, aber die freundschaftliche ist die zögernde Wintersaat der Angewöhnung. Tausend Stunden müssen erst mit ihrem Wurzelepheu zwei Herzen durchwachsen und sie somit mit unzähligen Fasern aneinanderziehen." (Förster 1, 56.) „Liebe ist oft komisch, Freundschaft immer edel" (Flegelj. 352). Liebe muß durch Freundschaft geadelt und vergeistigt werden, ohne Beimischung bewußter, geistiger Freundschaft ist die Naturmacht der Liebe keine erfreuliche, harmonische Erscheinung, sie muß die Klarheit, Pietät und besonnene Milde von der Freundschaft leihen, um die Fortdauer zu verbürgen. „Es gibt keinen Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe, als die Eifersucht; die Freundschaft hat also eine Freude, die Liebe einen Schmerz mehr." (Förster 4, 166.)

Wie überall ist auch hier Dichter und Mensch unzertrennlich. Seine Dichtungen sind nur der Spiegel seines Charakters, der Niederschlag seiner Erlebnisse. J. P. war nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein praktischer Virtuos der Freundschaft. Das Freundschaftsleben J. Ps. zu verfolgen, ist ungemein anziehend und erhebend. Der Briefwechsel J. Ps. — so umfangreich wie bei Wenigen — gibt uns ein Idealbild eines edlen, liebereichen Männergemüts. Nehmen wir zuerst seine weiblichen Freund-

schaften. Wir werden mit einer Reihe von Idealgestalten der deutschen Frauenwelt bekannt, alle durch Schönheit, Geist, edle Gesinnung hervorragend, jede wieder in eigenartiger Weise: Charlotte v. Kalb, so eng verbunden mit der neueren Literaturgeschichte, eine imposante Erscheinung voll Feuer der Empfindung und Klarheit des Geistes, nicht ohne einen Zug träumender Schwärmerei. Dann die junge Witwe Emilie v. Berlepsch, eine Frau von hohem, bereits schriftstellerisch bewährten Geist, hellem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen (Förster rühmt außerdem den Glanz ihrer Schönheit und ihre sittlich reine Genialität. Ihre Briefe sind unter allen weiblichen der Sammlung — und das will viel heißen — wohl die geistvollsten), dann die Französin Josefine v. Sydow; sie bringt einen neuen Zug in das liebliche Gemälde. „Welch ein Weib! Südliche Naivität bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge!" ist das Urteil des Dichters nach der ersten Zusammenkunft; dann erscheint die edle Karoline v. Feuchtersleben, wohl die anziehendste unter allen, ungemein fesselnd durch die rührende Anspruchslosigkeit und Innigkeit des Gefühls und den Adel der Gesinnung. „Noch in keiner weiblichen Seele", schreibt J. P. an Otto (Briefwechsel an Otto III. Bd. S. 173), „fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität, die unerschütterlich bis in die kleinsten Zweige treibt. . . Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Fleck ausreinigen." Bei ihr fand J. P. neben der moralischen Zartheit ein „besonders ausgeprägtes Schicklichkeitsgefühl und bei aller Weichheit der Empfindung kühne Festigkeit und Bestimmtheit des Entschlusses vor. Karolinens Geist sei ernster und strenger als sein eigner, ja er hält seinen Freund Otto für würdiger derselben. Es ist wunderbar, wie ihre Sprache gerade durch die Einfachheit, Ungesuchtheit und Natürlichkeit des Ausdrucks hinreißt; ergreifend ist vor allem der Brief vom 16. Febr. 1800, in dem sie angstvoll einen ahnungsvollen Traum (der Trennung von ihrem Verlobten) mitteilt und um seine Rückkehr fleht: „Teuerster, laß mich in deiner Seele Ruhe finden!" Trotz der Tiefe ihrer Leidenschaft ist ihre Sprache weiblich edel, wenn auch die innere Glut wohl verratend — eine Glut, die ihr Leben früh verzehrte. Sie büßte mit dem Tod für das Schicksal, dem Glanz des großen Mannes nahe gekommen zu sein.

Es ist ein seltsames, einzig dastehendes Schauspiel: eine blendende Fülle stolzer, hochstrebender Frauen scharen sich demütig und fast un

würfig um den jungen Dichter, bekennen ihm ihre Begeisterung, tragen ihre Liebe an, geizen um ein Wort aus seinem Mund. Noch im 50. Lebensjahr erweckt er eine Liebe aus der Ferne mit so leidenschaftlichem Charakter, daß das junge Mädchen bei der Unmöglichkeit, dem Dichter anzugehören, den Tod in den Wellen suchte.*)

Und was auch wieder einzig dasteht und noch bewunderungswürdiger ist, das ist der reinigende, sittlich läuternde Einfluß, der von J. P. ausgeht, bei einer sonst so verfänglichen Klippe für manchen großen Geist! (Wir erinnern nur an den ganz andersartigen Briefwechsel zwischen Goethe und der Frau v. Stein, der jeden Verehrer des Dichters so peinlich berührt.)

Die heikle Probe reiner Freundschaft mit dem andern Geschlecht hatte J. P. glücklich bestanden und so die scherzhafte Preisfrage seiner Hofer erotischen Akademie: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen?“ praktisch gelöst.

Freilich so ganz ungestraft wandelte J. P. doch nicht in den Zaubergärten Armidas. Es läßt sich nicht leugnen — die dargebrachte grenzenlose Huldigung, das ewige Fluten und Erregen der Gefühlswellen brachten bei aller Vornehmheit und Reinheit der Aeußerung in das Heiligtum seines Innenlebens doch einen feinen Hauch der Entweihung.**) Die keusche Unmittelbarkeit seines Empfindens wurde beeinträchtigt. J. P. mußte oft Verbindlichkeiten äußern, wo das Herz nicht dabei war, und erkünstelte mitunter die Empfindung, wo sie nicht von selber quoll.

Er fühlte auch selbst diesen aufreibenden und erschlaffenden Einfluß seiner Beziehungen zu den genialen Weibern — abgesehen von den tragischen Verwicklungen, in die ihn seine Unbefangenheit brachte — und gestand sich später, gerade durch sie das Erhabene edler Männerfreundschaft recht schätzen gelernt zu haben. Denn auch hier sproßten dem vielseitigen

*) „Aus Liebe sind sie alle sinnlich und es kommt nur auf die Schlechtigkeit, gehaltene Stufenfolge und das besonnene Feuer des Mannes an, jede, die ihn heftig liebt, zum letzten Punkt zu führen. . . Hier veracht' ich bloß den Mann, denn das Weib nützt, aber gibt nicht den Anlaß. . . Diese Kenntnis macht einen eigentlich nicht sonderlich moralisch stark bei diesem Geschlecht, weil man dabei auf keine Subsidien zu rechnen hat, als auf eigene. Ich habe entschiedene Erfahrung und bin bloß über die Art verlegen, wie ich öffentlich die Mädchen hierüber warnen soll.“ (An Otto, 16. Mai 1800, aus der Zeit, wo er „im Pulvermagazin Tabak rauchte“.)

**) „Ach, wie war ich sonst so heilig und so dumm! Der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das die Kalb mir sagte und das fortbrannte!“ (An Otto, 6. Juni 99.)

Dichterherzen die reichsten Blüten. Er wirkte fast nicht weniger auf die Männer seiner Zeit wie auf die weiblichen Herzen. „Sie haben das Eigne", sagt Knebel, „daß, außerdem daß man Sie bewundern muß, man sehr bald in eine Art Liebesverhältnis mit Ihnen kommt." Die Männerfreundschaften J. P. sind in anderer Art interessant als die weiblichen. Hier finden wir nicht die schwüle Atmosphäre, die dort oft bestrickend und Gefahr drohend die Sinne umweht, hier ist das Gefühl, das Mensch an Mensch kettet, rein von fremder Beimischung, darum um so edler und idealer. Freilich ohne hohen Flug der Phantasie geht es bei einem J. P. nicht ab. Die Briefe an Jacobi, Herder, an seinen Busenfreund Otto besitzen einen Zug der Schwärmerei, der dem Ton unter Verliebten nicht viel nachgibt: Jacobi nennt er den „verehrtesten Lehrer meines Innersten", den „königlichen Beschützer meines Glaubens", Herder vergleicht er direkt mit Christus, er habe die Theologie und Philosophie wie ein Mittler vereinigt, er „habe Himmel und Erde, die nach den Aegyptiern anfangs ineinander lagen, schön auseinander gesondert und Jesum zum zweiten Mal Mensch werden lassen."*)

Und auch hier welche Reichhaltigkeit, welche Mannigfaltigkeit der Beziehungen! Alle Stände, Alter, Lebensanschauungen, Konfessionen sind vertreten: neben dem Schulfreund Hermann, der viel von Vult an sich hatte, der schwärmerische Otto, neben dem etwas leichtfüßigen aber gutherzigen Virtuosen Thierriot der ernste Philosoph Jacobi, der Geistesheros Herder, neben dem Juden Emanuel Osmund der katholische Pfarrer Oestereicher, der Mystiker Görres, neben dem eleganten Wieland der harte Voß, sie alle und noch viele Andere hatten Platz in dem liebereichen Herzen des Dichters, der es liebte, gerade die verschiedenartigsten Elemente im Brennpunkt seines Innern zu vereinigen, ihnen, die sich oft abstießen, als der gemeinsame Annäherungspunkt und Liebesmagnet zu dienen und so auch eine versöhnende und Mittlerrolle unter seinen Zeitgenossen zu spielen.

Nicht minder auffallend — und auch das ist eine Eigenheit seiner Freundschaften — ist die Festigkeit und lebenslängliche Dauer

*) Diese Sprache lag in der Stimmung der Zeit. Zu welch komischen Geschichten das mitunter führte, davon ein ergötzliches Beispiel: „Jacobi gab einst einen Brief auf mit der Adresse: Unserem lieben Vater Gleim. „Um Gotteswillen", schrieb dieser zurück, „nicht mehr diese Adresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten."

derselben. Nie eine Lösung des Freundschaftsbandes, kaum hie und da vorübergehende Trübung! Es scheint, daß es den Freunden ebenso unmöglich gewesen, das Glück zu verkennen, einen J. P. zum Freund zu haben als dem Dichter, eine Seele, die er liebte, aus seinem Herzen weichen zu lassen. Dies gilt ja selbst für seine weiblichen Freunde.

Der eigentlichste, in seiner Art einzige Freund blieb doch Christian Otto. Er nahm dieselbe Rolle ein, wie etwa Justizrat Koerner gegen Schiller. Er ist Berater, Censor, ja Collaborator seines Freundes, von ihm holt dieser das erste Urteil, seinen Rat bei wichtigen Bedenken ein. Mancher Leser J. P.'s wird über die Detailkenntnis, die Vertrautheit des Dichters mit den juridischen Prozeduren gestaunt haben, sie ist durchweg auf Rechnung des rechtskundigen Freundes zu setzen. Aber auch sonst verdienen die Bemerkungen Ottos nicht das wegwerfende Urteil des neuesten J. P.-Biographen. J. P. hätte unmöglich demselben solchen Einfluß (bis zur Umarbeitung einzelner Teile) gegönnt, wenn er sie nicht für gewichtig erkannt hätte.*) Freilich war Otto viel zu sehr in den Anschauungskreis J. P.'s verwachsen und von der Liebe zu seinem genialen Freund zu stark beeinflußt, als daß sein Urteil völlig unbefangen hätte erscheinen können.

Uebrigens war das Freundschaftsbündnis eben wegen seiner Innigkeit nicht ohne Dornen; Otto machte es dem Freunde nicht so leicht; er wollte der ausschließliche Herzensgenosse des Dichters sein, auch nachdem der Name desselben schon weltberühmt war; eifersüchtig wachte er wie eine Braut über jede neue Bekanntschaft und sah namentlich seine Reise nach Weimar höchst ungern. Es ist rührend, zu sehen, welche Geduld J. P. bei diesen Quälereien bewies, wie er dem schmollenden Freund immer wieder versichert, wie verschieden seine sonstigen Beziehungen von seiner einzigen und innigsten Freundesliebe seien, wie hier nichts von jener Tuttiliebe zu suchen wäre, die sonst eine so starke Rolle bei ihm spiele: „Oft, wenn ich mich nach meinen Hofer Freundinnen sehne, so kommen sie alle auf einmal — in Hof immer nur eine, die gerade an

*) „Welche Kritik hat mir nur ein Zehntel genützt, was ich Dir verdanke?" (7. Juli 96.) — „Ich habe das Meiste umgeschrieben und überall Dein rügendes Urteil befolgt, um es Deines nachsichtigen, wenn auch nicht würdig, doch würdiger zu machen." (15. April 96.) — „Leider muß ich Deine Abänderungsvorschläge sämmtlich, einen ausgenommen, annehmen." (21. Mai 95.) — Wie liebenswürdig wußte auch J. Paul dem Freunde Anteil am Honorar (einmal 100 fl.) zuzuschieben!

der Regierung war*) — ich muß sie mit einem sonderbaren Gefühl immer auf einmal anschauen und lieben. Du aber trittst ganz allein vor mein Herz. Bei Gott, nie mengt' ich Dich unter die Anderen; mein Gefühl für Dich ist einzig und gehört keinem Menschen weiter an."

Und aus Weimar schreibt er (10. Juni 1796) nach einer enthusiastischen Schilderung seiner Aufnahme: „Aber alle diese Bekanntschaften konnten beinahe nichts als den Wert meines geliebten Bruders vergrößern und bleibe ich in ewig der Deine." Mit wem der Dichter bekannt wird, dem erzählt er von seinem Busenfreund und fordert, daß man auch ihn liebe, von dem er unzertrennlich sei; so tritt Otto durch J. P. aus dem anspruchslosen Dunkel in den Glanz der großen Welt; an ihn wenden sich die Freundinnen, um seinen Einfluß zu gewinnen; wer seinen Christian nicht schätzt, der hat es mit J. P. auf immer verloren. Wie rührend ist es, wenn er sogar Otto Karolinens für würdiger hält! (wohl auch ein Zeichen, daß von einer Herzensneigung bei J. P. keine Rede war). Gleichwohl wird das Mißtrauen des krankhaften Freundes nicht verdrängt; er fühlt sich zu gering, den berühmt gewordenen Jugendgeliebten dauernd fesseln zu können und sagt sich schmerzlich von ihm los und J. P. muß in einem überaus innigen, zwölf Seiten langen Brief (v. 28. Nov. 1797, Briefwechsel mit Otto II, 147 ff.) seine Zweifel beschwichtigen.

Recht sonderbar ist daher, wenn Spazier, dessen sonst pietätvolle Biographie schon durch die persönlichen Beziehungen des Verfassers mit J. P. so wertvoll ist, III, 45 schreibt: „Nie hat ein Mensch das Glück, Freund eines großen Mannes zu sein, mit größeren Opfern, größerer Treue und Hingebung erkauft, nie hat es einer in so bescheidener Stille genossen... Denn so unendlich hoch J. P. als Mensch und liebevolles Wesen stand, war er dennoch ein Dichter, d. h. ein Egoist (!!), der alle Liebe, Freundschaft und Empfindung nur als Tribut und Material für den Bau seiner Welten vindizierte und sich immer nach den ergiebigsten Quellen hinwendete, den bereits von ihm erschöpften sich abwandte und sie mit früherer Erwiderung und Benützung hinlänglich bezahlt glaubte... Es ist meine Ueberzeugung, daß J. P. nie wußte, was er aus Otto gemacht und was dieser hatte opfern müssen."

„Dichter, d. h. ein Egoist," und doch zugleich „unendlich hoch als Mensch und liebevolles Wesen"? Die literarischen Liebesdienste, zu denen

*) Höchst charakteristisch!

Otto freiwillig sich erbot, sollen Opfer sein, wie sie noch kein „Freund eines großen Mannes" gebracht? Wozu so lächerliche Uebertreibungen? J. P. hätte alles aus Otto gemacht, was er gekonnt, aber dieser wollte ja, wie Spazier selbst schreibt, nichts „von dem äußern Glanz auf sein dunkles Leben ziehen, er war Charakter genug, vor der Welt nichts durch einen Anderen sein zu wollen, nur die Rückgabe der stillen Liebe verlangt er". Von dem Egoismus des Genies hat Jean Paul selbst geschrieben: „Alle kraftvollen Menschen halten die Stärke des Stärkeren für Recht, sie leiden über sich kein Szepter, weil sie selber eins führen wollen. Daher sind die meisten Genies Egoisten. Die ganze Dankbarkeit, die der geistig Reichere gegen den Schöpfer hat, besteht darin, daß er desto mehr von den Aermeren fordert, anstatt daß die Menschen von geistigem Wert den Andern am meisten schuldig sind und nichts zu fordern, sondern nur zu geben haben." (Briefw. mit Otto IV, 230.)

Der Dichter, der diese Klippe des Genies so klar erkannt und so meisterhaft dargestellt hat, sollte selbst auf denselben festgerannt sein? Das ganze Leben desselben, speziell das Verhältnis zu Otto, spricht dagegen. J. P. war kein Goethe.

Der Cynismus Jean Pauls.

Ein Kontrast und eine Ergänzung, aber keineswegs ein Widerspruch mit seinem Gefühlsenthusiasmus und seiner Seelenkeuschheit ist der Cynismus Jean Pauls. „Etwas ganz anderes als unsittliche Frechheit ist der Cynismus des Witzes und Humors." In der Auswahl aus des Teufels Papieren S. 118 wünscht er, daß die Satire verträglich sei mit duldender Menschenliebe und der noch schwereren Menschenachtung, und in der Vorrede zum Dr. Katzenberger erläutert er seinen Cynismus, der sich nur „in der reinlichsten Ferne in die kritischen Fußstapfen begebe und sich wenig oder nichts erlaube" gegenüber dem rohen Cynismus des Aristophanes, Rabelais, Fischart, der weniger gegen die „Sitte als den Geschmack unserer Zeit sündige, und dem subtilen „natterhaften" Cynismus der Franzosen, der schwarze Laster zu glänzenden Sünden ausmale. In Goethe seien die üppigen Gestalten wenigstens durch den Ernst einer höheren Schönheit und Empfindung verschleiert. (Aesth. 435.)

Diese Doppelnatur, die auch bei Goethe in Carlos und Clavigo nach der schlimmen, in Antonio und Tasso nach der edleren Seite hervortritt, ist für Jean Paul charakteristisch und ein durchgreifender Zug in

Leben, wie in Dichtung. Er war es, der ihn von der mystischen Stimmung zum Epigramm, vom Kampanerthal in die Holzschnitte, vom Land in die Stadt" trieb (Wahrh. 5, 264), der ihn drängte, in den ernsten Werken schalkhafte, in heiteren ernsthafte einzuschalten, der es z. B. bedingt, daß die Hauptfiguren in seinen Romanen durchgängig paarweise auftreten: Gustav gegen Fenk, Viktor gegen Matthieu, Albano gegen Schoppe, Walt gegen Vult. Hieher gehört auch die sehr subjektiv empfundene Stelle: Aesth. II (§ 54 „Entstehung der Charaktere" g. Schluß) „die bestimmtesten, besten Charaktere eines Dichters sind zwei alte, langgepflegte, mit seinem Ich gepflegte Ideale, die beiden idealen Pole seiner wollenden Natur, die vertiefte und die erhabene Seite seiner Menschheit" (die Zahl 2 war bei Jean Paul eine mystische Zahl, cf. Wunder des Dualismus, Wahrh. 2, 95). Der Verfasser bringt diese seine Janusnatur sogar in Beziehung mit seiner Geburt in der Tag- und Nachtgleiche. (Wahrh. 2, 53). — Man könnte sie sogar auf seinen Vater zurückführen, der als streng religiöser Charakter und zugleich als beliebter heiterer Gesellschafter in der ganzen Gegend bekannt war. — J. P. sieht diese doppelte Manier, die ihren Vereinigungspunkt im Humor findet, als die echte und tiefste Betrachtungsweise des Lebens an. Die Welt sei so sonderbar, meint J. P., daß einer, der bei ernsthaften und traurigen Sachen humoristisch und bei den niedrigsten und lächerlichsten sinnend und feierlich ist, eben dadurch philosophiere; und der Mittel- und schnellste Weg, den Demokrit und Heraklit recht weit zu überholen, sei „beide Männer in einem Atem zu machen". (Teufelspap. 283.)*)

Einen der gewöhnlichsten Vorwürfe gegen den Dichter bildet die Anklage gegen seinen Doppelstil; schon Wieland sprach aus, daß er „mit unbegreiflichem Leichtsinn von den sublimsten Gedanken in die Hanswurstlaune übergehe, daß er die Leser, wie er selbst sagt, „vom Dampfbad der Rührung plötzlich in das Kühlbad der frostigen Satire" versetze (in der humoristischen Selbstanklage „biographische Belustigungen im Gehirn einer Riesin" 77); Gervinus wiederholt den Vorwurf: „mit Kothurn

---

*) cf. das Goethe'sche Epigramm:

„Wenn ich den Ernst will scherzhaft nehmen,
So soll mich keiner drum beschämen;
Wenn ich den Scherz will ernsthaft treiben,
So werd ich immer derselbe bleiben."

und Soffus*) an je einem Fuße sei ein hinkender Gang" (selbst ein sehr hinkendes Gleichnis!) — Ich glaube dagegen, gerade dieser Zug, dieser Wechsel des Stils macht seine Lektüre so anziehend und ist eben ein Zeichen der Universalität J. P.'s Die beständige Festhaltung der erhabenen Schreibweise würde am Ende ermüden, und nichts als Witze ein Buch hindurch lesen, das bringt schwerlich einer fertig. (Dies auch das Unerquickliche der Grönl. Proz.) Nach Sterne greifen wir zu Sophokles, nach Cervantes zu Dante. Wie glücklich, daß wir bei Jean Paul beides besitzen! Haben es nicht die großen Meister: Shakespeare, Horaz, Calderon u. s. w. ebenso gehalten wie J. P.? »Dulce est desipere in loco« und nach der Anspannung der pathetischen Partieen sind wir dem Autor dankbar, wenn er uns die herrlichen Früchte seines gesunden Humors vorsetzt.

Das geschieht keineswegs auf Kosten der Empfindung. Wir haben bei dem Jean Paul'schen Humor stets die Empfindung, daß, wie er selbst sagt, „hinter den harten Fingernägeln gerade das weichste und empfindsamste Fleisch ist" (Flegelj. 96). „Der Witz soll nicht Feind des Enthusiasmus, sondern dessen Diener sein." Sein Witz war, wie bei Viktor im Hesp., „die Schellenkappe seiner Empfindsamkeit". Siebenkäs' Lustigkeit war nur „verkleidete Erhebung. Er verhing sein schönes Herz mit der groteskkomischen Larve und verbarg seine Höhe auf dem niedergetretenen Soffus. Denn der Mensch und der Meerrettig ist zerrieben am beißendsten, und der Satiriker ist aus demselben Grund trauriger als der Spaßmacher, weswegen der Urangutang schwermütiger ist als der Affe, weil er nämlich edler ist". (Siebenkäs 228, 249, 300.) Auch der Vogel Merops fliegt gegen den Himmel, wenn auch verkehrt. — Keiner verstand es so, der üppigsten Laune tief ethischen Hintergrund zu geben, keiner besaß in diesem Maß die Gabe »ridendo dicere verum«. „Unverkennbar ist die Harmonie Ihres Geistes mit echter Humanität; überall die schönste Gegeneinanderstellung des höchsten Scharfsinnes mit dem lieblichsten Phantasiespiel, der feinsten Laune mit dem zartesten Gefühl." (Sophie v. B. an Jean Paul, Wahrh. 6, 97.)

Dieser ethische Hintergrund gehört zum echten Humor. „Die Menschen soll keiner belachen, als wer sie von Herzen liebt." (Hesp. 23.) Aber diese feine ethische Blüte des Humors liegt nicht immer auf der Oberfläche,

---

*) Mit Beziehung auf Hesp. 36.

daher sich J. P. beklagt, daß wohl alle Menschen einen spaßhaften Einfall verstehen, nicht aber einen humoristischen Gedanken, der „ein ganzes Menschengedicht voraussetzt", und einen humoristischen Charakter, woran man erst lange im Ganzen studiert haben muß, um den Wert des einzelnen Wortes zu fassen und zu ordnen." (Förster 4, 90.) Wenn Goethes Definition richtig ist: „Das Natürliche, soweit es sittlich gefällig ist, nennen wir naiv, das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein," dann ist Jean Paul auch in seinen satirischen Erzeugnissen (weniges aus seiner ältesten Periode vielleicht ausgenommen) ein hervorragend sittlicher Schriftsteller. Wer einige derbe Ausdrücke unanständig nennt, dem wäre mit Vischer zu sagen, daß es eigentlich auch unanständig sei, geboren zu werden.

Ein gesunder Sinn und der angeborene Adel seiner Natur hielt ihn sowohl von der Lüsternheit und feinen Zote, an die Sterne*) oft streift, wie von dem frivolen Naturalismus der „Heloise" trotz der starken Einwirkung, welche Rousseau und der englische Humorist auf Jean Paul übten, gleich entfernt.

Selbst die „Holzschnitte", das fremdartigste Erzeugnis des späteren Jean Paul**), das in so seltsamem Kontrast zu dem unmittelbar vorhergehenden Kampanerthal steht, sind von keuscher Entrüstung über die unsinnige Methode des damaligen Volksreligionsunterrichts eingegeben, welche in den Katechismusbildern die Verbrechen abbilden ließ, gegen welche die Gebote gerichtet waren, und so die Kinderseelen mit ersteren vertraut machte und vergiftete. Gleichwohl bittet er — wir können sein Zartgefühl daraus ermessen — (Verm. Schr. 377), „die Stellen aus seinen Werken auszuscheiden, wo der Scherz an die schädliche Zweideutigkeit streift", wo er den „Ernst des Lebens, statt zu stärken, entkräftet und entmannt, und wo man so oft ein Autor und Mensch zugleich ist".

Das sittliche Verhältnis der beiden Charakterseiten zu einander gestaltet sich näher so, daß die ernste, positiv gestaltende als die grundierende, edlere, die humoristische als etwas Accessorisches erscheint. Das Vorwalten der ernsten Stimmung gebietet sich schon durch ihren positiv sittlichen Gehalt. Nichts konnte ihn mehr erbittern, als wenn man ihn, wie Schlegel, nur als humoristischen Schriftsteller gelten lassen

---

*) Diesen beurteilt Jean Paul in obiger Stelle (Dr. Katzenberger) zu günstig.

**) Es sei ein edlerer Schwank und bedürfe „Karnevalsprivilegien".

wollte. Dies Verhältnis tritt auch bei den Doppelcharakteren hervor: stets ist der ernste die Hauptperson, für ihn ist das Leben eine Bildungsschule, die andere hat keine Entwicklung und wird oft geradezu dem Untergang preisgegeben. (Vult, Leibgeber, Schoppe.)

Das Verhältnis und die harmonische Ausgleichung beider Naturen in Jean Paul war nun freilich nicht von Anfang abgeschlossen und fertig, sondern hält engen Schritt mit der moralischen Entwicklung des Dichters.

Ueberhaupt haben wir an der Bethätigung der komischen Ader des Dichters den sichtbarsten Gradmesser seiner inneren Entwicklung. Die erste Periode der schneidenden Winterkälte, der essigsauren Satire, brachte auch auffallende Herzenskühle selbst gegen seine besten Freunde Hermann und Oerthel.

Was dagegen Nerrlich über den angeblich lieblosen Ton gegen seine Mutter (S. 111 ff.) vorbringt, ist eine seiner zahlreichen Entstellungen.*) Wenn der Kritiker sagt, die Briefe, welche Jean Paul an die Mutter aus Leipzig schrieb, machen fast ohne Ausnahme einen befremdenden Eindruck, so kann dies nur auf Leser berechnet sein, die von diesen Briefen auch keine Ahnung haben. Nerrlichs Manier ist ein würdiges Seitenstück zu jener Rezension einer Wieland'schen Erzählung, wie sie Jean Paul im 5. Kap.. des III. Buchs s. Vorschule z. Aesthetik an den Pranger gestellt. Er führt einige abgerissene, nicht einmal wörtlich getreue Sätze an und knüpft daran in seiner beliebten Manier Reflexionen über Jean Pauls „lieblosen Egoismus", wie er in „seiner Eigenart" gelegen wäre. „Fand er jemand, der seinem Ideal nicht entsprach, so wies er ihn, wer es auch immer war, zurück, unbekümmert, ob er nicht damit eine höhere Pflicht verletze."

Wie ist der wahre Sachverhalt? Förster schreibt darüber:

„Bald nach dem Verlauf des ersten Semesters mußte der hilfsbedürftige Sohn anstatt der unentbehrlichen Unterstützung Klagelieder von der Mutter über die Streitigkeiten vernehmen, in die sie verwickelt war, und über die Menschen, mit denen sie zu kämpfen hatte, die sie für nichts anderes als bös halten konnte.

Paul ging mit kindlicher Liebe und mit dem Ernst eines freundlichen Ratgebers ganz in ihre Denkungsart ein, indem er sie zu trösten und

*) Jeden Anlaß benützt Nerrlich, um Jean Paul zu verunglimpfen. So wird J. P. selbst für die Heirat Sophie Pauls mit Schlegel verantwortlich gemacht (S. 581).

zu ermutigen suchte, obwohl er bald ihre Sorgen durch Klagen über ausbleibende Nothilfe vermehren mußte."

Die Briefe Jean Pauls an seine Mutter aus jener Zeit (Wahrh. 307—322) atmen die rührendste, selbstverleugnendste, kindliche Liebe und Anteilnahme an den Familiensorgen. War es ja die Versorgung der Mutter, die der Sporn seines rastlosen Fleißes war.

„Wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt?" schrieb er gleichzeitig an Werner. „Meine Mutter. Ich bin es ihr schuldig, einen Teil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitt, durch meine Hilfe zu mindern; es ist meine Pflicht, etwas zum Glück meiner Brüder beizutragen." (Wahrh. 3, 121.)

Selbst in der elendesten Lage mußte er noch Rat und Trost spenden, die Mutter zur Ausdauer ermahnen und vor Haß gegen die Familienfeinde warnen. „Dulden Sie die kleinen Leiden, die Sie jetzt treffen; erinnern Sie sich aber an den, der auch die geringste gute That nicht unbelohnt läßt und auf jedes seiner Geschöpfe mit soviel Liebe herabsieht . . . klagen Sie dem Freund aller Menschen, erwarten Sie von ihm Hilfe, die „lange verzieht, aber nie ausbleibt; denken Sie immer daran, daß auch alle unsere größten Trübsale uns nichts rauben können als das Leben, und daß dann der Tod uns die süße Ruhe gibt, welche uns das Leben nicht gab." — Diesen Hinweis auf den religiösen Ernst des Lebens, an eine fromme christliche Frau gerichtet, hält Nerrlich in seinem fanatischen Religionshaß für einen „wunderlichen Trost" und lieblosen „Egoismus".

Als der Schwager, mit dem sie wegen der elterlichen Erbschaft Prozeß führte, gestorben war, schrieb er: „Lassen Sie ihn in Frieden ruhen! Der Tod endet alles, auch die Feindschaft, hat er Ihnen Unrecht gethan — nun so hat er gefehlt wie andere Menschen." Man bedenke, daß dieser Mann Ursache des tiefen Elends der Richter'schen Familie war! Gerade in jenem Briefe, wo Jean Paul der Mutter Geduld anempfiehlt, bittet er zunächst für seine Brüder, und kommt erst später auf seine eigene Lage. Er hatte nur eine zerrissene Kleidung und überall Schulden, nicht einmal die Waschfrau konnte er bezahlen!*)

*) 13. August 1797, nach dem Tod der Mutter, schreibt er beim Anblick ihres Spinnbüchleins an Otto: „Wenn ich alle Bücher der Welt wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter! deines fort, worin alle Qualen deiner Nächte stehen, und worin ich dich

Aber auch die oben erwähnte düstere Stimmung war nur vorübergehend und durch die trostlosen Verhältnisse verzeihlich. Der innere Kern des Charakters war davon unberührt. Aus dem Jahre 1784 stammen ja bereits die herrlichsten Gedanken des Andachtsbüchleins. Die Sonne des Glückes durfte nur einige Strahlen senden, um in der edlen Natur des Dichters die schönsten Knospen der Empfindung zu erwecken. Bald folgte die Blütenepoche neu erwachter Liebe mit steigender Zeugungskraft der Phantasieschöpfung.

Charakteristisch für den Uebergang ist vielleicht folgender Vorgang. (Wahrh. 4, 370), den Jean Paul im Andachtsbüchlein erzählt: Gereizt durch unzarte Neckereien, „die andere für Mißhandlungen ansehen würden", wollte er zu der eben geschärften Waffe persönlicher Satire greifen, in Gegenwart von Kindern, die sich froh um ihn herum tummelten. Da sah er zufällig in das ruhige Gesicht eines Knaben, und der Gedanke an künftige Leiden, die darauf wohnen, und an die Thränen, welche seine Augen noch vergießen würden, brach den aufsteigenden Zorn. Die Leiden der ganzen Menschheit durchzuckten ihn, und er hätte keinem, der ihr angehörte, in den bittern Kelch seines Lebens noch einen Gallentropfen gießen können. Beruhigt ging er, doch mit dem Entschluß, „künftig seine Rechte fest, aber sanft zu behaupten".

Es stellte sich allmählich das sittliche Gleichgewicht der beiden Seiten in Jean Paul, „der vertieften und erhabenen" ein, ein Nebeneinander der Doppelnaturen in sittlicher Harmonie; daher die optimistische Richtung seines Humors, wie sie bei allen echten Humoristen wie Cervantes,*) Rabelais, Swift da ist, denn der echte Humor muß an die siegħafte Kraft der Tugend glauben. Der Skepticismus gestattet keine Charakterbildung und keine Lebensfreude, weil er den Glauben an leitende Grundwahrheiten ausschließt. Hier liegt der tiefgründige Unterschied gegen Heine, der nach Nerrlich „direkter Abkömmling von Jean Paul" sein soll. (Biogr. S. 66.)

---

in der Mitternacht mit der ächzenden stechenden Brust, der Faden deines kargen Lebens, ziehen sehe. Ich habe sie ein Vierteljahr vor ihrem Tode betrauert, aber doch thut es mir in der Seele weh, daß sie hier nichts hatte, als ein sieches Herz voll Thränen." (Briefw. m. Otto II, 86.) Und 27. Oktober 1797: „Hof ist nunmehr düster, eng und ein drückender, umschließender Schacht für mich."

*) Don Quixotes Narrheiten entstehen blos aus der Verwechslung der äußern Wirklichkeit mit den inneren idealen Bildern, aus dem Widerspruch eines edlen Herzens mit dem Kopf; das Innere ist aber doch das Ideale.

Ideales Streben und als Frucht und Begleiterscheinung desselben der sich und andere beglückende Humor ist das Charakteristikum der zweiten Epoche.

So innig sich jedoch beide Charakterseiten bedingen und in Verbindung stehen, sind sie doch in dieser Zeit noch nicht ästhetisch in volle Verbindung gebracht. Sie laufen abwechselnd neben einander her.

In der dritten Periode Jean Pauls tritt mit zunehmender Klärung des Stils zur sittlichen Harmonie auch eine künstlerische Annäherung beider Standpunkte; ein gesunder Realidealismus macht sich geltend. Die sentimentalen Jenseitigkeitsphantasieen werden abgedämpft, die idyllischen, komischen Figuren erhalten höhere Impulse. Während die Wuz, Fixlein ꝛc. sich völlig mit ihrem Glück in der Beschränktheit ihrer kleinen Welt begnügen, treibt Fibel der Ehrgeiz über seine Schranken hinaus. Er träumt von einer künftigen Berühmtheit, die er auch wirklich — in seiner Einbildung erlebt. Es ist derselbe Kontrast zwischen Wirklichkeit und Einbildung, wie im Don Quixote. Dadurch tritt der Humor Jean Pauls über die Idylle hinaus und wird tragisch. Fibel ist der Don Quixote der Schriftstellerei und zwar nicht blos darin, daß er ein ABC-Buch mit schlechten Versen und schlechten Bildern versieht und sich als ein großes, die Menschheit beglückendes Genie ansieht, sondern auch darin, daß er neue Werke geliefert zu haben glaubt, wenn er alten Scharteken seinen eigenen Namen als Verfasser aufdrückt. (Bei Wuz ist derselbe Gedanke, aber nur als närrische Marotte; der Stachel des Ehrgeizes, der über die Idylle hebt, fehlt.) Die Hauptaufgabe war hier, das beneidenswerte Glück eines mit Illusionen begabten Wesens darzustellen (nach Spazier V, 102). Diesen Eindruck steigert der Dichter noch dadurch, daß er am Schluß selbst als mitspielend auftritt und aufrichtig an die Verdienste Fibels zu glauben sich anstellt. Dadurch sucht er auch anderen Zuschauern diese Illusion beizubringen und gibt so dem Spott eine ernste Wendung. Er mahnt an den Kontrast jedes menschlichen Strebens, das von dem göttlichen Funken in der Menschenbrust inspiriert ist, mit den Mitteln der irdischen Welt. Aber die Versöhnung fehlt nicht. Das Resultat ist glückliche Selbstbescheidung in der Diesseitigkeit in Erwartung und Anbahnung einer künftigen Verwirklichung jener Ideale.

Die komischen Charaktere der letzten Periode haben alle einen höheren Zug; selbst Katzenberger treibt das wissenschaftliche Interesse, aus dem Segen für die Menschheit erwachsen soll, so seltsam sich auch

dieses Streben mitunter äußert. (So hätte er gerne statt seiner blühend schönen Tochter eine häßliche Mißgeburt gewünscht, um so seine anatomische Sammlung kostenlos zu erweitern.)

Der Markgraf im Kometen, die letzte Ausgeburt des Jean Paul'schen Humors, wiederholt den Fibelschen Gedanken auf höheren Sphären.

Er ist ein „Tartarin auf Reisen“ von der fixen Idee befallen, daß er ein Fürstensohn sei. Wie tief diese Idee Jean Paul beherrscht hat, geht daraus hervor, daß er hartnäckig im Sinne hatte, seine eigene Biographie mit dem Kometen in Parallele zu erzählen: „Wahrheit aus Richters Leben — Dichtung aus des Apothekers Leben.“ Eigentümlich ist überhaupt, daß Jean Paul erklärte, seine Selbstbiographie nur humoristisch geben zu können.

So können wir nun die drei Perioden seines Humors kurz zusammenfassen in den Rubriken: 1. Zeit der Satire. Lob der Dummheit. Grönländische Prozesse. Zwischenzeit: Auswahl aus des Teufels Papieren. 2. Episch-humoristische Periode. Siebenkäs, Flegeljahre. 3. Didaktisch-humoristische Richtung. Fibel, Katzenberger, Komet.

Mit zunehmendem Alter stumpfte sich der satirische Stachel immer mehr ab, an Stelle zorniger Entrüstung tritt milde Nachsicht, welche das Widerspruchsvolle des Lebens nicht vereinzelt, sondern als Symptom der allgemeinen Unzulänglichkeit des Irdischen faßt und den Ausblick auf eine ideale Zukunft keinen Moment vergißt. Jean Paul erklärt Siebenkäs 369 Note: „Die erwachende Menschenliebe bricht dem satirischen Vergnügen an fremder Thorheit immer mehr ab, die Thorheit eines Busenfreundes macht uns nichts als bitteren Schmerz, warum sollten wir nicht alle Menschen als Busenfreunde behandeln?“

Fragen wir zum Schluß noch, welchen Wert die Schicksalsführung durch die harte frostige Satire für die Entwicklung des Dichters gehabt hat, so können wir die Geburtswehen seiner dichterischen und sittlichen Entfaltung vom Standpunkt der endlichen Reife aus nur dankend preisen; ohne sie würde die weiche Natur des Dichters vielleicht nie die Stahlkraft und verständige Klarheit des gereiften Charakters gewonnen haben. Die skeptische Krisis schärfte seinen Verstand und brachte denselben in andauerndes Uebergewicht gegen die anderen Potenzen, die Erschütterung seiner religiösen Ueberzeugung ließ ihn den Wert derselben für das Leben so recht empfinden, indem sie zugleich gegen schwärmerische

Ueberspanntheit heilsame Schanzwerke aufrichtete; das entbehrungsvolle Leben lehrte ihn Entsagung und Verachtung aller Genußsucht.

Die Charakterschilderung Jean Pauls wäre unvollständig, wenn wir nicht sein Familienleben wenigstens kurz berühren wollten. In den Palingenesieen wie in seiner Conjekturalbiographie hat Jean Paul sein Ideal einer künftigen Gattin geschildert: keine „Titanide, Unglückliche, Thränenselige“ (»fausse couchée touchierter Tugend“ würde Heine sagen) soll es sein, sondern ein munteres, frisches, in Liebe ihm treu ergebenes Mädchen, welches ein offenes kluges Auge für den Zauberpalast des Lebens und der Natur besitzt, „ein einfaches stilles Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkäme und Alles, was das erinnernde Herz ewig vormalt“ (Brief an Jacobi 1749). Das war ihm in seiner Gattin geworden. Mit dem geistigen Scharfblick, der ihn im Leben wie in seinen Werken auszeichnete, hatte er unter tausenden die Einzige gefunden. Zu den obigen Vorzügen edelster Jungfräulichkeit besaß sie noch einen weiteren: hervorragende geistige Bildung. Die Briefe Karolinens stechen von allen übrigen der weiblichen Korrespondenz*) durch den ernsten, sicheren, fast männlichen Ton, gepaart mit dem feinsten weiblichen Takt, ab.

Ihre Liebe zu Jean Paul war eine fast religiöse, auf der sittlichen Größe des Dichters basierende. Schon vor der Verheiratung gesteht Karoline, daß die Wirkung seiner Lektüre die wäre, die der Vater von einem guten Buch fordere, nämlich „weiser und besser zu machen.“ Sie glaubte, sie würde unglücklich sein, von ihm getrennt; allein sie fühle „eine Kraft, einen Mut, das Leben zu ertragen wie niemals.“ „Ich könnte sogar glücklich sein, ohne ihn je in diesem Leben wiederzusehen.“ (Wahrh. 6, 165.) „Mein Gemüt wird durch Liebe und die höchste Güte so weich gestimmt“, schreibt sie als Frau an ihren Vater, „und mein Sinn zur Tugend immer mehr erhoben, daß ich nicht mehr an mir selbst verzage wie sonst. Wie könnte ich dem herrlichen Menschen, bei dem Liebe und Demut allmächtig wirkt, einen eigenen Willen gegenüberstellen! Gottlob, daß ich einen Mann habe, bei dem die eheliche Liebe den Weg durch die Moralität machen muß, dessen Uebergewicht ich so lebendig empfinde, dem ich aus Verehrung gehorsam bin, wie man der Tugend

*) Und diese sind wahrlich hochstehend an geistsprühendem Feuer und Adel der Empfindung (besonders die von Charl. v. Kalb, Em. v. Berlepsch, Josefine v. Sydow).

gehorsam ist, und der mich so liebt. Wir haben nichts mehr zu wünschen als zu gleicher Zeit zu sterben.“ (Wahrh. 6, 196) und aus späterer Zeit: „Lassen Sie mich es immer wiederholen, daß wir jeden Tag glücklicher werden, es ist nichts im Aeußeren noch im Inneren, was uns stört. Jetzt über die Momente des Enthusiasmus weggehoben, wird man mir glauben — wie phantastisch mein Urteil auch klingen mag — daß Richter der reinste, heiligste, Gott ähnlichste Mensch ist, der je gelebt... Ich habe Augenblicke, wo ich vor seiner Seele knieend liege.“ (Wahrh. 6, 208.)

Diese Liebe wurde von Jean Paul voll erwidert. Wie rührend ist die Bemerkung in seinem Tagebuch (Wahrh. 6, 284): „Mitten aus dem brausenden Strom des Dichtens hebe ich doch den Kopf, für die Meinige, für Dich, mein Herz, um Dich anzulächeln. Jetzt, da ich es gethan, tauche ich wieder unter und rausche weiter dahin.“ Emma Förster hat von dem Familienleben Jean Pauls ein anmutiges Bild gegeben (Wahrh. 7, 209 u. ff.), wie die Kinder schon morgens mit Händen und Füßen die Treppe hinaufkrabbelten zu der Mansarde, wo der Vater arbeitete, wie der Vater dann oft eine alte Trommel vom Schrank nahm und eine Pfeife, worauf die Kinder musizierten, während er dann schrieb. „Uns Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt, oft baten wir: Vater, tanze einmal! Dann machte er einige Sprünge.“ (Tanzen hatte Jean Paul nie gelernt.) „Oder er mußte französisch reden, wobei er besonderen Wert auf die Nasenlaute legte, die niemand so gut ausspräche, wie er. Es klang kurios... In der Dämmerungsstunde erzählte er uns oft Märchen oder sprach von Gott und der Welt und dem großen Vater und von herrlichen Dingen ... gering hat der Vater gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochenen Korkstöpsel u. s. w. liegen. Was er derart fand, trug er in seine „Lumpenschachtel“. „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde“, konnte er dann sagen, wenn er wieder etwas Weggeworfenes fand.“ Die Kinder waren frühzeitig hochentwickelt. Von den Einfällen seiner Kinder hat Jean Paul dicke Bücher vollgeschrieben; einige Proben sind Wahrh. 7, 217 erzählt, z. B. von Ottilie, drei Jahre alt: „Ach lieber Gott, mache doch, daß die Mutter gut schläft, habe ich gebetet.“ „Ich will tausendmal recht gut sein, ich will hundert Gulden gut sein.“ Emma, fünf Jahre alt: „Ich bin Dir so gut, so ein großes

einnehme.*) Rührend ist noch folgende Mitteilung Jean Pauls: „Die alte P., die nicht viel mehr zu leben hat, läßt sich vor ihrem Kranken-Vorhang meinen Hesperus vorlesen und will mich vor ihrem Ende noch sehen. Es thut mir sanft, daß ich noch in den tiefen Schatten des Lebens, die schon um sie liegen müssen, noch einen bunten langen Strahl ziehen darf, von dem sie denken kann, er komme vom Morgen ihres Lebens durch eine Fensterladenritze." (Wahrh. 5, 24.)

Und so wird denn, wo so viele Zeugen übereinstimmen, wohl auch das Urteil seines wärmsten Freundes nicht überschwänglich erscheinen: „Mit Richter hat mir der Himmel einen Schatz beschert, den ich weder verdient noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue größere Kiste, voll von alledem, was die heiligen drei Könige brachten... Ich kann von ihm nichts sagen, als: Er ist ganz Herz und Geist, ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viele zersprungene Saiten und verstimmte Töne gibt... Mir ist, sagt Paulus, Barmherzigkeit widerfahren." — Herder gesteht, einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung fast nie gekannt zu haben, besonders lobte er seine „ungemein eindringende durchschauende Charakterempfindung". Seines Gemütes, seiner Sittlichkeit wegen preist er ihn als Arzt der Zeit und stellt ihn unbedenklich über die Heroen der Zeit, die ihm Brunnen ohne Wasser sind; denn die Form gilt ihnen alles, der Inhalt, das Gemüt nichts, sie sind ihm widrig und verächtlich, unwürdig ihres göttlichen Dichterberufes, denn sie leiten die Religion und Sittlichkeit dadurch irre, daß sie nicht die Menschheit durch die Kunst idealisieren, sondern letztere selbst vergöttern..." „Richter steht auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlerische metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst." (Wahrh. 5, 113.)

Wenn man auch das Urteil Herders, soweit es Goethe und Schiller betrifft, nicht frei von Gehässigkeit und übertriebener Strenge finden kann, so hebt es doch die Vorzüge unseres Dichters so schön und treffend hervor, daß wir es nicht unerwähnt lassen konnten.

*) Gauß zog bekanntlich J. P. Goethen vor und hielt ihn für das größere Genie.

Wir schließen mit den herrlichen Worten Jean Pauls: „Meine Kinder werden durch meinen Namen eine hilfreichere Hand finden, als ihr Vater, auch wird dieser Name sie wie ein zweites Gewissen begleiten und dadurch reiner bewahren.“ (Wahrh. 8, 112.)

Eine Erscheinung in Jean Pauls Charakter, gewissermaßen den Niederschlag seiner ganzen ethisch religiösen Gesinnung, müssen wir jedoch ihrer Bedeutung wegen noch gesondert betrachten, ehe wir zu den theoretischen Abhandlungen übergehen: Das ist der lebensfreudige optimistische Zug in Jean Paul.

Der Optimismus Jean Pauls.

Nichts ist Jean Paul ausgemachter und feststehender, als daß die Welt schön sei. Im Titan spricht er das frohe Wort: „Wie herrlich ist es, daß man ist!“ (227.) „Ich hänge wie ein Kolibri an allen Blumenkelchen der Freude und trinke aus ihnen.“ (Wahrh. 5, 324.) Die heitere Lebensauffassung ist bei Jean Paul mehr als eine Lebensmaxime, als eine Verstandes- und Klugheitsregel, sie ist ihm ein Glaubensartikel, ein religiöses Dogma. „Atheistisch“ nennt er das „undankbare“ Wort d'Alemberts: le malheur d'être (Museum 85); „ich aber segne das Glück, zu sein und noch mehr fort (unsterblich) zu sein“ und Titan 511 sagt er: „Nie laß mich, o Gott, Deiner Ewigkeit irgend eine Zeit leihen, ausgenommen die seligste, die Freude ist ewig, nicht der Schmerz, denn Du hast ihn nicht erschaffen.“

Der Optimismus Jean Pauls ist nicht rohe Genußfreudigkeit, nichts ist ihm mehr zuwider als die gemeinen „Sachseelen“, wie Blumauer, es ist auch nicht der feine Epikuräismus Goethe's, jenes Raffinement, welches das Leben zu einer Kunst des Genießens macht, auch nicht der Spiritualismus der „Jammerthalprediger“, die die schöne Gotteserde nicht verächtlich und sündig genug zu machen wissen, um den Kontrast mit den jenseitigen Freuden um so greller hervortreten zu lassen, er ist zunächst: heitere Freude am Dasein.

1. Objektives Moment: Sein ist Freude.

„Wenn du hier deines Lebens müde bist, wirst du es überall sein“ (Selina 157); nicht um erst glücklich zu werden, brauchen wir das Jenseits, sondern zur Fortdauer der Beglückung. Das Leben ist an sich Lust. Alles Wollen und Streben ist Lust und gewährt Lust, um

wieviel mehr das Leben=Wollen, die Lust am Leben!*) „Wollen, Wünschen ist nur ein anderes Wort für Liebe und Freude" (Wahrh. 6, 103.) „Freude ist das Einzige, was allen beschieden ist" (Sel. 106.) „Ach gütiger Gott! Du sä'st überall das Vergnügen hin und gibst jedem Wesen eine Freude in die Hand, damit es sie uns wieder reiche! Nicht bloß zu großen, hinreißend stürmischen Freuden ludest Du uns ein; an die kleinsten Dinge bandest Du Ergötzen und gabst allem, was uns umgibt, Wohlgeruch! Es war Dir nicht genug, daß wir uns bloß der Freude erinnerten, Du verliehest auch der auferweckten Freude neue Verklärung und verhütest den Ekel des Wiederkäuens durch vermehrte Reize." — „Freude suchen alle Wesen in dem Reiche der Natur, Freude ist die starke Feder in der großen Weltenuhr", sagt ja auch Schiller, und von Herzen hätte Jean Paul das Wort Goethe's unterschrieben: „Es ist offenbar ein Zeichen von Wahrheitsliebe, die Welt schön zu finden." Tausendfach sind die Freuden in Gottes Schöpfung um uns ausgegossen, ein „Freudenthal", nicht ein Jammerthal ist die Erde. „Das All ist eine silberne Blumenau aus goldenen Fruchtgärten" (Sel. 107) und man kann eine „sehr hübsche, freilich etwas zusammengeschmolzene Erde aus der jetzigen zusammenbringen, wenn man die Polarwüsten, die Eismeere und Hundsgrotten wegschält und für den Rest als Höhlen etwa die Antiparus- und Baumannshöhle, als Ebenen die Rheinebene, als Berge den Hybla, Tabor und Montblanc, als Inseln die Freundschafts-, die seligen, die Pappelinseln, zu den Forsten den Wentworthspark, Daphnes Hain und einige Eckstämme aus dem Paphischen, zu den Thälern das Seifersdorfer und Kampanerthal nimmt, wozu dann noch das Tempe- und einige Rosenthäler kommen könnten." (Kampanerthal, Einl.) Es gibt nach Jean Paul nichts schöneres, als dies „närrische, verhüllte Ding, das sog. Leben, den langen Traum" (Flegelj. 36) und „die Furcht zu sterben ausgenommen gibt es nichts jammervolleres als die Furcht zu leben." (Hesp. 402.) Die Freude ist das Primäre, das Ursprüngliche, das Intendierte, sie ist eine „Ewigkeit älter als der Schmerz" (Blumine 307) und der Vorwurf, es sei albern, ohne Grund zu lachen, ist selbst ein

*) Dies war auch Ansicht des ganzen Altertums: τὸ ζῆν τῶν καθ' αὑτὸ ἀγαθῶν καὶ ἡδέων. Aristot. eth. 1170 u. 19. cf. auch Rousseau (rêveries du Promeneur Solitaire, 8. promenade p. 149: »Le sentiment de l'existence dépouillé de tout autre affection est par lui-même un sentiment précieux de contentement et de paix qui suffirait seul pour rendre cette existence chère et douce.

unverständiger; nicht die Heiterkeit, sondern die Trauer braucht Motivierung, es ist Naturtrieb, sich des Lebens zu freuen. „Der Mensch will mehr, daß die Klage, als daß die Entzückung sich motiviere und entschuldige.“ (Titan 295.)

Die Freude ist auch dauernder als der Schmerz: „Wir haben ein fortwährendes Vergißmeinnicht der Freude, aber kein solches der Pein, gleichwie der blaue Himmel größer ist als jedes Gewölk und dauerhafter dazu.“ (Mus. 85.)

Die Lebensfreudigkeit Jean Pauls ist so naiv, so kindlich, so einleuchtend, es ist nichts Gemachtes, Gekünsteltes, Rhetorisches daran, es dünkt uns alles so selbstverständlich, daß wir uns bei der Lektüre mitunter an die Stirne langen, — wie wir doch das so lange vergessen konnten! „Ist der Mensch nicht ein Baum, an welchem die dünne, weiche, poetische Blüte zuerst aus schwachen Aesten bricht, dann das einförmige, dicke Laubwerk und doch dann die vielfarbige, weiche, zarte Liebesfrucht der Blüte?“

2. Moment: Thätigkeit der Phantasie.

Freilich liegt die Freude nicht immer auf der Oberfläche, es gehört ein Geschick dazu, sie zu finden, es gehört ein reiner Sinn dazu, sie zu würdigen und zu genießen. Und welchen Scharfblick, welches Falkenauge, welches lebendige Gefühl entwickelt der Dichter für die „Sommerseite des Lebens“!

Welche Virtuosität besitzt er in Aufzählung der Lichtseiten des Daseins in unerschöpflicher Fülle! Wir lächeln, wenn wir lesen, wie Walt abends hinter dem Laternanzünder dreinging, um sich an dem Aufblitzen der Flamme zu ergötzen (Fl. 363), wenn der Dichter uns mitteilt, daß er im Februar die Rapünzchen so liebe, weil sie ihm den nahen, grünenden Frühling vor die Seele malen, wenn er sagt, er könne sich einen Briefträger eigentlich nicht anders als glücklich denken bei der Menge von Briefen, die er täglich zu überbringen hat und der Freude, die er dadurch so vielen bringe; wenn wir ihn gar das Vergnügen erzählen hören, das er an bloßen Namen, wie Mailand, Maikäfer, Maiglöckchen, empfinde (Titan 54), daher ihm das Hamburger Gut „Kirchsträußlein“ so anmutig vorkomme. Namentlich seine komischen Figuren, die Wuz, Fixlein, der Hornrichter Stuß, der zwei Dinge nie satt bekam: das Leben und das Essen im Leben u. s. w. sind wahre Philosophen

der Lebensfreude, sie verstehen es, jede Minute auszukernen und den Freudengehalt gründlich zu erschöpfen; eine wahre Fundgrube von bisher übersehenen Schätzen sehen wir sich aufthun und trotz der anfänglichen Wunderlichkeit können wir nichts Gesuchtes, keine Geßner'sche Lüge*), kein gemaltes Arkadien in diesen unschuldigen Kinderfreuden finden: es sind neu entdeckte, aber nicht erdichtete Freuden; ein richtiger, gesunder, lebenskräftiger Kern steckt in ihnen. Kaum ist eine Seite Jean Pauls liebenswürdiger als dieser heitere Kindersinn, dem nichts zu klein ist, um nicht eine Lust darin zu finden: „Ich hänge wie ein Kolibri an allen Blumenkelchen der Freude und trinke aus ihnen." (Wahrheit 5, 324.) In dieser Gemütsstimmung kann der Mensch freilich eine Menge Freudenquellen finden: „Wie ist's doch möglich", ruft er aus, „daß so viele Männer und Gottesgelehrte über das Vergnügen weggesehen haben, das man schöpft aus dem eignen Namen, wenn ein anderer ihn führt und damit in den Druck kommt, aus dem gedruckten Namen der Wohnstadt, aus dem bloßen Schaueſſen des Tischtuchs, aus grünen Jalousieläden im Winter, aus dem gedruckten Wort Franzos, wenn man ein Demokrat, und Alliierter, wenn man ein Aristokrat ist, aus den goldenen Lettern über den Gewölben, wenn man in Leipzig ist, aus dem Holzvorrat im Winter, „ordentlich als mache die Kälte Genuß"? Wer hat schon daran gedacht, daß die Nacht den Menschen licht-, holz-, kleider- und kostenfrei hält, wenn man nur ein Bett hat, und daß also der Mensch mindestens die eine Hälfte des Lebens, die er verschläft, glücklich ist? (Siebenkäs 185.) (Das ist ja auch der Trost des guten Wuz nach einem recht schlimmen Hatz- und Sturmtag im Konvikt; er braucht weder Philosophie noch Religion dazu: „Ihr dürft mich schinden, wie ihr wollt, um 9 Uhr liege ich unter meiner Zudecke und ziehe sie bis ans Kinn, 8 Stunden lang.")

Freilich muß der Mensch der Wirklichkeit nachhelfen, er muß etwas mitbringen, um diese Freuden genießen zu können, es gehört Mikroskopie dazu, um im Schmetterlingsstaub ein prächtiges Pfauengefieder**), im

*) cf. die köstliche Parodie auf die Geßner'schen Pseudoidyllen (Komischer Anh. z. Titan 32): „Des Bauern Haſtelborns Idylle auf das vornehme Leben." Sie geht an: „Schneide, o Muse, ins Haberrohr ein Loch und pfeife vom Stadtmann — dort wandeln die Hofleute, zufriedene Arkadier und sie lächeln; keine Arbeit naht ihnen, kein Hunger und kein Krieg. . . Hilfreich treten sie zusammen und helfen einem gefallenen Fächer vom Boden auf; wie zornlos ertragen sie fremde Meinungen! u. s. w."

**) Aber „der bunte lose Staub im poetischen Schmetterlingsflügel ist doch am Ende, näher besehen — wahres Gefieder". (Titan 467.)

Schimmel ein blühendes Feld, im Sand einen Juwelenhaufen, im Tropfen Wein ein rotes Meer zu finden, es gehört Phantasie dazu, in einem verlorenen verblaßten Rosenblatt auf der Orgelempore einen vergangenen blühenden Sommer wieder zu schauen sammt den Vesperfreuden, die der Sonntag unter die Dörfer austeilt, und der jugendlich aufatmenden Brust, von der es falb abgeflattert, während der gestrenge Küster darin nichts als Unrat sieht, „an dem er sich wieder halb krumm werde fegen müssen"; es gehört Phantasie dazu, wie Walt an der Auslage eines Samenhändlers einen ganzen großen Garten von Radieschen, Rüben, bunten Feuerbohnen, Zuckererbsen, Kapuzinersalat, gelben Prinzenköpfen zu riechen. . . Aber wie oft machen wir unbewußt Gebrauch von der zauberischen Schöpferkraft der Phantasie! „Daß uns der Frühling z. B. bei all seiner Armut mehr gefällt als der Herbst mit seinem Reichtum, liegt nach Rousseau in der Phantasie, die dort, nicht hier freien Spielraum zur Ausschmückung hat." (Wahrh. 5, 308.)

Und warum soll der Mensch die Phantasie, diese Schöpferin so vieler Leiden und Freuden, nur zu dem schlimmen Gebrauch benützen, nicht vielmehr als Heilmittel und Freudenquelle? Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα sagt Epiktet und οὐ πενία λύπην ἐργάζεται ἀλλ' ἐπιθυμία ein griechisches Sprüchwort.*)

Der Mensch hat ohnehin ein matteres Gedächtnis für Leiden als für Freuden, er malt „wie Milton das verlorene Paradies feuriger als das wiedergewonnene, wie Dante die Hölle besser als den Himmel". Wenn Einquartierung und schönes Wetter zusammentreffen, so sagt der Mensch nicht: nun haben wir bei der bösen Einquartierung wenigstens gutes Wetter, sondern er sagt und schreit: „Jetzt, da wir einmal gutes Wetter zu genießen bekämen, führt der Teufel die Einquartierung her." (Förster IV. 112.) „Der Selbstpeiniger Mensch bedornt alle stechenden Augenblicke mit zwei unsichtbaren Stachelreihen, mit der vergangenen und zukünftigen, und blutet so an drei Zeiten zugleich, er vergißt immer über den Befürchtungen, die eingetroffen, die Hoffnungen, die sich auch erfüllt haben (Sel. 154). Er hängt an die hohe Freude die Forderung der noch höheren an, anstatt die Zufriedenheit mit jener (Förster 2, 130),

*) „Nicht die Dinge plagen den Menschen, sondern seine Meinungen von den Dingen." — „Nicht die Armut schafft Leid, sondern die Begierde."

und so wird die Phantasie eine Quelle des Leides und ein Verstärkungsmittel der wirklichen Schmerzen, während sie doch das Gegenteil sein könnte!*) Wenn Fixlein „das Glück ein saures Gesicht zeigte, so lachte er es an, bis es wieder zu lachen begann.“ — „Nicht die eingeschränkte Lage, sondern der eingeschränkte Blick macht pedantisch.“ (Fixlein 110.)

Die Freuden der Phantasie sind keineswegs eingebildete Freuden. „Existiert die ideale Welt darum weniger, weil sie nur im Ich und nicht zum zweiten Mal existiert? Ist nicht ein Gedanke eine Existenz, die höher ist als jeder Körper und die wir durch die Täuschung der Personifikation jedem Körper unterschieben? Umgekehrt die idealische Welt ist die einzig wahre und die sinnliche die optische, und sogar diese optische kann nicht einmal empfunden werden ohne den Reflexspiegel der inneren idealen. Bloß die hanseatische, statistische, kommerzielle Seele, in der nichts ist als der schmutzige Abdruck der sinnlichen Nachbarschaft, bloß diese idealisiert im schlimmen Sinn diese Welt, die nach dem Ideal des höchsten Genius zusammengesetzt ist und die der Engste nach seinem verrenkt. Jeder Traum, jede Phantasie, jeder Wunsch existiert so gut in und über uns als der Regenbogen und das Morgenrot, das niemand betasten kann“ (bei Förster).

Man verzeihe hier eine kurze Reflexion: Die Erziehung der Phantasie sollte ein Hauptgegenstand der öffentlichen Fürsorge und Pädagogik sein auch in sozialer und volkswirtschaftlicher Hinsicht, da die Empfindung erst durch sie vermittelt und fort und fort erneuert wird. Auch die Volksphantasie schreit nach Nahrung und greift zur Kolportagelitteratur, um sich daran nicht zu sättigen, sondern zu vergiften. Bildet ihr sie nicht, gebt ihr der Jugend nicht edle Nahrung, so wird sie sich verbilden, und kann man einem ungebildeten rohen Volk verargen, wenn sich seine unbefriedigte und ungezügelte Phantasie den sozialen Zukunftsstaat als ein ersehntes Schlaraffenland, wenn seine rohe Genußsucht sich

*) „Was dir ins Loos die Norne spann,
Von schwarzen Fäden, armer Mann,
Ist dir es Leides nicht genug,
Daß du dich quälst mit Selbstbetrug?
Daß mit Gespenstern obendrein
Verschattetest den Sonnenschein
Und blind dein bestes Glück verwarfst,
Zu lieben, was du lieben darfst?“

Wilhelm Jordan.

die Freuden der Reichen als den eigentlichen Himmel vorstellt? Aus der Inhaltslosigkeit des Lebens wegen Mangels künstlerischer und religiöser Phantasie geht die Unzufriedenheit der Gegenwart, sowie namentlich die erschreckende Zunahme der Verbrechen in erster Linie hervor. Wir kranken an einem falschen Glücksideal. Man erwartet das Glück immer von Außen, man vergißt, daß auch zum Glück Talent gehört, nicht bloß es zu erringen, sondern auch es zu genießen, daß bei der Blasiertheit und Zerfahrenheit der jetzigen Generation ein Eldorado nicht ausreicht, das öde Innere zu befriedigen. „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein." Das äußere Glück ist wie der Thau vom Himmel, der nicht erzwungen werden kann. Man muß es betrachten als das, was zum eigenen Streben hinzukommen kann, aber nicht als oberstes Ziel. Dies ist für den wahren Charakter immer nur die eigene innere Kultur. Solange diese Lebensanschauung nicht wieder herrschend wird, sind alle äußeren materiellen Verbesserungen wertlos, sie steigern nur die Begierlichkeit. Der Beamte ist jetzt bei seinem hohen Gehalte nicht zufrieden, während sein Vorgänger mit der Hälfte desselben gar nicht an Aufbesserung dachte. Aehnlich ist es beim Arbeiter. Darum ist die Pflege der idealen Güter nicht minder wichtig, als die Organisation der nationalökonomischen; Pflege des Geschmacks, des Gesangs, Vermittlung edler Lektüre, Bildung des Kunstsinns kämen hier in erstem Betracht. (cf. Levana § 143—146.)

O wenn man Jean Paul lesen würde! Er wußte, wie man dem Volk helfen müsse. „Ein liebender Geist spürt gerne die Freuden des Armen aus, um selber darüber eine zu haben, ein hassender aber lieber die Plagen, seltener um sie zu heben, als um über die Reichen zu bellen, die er vielleicht selber vermehrt." (Flegelj. 234.) Und in der Levana warnt er eindringlich vor der Manier, Kindern, um sie mitleidig zu machen, das Elend der Bettler u. s. w. recht auszumalen. „Um durch die Thränenkelter des Mitleids einige Groschen und Gefühle für den Bettler abzupressen, zerquetscht ihr lieber eine Kraft, die sich sogar auf dem Bettlerlager erhielte. Was gewinnt ihr, als daß der Geschwächte künftig eher ein paar hundert Bettler macht, um nur keiner zu werden? Stets laßt Einheit im Knaben regieren, die Kinder sollen keinen dunklen Stand wehrlos schauen!" (L. 220.) Feinsinnig läßt Jean Paul (komischer Anh. z. Titan 42) sogar eine Blinde sagen: „sie genieße einen heiteren Tag so gut wie die anderen, die Lüfte wehten reiner und

frischer, die Vögel riefen heller und der Bach und die Blätter rauschten besser dahin, und wenn das alles in ihre lauschende Seele käme, so erfreue sich ihr Innerstes, ohne zu wissen, warum." Die Blindheit besänftige und stille, der Blinde sei ein von der Mutter Natur nur tiefer und finsterer eingebautes Kind. „Wie ein Mensch in der Mongolfiere hoch über den Wolken, hört der einsiedlerische Blinde nur Stimmen herauf, aber die verwirrende bunte Gegenwart, die niedrigen verhaßten und die hassenden Gestalten und die voll Narben und Wunden stehen unter seinem dichten Gewölk." (Die Blinden u. s. w. fühlen sich auch thatsächlich nicht so unglücklich, als unsere Phantasie sie uns vormalt. „Wie danke ich Gott, daß er mich erschaffen hat!" schrieb Laura Bridgeman in ihr Tagebuch. Die sehr lesenswerte Geschichte dieses blind, taub und stumm geborenen, höchst begabten Mädchens ist von ihrem Erzieher Dr. Home in Druck gegeben worden.)*)

Und wie wußte Jean Paul dem damals so gedrückten Lehrerstand die Rosen zu zeigen, die trotz allem auf dem bescheidenen, stillen Wirkungskreise blühen, hat er nicht durch seine Wuz, Fixlein, Fibel tausend Schullehrer-Herzen wieder emporgerichtet und mit Berufs- und Lebensfreude erfüllt? Wie sticht sein Verfahren ab gegen das wüste Demagogentreiben, das gerade diesen Stand heutzutage so unsympathisch macht! Wo es am Platz war, das Interesse für die Lage desselben zu wecken, da war keiner mehr bei der Hand als Jean Paul**), aber er wußte, daß Verdüsterung der Phantasie und Entfachung von Leidenschaft objektiv wie subjektiv nur Schaden bringe.

Wie weiß Jean Paul überall das versöhnende, verbindende Element hervorzuheben! Wie lieblich ist's, wenn er im Abendmahl den Tisch findet, den auch der Hungrigste mit dem Reichen gemein habe, wo er sich an einem Brot begeistern könne, worauf noch keine Konsumtionssteuer gelegt worden sei, und „die arme Magd des Kirchenrats hatte noch die Zugabe, daß ihr geistlicher Brotherr sich vor ihr bücken und sie bedienen mußte." (Komet 408.)

Etwas von dieser Spürkraft des Schönen, von diesem Talent zum Glück in dem „Zauberpalast des Lebens" wäre unserer Zeit zu wünschen; wie anders würde das Leben erscheinen! „Wie Winkelmann jeden Tag

*) Empfehle ich namentlich den Herren Pessimisten bei Austern und Champagner.
**) cf. Levana 300.

eine besondere halbe Stunde bloß zum Beschauen und Ueberdenken seines überglücklichen Daseins in Rom aussetzte, „so sollte man täglich oder wöchentlich“, meint Jean Paul, „eine einsame Stunde dazu widmen und heiligen, daß man die Tugenden der Seinigen, der Gattin, der Kinder, der Freunde zusammenrechnete und sie in der schönen Zusammendrängung anschaute, und schon darum sollte man's thun, damit man nicht zu spät verziehe und liebte, wenn das geliebte Wesen schon über uns von hier weggezogen wäre.“ (Verm. Schr. 216.) Hieher gehört auch, was Spazier (Jean Pauls letzte Tage rc.) von der Krankheit des Dichters erzählt: „Er verbarg oft geflissentlich dem Arzt die schlechten Symptome und stellte ihm die verlebten Stunden ziemlich gut hin, wenn sie auch noch so elend gewesen waren, um nur von diesem die Zufriedenheit zu hören und sich mit ihm über seinen Zustand hinwegzutäuschen.“

Horas non numero nisi serenas*) heißt es in der via recti (Wahrh. 7, 104), und die Tagebücher Jean Pauls wimmeln von Regeln und Kunstgriffen, sich heiter zu stimmen: „Wirf kleine Schmerzen sogleich weg!“ (Wahrh. 7, 228.) — „Wenn du etwas thust, z. B. eine Reise, so stelle dir nur das Angenehme daran vor!“ (Observ. Wahrh. 5, 300.) — „Erhebe dich über kleine Unlust, vielmehr halte jede überwundene kleine für eine neue zweite und dritte Freude!“ — „Wenn du eine schwere Stunde groß und siegreich durchgingst, so stelle dir vor, wie tiefer sie dich geschmerzt haben würde, wenn du nicht gesiegt hättest!“ Die Leerheit des Augenblicks soll man durch Erinnerung der Vergangenheit und Ausmalung der Zukunft bereichern, auch das leerste Leben gleiche den Wüsten Indiens, welche von grünenden Wäldern eingesäumt wären (Komet 95) und am Ende werde ja jede Erinnerung und Hoffnung doch in der Gegenwart genossen. (Hesp. 95.) „Jedes Uebel ist eine Uebungsaufgabe und eine Lehre der Standhaftigkeit.“ — „Der Sieg über den Zorn gibt außer der Tugend noch das süße Empfinden des Sieges und hebt das Uebel, das mich aufbringt, ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln.“ (Welches Raffinement!) — „Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde, jedes Uebel verfliegt, wenn ich nichts nach ihm frage!“ — „Sage nie: wenn nur diese Leiden nicht wären, andere ertrüge ich besser.“ — „Das Betrüben hilft nichts, es ist gerade das Uebel.“

*) „Ich zähle keine Stunden als die heiteren.“

(Die fünf letzten Sentenzen sind aus dem Andachtsbüchlein vom J. 1784 — der skeptischen Periode!)

„Ich für meine Person sehe sogleich jedes etwa mir verdrießliche Wetter für ein recht erwünschtes an, das sich eben Einer oder der Andere für seine Wirtschaft glücklicherweise gerade bestellt hatte, z. B. ein Landmann mit hochliegenden Sandäckern oder ein Fischer für seinen Aalfang. Leider hecken die Meisten sich zu ihren Lust- und Rheinfahrten die Rheinschnaken selber aus; ich aber kehr' es um und zapfe mir, wenn bloß die Schnaken da sind, aber der Rhein nicht, irgend ein Paradiesflüßchen dazu an und wär' es so schmal wie ein Krebsloch; und ich bin vielleicht in diesem Sinn für einen halben Wasserkünstler der Freude zu nehmen." (Komet 258.)

3. Moment: Die kleinen Freuden. Maßhalten.

Ein drittes Prinzip seiner Kunst, stets heiter zu sein, war, die kleinen, unschuldigen, harmlosen Freuden den wilden, rauschenden vorzuziehen, „den Schlafrock dem Bratenrock, den Notpfennig dem Napoleonsdor", da „nur kleine, nicht große Glücksfälle beglücken". Eine Freudenpädagogik muß Diät lehren und das Organ schonen, das sie entwickeln will, abgesehen von der moralischen Seite, die hier auch wesentlich in Betracht kommt. „Nicht auf Erfindung neuer Freuden, sondern auf eine Methodologie, die alten zu genießen, hätte Xerxes Preismedaillen bieten sollen" (Wahrh. 5, 17) — und, fügen wir hinzu, Jean Paul hätte diesen Preis gewonnen, der mit der Wünschelrute der Genügsamkeit und dem Zauberstab der Phantasie den unendlichen Reichtum der alten und kleinsten zu finden wußte. Einer seiner Wege, um „glücklicher", „nicht glücklich" (!) zu werden, ist daher (Vorrede zum Fixlein S. II), „sich in eine Ackerfurche des Lebens einheimisch einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest hinaussieht, man keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Steine, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist". Daher Abmahnung vor den meist giftigen Freudenblumen der Jugend! Die besten Freuden könne man nur fünf Schritte davon entweder im Gedächtnis oder in der Phantasie genießen, da man beim schwelgenden Einsaugen des Freudendufts leicht ein Insekt mit einschlucke, das Einem den Tod bringe! (Wir sehen hier wieder den spiritualistischen Zug.) „Das Glück des Lebens besteht nicht in einzelnen zuckenden Blitzen — tausend Blitze machen noch keinen Tag —

sondern in reiner, steter, milder Heiterkeit, ein fortwährendes, freilich eben darum schwächeres Gefühl." „Man muß die Freudenblumen nicht zu dick säen, so daß sie ersticken." (Wahrh. 5, 253.) Sparsamkeit in der Freude ist ein Hauptprinzip Jean Pauls. „Mein Haß, zwei Vergnügungen, zwei Gesellschaften an einem Abend zu vereinen." . . (Wahrheit 2, 93.)*) Man solle auch Vergnügungen nicht suchen. „Alle Sachen des Vergnügens müssen wie Einfälle und der Fund des vierblättrigen Klees dem platten Zufall überlassen bleiben." (Wahrh. 5, 95.) „Jede Gesellschaft muß nur als Dessertwein nach Geschäften in kleinen Gläsern, d. h. in Minuten, genossen werden. Eine fortwährende Festwoche ist gleich dem Constanzawein, getrunken aus Bierkrügen." (Förster IV, 88.) „Freuden von ausnehmendem Geschmack, wie Ananas, haben das Schlimme, daß sie das Zahnfleisch bluten machen." (Titan 23.)

Daher unterscheidet Jean Paul Heiterkeit wohl vom Genuß: „Genuß ist Selbstsucht, Freude ist ein reiner Aether, worin Sphärentöne erklingen." (Mus. 89.) Jeder Genuß, und wäre es der eines Kunstwerks, gibt dem Menschen eine selbstische Gebärde und entzieht ihm Teilnahme, darum ist der Genuß nur Bedingung des Bedürfnisses, nicht der Tugend. Hingegen Heiterkeit ist zugleich Brot und Blume der Tugend und ihr Kranz. Tiere können genießen, nur Menschen können heiter sein. Der heilige Vater heißt zugleich der selige und Gott ist der Allerseligste. Ein verdrießlicher Gott wäre ein Widerspruch oder der Teufel. Der erfreute Mensch gewinnt in unseren Augen und Herzen, die beide der Verdrießliche abstößt, indes beim Genuß umgekehrt wir dem Schwelgenden den Rücken, dem Darbenden das Herz zukehren. Wenn der Genuß eine sich selbst verzehrende Rakete ist, so die Heiterkeit ein wiederkehrendes Lichtgestirn, ein Zustand, der sich ungleich dem Genuß durch die Dauer nicht abnützt, sondern wiedergebiert." (Levana 59.) Das ist jenes perennierende Vergißmeinnicht der Freude.

Mit dieser Auffassung der Freude stimmt die Sympathie Jean Pauls für die Kinder, welche das erste Paradies noch bewohnen, wie die ersten Eltern, diese „ersten Kinder", für die ersten Frühlingsmonate des Lebens, die „in einem so herrlich zauberischen Tempethal ruhen, daß

---

*) „Ich blieb meiner alten Regel treu, aus der wärmsten Gesellschaft in meine kühle Einsamkeit zu laufen, um mich da vom Erholen zu erholen." (Briefw. mit Otto, 4. B.)

die kleine spielende Seele in dieser glänzenden Coreggionacht nur Engel, Silberpappeln, Sterne und vergrößerte, obwohl undeutliche Gestalten erblickt". Alle Erinnerungen unserer Kindheit nähmen einen nie erlöschenden Glanz an. So erzählt Jean Paul, wie er lange nicht gewußt, warum er sich so gerne in den 30jährigen Krieg und in die Polarländer sehne, bis er herausbrachte, daß er die schimmernde Zeit, worin er zuerst in beide schaute, mit der trüben vermengte, die man darin verleben muß. (Palingenes. 30.) Rührend ist's, wenn er in der Levana im Kapitel „Freudigkeit der Kinder" als Anwalt der unschuldigen Kleinen auftritt und sagt: „Was sollen sie anders haben als Freuden? Einen traurigen Mann dulde ich, aber kein trauriges Kind; — denkt euch ein Kind, das zum Blutgericht geführt würde, denkt euch Amor in einem deutschen Särglein, oder seht einen Schmetterling nach Ausreißen seiner vier Flügel kriechen als Raupe, so fühlt ihr, was ich meine," und eine „liebliche Sage" (Levana 58) nennt er die Tradition, daß die Jungfrau Maria und der Dichter Tasso als Kinder nie geweint.

Dieser stillen reinen Gemütsstimmung entsprang die enthusiastische Freude Jean Pauls zur Natur, „der Titanide, die zugleich stillt und erhebt" (Titan 258), dieser „Göttin, die aus ewigem Meer schöpft und nie sich erschöpft" (Titan 232), die das Große hat, daß sie nirgends klein ist (Aesth. 482). „Wenn uns die Menschen verlassen und verwunden, so breitet ja auch immer der Himmel, die Erde und der kleine blühende Baum seine Arme aus und nimmt den Verletzten darin auf und die Blumen drücken sich an unsern wunden Busen an, und die Quellen mischen sich in unsere Thränen und die Lüfte fließen kühlend in unsere Seufzer — das Weltmeer von Bethesda erschüttert und beseelt, ein hoher Engel und wir tauchen uns mit allen tausend Stichen in seine heißen Quellen und steigen zugeheilt und mit abgespannten Krämpfen aus dem Lebenswasser wieder heraus." (Siebenk. 267.) cf. auch Titan 15, Schluß des 1. Kapitels. Die lebhafte Naturfreude Jean Pauls wurde geradezu Schwärmerei. Die Natur sah er „nicht als kaltes Schauspiel" an, sondern „als ein unendliches schlagendes Adernsystem, in welchem jedes Wesen als ein saugendes und tropfendes Aestchen zwischen kleineren und größeren pulsiert, und dessen Herz Gott ist" (Loge 197); ein Obstbaum, der sich über den Weg mit blühenden Guirlanden beugte, erschien ihm als „eine Mutter, die auf jedem Arm eine neugeborene Welt voll singender, honigtrunkener Kinder trägt und auf- und nieder-

wiegt".*) Die Berge waren ihm „Kanzeltreppen der Seele", auf welche der Mensch wie das Kind auf einen Stuhl steigt, um Gott näher zu sein. (Hesp. 113.) (Die Naturschilderungen in seinen Romanen haben dithyrambischen Schwung, aber nicht die Sanftheit und Ruhe der Goethe'schen. Stets sind sie fein gestimmt, nirgends ist die Natur bloße Staffage und Dekoration.)

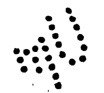
Diese poetische und religiöse Beseelung war es, die ihm den Spaziergang ins Freie wie einen Kirchgang erscheinen ließ. „Du gehst jetzt", apostrophiert er sich in seinem Tagebuch, „in die schuldlose Natur, kommst du auch rein genug in diesen Tempel? Bringst du keine heftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst du keinen Haß hieher, wo die Natur dich liebt. Ist deine Seele so ruhig, wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahinzieht. Ach wäre doch dein Herz noch so unverfälscht und unzerrüttet wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendete!"

Mit offener Brust, das blonde Haar flatternd im Wind, ein Buch in der Hand durchstreifte er die Flur. Stundenlang konnte er sich ins bethaute Gras lagern und hinaufschauen und die lechzende Seele stillen. Titan 41 erklärt er sogar, man dürfe nur mit zweien, mit dem innigsten und ähnlichsten Freund und mit der Geliebten spazieren gehen. „Wahrlich ich würde ebensogern im Angesicht des Hofes am Geburtstag der Fürstin zu einer Liebeserklärung öffentlich niederknieen als — denn man zeige mir doch einen Unterschied — zwischen einem langen Vor- und Nachtrab das trunkene Auge auf die Natur, meine Geliebte, heften." (cf. die herrlichen Naturschilderungen, wovon Jean Pauls Werke wimmeln, besonders die eigentümliche charakteristische Schilderung des Sommers. Flegelj. 115; Titan 15. 277.)

Zu dem ruhigen Gemütston, der den Grundcharakter der edlen Freude ausmacht, gehört auch das Vermeiden jedes Ueberhastens, jenes vor lauter Erwartung des Lebens nicht zum Leben Kommens. „Jede Minute sei dir ein volles Leben!" (Fixlein 161.) (Ebenso Goethe [Eckermann I, 55]: „Jede Minute soll Ziel sein und als Schritt gelten!") „Wenn der Sekundenweiser dir kein Wegweiser ins Eden deiner Seele wird, so wird es der Monatweiser noch weniger, denn du lebst nicht von Monat zu Monat, sondern von Sekunde zu Sekunde!" — „Ich machte",

*) „Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" 22.

schreibt er an Jacobi, 10. Nov. 1799, „weiter als Kant (der nur den Menschen nicht als bloßes Mittel gelten ließ), nicht einmal das Leblose, nicht einmal eine Minute zum bloßen Mittel, alles zum Zweck. „„Wenn nur dieser Brief einmal geschrieben, wenn nur dieser Monat vorüber ist, dann sollt ihr sehen, ob ich glücklich bin““, so sage ich nie, sondern zum Glück rechne ich diesen Brief und diesen Monat. So quälst du dich ewig und suchst auf dem Berg das Thal und dann wieder den Berg.“ Namentlich für Kinder sind die Freudenblumen nicht Kornblumen zwischen der Saat, sondern selbst jüngere kleinere Aehren. „Ist denn die Kindheit nur der mühselige Rüsttag zum genießenden Sonntag des späteren Alters, oder ist sie nicht vielmehr selber eine Vigilie dazu, die ihre eigenen Freuden hat?“ (Loge 103.) cf.: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ (Schiller). „Das Kind sein hindert nicht das Mensch werden, der Mann wird nicht das Kind sein“ (Schleiermacher). — Levana 37: „Von Büchern gibt es zweite Auflagen, aber nicht von Freudenzeiten, jede Freudenblume kehrt nur mit anderen Nektarien, Farben, Düften wieder; leider will der Mensch nur das Gemeinschaftliche, nicht das Eigentümliche an der Freude kosten, und der eine will aus allen Blumen Rosensyrup sieden, während der andere es auf Veilchenessenz abgesehen hat.“ Darum benütze den „unbewußt geborenen, kaum gegrüßt verlorenen, nie wiederholten“ (Lenau) Augenblick der Freude und befolge das Horazische carpe diem! jenes ruhige, sorgfältige Auskernen der Frucht der Freude! (Aehnlich Dühring, Wert des Lebens: „Unseliges Vorurteil, als bestehe das Leben nur aus Ueberstürzungen eines Zustandes in einen anderen, als sei die frühere Daseinsweise nichts als ein Mittel zur Hervorbringung der späteren. Man erkennt jetzt allmählich, daß die Natur auch ihren vorwaltenden Stadien einen selbstständigen Wert erteilt. Der gewöhnliche Vergleich von Blüte und Frucht trifft nur halb zu, aber auch er sollte doch lehren, daß auch in dem früheren Entwicklungsstadium bereits das ganze Wesen zu seiner schönsten Entfaltung kommt und in dem späteren nur in einer anderen Gestalt vorgeführt wird. Wer bei einer Frucht nur an ihren Genuß denkt, verkennt das Wesen jener Vergleichung, und Frucht ist doch nur Amme und Anfang eines neuen gleichartigen Wesens.“ Dühring aber fällt in den entgegengesetzten Fehler, da er kein endgültiges Ziel des Lebens zugibt. Indem er nun die Bedeutung des Lebens in dem Diesseits konzentriert, sucht er die Werte des irdischen Lebens möglichst zu vervielfachen und extensiv zu verbreitern.)



Eine Frage wird wohl allen Lesern schon auf der Zunge geschwebt haben: Wie verhält sich Jean Paul zu den unleugbaren und nicht wegzudisputierenden Leiden des Lebens?

Unser Dichter ist keineswegs blind oder stellt sich blind zur Nachtseite des Daseins. Hesp. 525 spricht er von „dem Vorüberwehen der Freuden, die uns nur wie Schmetterlinge in weiten Kreisen umspielen, während der Nervenwurm des Grames sich tief in unsere Nerven einbeißt". „Jeder Schmerz hat eigentlich etwas Neues" (Siebenkäs 250). Er weiß, daß viele Menschen öfter eine Vorhölle, als einen Vorhimmel haben, daß die Blüten der Jugend wie Apfelblüten bald aus roten zu blassen werden und dann abfallen, daß das Zauberbild der Hoffnung wie das schöne Licht des Mondes und seine ganze Magie, in der Nähe betrachtet, vergeht („wie wenn Zukunft Gegenwart wird", sagt die Fürstin im Titan beim Anblick der Mondflecken im Fernrohr), und der ganze Siebenkäs hat ja zum elegischen Grundton den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit. Manche Gedanken klingen ganz pessimistisch, z. B.: „Unser Genießen des Lebens ist nur ein sanftes Vergessen desselben." (Wahrh. 5, 17.) „Wie eng ist das warme Leben und wie weit seine Winterseite! Kannst du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Versprechen ihrer Unsterblichkeit in deinem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag wieder zurückführen, wenn sie dem Gegenstand nach geflohen sind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landschaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde der Freundschaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme Schatten der Erinnerung, ein matter Nachschimmer, ein leises Nachzittern voll Sehnsucht, ein Nebenregenbogen gegenüber dem wirklichen: das Herz hat kein Echo, und nur starke Schmerzgefühle erzeugen sich fast mit der alten Größe in der Erinnerung; unser Nachwinter dauert länger als unser Nachsommer."*) Aber es muß so sein. Wenn der Mensch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur eines Tages wieder rein nachbauen und aufwölben könnte im Kopf, so könnte ihm dann der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich sein, als der Lehrer dir beim Fortgenuß einer Wissenschaft, und vielleicht gehört es zu den Reizen der höheren, zarteren Liebe, daß der geliebt Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstand und ohne Materie der Empfindung noch ein leises,

*) Verm. Auff 95: „Ueber das Immergrün unserer Gefühle".

laues Fortwehen der warmen Feierstunde im Herzen fortfühlt, wie das fortdauernde Umspülen der Brust durch den ätherblauen Tag und eine frischgrüne, unabsehbare Landschaft." (Verm. Sch. 96.)

Aber auch die wirklichen Leiden haben ihren Zweck und providentielle Bedeutung. Melius iudicavit Deus de malis benefacere quam nulla mala esse permittere sagt ja schon Augustin, Enchiridion 25.

Jean Paul betont vor allem den ethischen und propädeutischen Wert des Leidens. „Freuden sind unsere Flügel, Schmerzen unsere Sporen." (Selina 226.) „Nur rollende Steine runden sich, Windstille hindert Blumenbefruchtung, der Aschenregen des feuerspeienden Berges nährt später die Wurzeln, der Regen im Höhlengebirg von Devonshire klingt in der Ferne wie sanftes Getön." (Sel. 186.)

Die Trostgründe sind ja nicht neu, auch nicht immer ausreichend, aber Jean Paul hat sie in schwungvolle, poetisch prächtige Sprache gekleidet: „Weich sinkt der Tropfen im Höhlengebirge, aber hart und zackig und scharf verewigt er sich. Schöner ist die Menschenthräne. Sie durchschneidet das Auge, das sie wund gebiert, aber der geweinte Diamant wird endlich weich, das Auge sieht sich nach ihm um und er glänzt im Thau einer Blume." (Flegelj. 343.)

Besonders zur Selbsterkenntnis dienen die Leiden: „Menschen und Bücher müssen in mehr als eine Korrektur gelangen, um die errata zu verlieren." (Palingenesieen 87.) Die Leidensfrüchte sind unserem Kopf noch unentbehrlicher als unserem Herzen. Um alles zu lieben, langt ein frohes Dasein schon zu, aber um alles zu sehen, die Menschen, das Leben und noch mehr sich selbst, dazu gehört Schmerz." (Komet 106.) Der Diamant wird angehaucht, damit man ungeblendet seine Flecken sehe; Leiden treffen uns, damit wir uns sehen. Erst das Leid gibt uns mit der Selbsterkenntnis die Möglichkeit der Besserung. Diese Erkenntnis ist freilich meistens keine erfreuliche: „Die meisten Menschen gleichen dem Glas, glatt und geschliffen und stumpf, solange als man sie nicht zerbricht, dann verflucht schneidend, und jeder Splitter sticht!" (Titan 655.)

Jean Paul macht auf die Täuschungen der Phantasie aufmerksam, in der jede Leidenslast als Niederdrückung und Versenkung auf immer erscheine. Wir vergessen, daß die Leiden so oft nur Steine gewesen, die man Tauchern anhängt, damit sie hinabkommen zum Auffischen der Perlen und dann bereichert aufgezogen werden. (Komet 106.) „Des Lebens Mühe läßt uns des Lebens Güter erst recht schätzen." (Tasso II, 5.)

Im weiten Gebäude der Natur schrumpfen überdies unsere Wunden zu „roten Mückenstichen ein“ (Palingenesieen 50). „Wir aber verwundern uns nicht über den Sonnenaufgang der Freude, sondern über den Sonnenuntergang derselben; hingegen bei den Schmerzen erstaunen wir über den Hyadenaufgang, aber den Untergang des Regengestirnes finden wir natürlich. Himmel! was hat unser Herz für eine seltsame Astronomie gelernt!“ Der Geist allein schafft die Zeit, also miß deine kürzesten Tage der Freude mit einer Terzienuhr und deine längste Nacht des Trübsinns mit einer Achttageuhr! „Der Mensch steht jeden Morgen mit einem neuen Entwurf, einer neuen Himmelskarte seiner Freuden auf; wie die Spinne jede Nacht ein neues Gewebe, so webt er jede Nacht einen neuen Plan und nun ist es ihm nicht genug, eben Freuden zu haben, sondern er verlangt eben jene, die in seinem Plan steht. Ja, er hält eine nicht in seinem Plan vorgeschriebene ordentlich für einen Raub durch Schmerz — aber dürfen wir denn mit einem Wunschmaßstab oder einer Wunschaiche der Pomona, oder dem Füllhorn der Fortuna entgegenlaufen und es hinhalten und sagen: Dies muß soweit voll werden?“ (Aus dem Papierdrachen 134; herausg. v. Förster 1845.) „Wenn ich aus einem Traum, der mir ein Otaheiti auf den schwarzen Grund der Nacht hinmalte, wieder erwache und das blumige Land zerflossen erblicke, so seufz' ich kaum und denke, es war nur geträumt. Wie und wenn ich diese blühende Insel wirklich im Wachen besessen hätte, und wenn sie durch ein Erdbeben eingesunken wäre, warum sag' ich nicht da: Die Insel war nur ein Traum? Warum bin ich untröstlicher bei dem Verlust eines längeren Traumes als bei dem Verlust eines kürzeren (denn das ist der Unterschied)?“ (Siebenkäs 171.)

Besonders vor dem Schwelgen in der wie Gift labenden Süßigkeit des Schmerzes warnt Jean Paul. Die beste Waffe gegen den Schmerz ist im Gegenteil Festigkeit des Willens. Eine große, aber unverschuldete Plage soll uns nicht, wie die Theologen sagen, demütig machen, sondern stolz. Dann „erhebe sich stolz dein Geist und ihn ekle die Thräne und das, wofür sie fällt und er sage: du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen, und unter diesen Erdgewittern ist es eine Schande, daß der Seufzer nur mit seiner Brust zerstiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge.“ (Siebenkäs 172.) „Aber dann“ — als fühlte Jean Paul, daß er zu weit gegangen — „mildere sich dein erhabener Unmut, und lege dir die Frage

vor: wenn nun der verhüllte Unendliche — —· — dir zeigte, wie er austeilt die Sonnen, die hohen Geister — die kleinen Menschengeister — und unsere Tage und einige Thränen darin, würdest du dich aufrichten aus deinem Staub gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere Dich?"

Manchmal ist es, als ob in düsteren Stunden das Weltelend den Dichter tiefer erfaßte: so sticht der elegische Schluß des „Wuz" so seltsam gegen den übermütig frohen Ton des ersten Teils ab — wir sehen hier wieder die Doppelnatur des Dichters — und im Fixlein 166 klingt diese gleichfalls so sonnenhelle, heitere Idylle in einen wehmütigen Schlußakkord aus: Der Dichter geht nach dem Abschied von seinem Ebenbild nach Hause, die ferne Dorfglocke schlägt Mitternacht, gleichsam wie das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit. „Ich ging still durch kleine Dörfer und nahe an Kirchhöfen vorbei, auf denen morsche hinausgeworfene Sargbretter glimmten, indes die funkelnden Augen, die in ihnen gewesen waren, als graue Asche stäubten. Kalter Gedanke, greife nicht wie ein kaltes Gespenst an mein Herz! Ich schaue auf zum Sternenhimmel und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und herunter und alles ist Leben und Glut und Licht und alles ist göttlich oder Gott. . ." Wir sehen, die Versöhnung fehlt niemals.

Einmal wollte er (Selina 185) „den Unglücklichsten, da doch zu einer gegebenen Zeit ein Mensch der Unglücklichste auf der Erde sein muß, sowie einer auch der Glücklichste, darstellen — aber das schmerzvolle Gesicht sah mich mit seiner Verzerrung an, und ich mußte meines abwenden und konnte nicht anfangen."

Wie bezeichnend! Ja, Jean Paul ist ein Apostel der Freude und nicht des Leids, obwohl er die Bitterkeit des Lebens bis zur Hefe kennen gelernt; er ist der Quelle Arethusa vergleichbar, die trotz ihrer Wanderung durch das bittere Salzmeer doch ihre Süßigkeit behielt. „Die Muse Jean Pauls ist immer heiter und klar, selbst wo sie ernst wird, das macht sein schuldlos reines Gemüt. Dies ist sein „starker Schild gegen alle Pfeile des Lebens, wie auch das einzige Einlaßthor der Freude". „Wie verschieden sind die Leiden! Die einer schönen Seele sind Maifröste, welche der wärmeren Jahreszeit vorangehen, aber die Leiden einer harten, verdorbenen sind Herbstfröste, welche nichts ankündigen als den Winter." „Stete Tugend weicht nicht vor Leide", sagte ja schon ein mittelalterlicher Spruch, und „heilbar sind die Herzen der Edlen", singt Vater Homer.

Und hier nähern wir uns einem weiteren Ferment des Jean Paul'schen Optimismus, der ethischen Basis desselben.

4. Moment: sittlich-religiöser Optimismus.

Eine erstaunliche Willenskraft befähigte ihn, fest und ungebeugt unter den härtesten Prüfungen des Schicksals auszuharren. Selbst in der größten Lebensöde, gebeugt vom Tod seines besten Freundes, vom Unglück und Tod seiner Brüder, von der eigenen trostlosen, verkannten Lage, wo er fast an seinem Dichterberuf irre werden mußte, blieb ihm ein hohes Selbstvertrauen und jene Gemütsruhe, wie sie uns die herrlichen Blüten des Andachtsbüchlein in jener traurigen Periode bekunden, eine Ruhe, wie sie nur „ungewöhnliche Geisteskräfte und eine ununterbrochene Richtung auf das Höchste gewähren können". (Spazier.)

Diese Geistesstärke verließ ihn nie. So war er imstande, trübe Gedanken „mit Blitzesschnelle abzuschneiden und alle Not zu vergessen, wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hände über die Stirne den Ideengang, den er beseitigen wollte, gleichsam hinwegstreifte". (Wahrh. 3, 280.) „Nichts macht gegen die Dornen- und Mückenstiche des Lebens kälter als stetes Bessern an sich." (Wahrh. 5, 17.) „Wenn du frei, froh und ruhig sein willst, so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in der Hand des Zufalls liegt, die Tugend." (Andachtsbüchlein.)

Aber reichen auch wirklich alle diese Mittel aus? Gibt es nicht Seelen, für die es „nie Sommer wird im Leben"? Werden sie die Moralpredigt der Geduld nicht wie bitteren Hohn aufnehmen? Und zernagt uns nicht alle ein ewiges Sehnen? Fühlt nicht jedes edle Gemüt den tiefen Widerstreit zwischen Ideal und Leben? — „Aber was beweist dies? Nicht daß wir unglücklich, sondern daß wir unsterblich sind." (Kampanerthal 52.) „Findet ihr den Trost nicht in der Nähe, so erhebt euch und sucht ihn immer höher. Der Paradiesvogel fliegt aus dem hohen Sturm, der sein Gefieder packt und überwältigt, bloß höher hinauf, wo keiner ist." „Das Beste am Leben ist, daß man doch durch das Grabloch in die Unsterblichkeit hinunterschaut." (Wahrh. 6, 73.) „Alle Leiden werden unerträglich düster, wenn man ihnen die frohe Beleuchtung durch das Licht der andern Welt nimmt. Es gibt Seelen, für die es nie Sommer im Leben wird. Diese müssen in ihrem Winter den Vorteil haben, als ob sie in Spitzbergen wohnten, wo auch am Tag des Winters die Sterne hell glänzen, nicht bloß in der Nacht. Sie müssen durch die

ferneren, kälteren Sonnen die nächste warme ersetzen dürfen. Nehmt einer kranken, bettlägerigen Seele, die sich auf der Erde wund liegt, den Aufblick nach oben, so wird sie zweimal unglücklich und beraubt und verwundet." (Sel. 185.) „Dort aber werden deine Thränen schimmern wie die Gestirne und deine Schmerzen dich tragen wie Pfeiler." (Flegelj. 343.)

Dieser ernste Hintergrund einer künftigen Ewigkeit macht das Leben erst verständlich. Ohne ihn gibt es keinen Optimismus. Er gibt selbst den irdischen Freuden erst die rechte Bedeutung: „Die Freuden der Erde sind nicht absolut zu betrachten, sie sind Oelblätter, die uns eine Taube über die um uns brausende Sündflut hereinträgt, und die sie aus dem fernen, hoch über die Fluten steigenden, sonnenhellen Paradies abgenommen." Dieses Friedensblatt und diese Friedenstaube sollen uns daher nicht Zufriedenheit mit dem Erdenschimmer geben, „sondern Frieden, nämlich Hoffnung". (Siebenkäs 196.) Dieser Friede und diese frohe Aussicht genügt aber auch, alle Erdenqualen zu überwinden. „O, wenn die Menschen nur Mut hätten, sich unsterblich zu denken, sie genössen einen andern Himmel, als sie haben; ohne den heimlichen Unglauben an der Unsterblichkeit gäbe es weit mehr Mut gegen den Tod und mehr Zufriedenheit mit dem Leben und weniger Ueberschätzung desselben." „Das Leben wird wie das Meerwasser nicht eher ganz süß, als bis es gen Himmel steigt." (Titan 695.)

So baut sich die innige Lebensfreude auf religiösem Boden auf; es ist nicht seichter anakreontischer Scherz nach der Weise des Mirza Schaffy, sondern der heitere Scherz ruht auf dem erhabensten Ernst. „Gäbe es keinen Gott, so gäbe es für mich auch keine Freude, denn alle Freuden des Lebens sind dann für mich keine, zumal die Naturfreude (cf. oben), wenn ich sie keinem Geist zu danken hätte," sagt Selina 156. cf. Pascal: »la nature est telle, qu'elle marque partout un Dieu perdu et dans l'homme et hors de l'homme«.

Und selbst jene heitere neckische Kinderfreudigkeit der Wuz, Fixlein, Walt u. s. w., sie ist nur möglich in einem glaubensinnigen, mit Gott geeinten Herzen, wie anderseits der echte Atheismus „Verzweiflung" ist. Einen ernsten Hintergrund muß jede Freude haben. „Der Scherz tröstet für den Augenblick, der Ernst für's Leben." „Die höchste Entzückung macht ernst, wie der Schmerz" (Flegelj. 365) [res severa verum gaudium*),

*) „Freude ist eine ernste Sache!"

Seneca], und damit sind wir bei dem in der Vorrede zum Fixlein als erstem bezeichneten Weg zum Glück angelangt, der aber von dem zweiten, der zufriedenen Selbstbeschränkung keineswegs so weit entlegen ist, wie Hettner in seiner Litteraturgeschichte meint. „Jean Paul“, sagt er, „wisse bloß mit beiden Standpunkten abzuwechseln, nicht sie beide zu versöhnen.“*) Dies ist so falsch, daß vielmehr der eine Standpunkt ohne den andern gar nicht möglich ist. Die religiöse Grundstimmung, welche die Welt mit ihrem Jammer überschauen läßt, trägt auch und nur sie allein trägt den Keim jenes naiven Kindersinnes in sich, der das Himmelreich auf Erden ist und es über alles ausgießt. Das Einlaßthor der Freude ist ein gutes und dann ein ruhiges Herz. „Je zarter und weicher eine Blume der Freude ist, desto reiner muß die Hand sein, die sie bricht, und nur tierische Weide verträgt den Schmutz.“ (Hesp. 477.)

Nur ein so tief religiöses Gemüt wie Jean Paul war fähig, so tief in das Wesen der Freude einzudringen, ihr nachzuspüren auf allen Haupt- und Nebenwegen, alle ihre duftigen und reinen Blüten zu pflücken und keine der verbotenen und sündigen. Nur eine solche Stimmung erschließt das Verständnis für „des Lebens unendlichen Wert“. Denn

---

*) Auch Vischer gibt die Schuld an dem Doppelcharakter Jean Pauls dem Christentum, das die Welt „in zwei getrennte Hälften teile“. Solche Ansichten vom Christentum können heutzutage nicht mehr befremden, wo Kenntnis der christlichen Religion längst aufgehört hat, zu den Erfordernissen eines Gebildeten zu gehören. Macht ja Lessing das Christentum sogar für den Werther verantwortlich, und ein Denker wie Julian Schmidt muß sich von einem Juden (Lassalle) belehren lassen, daß „der Katholizismus zu seinem Prinzip die Einheit des ideellen Moments und der Wirklichkeit hat, eine Versöhnung, die er in Staat, Kirche und Kunst durchzuführen sucht“, während allerdings der Protestantismus „beide Sphären für sich entfalten läßt“. Gerade die Verwirklichung des Ideals, der Ausbau des Gottesreichs (allerdings überirdischer Abkunft) auf Erden in Kirche, Staat, Kunst, Volk und Persönlichkeit ist das Prinzip des katholischen Christentums. Ein Blick auf das Mittelalter sollte doch eine Vorstellung hievon geben. Nicht das echte Christentum, sondern das Neuheidentum trifft der Tadel der Zerfahrenheit, der Halbheit, des Widerspruchs. Ein Muster dieser Art ist Schleiermacher, der auf die Klage Jacobi's, daß Verstand und Gefühl ihm sich nicht vereinigen wollten, erwiderte, eben in der „Oszillation zwischen beiden“ bestehe sein eigenes Leben. Es ist eine mysteriöse Figur, dieser Oberhofprediger von Berlin und Verehrer von Jüdinnen, dieser echte Typus der modernen Leute von der doppelten Buchführung, der, wenn er seine Predigten an „die Gebildeten unter den Verächtern der Religion“ gehalten, sich hinsetzte und diese selbe Religion als ein „furchtbar bösartiges, blutig grausames, bis zur Selbstentmannung wollüstiges Gefühl“ beschrieb.

das Leben ist arm für den Genuß der selbstischen Freude, aber unendlich reich für das Herz, das aus seinem Glück eine Glückssaat für andere macht. Dieser Art war Jean Pauls Optimismus. Wie ferne war er vom Egoismus, wie geschwellt von dem Triebquell idealster Gottes- und Menschenliebe, die ihn zu dem Ausspruch brachte: „O bitteres Gefühl, unter lauter Unglücklichen der einzige Fröhliche, o süßeres, unter lauter Glücklichen der Betrübte zu sein!“

Daher die Forderung der Religion im frühesten Kindesalter, daher die ideale Auffassung der reinsten Liebe und Freundschaft, daher auch der anthropologische*) und politische Optimismus des Dichters. Aus dem religiösen Fundament muß nun einmal bei Jean Paul alles erklärt werden. „Lebe glücklich, d. h. bessere dich, werde gut!“ Diese Betrachtung gibt den übrigen Freuden ein höheres Relief und einen sittlichen Wert, sogar der Freude aus der Beglückung Anderer: „Wahrlich, der armselige flüchtige Sinnenkitzel einer bessern Nahrung, welche etwa ein paar geschenkte Groschen bereiten können, und überhaupt der Genuß kann nie der Anlaß werden, daß man die Groschen so freudig hinreicht; aber die Freude, die man dadurch auf einen ganzen Tag in ein ausgehungertes Herz und in seine welken, kalten, engen Adern auswärmend hineingießt, dieser schönste Himmel anderer Menschen, ist doch wohl wohlfeil genug erkauft damit, daß man selber einen hat.“ (Flegelj. 234.)

Die selbstische Freude, die Freude auf Kosten Anderer, läßt Jean Paul gar nicht gelten: „Sei wie die Biene, nimm den Honig, aber laß der Rose ihren Duft!“ (Förster 4, 140.) Der Zusammenhang des Optimismus mit der Ethik geht bei ihm soweit, daß er Lügner eines wahren Scherzes nicht für fähig hält, während nach ihm wirkliche Humoristen (wie Erasmus und Sterne, - letzterer sogar körperlich) einen Abscheu vor dem Lügner haben. Schillers feuriger Dithyrambus „an die Freude“ war Jean Paul eben wegen des geringen ethischen Gehaltes dieser Freude unsympatisch. „Aus einer Gesellschaft, die den herzwidrigen Spruch bei Gläsernab singe: „Wem der große Wurf gelungen . . . . Und wers nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!“ würde ich mit dem Ungeliebten ohne Singen abgehen und einem so harten elenden Bund den Rücken zeigen, zumal da derselbe kurz vor diesen

*) „Willst du deines Werts dich freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen,“
schrieb Goethe Schopenhauer ins Stammbuch.

Versen Umarmung und Kuß der ganzen Welt zusingt und kurz nach ihnen Verzeihung dem Todfeind, Großmut dem Bösewicht nachsingt.“ (Aestethik 403.) Wie poetischer und menschlicher wäre: „der stehle weinend sich in unsern Bund!“ (Aesth. 403.)

Darum ist ihm Heiterkeit ein Kriterium echter Religiosität, „dem idealen Streben nach dem Höchsten steht Heiterkeit zur Seite.“ (Wahrh. 8, 294.) „Mancher denkt recht gottesfürchtig zu sein, wenn er die Welt ein Jammerthal nennt. Aber ich glaube, er würde es eher sein, wenn er sie ein Freudenthal hieße. Gott wird mit dem eher zufrieden sein, dem alles in der Welt recht ist, als mit dem, dem gar nichts recht ist.“ (Wahrh. 3, 95.) Daher ist umgekehrt Heiterkeit auch eine Pflicht, eine religiöse Vorschrift. „Die Menschen sind am besten, wenn sie am frohesten sind und verdienen den Himmel, wenn sie ihn genießen (natürlich die Jean Paul'sche Heiterkeit!)“ „Die Thräne des Grams ist eine Perle vom 2. Wasser, die der Freude vom ersten.“ „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen. Die Not ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster.“ Fröhlichkeit macht Frohe, also hat sie sittlichen Gehalt.“ „Alles Erhabene hat die Freude im Gefolge. In einer Seele voll Unmut und Verdruß erstickt die dumpfe schwere Luft alle geistigen Blüten und den sittlichen Wuchs. Versucht es doch nur einige Tage lang, euch beruhigt und heiter zu erhalten nicht durch Genüsse, diese nur abmattenden Stärkungen, sondern durch kräftiges Anschauen und Zergliedern jeder stechenden Kleinigkeit! Seid nur einen Tag lang statt Feueranbeter der Leidenschaft und Hölle! Sonnenanbeter der Klarheit und vergleicht euren Wert in der schönen Tagreihe, wo ihr das Verdrießlichkeits-Unkraut ausgerissen, mit der andern Tagreihe, wo ihr es gepflanzt und gehegt, so werdet ihr in der schönen Tagreihe euer Herz offen jedem schönen Entschluß, euer Leben gekräftigt und keine Reue gefunden haben und doppelte Waffen gegen jedes Zufallspiel und werdet euch wundern.“ „Wer nach Westen geht, verliert einen Tag, wer nach Morgen, gewinnt einen, nun so reise dem Orient des Herzens, der aufsteigenden Sonne entgegen, du gewinnst statt des Tages das Jahr und statt der Jahre einige Ewigkeit in der Zeitlichkeit.“ (Museum 89, 90.) Nichts ist ihm erfreulicher als die „ehrenvoll errungene Lustigkeit eines emsigen Volkes.“ (Paling 114). Gräßlich findet es Jean Paul, der Gottheit durch Leiden und Opfer Liebe abgewinnen zu wollen statt durch Freuden. (Wider das Ueberchristentum.

Kürschners Nationallitteratur. Jean Paul I. Bd. 101), darum auch seine Abneigung gegen die „Peinmoral der neueren Philosophie und ihren Blutsverwandten", die „Bluttheologie".

„Während der Schöpfer die ganze Tierwelt zur Freude erschuf, unter all' ihre Schritte Blumen säte, und Genuß und Ruhe ihr nach Tagen zumaß und Leiden nach Stunden, so soll der König des Lebens, der arme Mensch, dem ohnehin das Bewußtsein die Wunden offen hält, ordentlich die Dornen suchen und die Rosen fliehen und soll den Affen, den Heulaffen, den ewig Leidtragenden und Büßer spielen. Und dies Darben und Treiben und Vorhöllenleben nennt ihr christliche Vorbereitung auf eine — unendliche Seligkeit!" (Lev. 309.)

Auch die Schopenhauerei bekommt ihr Teil, hinter deren „ausstaffierten Schmerz" er mit Goethe „Leerheit oder schlechtes Herz" witterte.

Jetzt erst tritt die psychologische Tiefe seiner Manier, die Glücksseiten der Armen hervorzuheben, in volles Licht. Was im Munde des trivialen Optimismus als Hohn erscheinen würde, läßt das religiöse Motiv als Trost und innige Teilnahme erkennen.

Wenn er die Freuden eines schwedischen Pfarrers im strengsten Winter uns vormalt, wann er Gione ihrer Tochter Selina nur dann erscheinen läßt, „wenn sie sich recht glücklich fühle", sehen wir deutlich das ethische Motiv des Dichters. „Gione erschien recht oft", fügt er bezeichnend bei.

Der Optimismus Jean Paul's ist näher betrachtet der echt christliche, (von der Karrikatur des Puritanertums natürlich abgesehen).

Das Christentum ist seinem innersten Kern nach Religion der Freude, εὐαγγέλιον, Freudenbotschaft. „Ein Christ hat sich zu entschuldigen, wenn er trübsinnig ist", sagt mit Recht Drummond (Programm des Christentums 38). „Niemand taugt ohne Freude", sagt Walther von der Vogelweide und nichts ist falscher als das verlogene Wort des Schwätzers (nach J. P.) Boileau: »de la foi du chrétien les mystères terribles d'ornements égayés ne sont pas susceptibles.« „Ich bin jung gewesen und alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen durchgreifendere und aushaltendere Sittlichkeit gefunden als bei Gottesfürchtigen nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte Heiterkeit von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner anderen

zu vergleichen ist." (Jacobi.) Mit diesen Worten seines innigsten Freundes wußte sich Jean Paul eins. Hier wie überall zeigt sich, daß unser Dichter vom Geist des Christentums tief durchdrungen war, so wenig er dessen konfessionellen Gestaltungen sich einfügte.

Darum ist auch die Heiterkeit Jean Pauls durchaus verschieden von dem Optimismus Goethes. Der „heitere Sinn", den Goethe für des „Lebens reichlichsten Gewinn" ansah, ist ein anderer als der Jean Paul'sche. Zwar ist auch Goethe weit entfernt vom trivialen Eudämonismus. Er betont, daß ein Optimismus, der „mit Preisgabe und Resignation der höchsten Ideale" erkauft ist, kein rechter sei. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Der sich Menschenhaß — aus der Fülle der Liebe trank — erst verachtet, nun ein Verächter — zehrt er heimlich auf — seinen eigenen Wert — in ungenügender Selbstsucht."

Aber der Grundton ist ein verschiedener: Goethe's Grundstimmung ist ein Leben in der Natur, ein sich einstimmig Fühlen mit dieser großen Mutter, „die ihr Kind nicht hassen wird", ein sich Anbequemen an die Wirklichkeit, „damit sie ihm, damit er ihr nicht veralte", ein Gefühl, ein sicherer Takt, der ihm sogar die Philosophie ersetzte. Diesem feinen Pantheismus, dem die duftigsten Blüten seiner Lyrik entsprossen sind, entsprang auch die Heiterkeit der Goethe'schen Muse und Stimmung; in sicherem Drang seiner urgesunden Natur war er sich des rechten Weges stets bewußt, in dieser frohen Stimmung fühlte er sich heiter und rein und hätte er einen Fehler, „so könnt' es keiner sein". — Aber diese Lebensphilosophie ist doch nicht überall anwendbar. Daß der Optimismus, der auf die Diesseitigkeit der Freude sich gründet, nicht durchführbar ist, dafür ist Goethe ein lehrreiches Beispiel.

Niemand hat so wie Goethe den Blick auf die schaffenden und belebenden Kräfte des Daseins gerichtet, während er von den zerstörenden sich abwandte, sie den herrschenden Lebensmächten gegenüber als völlig ohnmächtig behandelte, niemand hat wie er gemahnt, die Herrlichkeit der Welt und die Größe der Kultur, wie sie sich in den Erzeugnissen des Genies offenbart, zu schauen, statt in Grübeleien sich zu versenken, aber trotz aller Mühe war das Prinzip selbst für ihn, den Günstling der Götter, doch nicht ausreichend. Der Mangel eines Letzten, in dem die Seele unter dem Ernst der Geschicke Ruhe finden könnte, ein Mangel, der davon herrührte, daß bei Goethe das Humane sich vom Christlichen losriß, wenn es auch keineswegs des Ethischen entbehrte, läßt doch

schließlich Goethe in weitragende Resignation anlanden. Er, der vom Glück Begünstigte wie keiner, mußte doch am Ende seines Lebens gestehen, daß er in seinen 75 Jahren kaum vier Wochen eigentliches Behagen gehabt habe. „Mein Leben war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte.“

Auch fehlt der Goethe'schen Stimmung zu sehr der Ernst des Gewissens, um die tiefere, versöhnende Seelenruhe zu finden. Anstatt in die schneidenden und ungelösten Widersprüche sich zu vertiefen, sucht er sie zu vergessen, um nicht in seiner Behaglichkeit gestört zu werden, entsagt sogar im Widerspruch mit seiner eigenen Forderung seinem Ideal, oder thut doch den Forderungen desselben bedeutenden Abbruch. So trägt der Goethe'sche Optimismus trotz allem heiteren Anstrich doch den Todeskeim im Herzen.

Wie verschieden der Jean Paul'sche! Kommt Goethe von seiner Naturvergötterung schließlich zu der Weisheit höchstem Schluß: „die Welt zu kennen und nicht zu verachten“, so sagt Jean Paul umgekehrt: „Sei so groß, die Welt zu verschmähen, werde größer, sie zu achten!“ Hesper. 116; (auch Natalie hat als letzten Wunsch nur das Grab, aber das ist keine Goethe'sche Resignation, dieses Grab ist die Pforte der Ewigkeit!) Nicht Diesseitigkeit, sondern Jenseitigkeit ist der Grundcharakter der Jean Paul'schen Freude. Diese Transcendenz aber durchleuchtet und verklärt jede irdische Freude, ja diese ist im Grund nur ein Vorgeschmack und Abdruck jener. cf. Wahrh. 6, 72: „Ich verachte das Leben so, daß ich alles darin entbehren und genießen kann.“ Alle Freude hat bei Jean Paul einen religiösen Beigeschmack; auch in der Naturfreude ist der Gedanke an den Schöpfer der stimmunggebende Hintergrund: „Wenn uns die großen Gegenstände der Natur so erfreuen, so ist dabei immer der heimliche Gedanke, daß sie kein Feind der Menschen gemacht hat, sondern der gute Geist. (Förster 4, 201.) Jean Paul ist die Frömmigkeit nicht blos wie Goethe „ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen“. Wer Religion nur als Mittel gebrauchen will, dem versagt sie ihren Dienst. Sie hat die Prätention: alles oder nichts zu sein. Darum ist der Jean Paul'sche Optimismus dauerhaft, ja er glänzt je näher dem Tode um so strahlender*),

*) Selbst in seiner Krankheit wich er nicht; er „verbarg oft geflissentlich dem Arzt die schlechten Symptome und stellte ihm die verlebten Stunden ziemlich gut dar,

der Goethe'sche verklingt in wehmütigem Quietismus: „Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben, die Liebe wankt und wir zweifeln und werden Skeptiker, der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen, wie es will, und endigen mit Quietismus." Der Goethe'sche Optimismus ist trotz aller Idealisierung doch nur feiner Egoismus („die Antipathie gegen fremde Leiden nimmt er schmeichelnd für eine gegen seine", sagt einmal Jean Paul) und hat zur Voraussetzung eine wohlsituierte Lage und reiche Befähigung des Geistes, dem Armen bietet er nichts; der Optimismus Jean Pauls aber läßt sich herab mit unbegrenzter Liebe zu den Armen und Klagenden, trauert mit ihnen, löst die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt hin auf die verstohlenen Freuden, die auch dem Aermsten blühen und die nur im Kummer einer weltverbitterten Stimmung übersehen werden und wird so ein Priester und Retter des Volkes!

Jean Paul fordert vom Dichter, er solle der Welt Freude geben. „Hohe Menschen tragen wie Berge den süßesten Honig." (Hesper. 479.) „Der leidende Mensch hat einen erfreuten nötig, der erfreute in der Wirklichkeit einen in der Poesie und dieser verdoppelt sich wieder, wenn er sich beschreibt." (Flegelj. 252.) „Gebt und gönnt dem Dichter Freude", sagt er Dr. Katzenberger 248, „er bringt sie euch verklärt als Gedichte zurück, und er genießt die Blumen, um sie fortzupflanzen; denn er ist der Biene ähnlich, die von Blumen, aus denen sie Süßigkeit trinkt, den Blumenstaub weiter trägt und zu neuen Blumen aussät."

Wenn der vergangene, wonnige Augenblick sich nie mehr erneuere, so sei es doch die Kunst, die ihn wieder zur Auferstehung bringe, sie „zwingt das Lauffeuer der Augenblicke zum Stillstehen, thut nicht nur die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern neue auf, in die wir gehen können." „Klage dann nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst Ewigkeit verleiht!" „Ueber das Immergrün der Gefühle" Verm. Auff. 97. (Wie wertvoll ist dieser Gedanke in unserer Zeit des Pessimismus, zumal wenn man bedenkt, daß gerade die höchsten Genüsse, die idealen, eine fortwährende Vermehrung erfahren. Wie weit sind wir in Kunstgenüssen bevorzugt nur vor den Menschen vor 100 Jahren! „Es ist mehr Glück in der Welt, seit Mozart gelebt hat.")

---

wenn sie auch noch so elend gewesen waren, um nur von diesem die Zufriedenheit zu hören und sich mit ihm über seinen Zustand zu täuschen. (Spazier, letzte Tage)

Darum muß auch der Dichter selbst glücklich sein, um Tröster der Menschheit werden zu können, und der wahre Dichter ist auch glücklich. „Warum ist der Mensch manchmal so glücklich? Weil der Mensch manchmal ein Literatus ist", sagt Jean Paul (Hesper. 36). Sollte man es glauben, daß einmal eine Zeit kommen würde, wo man vom „Fluch der Dichtung", vom „Kainsstempel des Genies" redete? (Freiligrath vor Grabbe's Leiche), daß einmal ein berühmter Anatom das Genie als „pathologische Erscheinung" erklären würde*) (Lombroso)? Also das Höchste zugleich das Fluchwürdigste? Der Dichter, in dem das Feuer des Genies lodert, ein Verfehmter, ein Bruder des Wahnsinnigen?!! Die höchste Blüte des Geistes, das Produkt edelster Geistesentwicklung verwandt der tiefsten Umnachtung? Wahrlich, wir sind weit gekommen, daß so etwas nur ausgesprochen werden konnte! Und hat nicht ein berühmter Philosoph (Ed. v. Hartmann) es gesagt, der Mensch sei umso glücklicher, je mehr sich sein Geisteszustand der dumpfen, stumpfsinnigen Auster nähere, um so elender, je genialer er sei?

Lest Jean Paul statt Schopenhauer! dessen Hauptwerk dem Dichter vorkam wie „jener melancholische See in Norwegen, auf dem man in seiner finsteren Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Himmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht". (Kl. Bücherschau 200.)**)

Und über Byron spricht er (Nachschule 157): „Wie hast du, armer Dichter, wie dein Leben, so deine Dichtung zugleich im Hohlspiegel deiner Phantasie in- und auseinander gezerrt und das Heer der Sterne wie auf dem Himmelsglobus durch Linien in Ungeheuer abgeteilt und verwandelt!"

Jean Paul thut unserer Zeit not, wo einer der scharfsinnigsten Geister es herausgefunden, daß es eigentlich für die gesamte Menschheit das Beste wäre, gemeinsam einen Massenselbstmord zu begehen, und daß es für die einzelnen Völker der höchste Beruf sei, sich zum freiwilligen Martyrium für die Gesamtheit als „Kulturdünger" herzugeben. Das ist jene Philosophie, von der Jean Paul sagt: „sie verdeckt unsere Leiden nicht besser, als der Nachrichter in China, der dem armen Sünder die Haut über den Kopf zieht, damit er sein Leiden nicht sähe." (Briefe u. s. w. 105.)

---

*) Eine Hauptanalogie zwischen dem Genie und den Irren findet L. in „dem Streben nach Umgestaltung des Gegebenen" (Reformwut), das beiden eigentümlich sei!!

**) Es ist der Obstrynsee im Stifte Bergen (Gwinner, Biogr. Schopenhauers).

Dieser Pessimismus nimmt sich so widerlich besonders deswegen aus, weil er ein erheuchelter, aufgeschminkter, affektierter ist, er ist „Luxus-pessimismus“ (Dühring). Genies sind keine Pessimisten und wenn sie's hundertmal versichern, ein Mann, der ein Buch schreibt, kann nicht unglücklich sein — selbst wenn man nicht wüßte, daß diese „Pessimisten“ die Freuden des Lebens weniger verschmähen, als irgend ein anderer.

Auf der anderen Seite gibts heutzutage „Optimisten“, die Byron und Heine für ihre Lieblingsdichter erklären, die über den „Wert des Lebens“ in einem Tone schreiben, dem man den verbissenen Ingrimm und den verhaltenen Lebensüberdruß in jeder Zeile anmerkt — oder moderne Zarathustras, deren krampfhaftes „heiliges Lachen“ an die Bewohner Bedlams, an die dämonische Lust der Hölle erinnert. Oder ein Gottesleugner nennt den modernen Pessimismus „Blasphemie“. Der Begriff Blasphemie ist also von der orthodoxen Kirche des Atheismus rezipiert? Und was bietet David Strauß an Stelle des infamen Pessimismus? Den herzlosesten, von tiefster Menschenverachtung zeugenden Epikureismus, bar jedes ethischen Motives, gegen den jeder Pessimismus noch Religion ist. „So leben wir, so wandeln wir beglückt.“ Wie sagt doch Jean Paul? „Wenn ein Mensch froh keinen Gott glaubt, wie die Weisen des dictionnaire des athées, so ekelt er mich bloß an.“ (Förster IV, 132.)

Es ist tief im Charakter J. P. begründet, daß er keinen heiteren Atheisten, etwa wie Wolmar in der Héloise zeichnen konnte und wollte. Die Atheisten in seinen Romanen (Lord in Hesperus, Haspard in Titan, Schoppe u. s. w.) sind erhabene Naturen, geniale Ruinen, aber trostlos. Durch Beimengung des Humors zu dieser melancholischen Grundfärbung wurde er sogar Schöpfer einer ganz neuen Kunstform: „des gebrochenen Humors“.

Es muß etwas faul sein, wo solche Stimmen laut werden, wo selbst die lebensbejahenden Tendenzen sich in solchen Verzerrungen bekunden. Es scheint heutzutage vergessen zu werden, daß die Kunst heiter sei, und daß es Aufgabe des Künstlers sei, seine edlen Gaben zum Heil und Trost der Menschen zu gebrauchen, zumal in so schwerer Zeit. „Für mein weiches Gemüt, das so gern Freude gibt und nicht Leiden, ist es etwas erquickendes, sich die Leser zu denken, denen ich jedes Jahr frohe Stunden gebe.“ (Wahrh. 2, 62.) Wieviel Dichter können heutzutage so sprechen? — Wenn man sich doch wenigstens auf Goethe besinnen würde, der gesagt: „Alles ist mir verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine

Thätigkeit zu vermehren oder zu beleben". „Die Nachtseite des Ich und der Natur ist Goethe nicht fremd, aber er wußte, daß nur die Sonne Früchte reift", sagt Grillparzer. (W. W. 9, 238.)

Kein Wunder, daß solche Kunst auch wirklich den „Kainsstempel" auf der Stirne trägt, wie sie selbst sagt.*)

Das ganze Altertum und Mittelalter dachte anders: „οὗτος ὁ ἀνὴρ ἄριστος, ὃς ἐλπίσιν πέποιθεν ἀεὶ · τὸ δ' ἀπιστεῖν ἀνδρὸς κακοῦ"**) (Euripides). Sokrates dankt vor seinem freiwilligen Tod den Göttern, „daß sie ihm auf einen trüben Tag 13 heitere gegeben von so reinem Lebensgenuß, als ein demütiger Sterblicher nur wünschen könne". Selbst Hölderlin der Unglückliche sang:

„Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Tugend waltet
Noch über dir und mir!"

Zum Schluß noch ein Wort eines unserer ersten heutigen Denker: „Der Pessimismus teilt alle Gefahren und Irrungen des Optimismus, ohne sich aus einem Grundstreben der Vernunft zu rechtfertigen und durch Zusamenfassung einer Fülle von Erscheinungen unter ein positives Prinzip fruchtbar zu erweisen. Jemehr die Schwungkraft erlahmt, desto mehr wird der Blick für alles Fremde und Störende geschärft, desto mächtiger wird das Gegenwirkende auch thatsächlich, desto rascher wächst die Kluft zwischen Vermögen und Aufgabe." (Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart, Schlußkapitel.)

Jean Paul's äußere Erscheinung.

J. P. schildert sich selbst (Komet 300) „5' 10" lang, Stirn breit und hoch, Mund klein." In Wahrh. u. s. w. 5, 108 wird er im 33. Lebens-

---

*) „Diese Leute schreiben, als wären sie krank, und die ganze Welt ein Lazaret. Das ist wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustand zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor jeder echten Kraft und nur bei der Schwäche ist es ihr gemütlich und poetisch zu Sinn. Ich habe ein gutes Wort gefunden, um diese Herren zu ärgern: ich will ihre Poesie die Lazaretpoesie nennen, dagegen die echt Tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtenlieder singt, sondern den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen." Eckermann I, 382.)

**) „Der hoffende Mensch ist der beste, Hoffnungslosigkeit ist Zeichen eines schlechten Mannes."

jahre folgendermaßen beschrieben: „Jean Paul trug den Hals entblößt; frei flatterte in leichten dünnen Locken das Haar um seinen Nacken; zwar markig und stark von Körperbau, war er doch damals mager und von gelblich-bleicher Gesichtsfarbe. Nur das Auge trug allen Zauber einer höheren, sich offenbarenden Welt, und seine Blitze zündeten, selbst wenn sie aufwärts schlugen. Er sprach, wie er schrieb, blühend und bestimmt; sein Organ war wohlklingend und volltönend, aber weich und erhielt durch die voigtländische Mundart noch einen besonderen Reiz für die Bewohner Weimars.

Helmina v. Klenke (Enkelin der Karschin und Dichterin der Euryanthe) sagt von seiner Ankunft in Berlin: „Jean Paul hatte nichts Auffallendes, seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirne thronte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Vielleicht würde seine Beschauung von einem Unkundigen nichts von seinem Genius verraten haben. Ernst, Anstand, viel natürliche Anmut blickte daraus hervor, durch ihre Anspruchslosigkeit selbst war sie gewinnend.“

Später veränderte sich sein Aeußeres einigermaßen: „Bisher hager, bleich und fein, sagt Spazier 5, 7, die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unsteten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, selbst im Geschriebenen nicht verharrend, wölbte sich plötzlich von der Zeit der Ausarbeitung der letzten Titanbände an seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich sein Gesicht und bekam ein äußerst robustes Aussehen, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende fast dick nennen, auf eine Weise, daß seine früheren Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten. Wäre die feine Nase, der zarte, liebliche Mund, die reine, geistvoll geschwungene Stirn, das blitzende Auge nicht unverändert geblieben, man hätte bei seinem ersten Anblick eher einen Oekonomen, im besten Falle etwa einen Baumeister statt eines Dichters in ihm vermutet.“

Jean Paul als Philosoph.

Philosophie ist die Zeit in Gedanken gefaßt.
Hegel.

Die Philosophie ist die Achse der geistigen Bewegungen einer Zeit; ihre Impulse erstrecken sich über alle Gebiete des Denkens und Empfindens, sie gibt jeder Kulturentwicklung Charakter und Gepräge.

Dem Einfluß, der Atmosphäre, dem Pulsschlag der Zeit wird sich der Dichter, selbst wenn er wollte, nicht entziehen können; noch nie aber war der Kontakt zwischen Forschern und Künstlern so innig wie am Ende des vorigen Jahrhunderts. Gervinus bezeichnet als Charakteristikum unserer großen Litteraturepoche ihre Universalität; „sie stand weit weniger vereinzelt als in anderen Ländern und griff mit Erfolg in alle Fächer des Lebens und der Wissenschaften ein", und Schäfer sagt: „die Philosophie ist das Prinzip unserer Litteratur seit Beginn des 19. Jahrhunderts." — „Die Philosophie ist in die neuere Litteratur derart eingedrungen und mit ihr poetisch verschwistert, daß man diese unmöglich ohne jene verstehen, geschweige lehren kann." (Falkenheim, K. Fischer und die lit.-hist. Methode.)

Selbst wenn wir statt der umfassenderen Aufgabe, die wir uns gestellt haben, Jean Paul nur als Dichter würdigen wollten, müßten wir seine Philosophie zu Grunde legen — bei keinem Schriftsteller ist zudem Philosophie und Dichtung so geradezu amalgamiert, daß man die Bestandtheile kaum aussondern, geschweige isoliert betrachten kann; bei keinem ist das Wort Menzels: „Philosophie in der Poesie ist das Silber im Glockengut" so treffend; bei keinem ist freilich auch so wenig in diesem Punkt geschehen; über die philosophische Bedeutung des Dichters gehen die Kommentatoren fast wie im Einverständnis scheu hinweg, während

man doch sonst die Lebensanschauungen eines Mannes zum Verständnis seiner Werke und seines Charakters überall zu Grunde legt. Es ist daher unerläßlich, dieses Kapitel einmal ordentlich in Angriff zu nehmen.

Die fruchtbarste Epoche, der „zweite große Tag der Philosophie" — der erste war zweitausend Jahre früher in Griechenland — war angebrochen, es war die Zeit der Neugeburt der Philosophie und zwar auf deutschem Boden — die vorhergehenden Bewegungen spielten bis auf Leibniz fast ganz auf fremdländischem — die That des „Allzermalmers" Kant hatte das Interesse für spekulative Fragen in unerhörtem Maße geweckt, die Neuheit des Gesichtspunktes, die jugendliche Frische der Bewegung, die Fruchtbarkeit des Grundgedankens hatte ein Leben in allen Kreisen hervorgerufen, von dem wir uns in unserer spekulativ greisenhaften Zeit kaum eine Vorstellung machen können, und welches die Begeisterung für die gleichzeitige Glanzperiode der deutschen Dichtung fast noch überbot.

Bei den Dichtern war das Interesse für eine tiefe Welt- und Lebensanschauung, die ja auch der belebende Quell jeder echten Dichtung ist, ein besonders reges. Ueberblicken wir die glänzende Reihe der Dichterheroen von Klopstock bis zu Schiller und den Romantikern: sie standen in engster Beziehung, in Briefwechsel, in Gedankenaustausch und regem Verkehr mit den Führern der Philosophie, deren Impulse und Ideen sie sogar weiter führten und in ihrer Weise verarbeiteten. Ja, bei nicht wenigen werden wir kaum im stande sein, zu entscheiden, ob wir das poetische oder das philosophische Fach als ihre Hauptdomäne ansehen sollen. Ich erinnere nur an Lessing, Herder, Jacobi, ja selbst Schiller.

Ganz besonders ist Jean Paul Dichterphilosoph im eigentlichen Sinn. Ohne philosophische Bildung sind seine Schriften so wenig zu verstehen, als die Lessings und Goethe's ohne klassische Schulung. Wir wissen, daß Jean Paul anfangs schwankte, ob er die Philosophie oder die Dichtkunst als seinen Lebensberuf ergreifen sollte. Jedenfalls blieb er der Philosophie sein Leben hindurch freundlich; wahre Kunst rankt nach ihm nur am Gerüst hoher Gedanken empor, und deshalb stellt Jean Paul den Philosophen fast über den Künstler. Während Schiller an Goethe schrieb (7. Jan. 1795): „Soviel ist gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn", stellt Jean Paul den Philosophen keineswegs niedriger als den Dichter: „Dichter und alle wirken nicht so wie die Philosophie, die

wenigstens bei mir dem Ideengang eine langanhaltende Richtung gibt.“ (An Jacobi 4. VI. 1799.) [An „Wilhelm Meister“ rügte Jean Paul den Mangel philosophischer Tiefe.]

Welches war nun die Stellung Jean Pauls zur damaligen Philosophie? Hier kommt vor allem sein Verhältnis zum französischen Sensualismus und zur kritischen Philosophie in Betracht. Das erstere werden wir unten bei Besprechung der anthropologischen Fragen, sowie bei der Ethik ins Auge fassen. Die innige und immer wiederkehrende Rücksichtnahme auf den kritischen Idealismus aber macht eine Orientierung über diese so wichtige Epoche unerläßlich. Es mögen daher die kundigen Leser nicht übel nehmen, wenn wir ein kurzes Extrablättchen nach Jean Paul'scher Manier einschalten über den deutschen Idealismus.

Deutscher kritischer Idealismus.

(Kant — Fichte — Schelling.)

Ein von Grund aus neues Prinzip kennzeichnet diese Epoche. Es ist eine Umwälzung gleich der in der neueren Astronomie. Kant ist der moderne Copernikus, der die Sonne des Geistesbewußtseins nicht wie die Früheren zur Gewinnung von Erkenntnissen um die Dinge laufen ließ, sondern als Zentrum in die Mitte stellte und den Dingen Gesetze vorschreiben ließ, nach denen sie sich richten mußten. Das Erkenntnisproblem tritt in den Vordergrund bei Hintanstellung aller Metaphysik. Der Gedankengang der Idealisten ist etwa folgender:

Wären die Objekte des Denkens völlig ohne Beziehung zu dem Subjekt, so wäre eine Erkenntnis unmöglich. Alle Erkenntnis fordert eine Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Gegenstand. Drei Fälle sind nun möglich:

1) Der Gegenstand erzeugt die Vorstellung;
2) die Vorstellung erzeugt den Gegenstand;
3) beide sind durch ein drittes Prinzip, durch eine höhere Ordnung in ihrem Verhältnis zu einander geregelt.

Das erste ist der Standpunkt des Materialismus; er ist konsequent, aber er verkehrt die natürliche Ordnung; er macht das Sekundäre, die Materie, die zunächst doch nur als Erscheinung, als Vorstellung gegeben ist, zum Ersten und Prinzipiellen; er kann das Bewußtsein gleichwie (bei Abweisung aller idealen Prinzipien) die Vernunft im Weltall und alles was, wie Selbständigkeit, Freiheit u. dgl., nicht als notwendige Wirkung

hingenommen werden kann, nie erklären, er ist daher Dogmatismus, ihm fehlt die grundlegende nötigende Kraft des Prinzips.

Die dritte Anschauung würde eine wunderbare Harmonie voraussetzen und ohne Not die Hypothesen vermehren, zudem wäre die Zusammenordnung von Idee und Objekt doch nur eine äußerliche, künstlich durch ein Drittes bedingte, mag man nun den Influxionismus, Occasionalismus oder die prästabilierte Harmonie Leibnizens annehmen — also bleibt nur die zweite Annahme übrig.

Sie erweist sich schon dadurch als richtig, daß gewisse Elemente unserer Vorstellungen und zwar gerade die grundlegenden, allgemeinen und notwendigen Bestandteile nachweisbar nicht aus der Erfahrung stammen, sondern Grundlage und Voraussetzung jeder Erfahrung selbst sind, dieselbe erst möglich machen.

Dies sind Raum und Zeit, sowie die Kategorien des Verstandes (Substanz, Modus, Ursache rc.). Nur das Bewußtsein ist uns unmittelbar gegeben. Die Welt ist phänomenal, der bewußte Geist kann nicht über die Vorstellung hinaus ein Ding an sich erfassen; was wir äußere Gegenstände nennen, sind Synthesen von Empfindungen; die Frage nach der Realität der Dinge — oder Formalität im alten Sinne — geht über in die Frage nach der Objektivität oder Gegenständlichkeit für die Anschauung. „Objektiv sein, heißt durch das Wissen bedingt sein.“ (Schelling.)

Natürlich ist damit nicht etwa die objektive Erscheinungswelt einem willkürlichen Phantasiebild gleichgestellt. Kant unterscheidet streng Erscheinnng vom Schein, die Sinnenwelt von der Scheinwelt durch den notwendigen von unserer Willkür unabhängigen Zusammenhang, der uns in der Anschauung gegeben ist und daher im Gegensatz zu der rein subjektiven Vorstellung auf einen realen Urgrund hinweist. Durch Bejahung eines solchen unbedingten Urgrundes der Erscheinungen wird die gegenständliche Welt vom Schein unterschieden und real fundiert. Ohne diese Realität wäre sie nur ein Traum, wenn auch ein zusammenhängender. Das transcendentale Objekt ist Correlat der Erscheinungen, es geht nicht in die Erscheinungen über, bietet aber den Stoff derselben, der nun durch die apriorischen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes gemäß der überindividuellen Organisation des Geistes näher bestimmt wird. Daß das erkenntnistheoretische Problem bei Kant keineswegs psychologisch, sondern logisch und ontologisch zu fassen ist, hat

neben Cohen besonders Riehl in seinem „philos. Kritizismus“ und nach ihm Windelband (Gesch. d. neueren Philos.) hervorgehoben.)

Also zwei Prinzipien der Erkenntnis: ein objektiv reales, das unbekannte Etwas, das den äußeren Erscheinungen zu grunde liegt, was unsere Sinne afficiert, und ein subjektives, die produktive Einbildungskraft, welche mit Hilfe der Schemate von Raum und Zeit und durch die Einheitsfunktionen der Kategorien originaliter die Gegenstände als Gegenstände des Verstandes erzeugt. Dieses transcendentale Subjekt darf jedoch nicht metaphysisch als Geist, einfache Seele, Ding an sich hypostasirt werden, wir haben im Bewußtsein blos die Einheit (Abstraktion!) der Apperception, den begleitenden Ichgedanken, und sind nicht berechtigt, auf ein Transcendentes zu schließen, das in keiner möglichen Anschauung gegeben werden kann. Die Vermögen des Geistes sind also nicht in der individuellen Seelensubstanz, sondern in einer überindividuellen Organisation gegeben, daher möglicherweise das Ding an sich zugleich das Subjekt unserer Gedanken sein kann. (Ein Gedanke, den schon Locke gehabt hat!) Hier knüpfte Fichte an, nachdem Kant bereits im intelligiblen Charakter das Ding an sich erkannt hatte. So erweitert sich der Mikrokosmus des Geistes zum Makrokosmus des Universums. „Die gesamte Philosophie ist die fortgehende Geschichte des Selbstbewußtseins, für welche das in der Erfahrung niedergelegte, gleichsam nur als Denkmal oder Urdokument dient. (Schelling, Vorrede zum „System des transcendentalen Idealismus“ S. VIII.)

Der Unbegriff des Dings an sich, das „weder als Größe noch Realität (im objektiven Sinn) noch Substanz, noch Ursache, weder daseiend noch möglich gedacht werden kann“ — denn alle Kategorien sind nur von empirischem nicht transcendentalem Gebrauch — und doch als „negativer Grenzbegriff“ festgehalten werden soll, — das ein ursächliches Prinzip ist, weil es die Sinnlichkeit afficiert, und doch nicht unter die Kategorie der Ursache fallen soll, ist die Achillesferse des Kant'schen Systems.

Kant verteidigt sich durch Postulation zweier Welten; es gebe noch eine andere Welt als die sinnliche und zeitliche oder die Welt als Vorstellung. Das eigentliche Weltprinzip sei nicht die erkennende Vernunft, sondern der Wille. Dieser sei „unbedingte Causalität, Prinzip der moralischen Welt, intelligible Freiheit, — daher Primat der praktischen Vernunft“.*)

---

*) cf. hierüber Hartmann, „das Ding an sich“. — Die Differenzen zwischen der 1. u. 2. Aufl. der Kritik lassen ein anhaltendes Schwanken Kants in diesem Punkt erkennen.

Für Fichte handelte es sich nach Adoption der Grundanschauung Kants darum, die Schwächen und Zweideutigkeiten desselben zu verbessern und seine Anschauung konsequent weiter zu bilden: Das Ding an sich sind wir selbst, ist unser innerstes Wesen, nur so ist Einheit des Seins und Erkennens möglich, damit verschwinden die Widersprüche des Kant'schen Unbegriffs. Natürlich nicht das Einzel-Ich ist Prinzip allen Seins, aber das Urprinzip, das wahre Wesen allen Seins braucht ja nicht von meinem Ich wesentlich verschieden zu sein. Das Ur-Ich ist nicht ein fremdes, über allen Welten schwebendes Ding, sondern das absolute Ich ist eben das reine Ich, die „Ichheit in der Individualität, die Geistigkeit überhaupt, aber als Immanenz, nicht Transcendenz". Dadurch ist Einheit des Prinzips gewonnen, die Welt der Erfahrung und die Welt des Bewußtseins ist wesensidentisch, es herrscht nicht blos Einheit in der Form, sondern auch dem Stoff nach; nicht blos die ethischen Regeln, sondern auch die Verhältnisse, die durch sie bestimmt werden, sind aus der Vernunft abzuleiten. Aufgabe der Philosophie ist es, die gesamte materielle wie geistige Welt und ihre Verhältnisse als Bedingungen des Selbstbewußtseins auszurechnen. „Alles Denkbare ist im Ich gesetzt, also kann das Ich durch nichts anderes gesetzt werden, als durch sich selbst!" Das Ich ist seine eigene That, ist Thathandlung, „das Ich setzt ursprünglich sein eigenes Sein". (Dieses neueste Theorem wird sofort zum sittlichen Postulat und ist ethisch verwertbar. „Gestalte dich selbst! γενοῖ οἷος ἐσσί! Werde du selbst! Wahrheit und Leben sind identisch: „thu' das, so wirst du leben! Mache dich frei!") Weil die Thätigkeit der ersten Thatsetzung dem Einzel-Ich transcendent ist, so erscheint ihm die Welt äußerlich durch Objekte gegeben, aber sie ist nichts desto weniger seine eigene Handlung; „auch die Vorstellungen, von denen ich nichts weiß, können eben so gut durch den innersten Kern meiner Persönlichkeit hervorgebracht worden sein, wie diejenigen, bei denen ich mich meines Hervorbringens bewußt bin". (cf. Hartmanns Unbewußtes.)

Die handelnde Intelligenz findet sich zwar bei ihren Produktionen in „unbegreifliche Schranken" eingeschlossen, aber diese sind nichts weiter als die Folge ihres eignen Wesens; Naturgesetze sind Gesetze der eignen Intelligenz und indem diese die Nötigung, von der ihre Vorstellungen begleitet sind, fühlt, fühlt sie ihr eigenes Setzen; weil dies für das individuelle Bewußtsein bewußtlose Handlungen sind, erscheinen sie als Objekte. Natürlich ist über die Natur philosophieren noch nicht die Natur schaffen.

Die Wissenschaftslehre verhält sich zur Wirklichkeit wie „die Kosmogonie zum Universum, wie die Mathematik zur sinnlichen Anschauung“, sie ist nicht erschaffend, sondern erklärend. Die Wissenschaftslehre ist die getroffene, die allseitige „Abbildung des ganzen Grundbewußtseins“.

Die Wissenschaftslehre hat die Natur im Ich begriffen, das Bewußtsein gilt in Ansehung der Natur als notwendiges Prius. Die sinnliche Welt ist vom Ich nur geschaffen als Widerstand, an dem das Sollen sich bethätigen soll. Diese niedere Stellung der Natur und des Nicht-Ich als bloßer Schranke, als bloßen Arbeitsfeldes und Arbeitswerkzeugs des bewußten Ich widerstrebte Schelling. Auch nach Fichte's Lehre mußte es ja im Ich bewußtlose Produktionen geben, der Gang der Entwicklung des Universums verläuft, wenn auch vernunftgemäß, doch unbewußt, warum also das Außermenschliche so tief stellen? „Das Bewußtsein ist die Natur in der höchsten Potenz, aber nicht das Erste und Einzige.“ „Fichte übersieht die Vorgeschichte des Bewußtseins und läßt das Bewußtsein aus sich entstehen, als ob es autochthonisch wäre. Die Natur enthält die Vorstufe des Bewußtseins, in dieser aufbewahrt, um erinnert, reproduziert zu werden.“ Dies der richtige Gedanke der platonischen Anamnese. In diesem Sinn spricht Schelling vom „transcendentalen Gedächtnis der Vernunft“. Ihm sind Natur und Geist nur zwei Seiten derselben Einheit, Natur ist depotenziertes Ich, erstarrte Intelligenz, Geist ist entwickelte Natur. Nichts ist außer der Vernunft, aber damit die Vernunft erkennen kann, muß sie eine Scheidung von Subjekt und Objekt eingehen, diese Differenz ist aber keine innere Getrenntheit, sondern eine äußere, eine graduelle. Die Einzeldinge sind nicht ihrem inneren Wesen, sondern nur in der äußeren Entfaltung und Entwicklung verschieden; es ist dieselbe Kraft, die sich in der materiellen Natur als Schwere, in der Ichheit als Tugend äußert, der Möglichkeit nach liegt auch in der Natur Bewußtsein; die tiefste Finsternis ist dem höchsten Licht gleich, der Stein ist nur zu wenig entwickelt, um ein Newton zu sein. Die Vernunft ist ein nicht nur formal, sondern produktiv schaffendes Vermögen, sie ist das Sein in Allem. (Anknüpfung seitens Hegel.)

Gegenüber der vornehmen Abgeschlossenheit gegen alle Metaphysik, die Goethe zeitlebens bekundete*), nahm Jean Paul den lebhaftesten Anteil

*) Daß Goethe übrigens keineswegs Pantheist oder gar Hylozoist gewesen, wie eine oberflächliche Beurteilung annehmen möchte, ist z. B. in den „Bayreuther Blättern“

an der philosophischen Bewegung. Freilich gegen die kritische Spekulation, die die bisherige Denkweise geradezu auf den Kopf stellte, verhielt er sich bei aller Bewunderung des Scharfsinns und der Kühnheit dieser Männer, die die Welt und ihre Gesetze aus dem eigenen Bewußtsein aufzubauen sich unterfingen, und bei aller Anregung, die er aus ihren Ideen entnahm, im Ganzen ablehnend. Es muß Jean Paul und seiner genialen Verstandesschärfe hoch angerechnet werden, daß er in einer Zeit, wo alles bewundernd vor den neuen Sternen des philosophischen Himmels im Staube lag, unbeirrt von dem bestechenden Glanz, seine Selbständigkeit behauptete und die Systeme, die er für dialektisch falsch und moralisch verderblich erkannte, mit aller Kraft seines Geistes und allen Waffen der Satire unausgesetzt bekämpfte.

Schon die Neuheit, die Plötzlichkeit, der rasche Wechsel der herrschenden Systeme schien ihm kein empfehlendes Moment der neuen Gedankenbewegung. Scherzhaft beschreibt er (Politische Fastenpredigt 111) sich als jungen Philosophiebeflissenen, wie er in seiner Studierstube froh und glücklich als überzeugter Kantianer sitzt, als ein Teufel, der Buchhändler, ihm einen Bücherballen von Aenesidemus und Fichte ins Haus schickt, wovon er schon durch Andere erfahren, daß der Ballen das Lehrgebäude erschüttere. „Jetzo um 1 Uhr bist du noch, sagte ich auf- und abgehend, glücklich und kantisch, und sitzest froh und fest auf deinem kritischen Dreifuß; nun kommt's auf dich an, wann du das noch eingepackte System annimmst, daß dein Dreifuß das Bein abbricht. Ich entschloß mich aus Vorliebe, noch die ganze Nacht zu den Kantianern zu gehören und erst am Morgen den Ballen aufzuschneiden, um zu renegieren. . . Was half mir's aber, daß ich wieder ein gutes Lehrgebäude am Fichte'schen Universitätsgebäude und Sakramentshäuschen bekam und

---

1892 in einer Serie von Artikeln über Goethe's religiöse und metaphysische Ansichten klar erwiesen. cf. auch „Sphinx“ 1892 über Goethe's Unsterblichkeitsideen.

Die Liebhaberei Goethe's für Spinoza betrifft mehr die Gemütsseite des Dichters. cf. Eckermann II, 296: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher und eines so entschieden wie's andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.“ — „Von Philosophie habe ich mich stets frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstands (der nach Schubert außerhalb der Philosophie liegt), war auch der meinige.“ — Meinungsänderung mit den Jahren hielt er für selbstverständlich.

darin mich als Mietsmann setzte, als gar zu bald ein Schellingischer Ballen einlief? Ich sagte aber trotzig: Dies neue System will ich noch annehmen und zum Ueberfluß noch das, welches wieder jenes umwirft, aber dann soll mich der Henker holen, wenn ich bei meinem Ordinariat philosophischer Fakultäten — es nicht anders mache. Aber ich mach' es auch jetzo anders: ich lasse gewöhnlich 6 oder 8 Systeme zusammenkommen und lese das widerlegende früher als das widerlegte und weiß mich also durch dieses Rückwärtslesen, wie die Hexen sich durch das Rückwärtsbeten des Vaterunsers bezaubern, so glücklich zu entzaubern, daß ich jetzo, wenn ich mir nicht zu viel zutraue, vielleicht der Mann bin, der gar kein System hat."

Verm. Auff. 191 rühmt er die wechselseitige Unüberwindlichkeit der Philosophen Leibniz und Clarke, Fichte und Kant, Schelling und Fichte, welche schöne Festigkeit im Behaupten er mit der weiblichen Unwiderlegbarkeit vergleicht. Den Philosophen, der sich vor dem Gegner für überwunden erklärt hätte, habe die Welt noch nicht gesehen und einen Dialektiker an der syllogistischen Schlußkette festzuhalten suchen, hieße einen Garnknäuel am Zwirnfaden aufheben oder eine Spinne an ihrem Faden forttragen wollen. Selbst das Lächerliche sei nicht mehr Probierstein der Falschheit, sondern gar Merkmal der Wahrheit geworden. Man gewöhnt sich daran, wie die Ratten ans Glöckchen, das man einem ihrer Familie angebunden. Scherzhaft prophezeit er einige künftige Systeme: „das metamathematische" (vielleicht ahnte er die 4. Dimension Zöllners oder Nietzsche's „Betrug der Welt durch die Zahl"?), das „Prinzip der Aphysik, das System des Kleinst-Größten, der Vernunft der reinen Kritik" (Blumine 138); konnte er ja bereits als Produkt der idealistischen Gedankenverwirrung den „rotierenden Gott Okens", dessen „selbstbewußtes Nichts (= Gott)", die „Nichtse" (nämlich die Geister), „dessen neues Axiom: Es existiert nichts als das Nichts" anführen. (Blum. 275.) „Okens Nichts ist ziemlich dem Ungrund gleich, den Schelling in Gott anbringt, um allda für den Teufel Quartier zu machen." (An Jacobi, 4. Okt. 10.) „Eine erbärmlichere Erde gäb's wahrlich nicht, als eine, worauf bloß 4 oder 5 Personen Recht hätten — wozu dann die andern?" (Brief an Jacobi; Wahrheit 2c. 7, 83.)

Dazu kam noch die Geschwindigkeit, mit der die Philosophen ihre eigenen Systeme änderten. „Mich ekeln ordentlich die Philosophen, welche immer eine neue Philosophie aus der Tasche spielen, — und vor-

halten, wenn man ihre alte angreift, und welche sich als umgekehrte Proteuse erst verwandeln, wenn man sie gebunden hat zum Antwortgeben". (Döring, „J. P. Fr. Richters Leben und Charakteristik" 2, 224.) So unerhörte, in ihrer horriblen Großartigkeit staunenswerte Versuche, die gesamte Welt und zwar nicht blos die Form, sondern auch den Stoff, die Dinge selbst, aus idealen Faktoren entspringen zu lassen, gaben ihm unaufhörlichen Stoff zur Satire: „Der heutige Magensaft der Menschen ist stark; in Politik, Gelehrsamkeit, Philosophie und Dichtung nehmen sie nicht blos die Sache und Materie zu sich, sondern verschlingen auch die Form, worin sie gegeben ist, ja sie wollen am liebsten das Gefäß verdauen, wie jener Freßkahle, der zum Wein immer noch das Trinkglas verzehrte. Die Folge ist die Ertötung (statt Belebung) des Stoffs durch die Form (Levana 309), es bleibt faktisch keine Materie mehr übrig, an der sich der Verstand üben kann; sie haben einen Lichtstoff, ohne einen Gegenstand, den er erleuchtet und worauf er festsitzt, einen Strahl, der zugleich Farbe, Fläche und Sehnerv ist, der also nur das Sehen sieht, wo nichts dahinter ist (Jacobi: „Die Sinnlichkeit hat nichts vor sich, der Verstand nichts hinter sich"), die praktische Philosophie einen Wärmestoff, der im Freien herumflattert und an nichts hängt, ein moralisch philanthropisches Betragen des Ichs gegen sich, und so wirft dieses septembrisierende Jahrhundert alles aus dem Schiff, weswegen man eines braucht und mutet gar den Menschen zu, diese Schatten, dieses Nichts der Reflexion, zu dem Tugend, Ehre, Vaterland werden, das Leben zu opfern! Aber schwer wird es noch gefühlt werden, daß man der menschlichsten Liebe, die sich aus dem Zusammenleben und Zusammenhandeln bildet, das Herz ausreißen will."

Unerschöpflich ist Jean Paul in Ausfällen gegen das „kritische Eulengeschlecht, das Oellampen aussäuft, statt sie zu füllen", gegen das „sich selbst fressende und wiederauferweckende" Fichte'sche Ich, gegen diese potenzierte Scholastik, die das Herz zerfasert, die Gott, Unsterblichkeit und die höchsten Ideen „zerdenkt", gegen diese „soldatischen Aufschneider der alten wärmenden Ehebetten". Eine köstliche Satire auf die Manier der Idealisten, statt des reellen Brotes der Wahrheit den Schatten der Idee zu geben, ist das „magnetische Gastmahl", das der Reisemarschall Worble im Komet 44 gibt, indem er die Speisen sich allein servieren läßt, durch magnetische Suggestion den Gästen jedoch den Mitgenuß überzeugend beizubringen weiß und ihnen so das Beste, nämlich das Geistige,

den Geschmack, den der Kenner am Kunstwerke hat, zu genießen gibt, ohne die rohe materielle Substanz. (Hartmann hat in seinem Neukantianismus 2c. diese Idee mit anderer Pointe verwertet.) „Unter den höchst bedeutenden Gästen befand sich auch ein philosophischer Ordinarius, der an seiner neuen Philosophie, da sie hinter den drei anderen früheren Philosophien nicht abgehen wollte, halb umkam vor Hunger und vor Aerger".

Mit scharfem Auge erkannte Jean Paul das Grundgebrechen des Kriticismus in dessen extrem rationalistischem Charakter und logischer Algebra, in welche er das lebendige Weltgebäude auflösen wollte. „Triebe, Gefühl, Instinkt, überhaupt alles Unerklärliche dulden sie nicht öfter als einmal oben am System als Hacken, woran sie die Schlußkette festmachen." (Brief 89, ähnlich Kom. Anh. zum Titan 74.) Die Kunststückchen, womit diese dialektischen Vampyre allem Lebendigen, Ursprünglichen und Wirklichen das Leben aussaugen, sind:

I. Die Indifferenzmethode, die darin besteht, „das Gold der Wirklichkeit breitzuschlagen, um es durchsichtig zu machen". „Sie ersinnen ein geräumiges, vorne und hinten offenes Wort, in das alles geht, und darein stecken sie alles;" so ist für die Wolfianer die Vorstellungskraft das alles erklärende Zauberwort. Wollen, sagen sie, ist auch vorstellen, nur ein kräftigeres, innigeres, und bei Hume ist wie bei Plattner Ueberzeugung = starke Vorstellung. (Auch Lotze betrachtet es als verhängnisvollen Fehler der neueren Philosophie, den reichgegliederten Inhalt unseres Erkennens an den dünnen Faden eines einzigen Prinzips zu knüpfen, mit dessen Riß das Ganze fallen mußte.)

II. Können die negativen Köpfe eine Sache nicht zum Wort verdünnen, so verdicken sie wenigstens ein Wort zu einer Sache; die Taufe einer Schwierigkeit dient ihnen statt der Erklärung derselben; daher die: „Raumanschaunng a priori, während man ebensogut Farbenanschauung a priori sagen kann, da man wie keinen Körper ohne Ort, auch keinen ohne Farbe"*) denken kann. (Auch Schopenhauer hat sich gegen die seltsame und überhäufte Terminologie Kants und seiner Nachfolger erklärt, bei der man an das Goethe'sche Wort erinnert wird: „zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel". Welches Unheil hat nur das

*) Hering ist jetzt der einzige Psycholog, der dies bestreitet. cf. Stumpf Psychologie und Erkenntnistheorie. Vortrag in der kgl. Akademie zu München 1898.

Fichte'sche „Setzen" angerichtet, das im Handumdrehen aus der rein logischen Bedeutung statuere zur realen und ontologischen avancierte! Welchen Sinn soll man verbinden mit Ausdrücken wie „transcendentaler Anschauung?" „Die Idee fällt von sich ab"?)

Jean Paul erinnert in clavis 75, daß die Sprachwörter nur Schnupftuchsknoten der Besinnung sind; wenn sich die Welt des Wirklichen in der Vorstellung nur als Kreis der vorigen Kugel abmale, so werde dieser Kreis in der Sprache wieder nur ein Punkt; auch seien es eigentlich nur die Quantitäten, diese „einzigen physiognomischen Fragmente der Sinnenwelt, welche den ganzen Sprachschatz ausmachen; die Qualitäten, die Kräfte, seien nur als Symbol gegeben". Diese Seelen würden immer nur in die Leiber der Quantitäten, d. h. in die Kleider der Kleider gehüllt. Wäre die Sprache z. B. „mehr von der hörbaren als sichtbaren Welt entlehnt, so hätten wir eine ganz andere Philosophie, eine mehr dynamistische als atomistische".

III. Nachdem auf diese Weise die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt zu jener Identität umgestaltet ist, die im schwarzen Abgrund des Absoluten so leicht zu gewinnen ist („Vorschule zur Aesth." 626. Anm.), nachdem der Philosoph die Welt glücklich auf ein Prinzip reduziert und analysiert hat, so wird es ihm nun leicht, das ganze Universum, die Natur mit ihrer Farbenpracht, den Menschengeist mit seinen Ideen, Gott und was sonst noch existiert, aus diesem Prinzip auch wirklich abzuleiten. Freilich hat der Philosoph, „der das Ei immer früher ausbläst als ausbrütet", diesen Kniff „dem Taschenspieler abgesehen, der einen lebendigen Vogel im Mörser zu Brei analysiert hat, und dann doch den Vogel wieder lebendig produziert, indem er blos einen nicht analysierten aus dem zweiten Boden des Mörsers (diesem goldenen Boden der Zauberer und Philosophen) freigibt". („Briefe" 90.) Es ist „die umgekehrte Methode der Wilden, die das Schießpulver säen, statt es zu machen, die Philosophie will zusammensetzen, was sich nur organisch entfalten läßt, alles keimt daher „getrocknet" auf. Würdest du „die hohlen Wörter der jetzigen Philosophie als Samen zu Thaten brauchen wollen, so würdest du es schlimm haben, es würde nichts aufgehen".

Die Scheidekunst des Verstandes wird zur Präformation, zur wirklich schaffenden Kraft gemacht, was Jean Paul den Konstruktionskünsten des Fohi in China gleichsetzt, der durch Kombination zweier Linien, eines ganzen und eines gebrochenen Striches (— — —) als des männlichen und

weiblichen Prinzips das ganze Weltall aufbaut; was dabei herauskommt, ist den Figuren, Bergen, Türmen, Schiffen ꝛc. gleichwertig, die man in geschriebene Divisionsexempel hineindenken kann. (Kl. Bücherschau 120.)

Die Wirkung dieser mißglückten und doch mit so großem Scharfsinn in Szene gesetzten Operationen ist auf Jean Paul tiefes Mißtrauen gegen jede reine Verstandesdeduktion*), dieses transcendentale Schachspiel, wozu der Philosoph die Figuren vom Spieler gegeben ausbittet, nur die Kombination nicht" (Briefwechsel mit Jacobi 2, 283), dieses „transcendentale Buchstabieren, das das Lesen im Buch der Natur so erschwert". Bloß logische Folgerichtigkeit gilt ihm nicht als Kriterium der Wahrheit eines Systems, denn die widersprechendsten Systeme haben dieselbe.**) „Beurteile ein System nicht nach seinen Beweisen, sondern nach den guten oder bösen Folgen desselben!" (via recti). Sehr skeptisch klingt das Wort in einem Briefe an Wernlein (v. J. 1790): „Ich habe Hochachtung für jeden Unsinn, weil er von und in einem Menschen ist, und weil jeder Unsinn bei näherer Beleuchtung Gründe verrät, die seine Annahme entschuldigen. Das nützlichste Buch wäre, das die Vernunftmäßigkeit alles menschlichen Unsinns darstellte." (Döring l. c. 1, 228.)

Diese und ähnliche Aussprüche sind übrigens nicht zu premieren; Jean Paul ist nichts weniger als ein Skeptiker. Aber ihm war die Vernunft kein schöpferisches, sondern nur „formales architektonisches Vermögen, ein Filtrum, das den Trank „reinigen", aber nicht „schöpfen" kann, eine Kraft, die die Form gibt, aber nicht den Stoff erzeugt, finden, aber nicht erfinden kann, „Erkennen setzt anerkennen voraus", sagt sein Meister in der Philosophie, Jacobi. Logik ist ihm die Wissen-

---

*) cf. Rückert (Weisheit des Brahmanen):

„Hüte dich vor strengen Folgerungen,
Denn folgerichtig ist meist Närrischstes entsprungen,
Wahrheit, die du zu weit verfolgen willst und jagen,
Ist, ehe du dichs versiehst, in Irrtum umgeschlagen."

**) „Es ist mit Systemen eine eigene Sache. Nichts ist unserer denkenden Natur mehr gemäß als Wahrheiten im Zusammenhang zu denken — nichts freut uns mehr, . . — allein nichts kann uns auch mehr irre führen, als eben dieses. Denn wir stellen uns dann die Dinge nicht so ganz vor, wie sie sind, sondern wie wir sie in unser System hinein haben wollen — wir schnitzeln und formen solange an dem Ding, bis es in unsere Ideenreihe paßt." (Wahrheit 3, 70.) „Daher kommt es nicht auf das Zeigen und Ersehen einer Wahrheit, d. h. eines Gegenstandes, an, sondern auf die Wirkungen, die er auf dein Inneres macht." (Hesp. 183.)

schaft der Gesetze des Denkens, aber keine Metaphysik. Durch Logik die Wissenschaft erweitern wollen, hieße „aus den grammatischen Regeln einer Sprache das Kunstvolle der Dichtungen zu erfahren hoffen“. (Vorreden 140.)

Den Stoff des Denkens muß die innere und äußere Anschauung bieten, der Begriff ist der Ausleger derselben, aber die Philosophie soll nicht den Text durch Kommentare entbehrlich machen. Idee, Anschauung und Begriff sind die drei Erntefelder der Wissenschaft. Klarheit ohne Tiefe ist die Signatur des Verstandes, lebendige Fülle, aber in verworrener Konkretion, die der Anschauung, die Fülle der Anschauung mit Begreiflichkeit des Verstandes verbunden, ist der Charakter der Vernunft, als des Vermögens der Ideen. Die beiden letzteren verhalten sich negativ gegen den Verstand, den „Daseinsleugner“. „Aus demselben Grund, aus welchem wir nicht beweisen können, daß etwas Reales existiert, kann es auch nicht in Denken oder durch das Denken aufgelöst werden. „Schon in der sinnlichen Wahrnehmung liegt etwas für den Verstand Undurchdringliches und Unauflösliches; die lebendigen Farben der Empfindungen, die Qualitäten, die Kräfte, die erst das Feuer des Lebens in den toten Stoff hauchen, faßt kein Begriff, sondern nur Anschauung oder Gefühl, „kein Genuß ergrübelt sich“ (Haman) [Jacobi: „Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack.“ I, 371 Ges. W.], selbst von unserm Dasein haben wir nur ein Gefühl, keinen Begriff.*) Eigentlichen Begriff haben wir nur von Figur, Zahl und Bewegung, den Formen des Denkens. (Selbst Schelling, der sich überhaupt von dem Logismus mehr und mehr emanzipierte, sagt: „die bloße Reflexion ist eine Geisteskrankheit des Menschen.“)

Ebenso ist es mit der inneren Erfahrung.

*) cf. Lotze, Mikrokosmus I, 270: „Wäre der Seele ihr eigenes Wesen in völliger Klarheit gegenständlich geworden, aber so, daß ihr dasselbe nur als ein Gegenstand unter Gegenständen erschiene, so bliebe immer noch unverständlich die Innigkeit, mit der wir in unserem Selbstbewußtsein den unendlichen Wert dieser Zurückbeziehung auf uns selbst empfinden. Daß wir uns fühlen und dadurch zum unmittelbaren Bewußtsein unseres Wertes gegenüber den Dingen kommen, darauf ist unser Selbstbewußtsein gegründet. Es ist entwickeltes Selbstgefühl. Die vollendete Intelligenz des Engels, fehlte ihr jenes Gefühl, würde wohl scharfe Anschauung des verborgenen Wesens der Seele entwickeln, aber sie würde nie erfahren, warum sie auf ihren Unterschied von der Welt jemals einen größeren Wert legen sollte, als auf die zahlreichen Verschiedenheiten der Dinge überhaupt, die sich ihrer Erkenntnis darbieten.“

Tugend, Freiheit, Sünde, geistige Persönlichkeit (welche Fichte in eine leere „Beziehung des Subjekts zum Objekt" auflöst) sind begrifflich unfaßbar. „Eine einzige gute That als Offenbarung des inneren Genius enthüllt uns die Gestalt der Tugend mehr als zehn Systeme und Disputationen darüber." „Das Herz ist die Knospe des Kopfs." (Hesp. 181.) [cf. Goethe: „Der Kopf faßt kein Kunstprodukt, als nur in Gemeinschaft mit dem Herzen."] „Der beste Mensch hat die richtigste Vorstellung von der Tugend." (Teufelspap. 111.) — „Moralität", sagt Jacobi im Geiste Jean Pauls, „ist nicht Wirkung einer kalten leeren Maxime. Fülle des Geistes schafft die Tugend in ihrer Größe, und die Vernunft faßt sie mit nachherigem Bemühen in die Schranken des Gesetzes. Irrtum ist es, aus dem Gesetz die Sittlichkeit zu erkennen, aus der verkleinernden Kopie das herrliche Urbild! Das Gesetz und seine Schulgerechtigkeit ist, wie Paulus lehrt, nur zur Erkenntnis des Irrtums der Sünde da, aber kein Weg zur Wahrheit und zum Leben."*) Die geistige Bewegung würde wie ein Schiff ohne Ballast und Steuer sich ins Schrankenlose verlieren, wenn nicht unsere unaufhebbaren Bedürfnisse die Richtung erhielten und weckten. Die Spekulation von dem mütterlichen Boden der Natur frei und selbständig machen heißt Philosophie mit dem Leben verwechseln. „Gerade die konsequentesten Systeme laufen ohne das Atomklinamen des Gefühls am weitesten auseinander — wie jämmerlich läuft z. B. die große Theorie der Selbstbeherrschung aus dem Christentum in den Stoizismus — dann in den Mystizismus — dann in den Monachismus über, und der Strom sickert endlich ausgedehnt „im Fohismus ein, wie der Rhein im Sand". (Hesp. 534.)**)

Es ist der Dichter, der hier Protest erhebt gegen den extremen Noetismus, der schon mit Descartes anfangend und mit Hegel seinen Gipfelpunkt erreichend fast die ganze moderne Spekulation beherrschte. Nur eine kleine philosophische Gemeinde, Jacobi und Haman***) an der

---

*) Jacobis ges. W. I, 371 (Brief an Haman).

**) Jeder besonnene spekulative Kopf sucht sich daher an ein objektives Korrektiv und Kriterium anzulehnen; so gesteht Lessing im Laokoon, daß er zu seinen Regeln wenig Vertrauen hätte, wenn er sie nicht Punkt für Punkt im Homer und andern Meistern bestätigt fände. Welche fruchtbare Anwendungen für Rechts- und Sittenlehre hat nicht Ihering aus dem Geistesschatz der Sprache gezogen? Aber Kant und seine Nachfolger schufen sich eine eigene Sprache, statt aus der bestehenden zu lernen!

***) Ueber diesen originellen Denker vgl. das Urteil Julian Schmidts (Geschichte

Spitze, führte die Opposition dagegen, ihnen schloß sich Jean Paul an. „Die Fenster der philosophischen Auditorien sind zu hoch, als daß sie auf die Gassen des wirklichen Lebens eine Aussicht gewähren." (Kampanerthal 23.) Selbst Leibniz ist die sinnliche Anschauung nur verworrenes Denken, und Herbart, der doch ein Realist sein will, definiert die Philosophie als die Wissenschaft der Begriffe, weil „Sein auch ein Begriff" sei!

Jean Paul konnte nicht einstimmen in einen bloß logischen Enthusiasmus, in ein „nur sich selbst vorhabendes und betrachtendes Handeln, bloß des Handelns und Betrachtens wegen, ohne anderes Subjekt oder

---

der deutschen Litt. von Leibniz an) I, 333: „Hamans Fehler war, daß er für seine zerstreuten Ideen auf eine Kunstform ausging, die Kunstform des Humors; er wollte auf seine Leser wirken ungefähr wie Tristram Shaudy; er versteckte den Zusammenhang seiner Gedanken, um beständig zu überraschen und zu verwirren und trieb so mit seinen goldenen Schätzen ein zweckloses Spiel. Gelingt es einmal, ihn bei einem Gedanken oder auch nur einem Bild wirklich zu fassen, so ist es, als ob ein Blitz plötzlich die Gegend erhelle. . . Er hat bei der Zerstreutheit seines Denkens auf sein Zeitalter unmittelbar wenig gewirkt, aber die Funken, die er verschwenderisch um sich warf, zündeten in den Gemütern ernsthafterer Schriftsteller ein Licht an, das im weiter sich entwickelnden Jahrhundert einen neuen Gesichtskreis eröffnete." (Haman hat Verwandtes mit Nietzsche, obgleich nach ganz anderer Seite entwickelt.) Daß ein negativer Kopf wie Gervinus für einen Denker, dessen Orakeln das ganze gebildete Deutschland lauschte, den Freund Kants, Herders, Jacobi's, vor dessen beißender Satire die Berliner „Nikolaiten" zitterten, von dem Goethe sagte, seine Worte seien „Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte" (Gödeke, Goethe und Schiller S. 137), kein Verständnis besitzen würde, war vorauszusehen. Hat er ja auch für die tiefempfundenen Schöpfungen des Mittelalters nur Hohn und Spott; dafür bricht er über die „welthistorische Bedeutung" der elenden Seifenblase des Deutschkatholizismus in prophetische Deklamationen aus! Was soll man von einem Historiker sagen, der an jeden Dichter den Maßstab seiner demokratischen Parteimarotte legt, der Goethe den Text liest, daß er vor den französischen Revolutionshelden so wenig Respekt gezeigt u. s. w. „Wenn ein stockdürrer, lederner Skribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheiten des Gemüts und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus und Sozialismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann," sagt Grillparzer (W. W. 9, 175). Auch folgenden liebenswürdigen Stammbuchvers hat dieser stachlichte, aber scharfsinnige Dichter dem genannten Kritiker gewidmet:

„Doch der letzte, Gervinus,
„Hält sein historisches Minus
„Für ein poetisches Plus.
„O Asinus!"

Objekt, ohne in, aus, für oder zu." Zu diesem Enthusiasmus, der die Welt aushöhlt und sich selbst als Wurm in die leere Schale setzt und vertrocknet, verhielt er sich wie Haman, der scherzt:

„Wie muß der liebe Gott in seiner Allmacht lachen,
Wenn sich das Nichts zum Was und Ihn zu Nichts will machen!"

Und Jacobi war der Meinung, daß es in Rücksicht des Aberglaubens ganz einerlei sei, ob man mit Bildern aus Holz oder Stein, oder mit Zeremonien und Wundergeschichten, oder ob man mit philosophischen Durchunddurch-Begriffen, kahlem Buchstabenwesen, leeren Einbildungsformen Abgötterei treibe, ob man auf diese oder jene Weise die Gestalt zur Sache mache, und sich um jeden wahrhaften Zweck betrüge. Damit übereinstimmend sagt Jean Paul: „Das Herz, die lebendige Wurzel des Menschen, soll mir diese Transcendentalphilosophie nicht aus der Brust reißen und einen reinen Trieb der Ichheit an die Stelle setzen, ich lasse mich nicht befreien von der Abhängigkeit der Liebe, um allein durch Hochmut selig zu werden." (Wahrh. 5, 49 ff.) Welch' schöne, stolze Worte!

Der deutsche Idealismus war der Versuch des Weltgeistes, wie weit es möglich sei, die Welt in Begriffe aufzulösen. Nie ist vorher das Unternehmen in dieser Größe gewagt worden, nie kann es künftig überboten werden. Wenn auch der gesuchte Schatz, die Lösung des Welträtsels, auf diesem Weg nicht gefunden werden konnte, so hat doch die Geistesarbeit reiche, fruchtbare Ernten zu Tag gefördert. Die Wirkung war eine geistige Durchleuchtung der gesamten Wirklichkeit, eine durchgreifende Rationalisierung des Daseins, das Denken wurde in logische Zucht genommen, das Verlangen nach festem Zusammenhang im Weltganzen, nach Intellektualisierung der Lebensführung fand Förderung und Festigung, die gesamten Wissenschaften erhielten neue Impulse von dem fruchtbaren Prinzip. Es liegt etwas Imponierendes in diesem gigantischen Ideengang: das stolze Gefühl von der Ueberlegenheit des Geistes über die Natur, die tiefe Ueberzeugung von der weltschaffenden Macht der Ideen und des Denkens! Und nur dadurch, von dieser Basis aus, können wir es erklären, wie ein Denker den Mut fassen konnte, so etwas zu lehren, nur so können wir verstehen, wie ein eigentlich wahnwitziger Gedanke ein halbes Jahrhundert lang die Geister gefangen halten und zu so unerhörtem Ringen begeistern konnte. Jedenfalls dürfen wir Deutsche stolz sein, daß es eine Philosophie des Geistes war, welche den deutschen Philosophen Achtung verschaffte und ihnen die Führerschaft in der

Philosophie bleibend gesichert hat. Aber auch die Gefahren solcher Einseitigkeit dürfen nicht vergessen werden. Wohl ist die Vernunft das ἡγεμονικόν, die höchste Instanz, sie hat die Gefühle zur Raison zu bringen und ihnen Richtung und Maß vorzuschreiben, aber sie darf nicht die seelische Innenwelt des Gefühlslebens zu abstrakten Begriffsgespenstern verdorren machen, sie darf den Zusammenhang und die enge Harmonie zwischen Idee und Gefühl, Kopf und Herz nicht vernichten. Dies that die kritische Spekulation. Ihr eigen ist Haß gegen alles Gefühl, gegen den Instinkt, dies „dynamische Rätsel der Welt", „die Eselin, die den Engel früher sieht als der Prophet", vor allem die Verkennung der Persönlichkeit — ein Wort, welches der Idealismus fast nie gebraucht! — worin er sich mit seinem Extrem, dem Naturalismus, begegnet. Während jeder gesund Denkende ein Ich ohne Träger so undenkbar findet, als ein Verbum ohne Nomen, brachte es Kant fertig, ein Ich, eine Individualität ohne Träger, eine That ohne Subjekt aufzustellen; das Ich ist ihm begleitender Gedanke, also ein Abstraktum, als wäre die Seele „gar nichts, sondern bloße Gedanken leimten sich wie Krötenlaich aneinander und kröchen so durch den Kopf und dächten sich selbst". (Unsichtb. Loge 58.) Während man sonst die Thätigkeiten als etwas ansieht, was ein Sein voraussetzt, ist für Fichte umgekehrt alles Sein nur ein Produkt des ursprünglichen Thuns. (Hieher gehört auch das „Thun des Thuns", das leere Schaffen um des Schaffens willen, ein Hetzen und Jagen des armen Willens ohne Ziel und Ende. Es ist eben der Dämon des ewigen „Stoffhungers", der den Fichte'schen Willen peinigt; es ist bereits der Schopenhauerische „unselige Wille", noch ehe er in diese Fassung einmündet.

Fichte's Ich ist Thathandlung, also eine Funktion ohne ein Funktionierendes, ein Spiegel ohne Folie, ja ohne Strahl, was für jedes normale Bewußtsein unvorstellbar ist. Selbstbewußtsein ist bei Fichte eine Thathandlung, welche, statt eine denkende Substanz vorauszusetzen, eine solche Substanz unbewußt erzeugt. „Willst du entstehen, entsteh' auf eigne Hand!" sagt Mephisto im Faust. Welche Verwirrung derartige Spekulation angerichtet, sieht man z. B. daran, daß Wundt heute noch die individuelle Seelensubstanz leugnet, obwohl er doch das bewußte Denken scharf vom materiellen Geschehen scheidet. Auf Rechnung des Idealismus kommt auch die Konfusion von Wahrnehmen und Empfinden, Empfinden und Denken in einem Teil der modernen Psychologie. (Wundt hält Wahrnehmung für einen „Zustand des Bewußtseins" — also haben

wir ein blaues, grünes, saures, süßes Bewußtsein — dazu kommt die Konfusion des Wahrnehmungsobjekts mit der Empfindung (bei Helmholtz, wonach wir also das Sehen sehen, das Hören hören ꝛc.), des Wahrnehmungsaktes mit Empfindung (z. B. bei Brentano; dann müßte man sagen: ich empfinde eine weiße Farbe), der Empfindung mit dem Gefühl (Horwicz); cf. hierüber das herrliche Buch von Lorenz Fischer, Theorie der Gesichtswahrnehmungen.

Der menschliche Geist ist nicht reines Denken, nicht krystallhelle klare Substanz, er hat einen irrationellen Kern, das ist das Geheimnis der Persönlichkeit. „Das Ich ist das Höchste, sowie Unbegreiflichste, was die Sprache ausspricht, und wir anschauen.“ — „Wie nur eine unendliche Hand den Menschen schaffen konnte, so gehört ein unendliches Auge dazu, ihn ganz zu durchschauen.“ („Etwas über den Menschen“ [Jugendschrift Jean Pauls]; Kürschners Nat.-Lit. I, 28.) — Die Persönlichkeit besteht nicht im Fichte'schen Ob- und Subjektivieren des Ich, d. h. im Wechsel des Zurückspiegelns und des Vorspiegelns . . . so wie sich kein Spiegel aus dem Gegenspiegel erklärt, sie ist das, was alle ästhetischen, sittlichen und intellektuellen Kräfte zu einer Seele bindet, wodurch erst jedes philosophische Polwort „praktische Vernunft“, „reines Ich“ ꝛc. aufhört, bloß im Scheitelpunkt am Himmel als „Polarstern“ zu stehen, der keinen Norden und folglich keine Weltgegend angäbe.“ (Levana 30.) cf. Hesper. 184: „Horion (Viktor) haßte schon in seiner Kindheit „die Systeme, welche alles Unerklärliche verstecken“, der Mensch finde sich im Erklärlichen und Endlichen so erdrückt, wie in einem Bergwerk oder durch den Gedanken, daß sich oben irgenwo der Himmel zuspünde.“ Ebenso Schiller:

„Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kundgibt in der Natur, in dem unendlichen All:
Klar ist der Aether, jedoch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.“

Die extrem rationalistische Tendenz gibt dem kritischen Idealismus jenen gemütlosen, herben Zug, der Jean Paul so abstieß, jenes „Frostgesicht“, aus dem „wie aus Gletscherspalten schneidende Winde blasen“ (Unsichtb. Loge 228); er bedingt auch durch die Höhe der Abstraktion, auf der sich die Untersuchung fast beständig hält, die barbarische Sprache, den philosophischen Jargon, über den sich namentlich Schopenhauer so lustig macht. „Hegel lehrte seine Schüler“, sagt Foucher de Careil „Hegel und Schopenhauer“), „daß die Dinge, wie bei Homer, zwei

Namen hätten, einen in der Sprache der Götter, den anderen in der Sprache der gewöhnlichen Menschen, und sie bildeten sich ein, die Sprache der Götter zu reden." „Orakel verachten Anmut", vox dei soloecismus. „Eine gewisse barbarische und deutsch weitschweifige Sprache schmücke die Philosophie mehr, als sie dieselbe entstelle", meint Jean Paul ironisch im Kampanerthal 28. (Daß dieser formelle Mangel nicht in der Veranlagung der Autoren seinen Grund hatte, beweist der kunstvolle, ja phantasiereiche Stil, zu dem sich die Idealisten, Hegel nicht ausgenommen, erheben, wenn die Materie es einigermaßen erlaubt. Rühmt ja Jean Paul an Fichte dessen „edle, charaktervolle Prosa".)

War Jean Paul also „Gefühlsphilosoph" im Sinne Jacobi's? Nein. Bei Jacobi ist zwischen Verstand und Gefühl unheilbarer Widerspruch. Jacobi wußte Kopf und Herz des Menschen nicht zu vereinen. „Licht ist in meinem Herzen, aber sobald ich es in den Verstand bringen will, erlischt es." (Brief an Haman, Ges. W. I, 367.) „Welche von beiden Klarheiten ist die wahre? Die des Verstandes, der zwar feste Gestalten, aber dahinter nur einen bodenlosen Abgrund zeigt, oder die des Herzens, welches zwar verheißend aufwärts leuchtet, aber bestimmtes Erkennen vermissen läßt? Kann der Menschengeist Wahrheiten ergreifen, wenn nicht in ihnen beide Auslegungen sich zu einem Licht vereinen? Und ist diese Vereinigung anders als durch ein Wunder denkbar?" ib. Jacobi gilt Spinoza's System (das doch, wie Herbart zuerst gezeigt hat, ein Gewebe von dialektischen Fehlern ist) als unwiderleglich, anderseits sträubte sich sein Gefühl gegen diesen „geometrischen Sittenlehrer", wie Haman ihn nennt; die Folge ist Mißtrauen gegen demonstrative Erkenntnisse überhaupt, nicht etwa gegen falsche Verstandestheorien, sondern gegen den Verstand selbst, dem er den Glauben, eine mystische, ganz andere Wahrheitsquelle gegenüberstellt. Zwischen beiden gähnt eine Kluft. Aehnlich bezeichnet Haman den „Baum der Erkenntnis" als Gegenpol zum „Baum des Lebens", durch den ersteren werde uns der letztere entzogen. „Soll uns dieser nicht lieber sein? Wollen wir dem Beispiel des alten Adam folgen?" Daher der Widerspruch, der tiefe Riß in Jacobi's Charakter, denn er nannte sich selbst mit dem Verstand einen Heiden, mit dem Herzen einen Christen — eine Differenz, die Schelling in seiner Streitschrift gegen Jacobi so schonungslos ausnützte. Eine von Jacobi's Schriften trägt das Motto: „Auch dem Verstand mißtraue, diesem Quell der Weisheit!" — ein Spruch, den er von dem Skeptiker

Epicharmes entlehnte. Vergessen wir übrigens nicht, daß auch Kant von „Paralogismen der reinen Vernunft“, von „unvermeidlichen Illusionen“ spricht.

Jean Paul stellt Jacobi außerordentlich hoch, er nennt ihn den „einzigen neueren Philosophen neben Haman, den er sich unaufhörlich neu zulese“, er sei es gewesen, der seinem Herzensball einen neuen Stoß zur Bewegung um die höhere Sonne gab, der ihm „Heiland und mehr als Heiland“ gewesen (an Otto, 1812; cf. Wahrheit 7, 80). Am 21. Mai 1813 nennt er sich einen „Krieger unter Deinem Kommando“, er plant eine Monatsschrift gegen die „jetzigen philosophischen Laternisierer alles Innern“, damit den „drei Weisen aus dem Abendland, die aber sich selbst anbeteten und selber Götzenanbeter erzeugten, auch drei Weise entgegengestellt würden, nämlich Herder, Jacobi und — da immer ein Mohr dabei sei — der Schreiber.“ (Briefwechsel Jacobi’s, Leipzig 1827, II. 256.)

Aber trotz aller Verehrung folgte Jean Paul seinem Meister nicht auf dessen Irrgängen. Manche Aussprüche klingen bedenklich; außer den obigen können noch folgende angeführt werden: „Jede Erkenntnis zieht eine Steinkruste um unser Herz, nicht die philosophische allein.“ (Unsichtb. Loge 243.) „Was haben wir von unserer und jeder Philosophie, als daß man sich, wenn man die Auflösung einiger Welträtsel von ihnen annimmt, zuletzt noch tausendmal stärkere Unglaublichkeiten zum Kaufpreis muß gefallen lassen, als die Natur uns aufzulösen gab.“ (Selina 225.) „Ich spiele hier, wie an manchen Orten, mit philosophischen Beweisen aus lauter Verachtung gegen sie, weil sie wie Schweizer jedem dienen.“ (Briefw. mit Otto 3, 303.) Aber es wäre grobes Mißverständnis, derartige Aussprüche im Sinne des Agnostizismus verstehen zu wollen. Jean Paul war ein durchaus harmonischer Charakter, er hätte einen Zwiespalt zwischen Kopf und Herz nie ertragen, seine Werke wie seine gesamte Haltung gingen auf innige Versöhnung beider Grundkräfte. Dies zeigen deutlich z. B. folgende Worte: „Ich bleibe dabei, daß es, wie vier letzte, so vier erste Dinge gebe: Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Seligkeit, und daß die Synthese davon nicht nur notwendig, sondern auch schon gegeben sei, nur aber (und darum ist sie eben eine) in unfaßbarer, geistig-organischer Einheit, ohne welche wir an diesen vier Evangelisten oder Weltteilen gar kein Verständnis und keinen Uebergang finden könnten.“ (Wahrh. 7, 83; Brief an Jacobi.) „Es gibt Wahrheiten, und die sind die wichtigeren, die weder der Kopf noch das Herz allein aufschließt,

sondern beide zusammen; am Pol macht die Kälte, unter der Linie die Hitze blind." (Komischer Anh. zu Titan 76.) „Wer nie etwas Großes gedacht, hat nie etwas Großes gewollt; wer einen kleinen Kopf hat, hat ein noch kleineres Herz; wer wenig denkt, empfindet wenig." (Wahrh. III, 160.) Nicht Verneinung der Philosophie, sondern echte Lebensphilosophie, in der Kopf und Herz im Einklang sich befindet, ist ihm das Ziel des Wissens, eine Philosophie, wie sie Schelling, freilich in einer späteren Periode, beschrieb mit den Worten: „Wenn ich in der Philosophie die Mittel zur Heilung für die Zerrissenheit unserer Zeit sehe, so meine ich natürlich nicht damit eine schwächliche Philosophie, nicht ein bloßes Artefakt, ich meine eine starke Philosophie, eine solche, die sich mit dem Leben messen kann, die weit entfernt, dem Leben in seiner ungeheuren Realität gegenüber sich ohnmächtig zu fühlen oder auf das traurige Geschäft des bloßen Negierens und Zerstörens beschränkt zu sein, ihre Kraft aus der Wirklichkeit selbst nimmt und darum auch wieder etwas Wirkendes und Dauerndes hervorbringt."

Seinen Gegensatz zu Jacobi veranschaulicht vielleicht am bezeichnendsten die Stelle im Siebenkäs 359: „Was wir im Innersten erleben und erfahren, unmittelbar empfinden und fühlen, wissen wir auch, woran mich alle dialektischen Scheingründe und skeptischen Einwürfe nicht irre machen", sowie folgende Stelle aus einem Brief an Jacobi: „Eigentlich glauben wir doch nicht die göttliche Freiheit, Gott, Tugend, sondern wir schauen sie wirklich als schon gegeben oder sich gebend, und dieses Schauen ist eben ein Wissen, und ein höheres, indeß das Wissen des Verstandes sich blos auf ein niederes Schauen bezieht. Man könnte die Vernunft das Bewußtsein des alleinigen Positiven nennen, denn alles Positive der Sinnlichkeit löst sich zuletzt in das der Geistigkeit auf und der Verstand treibt sein Wesen ewig blos mit dem Relativen, das an sich nichts ist, daher vor Gott das Mehr oder Minder und alle Vergleichungsstufen wegfallen". (Döring l. c. II. Bd. S. 235 oder Jacobi's Briefwechsel 2, 449.) cf. das Goethe'sche: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?"

Wir brauchen nicht ein spezielles mystisches Offenbarungsorgan für die höhere Erkenntnis, wodurch alle metaphysische Erkenntnis zum Wunder, und jeder Mensch zum Propheten würde, es gibt nur eine Vernunft, diese kann alles und muß alles, freilich nach verschiedenen Methoden in ihr Bereich ziehen und nach der gewonnenen Erkenntnis muß sich

Herz und Leben richten; denn die Vernunft ist das ἡγεμονικόν, die höchste Instanz: „ich habe schmerzlich gelernt, der kurzen Allmacht der stärksten Gefühle die ewige Macht der kälteren Vernunft vorzuziehen" (Förster 2, 252); freilich gehört dazu eine wahre Lebensphilosophie, die vom Mutter- und Nährboden der Gefühle, woraus auch der Geist frische Nahrung und Lebenssaft saugen muß, sich nicht lossagt, eine Philosophie, wie sie Jacobi als Platonismus dem Spinozismus gegenüber bezeichnet, aber nicht selbst gegeben hat. Gerade das war das Verdienst J. Pauls und zugleich ein bewunderungswürdiges Merkmal seiner geistigen Gesundheit, daß er das Schroffe, Gewaltsame, Anstößige der Jacobi'schen oder gar Hamann'schen Gefühls- oder Glaubensphilosophie zum berechtigten Wahrheitskern läuterte.

Daß er sich von Jacobi schließlich unbefriedigt fühlte, spricht er gegen Otto deutlich aus: „Er sollte meinem Herzensball einen neuen Stoß zur Bewegung geben, um die höhere Sonne und mich heiligen und mir so viel sein wie Herder und mehr als Herder — ach er war mir beides nicht und meine frömmsten Wünsche für mich können leider von Niemand weiter erfüllt werden als von mir selber." (Briefw. IV, 199.)

(„Gefühlsphilosophie" ist übrigens eine contradictio in adjecto. Das Gefühl ist lebendige Thatsache, Philosophie ist logisches Urteil; indem die Gefühlsphilosophie über das Gefühl philosophiert, widerlegt sie sich selbst, denn sie macht zum Objekt des Verstandes, was nach ihren Principien nie Verstandsobjekt werden kann. Sie muß vom Gefühl wissen, Begriffe bilden, um darüber philosophieren zu können.") (Kuno Fischer, Gesch. der Philos. III bei Jacobi's Philosophie.)

Jean Paul, dessen Verdienste um die Philosophie seltsamer Weise von allen philosophie-geschichtlichen Autoren ignoriert werden, hatte übrigens die Genugtuung, daß die idealistischen Philosophen sich nach und nach seinen Ideen näherten, und dem anfänglichen schroffen Noetismus und Idealismus gewaltig Abbruch thaten.

Schon Kant ist in der zweiten Auflage seiner Kritik bedeutend realistischer, schreibt sogar eine Widerlegung des Berkeley'schen Idealismus, in der jedermann eine Widerlegung seines eigenen Idealismus sehen muß, von Schelling ist es eklatant; aber selbst Fichte, der sprödeste unter den Dreien kommt in seiner Auseinandersetzung mit Jacobi zu einer starken Annäherung an diesen. Jacobi sagte: „Die Vernunft allein gibt nur

Gespinnste, ein außer uns muß sein.“ Fichte ist damit einverstanden. Der transcendentale Idealismus sei nicht der einzige Standpunkt, auch das wirkliche Leben, — und in seinen letzten Schriften: „Bestimmung des Menschen“, „über das ewige Leben“ 2c. findet er den Beifall Jean Pauls. In ersterer schreibt er: „Thun ist Handeln und höher als das Wissen . . . ich denke diese reelle Thatkraft, aber ich erdenke sie nicht. Kein Wissen kann sich selbst begründen, jedes setzt ein höheres voraus und so in infinitum. Der Glaube ist's, worin sich der Geist beruhigt.“ Das Mangelhafte ist hier noch, daß beide Prinzipien nur neben einander gestellt, nicht organisch verbunden werden. Von dem Jacobi'schen Glauben unterscheidet sich der Neu-Fichte'sche noch dadurch, daß ersterer, wenn auch mystisches, doch wirkliches Erkennen ist, dieser nur praktisches Postulat.

Spezielle Streitschriften.

Wir haben nach dieser generellen Untersuchung noch die speziellen Streitschriften Jean Pauls in Augenschein zu nehmen, die er dem Kriticismus gewidmet hat. Zuerst kommt hier Herders Metakritik in Betracht, an der Jean Paul erwiesenermaßen Anteil hatte. „Mit Herder wachse ich immer mehr zusammen; er gab mir seine Metakritik, zu der ich viele Noten machte, durch deren Gebrauch er manchen dialektischen Querstößen ausbeugt.“ (J. P. an Otto, Wahrh. 6, 45.) Wir wollen dieses fast verschollene Werk, das den Siegeslauf der Kantischen Philosophie freilich nicht hemmen konnte und wegen dessen Goethe und Schiller über Herder und Jean Paul so zürnten, in Kürze analysieren: Nach einer poetischen Einkleidung — Heysa die Zauberin gibt einem reisenden Jüngling ein Rohr, aus dem Seifenblasen (die Formen der Sinnlichkeit, des möglichen Denkens) entspringen, — unterzieht Herder jeden Abschnitt in Kants Kritik einer Metakritik (Kritik der Kritik). Er beanstandet schon den Titel: „Kritik der reinen Vernunft.“ *) Ein Vermögen der menschlichen Natur kritisiere man nicht, sondern man untersuche es, zeige seinen Gebrauch und Mißbrauch; daher die früheren Philosophen wohl eine „Untersuchung über den menschlichen Verstand“ (Hume), „essay“ (wie Locke und Leibniz), aber nicht Kritiken der Vernunft schrieben

*) In der That setzt der Titel des Kantischen Werkes voraus, daß nicht blos mangelhaft gewonnene Erzeugnisse dieses Vermögens, sondern die Vernunft selbst, das Organ der metaphysischen Forschung fehlerhaft sein könne. Und wirklich kommt Kant auch zu „natürlichen Illusionen“ der Vernunft.

Wenn aber Vernunft kritisiert werden soll, von wem solle sie es werden? Nur von ihr selbst, sie ist also Partei und Richter, und wonach kann sie gerichtet werden? Nur nach ihr selbst, sie ist also auch Gesetz und Zeuge.*) Dann wird die Gegenüberstellung der analytischen und synthetischen Urteile als wertlos bezeichnet u. s. w. Der Kantischen wird dann immer die Herder-Jacobi'sche „richtige" Philosophie gegenübergestellt. Der Ton ist bei der Bedeutung Kants ein auffallend scharfer und respektloser.

Bald trat Jean Paul offen auf den Kriegsschauplatz. Als Gegner wählt er sich diesmal Fichte, den er überhaupt für den Repräsentanten der ganzen Gattung, für den konsequentesten und rücksichtslosesten Vertreter derselben hielt, in dem die ganze Richtung ihren Höhepunkt erreicht habe. In Fichte ist natürlich Kant mitgetroffen. Einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden konnte Jean Paul nicht finden. Nach Adoption des Kantischen Grundgedankens, daß alles, was der Realismus als wirkliche Objekte nahm, unter dem kritischen Gesichtspunkt nur als Vorstellung erscheine, sei die idealistische Basis der neuen Denkweise gegeben und der Fichtesche Ausbau notwendige Konsequenz. „Sind Raum und Zeit, also die Gegenstände darin bloße Vorstellungen, ist Materie bloße Erscheinung, und alles, was wir in der Natur des Geistes und der Sinne haben und wissen, in der Bruttafel unserer Kategorientafel als einheimisches Gewächs unseres Ichs entstanden, wozu dann noch die müßige, unsichtbare Phönixasche des Dings an sich?" (Clavis 83, § 9.) Wozu das gar nicht Denkbare, unter keinen Begriff zu Fassende, bezüglich dessen sich Kant in offenbare Widersprüche verwickelt hatte? Jean Paul sieht darum in Fichte den reinsten Abdruck und Typus der kritischen Philosophie und schrieb zur Widerlegung desselben seine Clavis Fichtiana.

*) „Wie ist", fragt Bergmann (Geschichte der Philosophie II, 26), „bei solchem Mißtrauen gegen die reine Vernunft das Vertrauen vereinbar, welches man der Vernunft schenkt, indem man ihr das Amt des Kritikers überträgt? Da haben wir ja den daemon malignus Descartes' in optima forma! . . . Mit gleichem Fug, als: „Wie ist reine Mathematik möglich? wie ist reine Naturwissenschaft möglich?" kann man auch fragen: „Wie ist Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft, wie Kritik der Urteilskraft, wie ist Logik möglich?"

Wenn Fischer (Gesch. d. Phil. IV, Einl.) zur Rechtfertigung Kants sagt: „Die Vermögen, kraft deren die Vernunft ihre Erkenntnisse der Dinge untersuche, seien keineswegs dieselben, kraft deren sie die Erkenntnisse der Dinge bewirke, so setzt dies konsequent gefaßt, einen Dualismus einer niederen und höheren, wahren und falschen Vernunft voraus, der doch zu ungeheuerlich ist, als daß er für mehr als Verlegenheitsäußerung genommen werden könnte.

Clavis Fichtiana.*)

Es wäre ganz verfehlt, in dieser Streitschrift eine bloße Persiflage zu sehen, es ist eine geistreiche, scharfsinnige, ernsthafte Widerlegung, welche die eigentümliche Begabung Jean Pauls, selbst den sprödesten Gegenstand reizvoll humoristisch darzustellen, in hervorragendem Maße zeigt. Leider ist die Abhandlung sprunghaft, die zusammengehörigen Gedanken sind in wirrer Unordnung durcheinandergeworfen, und es ist keineswegs leicht, eine ordnungsgemäße Analyse zu geben. Wir wollen es versuchen.

Das absolute Ich oder eigentlich die absolute Ichheit, in welcher alles ist, der als Grund des Denkens die Denkbarkeit, als Grund der Accidentien, Substanzen und Kräfte alles dies, als Grund der Existenz die Existenz abgeht, diese absolute Ichheit — da es hier gar nicht mehr aufs Denkbare ankommt (S. 64), dieses Alles oder Nichts, das Robinet unter dem Namen Gott ziemlich „rein" beschrieb, nämlich ohne Verstand, Vernunft, Wille und Bewußtsein — schafft sich zum empirischen Ich, das alles dies hat; es selbst aber bleibt doch was es war; denn „als Leibgeber bin ich endlich und nur als Schöpfer dieses Leibgebers unendlich"; also das Sinnlose schafft Sinn und Bestimmung, das Leblose das Lebendige, das Werk den Meister; und zwar schafft es sich die empirische Welt, um einen Widerstand zu haben, an dem es handeln und Moralität erzeugen kann.

1. Warum soll das Ich ein Nichtich brauchen zum moralischen Handeln? Warum soll Gott, der Allheilige, der in Ewigkeit allein lebte, nicht moralisch zu denken sein? Brauchte er eine Welt oder einen Teufel dazu? Selbst nach Fichte setzt ja das moralische Gesetz nichts voraus als sich selbst. (In der That sagt auch Schelling [philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus I 324]: „Vernunft ist nur durch Einschränkung des Absoluten in uns begreiflich; daher hat Gott keine Vernunft; ebensowenig hat Gott Moral, weil ein Sollen Möglichkeit, vom Gesetz abzuweichen, einschließt.")

2. Und was nützt das alles, da das eigene Ich ja doch nicht gegen das Empirische handeln kann, sowenig eine Modifikation gegen eine Modifikation Pflichten hat, wie Fichte ja selbst lehrt? Und wenn das Ich einen Widerstand braucht, um zu handeln, und sich daher diesen

*) d. h. Schlüssel zur Fichte'schen Philosophie.

Widerstand erschafft, so hat es ja bereits vor dem Widerstand gehandelt und noch dazu die erste und schwierigste Thathandlung vollbracht, gegen welche alle übrigen nur Entwicklungen sind!

3. Und endlich ist mit all' dem nur die empirische Realität meines eigenen Ich gegeben, alle anderen Wesen sind nur Phänomene, eingewirkte Figuren in der unendlichen Hautelissetapete meines Nichtichs, das ich selbst gesetzt als Einschränkung der Bestimmung meines Noumenons? Wie komme ich dazu, noch andere Wesen als mir gleichberechtigt anzunehmen? (Ungemein ergötzlich ist in § 13, wie der Verfasser in einem fingierten Gespräch mit F. denselben streng noch der Wissenschaftslehre von seiner eigenen Nichtexistenz überzeugen will und die aufrichtige Hoffnung ausspricht er werde den Mut haben, diese Konsequenz einzugestehen, unbekümmert um den kläglichen Widerspruch, den höchstens der sog. gesunde Menschenverstand in solchen Sachen finden könne. — In der That ist der Solipsismus, dieser ungeheuerliche Gedanke, den noch kein normaler Mensch aufzustellen wagte, die Konsequenz der Wissenschaftslehre. Ein fremdes Sein hat nach Fichte und Schopenhauer*) keine theoretische Begründung.) Aber wo die „reine" Vernunft sich verfährt, da hilft zur rechten Zeit ein „praktisches Postulat".

Fichte muß durchaus fremde Iche haben. Er läßt also die heraldischen Figuren im gemalten Nichtich von der Wand ablösen und belebt heraustreten, blos um jemand zu haben, mit dem doch ein moralischer Umgang zu pflegen sei. Wie Kant Gott und Unsterblichkeit, so postuliert Fichte andere Ichs.

Ein moralisches Interesse ist es, was das tote Wachsfigurenkabinet der menschlichen Gestalten, die ich eigentlich zerdrücken und zerreißen könnte, wie andere Charaktermasken, denn sie sind lediglich meine Produkte, und ohne absolute Freiheit oder Ichheit, was uns diese Pygmalion-Statuen beleben heißt — gewiß ein dürftiges Auskunftsmittel, und mit Recht geißelt Jean Paul die doppelte Wahrheit,**) wonach, wie

*) Schopenhauer nennt den Solipsismus eine Festung, die man wohl „umgehen", aber nicht „einnehmen" könne. Das ist charakteristisch für die Methode der Idealisten.

**) Schon Occam, Baco, Hobbes, besonders aber Bayle haben diesem sauberen Grundsatz gehuldigt, der durch Lange 2c. bis auf den heutigen Tag seine giftigen Blüten treibt. cf. Fischer, Baco von Verulam. Hartmann, Neukantianismus (über Lange, Verfasser der „Gesch. d. Material".)

Jacobi sagt, „alles in der theoretischen Vernunft für erlogen befunden wird, was man nachher in der praktischen für wahr ausgibt“.*)

„Es kommt also auf meine moralische Politesse an, ob ich Fichte leben lasse.“ Es ist ein leeres Postulat, eine ausdrücklich verstandesmäßig unbegründete Annahme. Und dennoch fordert Fichte rückhaltlose Hingabe des Menschen an die sittlichen Ideen, an Tugend, Ehre, Vaterland mit einer Schroffheit, wie sie bisher unerhört war! (cf. Jacobi, „über das Unternehmen des Kritizismus, die Vernunft zum Verstand zu bringen“: „Nachdem die Vernunft als Vermögen der sittlichen Ideen verdächtigt und als ohnmächtig hingestellt ist, fordert der Kritizismus schließlich vom Verstand die Unterordnung unter diese Vernunft! Glaubt man, der Verstand werde, nachdem er deutlich eingesehen, Gott, Unsterblichkeit, Sittlichkeit seien lauter Illusionen, alle Beweise dafür seien Scheinbeweise, er werde diese objektiv grundlosen, diese ausgemacht durch und durch leeren Vorstellungen aus irgend einem Motiv als objektiv wahre und reale Vorstellungen sich zurückbringen lassen?“) Durch einen Machtspruch wird auf einmal diese „blinde Vernunft“ zum Primat erhoben; und eine solche „entvernunfte Vernunft“ (Herder) soll dem gewaltigen Sturm der Leidenschaften und Begierden entgegentreten, dieser philosophische Mondschein soll sich zur Gefühlswärme verdichten? Was ist die solchergestalt ertrotzte, moralische Welt anders als ein Schatten? Und einem Schatten soll der Mensch sein Leben weihen, ja opfern?

4. Und selbst das noch in Kauf genommen, wie steht es mit der Sinnenwelt, durch die allein doch jene moralischen Wesen uns manifest

---

*) Ein direkter Widerspruch zwischen der reinen und der praktischen Vernunft Kants ist zum mindesten in der dritten Antinomie, Elementarlehre II., II. Abt., II. Bch., II. Hauptstück, Antithetik der reinen Vernunft (Darstellung des Freiheitproblems) gegeben, da ein und dieselbe Handlung zugleich notwendig und frei sein soll. Es nützt nichts, dieselbe, sofern sie als empirische Anschauung in der Zeit bestimmbar, nach den Gesetzen der Naturnotwendigkeit zu nehmen, die Freiheit aber dem Wesen als Ding an sich beizulegen, das nicht unter Zeitbedingungen stehe. Denn die sittliche Beurteilung trifft doch nicht ein schemenhaftes, in den Wolken sitzendes Ding an sich, sondern eben die empirische Handlung, in der sich der intelligible Wille manifestiert; diese Willenshandlung gehört zur objektiven Erscheinungswelt und ist nur eine; alle Moral und Erziehung wäre unmöglich und hättte gar keinen Sinn, wenn sie nicht die Erscheinungen des moralischen Willens beeinflussen könnte. (cf. Windelband, zur dritten und vierten Antinomie, die Kant ganz anders behandelt als die beiden ersteren, l. c. 2, 102.

werden? Denn die Gewißheit fremder Moralität und Immoralität ist nur eine sinnliche, durch lauter sinnliche Media vermittelte, und doch stützen sich alle kategorischen Imperative auf jene. Die Sinnlichkeit ist nun einmal das principium individuationis. Kurz, die praktische Vernunft setzt mit keiner größeren oder anderen Gewißheit das Dasein fremder Ichs als das Dasein des eigenen Körpers und also der Sinnenwelt voraus (Clavis 90). (Die konsequenten Fichteaner müßten also die Existenz ihres eigenen Körpers leugnen.)

Wie steht es ferner mit dem toten Leib? Ist er real? „Moralisch kann mich nichts mehr zwingen, dieses Nichtichsfragment zu postulieren, und dennoch liegt die „Ichsschwarte“ noch da. Und wie ists mit den Tieren? Wie mit der leblosen Sinnenwelt?

Ohne die an der sittlichen Welt klebende Realität der Sinnenwelt ist eine moralische Beziehung zwischen Mensch und Mensch überhaupt nicht möglich. Man müßte höchstens annehmen: „um etwa 70 Kantianer oder Fichteaner vom Hungertod zu erretten, träume ich, daß die 70 nichts im Magen haben; diese träumen glücklicherweise dasselbe, blos damit wir ein Exerzitium der Moral haben. Will ich nun den 70 Schelmen etwas zuwenden, so träumt mir das wirkliche Zuwenden und ihnen das Empfangen: in der That aber haben wir alle, festgeschnallt auf unseren Isolier-Betten, nichts Reelleres mit einander geteilt, als einen Traum.“ (S. 88.) „Fichte nimmt drei wunderbare Harmonien an, ohne einen Harmonisten, der sie gestiftet:

1) die der sinnlichen Welt,
2) die der moralischen und
3) eine prästabilierte zwischen beiden,

der zufolge z. B. eine Lüge nie in der sinnlichen schaden kann (d. h. eine göttliche Vorsehung, die alles zum besten lenkt). (Briefe und bevorstehender Lebenslauf 2c. 92.)

5. Und was ist schließlich der Zweck des Ganzen? Es gibt keinen Zweck, nur ein „Thun des Thuns“, eine Einsicht der Einsicht, ein Spiegeln des Spiegelns; Schaffen und Handeln ist blos eine Zimmermann'sche Motionsmaschine, die man bewegt, um sich zu bewegen. „Liebe und Bewunderung sind leer; rund um mich eine versteinerte Menschheit. In der finsteren unbewohnten Stille glüht keine Liebe, keine Bewunderung, kein Gebet, keine Hoffnung, kein Ziel — Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben .... Ir mir den stumm, blind, verhüllt fort-

arbeitenden Dömogorgon .... So komme ich aus der Ewigkeit, so geh' ich in die Ewigkeit ....

Und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? Ich!
Wer hört sie und wer kennt mich nach der Ewigkeit? Ich!..."

Die Titanenidee des Fichteanismus, der prometheische Gedanke, das Ich zum Schöpfer und Herrn selbst über das Schicksal zu machen, hielt Jean Paul schon aus dichterischen Gründen tief gefangen. In dieser Selbstvergötterung der modernen Weltweisheit erblickte er ein Gegenstück zum Cäsarenwahnsinn der antiken Machtherrscher.

Daß der Fichteanismus ernst aufgefaßt zum Wahnsinn treibe, hat Jean Paul in seinem Schoppe (Leibgeber) im Titan veranschaulicht. Uns schaudert, wenn wir ihn reden hören: „Der reine Ich setzt mir nach. Wer marschiert denn da unten so mit?" (Titan 644.) Schoppe zerschlägt alle Spiegel. „Gott gebe, daß Gott niemals zu sich sagt: Ich bin ich. Das Universum zitterte auseinander, glaub ich, denn Gott fände keine dritte Hand", (σύνθεσις) — (mit Beziehung auf den Fichte'schen Ternar: θέσις, ἀντιθεσις, σύνθεσις) (cf. Viktors Leichenrede auf sich selbst, Hesp. 400). „Ich sehe ein Gespenst um diesen Leichnam schweben, das ein Ich ist. Ich, Ich! Du Abgrund, der im Spiegel des Gedankens tief ins Dunkle zurückläufst! Ich! Du Spiegel im Spiegel — du Schauder im Schauder ....!" cf. unsichtbare Loge 255, den Brief Ottomars an Fenk: „Ich setzte mich auf eine Altarstufe, um mich lag das Mondlicht mit trübenden, eilenden Wolkenschatten, mein Geist stand hoch; ich redete das Ich an, das ich noch war: was bist du? Was sitzt hier und erinnert sich und hat Qual? Du, ich, etwas. Wo ist denn das hin, das gefärbte Gewölk, das seit dreißig Jahren an diesem Ich vorüberzog, und das ich Kindheit, Jugend, Leben hieß? ...."

In der bairischen Kreuzerkomödie 393 zweifelt ein Göttinger Student infolge der Lektüre Kants an seiner eigenen Existenz und kommt daran um. (S. auch daselbst die „Rede des Teufels über seine Nichtexistenz.")

Ein verhängnisvolles Schicksal des Dichters war es, daß sein Sohn Max gerade an den zwei Systemen, die Jean Paul leidenschaftlich sein ganzes Leben bekämpfte, dem kritischen (damals Hegel'schen) und dem orthodoxen „Ueberchristentum" buchstäblich zu Grunde ging.

[Es würde nun das Kapitel: „Die Seelenlehre Jean Paul's" folgen. Da dieses jedoch die Doktor-Dissertation des Verfassers bildet,

so kann es nicht hier, sondern nur in selbständiger Ausgabe veröffentlicht werden. Ich verweise hiemit auf diese notwendige Ergänzung des philosophischen Teils umsomehr, als Jean Paul in den psychologischen Fragen, vor allem bezüglich der dunkleren Seelengebiete als origineller Forscher auftritt und seine Entwicklungen in naher Berührung mit neuesten Theorien und Experimenten stehen.]

Die Unsterblichkeit der Seele.

„Der Gedanke an die Unsterblichkeit ist ein leuchtendes Meer, wo der, welcher sich darin badet, von lauter Sternen umgeben ist.“ (Sel. 148.)

Die Unsterblichkeit war der Lieblingsgedanke des Dichters, der ihn unablässig beschäftigte. Zwei seiner schönsten Bücher hat er ausschließlich demselben gewidmet. Kein Dichter hat mit so hinreißender Beredsamkeit, mit solcher Macht der Phantasie, mit solchem Scharfsinn des Geistes diese Idee dargestellt. In unerschöpflichem Reichtum weiß der Dichter-philosoph stets neue Seiten dem ergiebigen Thema abzugewinnen; alle Tiefen des Gemüts, die wahrsten und edelsten Instinkte der Menschen-natur schienen ihm unwiderlegbar auf ein künftiges Leben hinzuweisen und von diesem erst schien ihm Licht und Klarheit auf das gegenwärtige zu strahlen; nur die künftige Welt, meinte er, könne dem irdischen Leben Bedeutung und Wert geben. „Nur die zweite Welt macht Heilige.“ (Verm. 67.) „Ohne Unsterblichkeit ist das Leben nichts, mit ihm alles.“ (Hesp. 572.)

Tief beklagt er es in Sel. 21, daß es scheine, als hätten die Menschen gar nicht den Mut, sich als unsterblich zu denken, sonst genössen sie einen anderen Himmel auf Erden, als sie haben, nämlich den echten — zwar ein matter, lauer Nachschein des Unsterblichkeit-Glaubens werde gewöhnlich gefühlt, aber wie verschwinde er gegen das tiefe und lebendige Anschauen der Fortdauer! Was dieses heilige Feuer erstickt, seien zwei Erbärmlichkeiten des Lebens: Erstens, daß der vergrabene Körper die Phantasie so sehr herabzerre und drücke, daß sie den Körper gar nicht lebend wieder aus dem Sarg bringe, sondern unten eingesperrt lasse. Die zweite Erbärmlichkeit seien die hergebrachten engen theologischen An- und Aussichten, durch welche das Bestimmte und Lebendige unserer Sehnsucht sich in unbestimmte und doch enge jüdisch-christliche Lehre

verwandele. „Der philosophischen Systeme gedenke ich nicht einmal, vor deren Athem schon das jetzige sichtbare Leben einschrumpft, geschweige das künftige unsichtbare.“

Zweimal hat Jean Paul ausführlich über die Unsterblichkeit geschrieben: das erste Mal im jugendlichen Feuer der ersten Produktionskraft, das zweite Mal am Ende seines Lebens „mit weniger Glut als das erste Mal, aber mit mehr Licht“. Dies Buch ist zugleich sein letztes abgeschlossenes Werk, sein Schwanengesang.

Beide Werke sind in Form eines philosophischen Dialogs gelegentlich einer Wanderung durch das reizende Kampanerthal in Südfrankreich (Departement der Ober-Pyrenäen) geschrieben.

Im ersten Dialog ist Jean Paul Vertreter des Unsterblichkeitsgedankens, Karlson der Teufelsadvokat dagegen. Die Damen Gione und Nadine sind natürlich auf Seite des Dichters. Phylax, der Hofkaplan, vertritt die Kant'sche Anschauung und muß viel Spott aushalten ob seines „elektrischen Spinngewebes“. „Die kritische Philosophie beweist zwar jeden Morgen und jede Messe, daß wir unsterblich sind wie sie selber“, sagt Jean Paul in der Einleitung, „aber nicht jeder steht nahe genug an ihrem Katheder, um ihre leisen (nämlich schwachen) Beweise zu vernehmen.“ Bezeichnend ist, daß Karlson, der im ersten Werk als Anhänger des Vernichtungsglaubens auftritt, im zweiten bekehrt ist und scharf die Sache gegen die „Selbstmörder ihrer Zukunft“ führt. Mittelpunkt ist hier Selina, die träumerische Hellseherin, welche in Blau, der Lieblingsfarbe der Mutter, gekleidet ist. (Der Name Selina von σελήνη = Mond, dem „magischen Prospektmaler der künftigen Welt“. Im Fibel 161 erzählt der Dichter, daß alles Blau ihn immer so sehr gerührt habe: das blaue Auge, die Flachsblüte, die Kornblume und große blaue Glasscherben; cf. Förster 4, 121: „Gebt mir Blau, gebt mir Himmelblau, durch's Blau hindurch sehe ich die Ewigkeit!“)

Die Form des Dialogs ist dem Dichter meisterhaft geglückt: die Personen sind nicht leblose, in Kleider gesteckte Thesen, welche ihr eingelerntes Ja und Nein schwerfällig herunterbeten, sondern lebendige Repräsentanten der von ihnen vertretenen Standpunkte; ja, es spiegelt jeder Kämpfer für die Unsterblichkeitsidee wieder eine andere Seite der Wahrheit; man beachte den feinen Gegensatz der weiblichen und männlichen Reden. Auch die Gegner haben keineswegs ganz Unrecht; sie

bringen auch berechtigte Gesichtspunkte zur Geltung. So sind „Alexanders Einwürfe“ (Sel. 157—160) zumeist Jean Paul'sche Gedanken. Das Resultat wird nicht fertig gegeben, sondern wir werden wie bei Plato und Lessing genötigt, es zu suchen, und haben für den Mangel systematischer Entwicklung der Gedanken den Reiz der dramatischen Belebung, den Genuß des Selberfindens, der klaren analytischen Herausgestaltung der Ideen, was ja auch die Lessing'schen Untersuchungen, die eigentlich philosophische Selbstgespräche sind, so eigenartig anziehend macht.

Wie geschickt weiß der Dichter Ereignisse in den Gang der Darstellung einzuflechten; wie rührend dient die kranke, von der Gicht zermarterte Pfarrersfrau zur Folie einer Betrachtung über das Recht der Wesen, glücklich zu sein (Sel. 105)! Wie stimmungsvoll ruht die Sorge um den im Krieg stehenden Henrion, der glühend für Unsterblichkeit begeistert ist, und mit dem Selina in magnetischem Rapport steht, wie eine schwere Gewitterwolke über dem Ganzen!

Doch nun zur Sache; ich werde selbstverständlich nicht eine Skizze der Werkchen geben, sondern eine systematische Entwicklung der Grundsätze des Dichters, und zwar mit Hinzunahme seiner sämtlichen Werke, die für das Unsterblichkeitsproblem außerordentlich ergiebig sind.

Jean Paul weist erstens die falschen Beweise zurück, so:

1. Vorsch. z. Aesthetik 396 den Campe'schen, daß die Seele unsterblich sein müsse, weil ihr Untergang in die Gottheit eine andere Idee, also Veränderlichkeit brächte.

2. Den Kant'schen (Kampanerthal 31): „Da die völlige Unangemessenheit des Willens zum moralischen Gesetz, die der gerechte Schöpfer nie erlassen kann, nie von einem endlichen Wesen zu erreichen ist, so muß ein ins Unendliche gehender Progreß, d. h. eine ewige Dauer, diese Angemessenheit in Gottes Augen, der die unendliche Reihe überschaut, enthalten und zeigen. Daher ist Unsterblichkeit nötig.“ Damit dem Sinn nach völlig übereinstimmend Kant, Kritik der praktischen Vernunft I. T., II. B., II. Hauptst. IV: „„Die Bedingung eines höchsten Gutes ist das notwendige Objekt des durch das moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem nun ist völlige Angemessenheit der Gesinnung zum moralischen Gesetz die oberste Bedingung des höchsten Gutes. Völlige Angemessenheit des Willens aber zum moralischen Gesetz oder Heiligkeit ist eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in keinem Zeitpunkt seines Daseins fähig ist; da sie indes gleichwohl als praktisch

notwendig gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progreß zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden.““

„Lieber Kant-Philosoph!“ sagt Karlson (Kampanerthal 32), „benehmen Sie doch, ich bitte Sie, diesem Beweis die Kühnheit oder die Dunkelheit, die er für Laien hat. Wie? Ist denn die Uebersicht, d. h. die Endigung“ (richtiger: die Uebersicht und ihre Voraussetzung, die Endigung), „einer unendlichen, d. h. einer nicht endenden Reihe denkbar? Oder wie wollen Sie die Unendlichkeit der Zeit mit der Unendlichkeit der moralischen Forderung in Gleichung bringen, und wie kann eine in eine unendliche Zeitreihe zerteilte Heiligkeit die göttliche Gerechtigkeit befriedigen, die in jedem Teil dieser Reihe die Heiligkeit verlangen muß? Und werden in dieser wachsenden Approximation nicht auch mit den Tugenden die Fehler, wenn nicht größer, doch vielzähliger? Und ist denn vor dem göttlichen Auge die moralische Reinheit zweier verschiedener Wesen, z. B. eines Seraphs und eines Menschen, oder eines Sokrates und eines Robespierre, in zwei gleichlangen, d. h. unendlichen Zeitreihen gleich vollendet? Also wird Angemessenheit bei Einem doch nicht erreicht.“

Zum Schlusse wird noch auf die Zweideutigkeit des Kant'schen Begriffs: „Postulat“ hingewiesen. Das Dilemma 32 unten: „Entweder ist die Unsterblichkeit darzuthun u. s. w.“ ist übrigens zu schroff.

3. Auch nicht als Lohn der Tugend ist die Unsterblichkeit zu postulieren. Jean Paul widerstrebte, die zweite Welt als „Vorspann und Schreckschuß der Sittlichkeit herabzuwürdigen. Die Tugend braucht Gott zu ihrem Prinzip, sonst nichts. Tugend kann ebenso wenig belohnt werden als Glückseligkeit, am wenigsten mit dieser selber (Sel. 99), beide sind inkommensurabel. Nicht zu ihrer Belohnung, sondern zu ihrer Constanz und Fortdauer ist Unsterblichkeit konvenient. Eine gute Handlung belohnen hieße „den Genuß eines Kunstwerkes oder eines Kusses der Liebe belohnen“. Damit steht nicht im Widerspruch, wenn Jean Paul die Tugend „Freund in der Glückseligkeit“ nennt, die „von ihr den zweiten Lohn außer ihrem eigenen holt“. Jean Pauls Idealismus hat nichts gemein mit jener „Bettlerreligion, die so lange vor der Himmelstüre singt und betet, bis ihr der Peterspfennig herausgelangt wird“. (Lev. 41.)

Voraussetzung aber nicht Beweisgrund (cf. Hesp. 518, wo die Meinung Emanuels, aus der Unabhängigkeit des Ichs vom Körper könne auf eine künftige geschlossen werden, für „unschuldigen Wahn“ erklärt

wird) der Unsterblichkeit ist die Substanzialität der Menschenseele. Diese gibt die Möglichkeit des Fortlebens nach dem Tod. Jean Paul hält ein rein geistiges Dasein nicht für möglich und gibt der Seele einen Astralleib mit, oder läßt sie einen neuen Körper annehmen. (cf. meine Monographie: „Die Seelenlehre Jean Pauls“, die überhaupt zum Verständnis seiner Unsterblichkeitslehre notwendige Vorbedingung ist.)

4. Selbst das Dasein Gottes sei nicht unerläßliche Voraussetzung des individuellen Fortlebens. Der Gottesläugner müsse ein solches aus demselben Grund für möglich halten, als ihm ja schon ein erstes Leben ohne Gott möglich dünkt. Freilich muß man Grausen empfinden vor dem Gedanken einer vaterlosen Unendlichkeit; denn ohne einen ordnenden Allgeist wäre der Himmel eine Ausnahme und die regellose Hölle die Regel und das Chaos wäre der Teufel und Allherr. (Sel. 96.)

(Im modernen individualistischen Spiritismus hat diese Hypothese Vertreter gefunden.)

Beweis der Unsterblichkeit.

I. Unter Annahme eines Gottes ist das Aufhören des Menschenlebens widersinnig.

(Den Beweis für das Dasein Gottes müssen wir allerdings bis Kap. IV, „die Religion Jean Pauls“, verschieben.)

„Kann Gott lieben, der dem Vernichten zusieht? Kann er die niederflatternden versiegenden Schattenbilder lieben, da nicht einmal wir, die Endlichen, unser Herz an Schattenbilder hängen mögen?“

„Hätte ein Vater alles Große dir gethan, alle Freude gegeben, alle Kräfte, alle Entwicklung vorbereitet, bei dir und Völkern, blos um deine Liebe zu sich auf ewig untergehen zu sehen? Dieser Gedanke wäre eine Blasphemie. (K. 51.) Nehmt einmal ernstlich an, daß wir alle nur Klangfiguren aus Streusand sind, wie trostlos erschiene uns die Natur und der Himmel; das blitzende Sternenzelt ein gesticktes Bahrtuch über dem Geist, wir alle nur fliegende Stahlfunken, welche aus dem dunkeln Kiesel geschlagen werden, um einen Augenblick zu glühen und zu glänzen, dann auf immer als unsichtbare glanzlose graue Splitterchen niederzufallen! Was wäre das für ein Gott, der jeden Augenblick tausend solcher Funken zu den erlöschten schlägt; was soll dann die ganze Schöpfung? da ihr Zweck im lebendigen Teil zu suchen und zu erfüllen sein muß. (Sel. 98). Das Leben wäre ein Stoppelfeld ohne vorhergehende Aehren,

der Gottesacker ein ewiger Brachacker ohne Saat, die Wiege das Blutgerüst der Zukunft; ein Lebendiger stünde auf dem Gottesacker der ganzen Welt. Was wären dann Kinder, was Hochzeit?"

„Wenn die Menschen nicht unsterblich sind, werden es auch keine höheren Wesen, denn die Schlüsse sind dieselben. (Hesp. 509.) Dann brännte der stehende Gott aus dem kämpfenden und erlöschenden Sinn einsam heraus gleich der Sonne, die, wenn es keinen Erdendunstkreis gäbe, aus dem schwarzen Himmel loderte und die gewölbte Nacht durchschneiden, aber nicht erhellen würde."

„Ist etwa Unsterblichkeit der Gattung ein Ersatz? Ein Gedanke, der „durch das zunehmende Mondlicht der Aufklärung" so geläufig geworden. Aber auf der von einem Leichenschleier und der Trauerschleppe überhüllten Unermeßlichkeit bleibt nichts übrig, als der ewig säende und nie erntende Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern sieht, und so im ganzen Geisterall kein Ziel und kein Zweck, weil der in ein Universum aus succedierenden und successiven Ephemeren, in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zerteilte und zertragene Zweck der Entwicklung ja keiner für die verschiedenen Ephemeren wäre, höchstens für die letzte, die nie kommen kann." (K. 58.)

Der scheinbaren Erhabenheit des Gedankens liegt der Wahn zu grunde, als ob das Ganze wirklich sei und nicht blos in der zusammenfassenden Idee des Betrachters liege. Die lebendige oder geistige Welt kann als solche keinen Zweck erreichen, als den, welchen jeder Teil erreicht, weil jeder ein Ganzes und nicht etwa blos die Seite eines Buches ist. „Kein Einzelner darf dem All, der Vielheit der Einzelnen geopfert werden!" (Sel. 216.) Ebenso Hesp. 216 Note: „Der Ewige kann ohne Ungerechtigkeit nicht einmal mit den Schmerzen des winzigsten Wesens die Freuden aller bessern kaufen, wenn es nicht jenem wieder vergütet wird."

„Man wende nicht den jährlichen Untergang der schönen Blumenwelt des Frühlings ein, denn für die körperliche Welt ist jedes Verhältnis ihrer Teile so gleichgiltig als das andere; nichts ist schön als unsere Empfindung des Schönen (nicht der körperliche Gegenstand) und die unterdrückten Entwicklungen sind hier doch Bedingungen der späteren" (und erfüllen so völlig ihre Bestimmung). (K. 57, Anm. 2.)

II. Von Seite des Menschen.

Der Gedanke an das Ewige ist dem Geiste unvertilgbar eingewurzelt, alle seine höheren Fähigkeiten erhalten davon ihr Gepräge und haben nur darin Sinn und Wert. Der Mensch spricht von lauter Unendlichkeiten, er kann, wie Plattner mit Recht sagt, eigentlich nur das Endliche nicht denken. (Hesp. 546.)*)

Dies zeigt sich 1. in der Liebe. Liebe fordert Leben. (S. 20.) Es schmerzt die Seele, selbst auf Augenblicke sich ein Lieben zwischen Vergehenden ganz auszumalen: Aus dem langen Nichts erwachen ein paar Menschen in ihrem Sterbebette und blicken einander an mit Augen voll inniger Liebe und schließen dann die Augen wieder zu zum ewigen Nichts! Dritthalb Minuten hat der Mensch, eine zum Lächeln, eine zum Weinen, eine halbe zum Lieben, mitten in dieser Minute stirbt er." (Hesp. 68.)**) Und das soll die „unvergängliche Liebe der Menschen unter einander, der Eltern, Kinder, Gatten, Freunde sein?" Das Gräßliche des Vernichtungsglaubens illustriert Jean Paul an dem Eindruck der totgeglaubten Gione auf den Rittmeister, und er läßt deutlich empfinden, wie unerträglich die Vernichtung einer so idealen Gestalt wäre.

„Wo ein Mensch ist, fängt die Unendlichkeit an, nicht einmal die Zeit." (Levana 69.) „Ein Wesen, in dem der Gedanke der Unsterblichkeit aufgetaucht ist, kann nicht sterblich sein." (Das hatte wohl auch Lessing im Auge, als er meinte, das biblische Wort: „Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen", scheine ihm zu einem strengen Beweis erweitert werden zu können.)

---

*) Dieser tiefe und fruchtbare Gedanke ist von Descartes; z. B. Epist. I, 119 oder Resp. V contra Gassendi hebt D. die Apriorität der Gottesidee hervor; wir könnten sogar die Vorstellung unserer eigenen Unvollkommenheit nicht bilden (so wenig wie die der Blindheit ohne die des Sehens), wenn nicht vorher die positive Idee des unendlich Vollkommenen als Maßstab und Typus vorhanden wäre. — Dieselbe Erwägung verwertet Jean Paul (Förster 4, 123) zum Beweis der Freiheit: „Fühlen wir uns abhängig, so muß etwas in uns sein, das sich unabhängig fühlt, weil wir sonst den Begriff ‚abhängig' nicht hätten; mithin ist ein Stück Schöpfer in jedem Geschöpf."

**) Goethe, ärgerlich darüber, schrieb dazu das Verschen:

„Ihrer 60 hat die Stunde,
Mehr als 1000 hat der Tag;
Lerne, Freundchen, zur Genüge,
Was man alles leisten mag!"

Unsterblichkeit gehört speziell zum Wesen der Liebe. „Wir sprechen von ewiger Liebe, von unendlicher Treue; wir würden nichts lieben können, wenn wir es für vergeblich hielten (183); ohne Unsterblichkeit kann niemand sagen: ich liebte; du kannst nur seufzen und sagen: ich wollte lieben! Ach, nur Beisammenleben ist Leben und Liebe; wir brauchen eine andere Welt und Lage fast schon darum, damit nicht alle einander nur in so abgetrennten Inseln im Strom der Zeit erblicken und entbehren“ (Förster 2, 400).

Wo erst Liebe, da ist Glaube an die Unsterblichkeit, daher Jean Paul den Unglauben an die Unsterblichkeit, das Saduzäertum in der vorchristlichen Liebe, mit Paulus aus Mangel an Liebe erklärt. Zugleich eine Kritik der Gegenwart!

Nicht einmal zur Sittlichkeit stehe die Unsterblichkeit in so naher Beziehung als zur Liebe. Sogar das feurigste Streben nach Tugend würde beim Glauben an ewiges Aufhören sich weniger erkälten als unsere Liebe. Ich könnte ebensogut ein verstorbenes Wesen lieben als eines, das sogleich stirbt auf immer (183); „alles nach dem Tod des Geliebten läßt sich das Herz gefallen, sogar tausendjährige Trennung, aber etwas muß bleiben, was eben getrennt wurde.“

Im Lichte des Unsterblichkeitsgedankens erscheint die Liebe durch den Tod nicht unterbrochen oder gar geendet, sondern die Liebe für den Gestorbenen gibt uns „die erste Liebe“ wieder, und mehr. Durchs Sterben lernen wir recht lieben, das Wesen des Hingegangenen erscheint uns unverändert, ohne den Wechsel seiner und unserer Laune. Der Tote bleibt ein fleckenloser, verklärter Gegenstand der Liebe wie in der ersten Liebe, und die Zeit gibt ihm blos. So gewinnt immer das Herz, sobald es nur etwas uneingeschränkt und unablässig zu lieben hat. Sel. 121: „Eine Geliebte verliert nie das Ebenbild ihres Geliebten, denn es wohnt in ihrem Herzen und in keinem Sarg. Und was nimmt uns denn der Tod anders, als Fleischstatuen? „Warum müssen erst die Fleischstatuen, woran unser Geist angekettet ist, zusammenrucken und einander betasten, damit die darin vermummten Wesen einander denken und lieben?“ (Hesp. 95.)

Ihr volles Licht erhalten diese herrlichen Worte erst, wenn wir bedenken, daß es nicht bloße Worte waren, daß sie aus dem innersten Empfinden, aus schmerzlichster Selbsterfahrung geschöpft sind. Erinnern wir uns, daß die Selina dem unvergeßlichen Sohne Max, der im

blühendsten, hoffnungsvollsten Alter dem Vater entrissen wurde, gewidmet ist. „Seinen Begräbnistag heiligte ich mir durch den Entschluß, über die Unsterblichkeit zu schreiben. Seine Asche sei mir Phönixasche!" (198.) Wie erhaben, wie bezeichnend für den Charakter des Dichters! Welche Größe des Herzens! Ihm war der schwerste Schicksalsschlag, der Tod eines einzig geliebten Kindes zuteil geworden. Aber er hatte auch die ganze Kraft des Unsterblichkeitsglaubens, den er so begeistert sein ganzes Leben gepredigt, an sich selbst erprobt.

Jener keusche Spiritualismus der Liebe, der seine Kraft und Essenz aus der göttlichen saugte, die Liebe eines Fénélon, einer Guyon (der Lieblingsschriftsteller des Dichters), jene Liebe, die weit entfernt, mit ihrem Gegenstand zu sterben, in der Entfernung von ihm nur um so inniger und edler aufflammt, und Weihekraft und Verklärung über das ganze Leben gießt, sie hat Jean Paul erst geübt und besessen, ehe er sie in seine herrlichen Werke niedergelegt hat. Der Geist des verlorenen Sohnes schwebt über der Selina.

Wie rührend tröstet sich der Dichter: „Der Sohn, der in Heidelberg ist, kann dich sowenig umarmen, als der im Grabe. Und doch hast du jenen in der Dämmerung vor deiner Seele, indem du die Erinnerung seiner Liebe und Umarmung genießest." (198.) Wohl gesteht er: „Mir ist durch den Tod meines Sohnes das leere Leben deutlich geworden"; aber gleich, als hätte er zu viel gesagt, fügt er hinzu: „nun, wenn er noch lebte, so liebtest du Einen Menschen mehr, der doch wieder wie du das leere Leben hätte und deines mit seiner Einheit nicht höher oder ganz füllen könnte."*) „Jede Gegenwart macht die Seele so klein und nur die Zukunft macht sie groß." (Hesp. 651.) „Ein Toter verklärt ein ganzes Leben." (Sel. 199.) Welch schöner Gedanke! Wirft etwas ein helleres Licht auf den Seelenadel des Dichters, als daß er, weit entfernt, sich vom größten Leid beugen zu lassen, dasselbe zur Selbstveredelung, zur eigenen Heiligung benützen konnte? Nichts macht uns den Dichter so wert, nichts gibt seinen Worten so tiefe Wirkungskraft, als daß wir eben bei ihm fühlen und es deutlich gewahr werden, (was wir bei manchem Stern erster Größe vermissen!), daß die erhabenen Gedanken nicht blos rhetorischem Pathos, nicht blos dichterischem Enthusiasmus, sondern der tiefen Quelle wahrhaftester Ueberzeugung und eigensten

*) Man beachte hiebei auch die willenskräftige Phantasiebeugung.

Lebens entsprossen sind. Bei Jean Paul ist Dichter und Mensch unzertrennlich; es wäre ihm platterdings unmöglich gewesen, Empfindungen zum Zweck rein dichterischer Darstellung zu heucheln. Daher sein Haß gegen die Formpoesie (cf. unten VI) [speziell gegen Schiller], daher sein Widerwille gegen die „Wortphilosophie", dieses Spiel mit Begriffen unter Mißachtung des lebendigen Gefühls.

2. Wenn auch das Fortleben mit der Liebe näher verknüpft ist, als mit der Moralität, so ist doch hier gleichwohl der Zusammenhang ein inniger.

Was wäre ein Sittengesetz für Ephemere? Wollten wir Tugend ohne Fortdauer denken, so sänke der heiligste Trieb zu etwas herab, das sich selbst vernichtete. Ginge das Geistige mit dem Körperlichen unter, so wäre dasselbe auch mit ihm entstanden, z. B. die ganze Sittlichkeit. Wie ist so etwas nur zu denken? Man beachte (bei Voraussetzung des Vernichtungsglaubens) die ganz andere Moral nicht blos gegen sich, sondern auch gegen andere! Denkt euch eine Statue auf zwei Tage beseelt! Fragt euch, ob ihr es für einen Mord erklärt, sie einen Tag früher zu zerschlagen, als sie ohnehin zu leben aufhört? Was unterscheidet sonst den Tiermörder vom Menschenmörder? Wenn man den Geist im Menschen so sehr betont, wie ist's dann mit dem Totschlag eines schlechten Menschen, dessen Ende eine Wohlthat für die Menschheit ist? Ist es dann nicht erlaubt, ja Pflicht für jeden, ihn wegzuräumen? Was soll uns von Unsittlichkeit überhaupt dann abhalten? Etwa die Verkürzung des eigenen Lebens? Aber selbst das angenommen, ist es noch die Frage, ob der intensivere Genuß der Lebensfreude nicht den weniger extensiven aufwiegt.*)

Und wenn die Tugend selbständig genug ist, um nötigenfalls, wenn auch geschwächt und verkümmert, auf eigenen Füßen zu stehen, so braucht sie doch die Unsterblichkeit zur Fortexistenz. Ferner ist sie notwendig für die unglücklich Leidenden. Für das Dulden kann der Mensch einen Himmel erwarten, aber nicht für's Handeln (S. 216). Es gibt Seelen, für die es nie Sommer im Leben wird, diese können die Un-

---

**) Ja, selbst auf die leblosen Dinge äußert die Unsterblichkeitsidee ihre Rückwirkung: „Wie ganz anders sieht ein Geist die blühende Natur an, der mit ihr und hinter ihr fortzublühen glaubt als einer, der als ein ewiges Skelett auf ihr zu bleiben fürchtet und dem sie jetzo selber eins wird, sowie der Gottungläubige eine viel unbelebtere Welt erblickt als der Gottgläubige." (S. 90.)

sterblichkeit nicht entbehren. Sie wären ein ewiger Vorwurf für das höchste moralische Wesen (Kampanerthal 55).

3. Auch die Kunst verbürgt die Unsterblichkeit. Daher die tiefe Sehnsucht, die besonders die Tonkunst erweckt: es ist ein Heimweh nicht nach einem alten verlassenen, sondern nach einem nie betretenen Land, nicht nach einer Vergangenheit, sondern nach einer Zukunft S. 169). Daher bei den meisten Völkern (selbst in Neapel) das Volkslied den Mollton hat sowohl bei der Hochzeit als im Jammer. „O Tonkunst, die du die Vergangenheit und die Zukunft mit ihren fliegenden Flammen so nahe an unsere Wunden bringst, bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem? Ja, deine Laute sind Echo, welches Engel den Freudentönen der zweiten Welt abnehmen, um in unser stummes Herz, in unsere öde Nacht das verwehte Lenzgetön fern von uns fliegender Himmel zu senken!" (Hesp. 410.) cf. Fixlein, Anhang, „über die natürliche Magie der Einbildungskraft"; hier wird das Ideale der Poesie auf den Unendlichkeitstrieb zurückgeführt.

Können uns die Triebe und Seufzer nach einer höheren Liebe, die Ideen der Gottheit und Sittlichkeit als bloße Täuschungen eingepflanzt sein, etwa um das Frohgefühl des irdischen Lebens zu erhöhen und als tropische Gewürze den Freuden und Sinnen und Erdentrieben mehr Gehalt und Geschmack zu geben? (Sel. 111.) [Aehnlich damit ist Richard Wagners Wahntheorie; die ganze soziale und politische Weltordnung beruht nach Wagner auf einem Wahnvermögen in der Menschheit, das mit dem Phänomen des tierischen Instinkts in Beziehung stehe. Ohne dieses Wahnvermögen gäbe es keinen Staat, keinen Patriotismus, kein Königtum, könnte die Menschheit nicht bestehen; denn der überwiegend größte Teil der Menschen erkenne nur das auf das nächste Bedürfnis Bezügliche und würde sich für ferner liegende und höhere Dinge, wie Vaterland, Menschheitsinteressen, nicht bemühen und kein Opfer bringen, wenn nicht eine der gemeinen Erkenntnis ganz entgegengesetzte Anschauungsweise zu Hilfe käme. Dies sei der Wahn mit seinen wundervollen Bildungen; der Erreger und Bilder dieses Wahnes sei eben der Geist der Gattung selber, welcher als allmächtiger Lebenswille für das beschränkte Erkenntnisvermögen des Individuums eintrete, gleichwie er schon dem Tiere im Instinkt eine That als Befriedigung des eigenen Bedürfnisses vorspiegele, die in Wahrheit einen Gattungszweck habe. — Es ist die „Lebenslüge" des Dr. Relling in Ibsens „Wildente".]

Trotz der Trostlosigkeit ist diese pessimistische Wahnidee noch ungleich tiefer als Feuerbachs „ins Jenseits versetzte Wünsche".

Hören wir, was Jean Paul darauf erwidert: Welcher Instinkt hat nicht dem bewußtlosen, nichts erwartenden Tiere das Versprechen gehalten? Aber welcher Unterschied zwischen dem bloßen Instinkt der Tiere und jenem Bauriß einer künftigen Welt im Menschen! Der Tierinstinkt spricht seine prophetischen Verheißungen in nächtlicher Unbestimmtheit aus und zieht und schiebt mit unsichtbaren Händen im Finstern an's Ziel; der Instinkt gibt Antworten, aber nicht Fragen; hingegen im Menschen fängt der Instinkt der Ewigkeit seine Erfüllung schon in der Zeit hier an, indem er der Hoffnung und Sehnsucht das nennt, was er entwickelt. Unsere heiligsten Güter sind ja schon die Anfänge der Seligkeit, nach der wir schmachten, und obgleich das Reich des Herzens nur als bunter Wolkenklumpen tief am Horizont auf der Erde liegt, ist er doch der Anfang des Regenbogens, der über die schmutzige dunkle Erde als Pforte des ewigen Friedens zieht und der Zukunft lauter Sonne verspricht. Wir leben freilich in einer wunderbaren Nacht des Daseins, und die Ahnung ist unser Mondschein; setzt denn dieser aber nicht eine Sonne voraus? („Ich wenigstens", sagt sogar Robespierre, „begreife nicht, wie die Natur dem Menschen hätte Erdichtungen einflößen können, die nützlicher sind als alle Wahrheiten.")

„Wir sitzen wie Missethäter auf den Tod; meine Frage ist also die, ob wir nur die Todesangst ausstehen, oder ob die Hinrichtung des menschlichen Geistes vor sich gehe, ob, wenn unsere Augen schon zu sind, unser Blut starr, unser Herz welk und das aus Adern und Haut gesponnene Körperkleid herab und der Geist nackt — ob da, jenseit des gesättigten Grabes, eine Stimme noch ruft: Gnade!" (An Helena, eine Freundin, 1792, Wahrh. 4, 299; das Gleichnis aus der im Mittelalter manchmal üblichen Realterrition durch fingierte Hinrichtung genommen.)

Daß die Idee der Unsterblichkeit nicht Folge jugendlichen Enthusiasmus, nicht Reflex gesteigerter Naturkraft ist, beweist die Kraft, die dieselbe „gerade im Alter und mit zunehmenden Jahren gewinnt, wenn jugendliche Schwärmereien und leidenschaftliche Regungen von dem klaren Spiegel des Geistes längst verflogen".

4. Dazu kommt die allgemeine Ueberzeugung der Menschheit von einem Fortleben nach dem Tod. Ein dreifacher Glaube vereinigt beinahe alle Völker, der an einen Gott, an eine Sittlichkeit und an die

Unsterblichkeit. In welchen Formen und Unformen er auch erscheine, er verläßt als Wegweiser und Tröster wenigstens die ungebildeten Völker auf dem Weg ihrer Bildung nicht. Wenigstens ein Elysium, wenn auch nicht einen Tartarus legen und bauen sich alle an, und sogar die älteren Juden ließen von beiden einen Schatten zu, nämlich ein dunkles Schattenreich. Erst später, als die Reflexion mit ihren Scheidewassern — die nicht, wie andere Wasser, zeugen und gebären, sondern idealistisch nicht einmal die gegenwärtige Welt bestehen lassen — angriff, kam auch der jüngste Tag der zukünftigen, ordentlich als ob der Geist sein inneres Leben nur fungiere, um Äußeres unscheinbar und durchsichtig zu machen (Sel. 227). Wenn bei den Griechen und Römern weniger Bedürfnis nach Unsterblichkeit war, so ist der Grund, weil sie ihr Leben in das große des Staates verschmolzen, weil sie mehr Kraft, mehr Selberwürde und Ehre hatten, welche die Tugend ohne Lohn sucht, und weil sie den Reichtum der inneren Welt, den erst das Christentum erschloß, noch nicht kannten (S. 158).

5. Ein eigentümlicher, meiner Ansicht nach durchschlagender Beweis ist Sel. 166* angedeutet, den Hellenbach „Kehren wir zurück?“ Sphinx, September- und Oktoberheft, bes. S. 314 ff. näher ausgeführt hat. Es fragt sich, ob die „verstärkte geistige Kraft, mit der ein Wesen durch ein langes Leben sich zu einem Leibniz ausgebildet hat, untergehen soll? Für rohe Naturkräfte gilt das Gesetz der Erhaltung der Kraft, für edlere Kräfte aber nicht?

---

* Die Stelle heißt wörtlich: „Wenn ein Wesen durch ein langes Leben sich zu einem Leibniz ausgebildet hat, so sind zwei Stellen anzunehmen möglich, an welche diese Ausbildung zu verlegen ist. Die erste ist bloß das Gehirn, das aus einem unwissenden zu einem wissenden, scharfsinnigen ausgebildet worden. Man läßt also das Ich [illegible] wenn man es das Ich anders nur annimmt [illegible] daß mit ihnen dieses Ich diese Vollkommenheit der Kräfte [illegible] kann; das Ich selber geht, wie es kam. Wer nun dies nicht annehmen kann, sondern behaupten muß, daß so viele tausend Gedanken und Schlußfolgen im Ich [illegible] etwas geändert und gebessert haben, der kann diese verstärkte Kraft nicht untergehen lassen. Die Einwendung des Alters ist so eine wie die des Schlafs, nimmt ihn weg, die geistige Kraft ist wieder da.“

Interessant ist, daß Fichte denselben Gedanken ausgesprochen hat: „Vom Ursprung neuer Seelenkräfte kann in der Natur niemals, unter keinen Umständen, die Rede sein [illegible] Kapitalien nicht: wie viel aber, [illegible] daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen.“

6. Die bisherigen Beweise mögen noch so überredend, in der Natur des Geistes noch so begründet sein, volle Ueberzeugung geben nur wirkliche Wiedererscheinungen Verstorbener. Jean Paul glaubte daran. Dr. Katzenb. I, 99, Anh. V: „Tod nach dem Tode“: „Unter allen Erscheinungen Verstorbener sind z. B. die von eben Verstorbenen oder von Sterbenden am schwersten abzuleugnen.“ Ebenso Sel. 155. Gione verspricht ihrer Tochter Selina, recht oft im Traume zu erscheinen (35). Das „tolle Totengebein“ im Hesperus sieht den kommenden Tod den Leuten im Gesicht an. Hesperus 114 ruft Emmanuel aus: „Ach, ihr Geliebten, ihr Abgeschiedenen, seid ihr’s, zieht ihr denn jetzt als dunkle Wellen im bebenden Blau des Himmels dahin, wogen in jener Tiefe voll überhüllter Welten jetzt eure Aetherhüllen um die verdeckten Sonnen?“

Mit dieser Ueberzeugung Jean Pauls hängt seine eigentümliche Ansicht von der „Geisterfurcht“ zusammen, die der Dichter keineswegs als Verirrung der Phantasie gelten läßt, daher er auch der beliebten Auflösung derselben ins Banale und Alltägliche widerstrebt (Lev. 219). Sie komme nicht von Erziehung (Loge 144), denn „in der Kindheit schauert man zugleich vor den großen Bären an der Thüre und vor einem Geist; aber die eine Furcht vergeht, warum bleibt die andere?“ Sie unterscheide sich von jeder andern Furcht nicht im Grad, sondern in der Art. „Vor den größten Marterwerkzeugen des Leibes, vor Tod und Gift empfinden wir, obzwar sie uns mit bekannten Schmerzen bedrohen, nur Furcht, aber jenen Schauder nicht, in welchen vor der bloßen Gegenwart eines sogenannten Geistes, sogar eines wohlwollenden, unser ganzes Erdendasein sich zurückzieht.“ Jean Paul spricht von völliger Aufhebung des irdischen Lebens; wir werden gleichsam in eine andere Daseinsweise, welche dem irdischen „Scheinleben“ entgegengesetzt ist, entrückt. Diese „unendliche Furcht“ sei der Gegenpol der unendlichen Sehnsucht nach dem Jenseits; dem Geisterkrater stehe der Geisterolymp entgegen, und aus Stillings Schrift „Szenen aus dem Geisterreich“, ein Werk, das Jean Paul übrigens unsympathisch war, adoptiert er gerne den Gedanken, die Abgeschiedenen schauderten ebenso vor uns Lebendigen. „Bloß Einen Demantschild können wir allen Erscheinungen vorhalten, ein helles, reinstes Herz; dies macht, daß wir vor allen Mächten, vom Teufel bis zu Gott, ohne Schauder, wenn auch fürchtend, stehen bleiben.“ (Kl. Bücherschau 11 zu Dobenecks „Deutscher Volksglauben rc.“)

Jean Paul selbst war in seiner Jugend infolge seiner lebhaften Phantasie von dieser Geisterfurcht viel geplagt. Ergötzlich schildert er in seiner Autobiographie, was er ausstand, wenn er dem Vater die Bibel aus der leeren Kirche holen mußte. „Erträglich und herzhaft genug ging's im Galopp durch die düstere, stumme, lauschende Kirche in die enge Sakristei hinein, aber wer von uns schildert sich die bebenden, grausenden Fluchtsprünge vor der nachstürzenden Geisterwelt und das grausige Hinausschießen aus dem Kirchenthor?"

Dennoch hätte er um keinen Preis ein Geständnis davon gemacht oder den Dienst an einen anderen abgetreten.

(Es darf wohl die Mahnung beigefügt werden, heute, wo solche Fragen starkes aktuelles Interesse erregen, die mystischen Thatsachen sorgfältig und unvoreingenommen zu prüfen. Die Halluzinationstheorie Hartmanns scheint einer Reihe von konstatierten Thatsachen gegenüber unzureichend zu sein; cf. die Schriften von Aksakow, Kiesewetter, du Prel, Hübbe-Schleiden; cf. z. B. den Sitzungsbericht Mailand 1892, wo Autoritäten wie Lombroso, Schiapparelli, du Prel, Brofferio teilnahmen.)

Verhältnis beider Welten.

Die Ewigkeit gründet in der Zeit, das jenseitige Leben keimt schon auf Erden und hat seine Wurzeln in den transcendentalen Gefühlen und Anlagen. „Unsere heiligsten Güter sind ja schon die Anfänge der künftigen Seligkeit" (Sel. 112); die andere Welt ist die Baumschule unserer geistigen Samenschule (Hesp. 611). „Nichts kann für diese Welt in uns wachsen, was nicht zugleich für die andere wächst" (Sel. 206), ähnlich wie in der Entwicklung der Raupe schon der künftige Schmetterling vorbedeutet wird. Daher besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits; nicht mystisches Träumen, sondern rastlose, ernste That ist Konsequenz des Unsterblichkeitsglaubens; unsere Aufgabe ist, die Ewigkeit, das Reich Gottes schon hier auf Erden in uns zu pflanzen (Titan 694), wie dies der Grundgedanke der evangelischen Predigt ist. Dann werden einst „die Abendsterne dieses Lebens als Morgensterne wieder vor uns treten" (Siebenkäs 375); dies die Idee des Hesperus. Im Licht der Ewigkeit erst erhält das diesseitige Leben Wert und Bedeutung, gewinnt jedes Streben Kraft und Zweck.*)

*) „Was wäre alle Erkenntnis des Gegenwärtigen ohne eine göttliche Er-

Daher steht das irdische Leben unter einer doppelten Schätzung: es ist alles und nichts; nichts ohne das jenseitige, alles mit ihm. So erklären sich die gegensätzlichen Aussprüche Jean Pauls, aus denen Hettner schließen will: „Er versöhnt sich nicht mit der Wirklichkeit und dennoch liebt er sie." — Wenn Jean Paul Ottomar sagen läßt: „Das Leben ist mir so wenig, daß es fast das Geringste ist, was ich für's Vaterland hingebe" (Loge 257), wenn er in den Teufelspapieren die Erde ein „Sackgäßchen der großen Stadt Gottes, eine Anziehstube für die andere Welt und fast nichts" nennt, wenn er (Hesp. 528) ausruft: „Nimm ihnen nichts als das Leben!" so ist dies keineswegs eine Geringschätzung des Erdendaseins, denn die Erde ist auch „der Acker, auf dem die Garben für die Ewigkeit reifen"; „wer hier seines Daseins müde ist, wird es überall sein", „an diesem Leben ist mir gelegen, im andern, reicheren, mir unbekannten brauche ich weniger als in dieser Wüste voll Schatten" (Sel. 199), [was fast wörtlich an die tollkühne Rede Fausts bei der Verschreibung an Mephisto erinnert, aber wie verschieden ist der Sinn!]

Hesperus 116 stehen beide Anschauungsformen schön bei einander: „Der Mensch ist ein Engbrüstiger, der erstickt, wenn er liegt und seinen Busen nicht aufhebt. Aber darfst du die Erde, diesen Vorhimmel, verachten? Das Große, das Göttliche, das du in deiner Seele hast und in der fremden liebst, such' auf keinem Sonnenkrater; — die ganze Welt, das Elysium, Gott selbst erscheine dir an keinem andern Ort als mitten in dir! Sei so groß, die Erde zu verschmähen — werde größer, um sie zu achten!" Dem Mund, der an sie gebückt ist, scheint sie eine feste Blumenebene, dem Menschen in der Erden-Nähe ein dunkler Weltkörper, dem Menschen in der Erdenferne — ein schimmernder Mond.

Dieser Anschauung entfließt keineswegs quietistisches, thatloses Träumen*) und Schmachten nach dem Jenseits; der Dichter, der den

innerung des Vergangenen und eine noch glücklichere Ahnung des Künftigen?" (Hamann.)

*) Nur eine ganz oberflächliche Lektüre kann Charaktere wie Emmanuel und Liane, diese ätherischen Wesen, die „die nahe erste Welt als die zweite, den Tag als Mondlicht anschauen", für Mustergestalten der Jean Paul'schen Lebensführung halten (cf. Aesth. 361, 55. Note). Emmanuel selbst gesteht am Ende seines Lebens, daß er den edleren Teil des inneren Menschen auf Kosten der niederen vollblütiger gemacht, daß er die Erde nicht aus der Erde, sondern zu sehr aus dem Jupiter betrachtet, und als Viktor ihn tröstet mit dem wahren Satz, daß der höhere Mensch gleich den Malern mit Wasserfarben alle Zeit seines Lebens stets mit dem Hintergrund und mit dem

Wahlspruch hatte: „Jede Minute sei dir ein volles Leben!“ hat wahrlich gearbeitet wie keiner; aber eben das kann der Mensch nur, wenn die Triebkraft des Strebens eine höhere ist, als sie im alltäglichen, hanseatischen Treiben der Menschen zur Erscheinung kommt. Den innigen Zusammenhang beider Welten hat er keineswegs geleugnet: „Ich möchte nichts lernen, als worauf ich in der andern Welt fortbauen kann, nichts thun als die Thaten, die im andern Früchte für mich tragen“ (Wahrh. 3, 122, Brief an Werner). Freilich ist das andere Leben auch kein bloßer Abklatsch des gegenwärtigen; wenn das künftige Leben bloß in Zeit und Zeitlichkeit bestände, dürfte ich es so gut verachten wie das jetzige, denn die Länge macht keinen Wert (S. 182). „Das Leben als Leben muß Wert haben, nicht als Zeit.“ — Von diesem Standpunkt aus ist der Tod ethisch überwunden, der Tod ist „ethisch tot“ (Drummond); „Tod, wo ist dein Stachel?“ (1. Cor. 15, 55.)

Wenn daher Gervinus und Vischer den transcendenten Zug an Jean Paul tadeln und ihm die „Diesseitigkeit“ Goethe's*) und Schillers als das rein menschliche, wahrhaft natürliche Prinzip entgegenhalten, so ist der Vorwurf eben gegen die religiöse Denkweise Jean Pauls gerichtet. (Wie weit die „Diesseitigkeit“ der beiden Dichterfürsten thatsächlich begründet ist, wollen wir einstweilen beiseite lassen.) — Bei solchen Kritiken erinnere ich mich immer lebhaft an ein Wort Jean Pauls: „Die Rezensenten rezensieren nicht mich, sondern sich, aber etwas hart.“ (Wahrheit 2, 44.) Als ob sich die beiden Welten wie zwei Waagschalen verhielten, von denen notwendig die eine sinken müßte, wenn die andere steigt; als ob es eine ideale Lebensführung geben könne ohne transcendenten Hinter-

---

Himmel anfange, welchen Oelmaler und niedere Menschen zuletzt malten, so antwortet er mit der Klage, daß er leider nicht fortgemalt zum Vordergrund. Hesp. 573 erklärt Jean Paul die Gleichgültigkeit solcher Menschen für die Erde nur für einen andern, mit den Zaubertränken der Phantasie gemischten Genuß des Lebens. — cf. Hesper. 445: „Der Gedanke des Todes muß nur unser Besserungsmittel, aber nicht unser Endzweck sein; wenn in das Herz wie in die Herzblätter einer Blume die Grabeserde fällt, so zerstört sie, anstatt zu befruchten.“

*) Und doch sagte Goethe, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen. (Eckermann I, 121.) „Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben. Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie in diesem Leben nicht entwickeln können, deutet auf eine bessere Zukunft, auf ein künftiges, harmonisches Dasein.“ ib.

grund! Wie glühende Himmelssehnsucht und rastloses Erdenwirken sich vereinigen lassen, davon ist doch Jean Paul ein sprechendes Beispiel.

Was ist überhaupt jedes Gefühl, wenn wir es vergänglich denken? Was ist eine Liebe auf Zeit? Sache aller Denker war es, das Leben sub specie aeternitatis zu betrachten. Nur wer die Ewigkeit feurig vor Augen hatte, der hat auch in der diesseitigen Welt Großes und Dauerndes gewirkt; nur wer seinen Standpunkt außer der Welt, außer dem Augenblick nimmt, kann die Welt bewegen. „Jede Gegenwart macht die Seele so klein und nur die Zukunft macht sie groß.“ Sogar die „Selbstmörder ihrer Zukunft“ müssen ein Surrogat für das Jenseits schaffen: die Fata Morgana eines unermeßlichen Kulturfortschrittes, eines Idealstaates, einer einstigen Verbrüderung aller Völker u. s. w.; es ist unmöglich, daß sich der Mensch mit dem Jetzt begnüge!

Auf gleicher Stufe steht die folgende Kritik Gervinus: „Wie es ihm geläufig war, jeder Musik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturszene Offenbarung beizulegen, so gibt er hier jeder (?) Hoffnung Kraft: „„Wozu diese außerweltlichen Anlagen? Also wurde ein Engel in einen Körper gesperrt. . .““ Alles oder nichts! Um die rechte Mitte des Lebens geht er stets herum, zwischen Tier und Engel absichtlich blind vorüber“ (als ob zwischen Zeit und Ewigkeit eine Mitte denkbar wäre!) „Er geht aus von einer Unförmlichkeit zwischen Wunsch und Verhältnissen“ (als ob die Unsterblichkeitsidee irgend einem Wunsch gleichbedeutend wäre!), „aber Lessing wünschte gar nicht, Forster hoffte nicht, Lichtenberg wagte zu hoffen“, selbst der „edle Schiller“ sei sich nicht klar geworden. „Sind das nicht auch menschliche Naturen?“

Gewiß, das sind „menschliche“ Naturen*), namentlich Forster, der edle Patriot, der freilich nicht viel zu „hoffen“ hatte. Gervinus möge uns gestatten, daß wir in Jean Paul einen echteren Vertreter der Menschheit sehen als selbst in dem „edlen“ Schiller, dessen poetische Resignation in dem Gedicht „die Ideale und das Leben“ keineswegs ein Ideal ist.

*) ad vocem „menschliche Naturen“ dürfte vielleicht das Wort eines alten Heiden in Erinnerung zu bringen sein: »Nescio quomodo inhaeret in mentibus quasi seculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque animis et existit maxime et apparet facillime.« Cicero, Tusc. qu. I, 15. „Es existiert in den Seelen eine Vorahnung künftiger Zeiten und zwar am stärksten und deutlichsten in den größten und edelsten Menschen.“ Wie beschämen doch die alten Heiden unsere modernen!



(Julian Schmidt sagt darüber: „sie ist unfreiwillig, denn sie entspringt aus der Ohnmacht, sich zu realisieren; sie ist unwahr, denn sie hegt die Gewißheit, auch ohne das Ungestüm der That zu erreichen, was das Herz begehrt; sie ist quietistisch und hebt die eigentliche Arbeit im Feld des Lebens auf.") cf. Aesthetik 403 ff. Jean Paul wußte so gut wie Goethe, daß „dem Tüchtigen diese Welt nicht stumm" ist; er wußte aber auch, daß, was dieses Leben lebenswert, ja nur verständlich macht, die Wahrheit seiner ideellen Wurzeln ist. Sonst wird die Natur zur ewigen Danaide, das erhabene Schauspiel der Weltentwicklung zur Farce. „Wenn das keine Widersprüche sind, dann ist die menschliche Natur einer." (Teufelspapiere 115.)

Den Vogel hat hier wieder Nerrlich abgeschossen, indem er herausgebracht hat, daß das Christentum „überhaupt nichts von einer Unsterblichkeit weiß, sondern nur die Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage kennt". (S. 210 seiner Biographie.)

Noch in den letzten Tagen unterhielt sich Jean Paul lebhaft mit Dr. von Stransky über psychologische Fragen und freute sich über dessen Zustimmung (Spazier, J. P. Fr. Richters letzte Tage, Schluß). Die letztgeschriebenen Worte des Dichters waren:

„Das Leben ist nicht mit der Seele, sondern in der Seele entflohen. Sie legt ihren organischen Szepter nieder; die Geisterwelt, die er (der Szepter) bisher beherrschte, entläßt er ihrer Dienste, oder vielmehr sie verläßt ihn." (Wahrh. 8, 353.)

Wie dachte sich Jean Paul das jenseitige Leben?

Ueber das jenseitige Leben gibt es nur Vermutungen und Ahnungen. Jean Paul warnt vor phantastischer Ausmalung desselben. Das Ob der Unsterblichkeit leide beim Wie derselben (Sel. 148, Motto); und K. 57 bezeichnet er die Unwissenheit darüber als eine notwendige; ein argumentum ex ignorantia daraus zu entnehmen, sei ungerechtfertigt. Zwei Anschauungen sind ihm antipathisch:

1. die der müßigen, schwelgenden Orientalen, oder auch unserer guten, hausbackenen Landsleute und Philister, denen „das platte Land der Wirklichkeit so recht das gelobte Land ist, und welche sich innig an ihrem Magen ergötzen und an ihren Communion- und Bratenröcken, und die dann durch ewige Fortsetzung oder gar Steigerung ihres Daseins sich außerordentlich belohnt wissen". (S. 109.) „O mein Geist verlangt

etwas anderes als eine aufgewärmte, neuaufgelegte Erde" (Loge 259); als so ein Ideal der hanseatischen, kanzleimäßigen Seelen, einen schmutzigen Abdruck der Seelennachbarschaft, ein solches im schlimmeren Sinn idealisiertes Erdenleben, das nach dem Ideal des höchsten Genius angelegt ist. (Sel. 2.) Dies hat Jean Paul im Auge, wenn er meint, er müsse in der Sel. oft einen gemeinen Trost nehmen um einen höheren zu zeigen. (S. 148.) Auch an Stillings Anschauungen tadelt er (Vorrede 12, Kl. Bücherschau) die sargenge, erdenkalte, spießbürgerliche Prosawelt, für die er lieber die erste, grüne wieder zurückerbäte".

Als Ausdruck dieser sinnlich niedrigen Anschauung sieht er auch den Kult an, der dem toten Leib erwiesen wird: „Die Leute verraten trotz all ihrem Pochen auf den unsterblichen, unendlich hohen Geist den geheimen Glauben, daß eigentlich der Leib ihr Sanctum Sanctorum und der Geist des Menschen wahrer esprit de corps." Daher müsse der Leib, bis der Geruch und das Zerfallen sie weiter jage, ihnen den Geliebten darstellen. „Wenn der Verwundete einen Fuß oder Arm im Kriege verliert und begraben läßt, warum stellst du dich nicht vor die Gruft dieses Fußes oder Armes und bist untröstlich?" Daher auch sein Widerwille gegen das gedankenlose: „Ruhen im Grabe!" „Wie diese Gerippe so sanft ruhen!" welchen Sinn soll das haben? Wer soll denn ruhen und schlafen, ihr Prediger? Wahrscheinlich die Seele, wenn sie unsterblich wird; wozu hat sie aber die lange Unsterblichkeit? Und wovon soll sie denn eine Ewigkeit lang ausruhen? Für ein Arbeitsjahrhundert endlose Schulferien? Ich dächte gerade nach der Spielgeschäftigkeit in unserer irdischen Kinderstube müßte in höherer Reife die Thätigkeit eben recht anfangen."

Desgleichen ist Jean Pauls Spiritualismus der Reliquienkult anstößig, „durch den der Mensch aus der Vergänglichkeit eine Ewigkeit schaffen will" (S. 199), wenn er auch die zu grunde liegende echt menschliche Empfindung begreift. Am liebsten sind ihm als Andenken an den Verstorbenen Kleider, „das Gehäuse der Menschen", die „Puppenhülse des ausgeflogenen Seelenfalters".

2. Die zweite Erbärmlichkeit sind ihm die engherzigen theologischen Ansichten vor Allem des Talmud, der vom Lebensbaum im Paradies 500,000 verschiedene köstliche Früchte brechen läßt und für jeden Weisen zwei besondere Himmel bereit hat, worin ein Freudenextrakt von 300 Welten zu genießen steht. Jede Jüdin gebiert dem Juden jeden Tag ein Kind,

was bei der Menge der Tage in der Ewigkeit schon eine bedeutende Nachkommenschaft der Judenschaft auswirft.

Mit Widerwillen äußert er sich gegen diese bettelhafte Phantasie in bloßen Dithyramben von Zahlen, als wäre das dichterische Leben ein kaufmännisches (S. 131), (wie ebenso über die Ausmessung und Beschreibung ihres Nationalgottes, der so und so viel tausend Klafter lang ist). Auch die Allegorieen: in Abrahams Schooß ruhen, an seinem Tische essen u. s. f. sind ihm kleinliche Ansichten des All (Sel. 219).

Das Christentum im Gegensatz habe wieder einen zu farblosen, durchsichtigen, die Erde nicht wiederspiegelnden abstrakten Himmel, der für die Christen bloß der letzte Messiadengesang voll Gebet und Langeweile sein kann; daher auch mehr die Höllenscheu den gemeinen Mann antreibe, als die Himmelslust ihn anspornc. Fast nur zwei Ideen findet er in der unbestimmten, gestaltlosen christlichen Seligkeit dem hiesigen Leben nachkopiert, das Wiedersehen und Fortlieben. Zuletzt sei noch die Frage, ob die Völker, die ihren künftigen Himmel in das, was ihren jetzigen ausmacht, setzen, nicht mehr Recht haben, als unsere Theologen, welche aus einer beschränkten Verurteilung aller Sinnesfreuden sich einen luftigen Himmel bauen, aus welchem die Freude selber vertrieben ist. Jede Freude sei zuletzt mit der höchsten und sittlichsten verwandt, nur könnten wir sie nicht darin auflösen (S. 205). „Meine Unsterblichkeit ist eine andere als die der Schlegel u. s. w., die eher eine Sterbenslehre st.“ — Was ist das ewige Leben?

1. Vor allen Dingen keine Ruhe, kein grünes Sumpfwasser einer fixen Ewigkeit, sondern Entwicklung, Thätigkeit! Schon der Gedanke einer Ewigkeit verlangt unendliche Thätigkeit, denn die bloße Länge der Zeit hat keinen Wert.

Es ist hier übrigens am Platz, einzuschalten, daß der christliche Terminus: „Ruhe in Gott“ keine geistige Stagnation, sondern im Gegensatz zum irdisch bewegten Leben, diesem „von Augenblick zu Augenblick-Tropfen“ (Loge 255) den Seelenfrieden in Gott bezeichnet, der mit lebendiger Thätigkeit wohl vereinbar ist. Jean Paul ist hier der Kirchenlehre gegenüber nicht ganz redlich. (Lessing redet gar von der „unendlichen Langeweile Gottes“, was auf gleicher Höhe steht mit dem berühmten Diktum von dem ewigen Streben nach Wahrheit, aber mit der Möglichkeit, immerwährend zu irren. Wer sagt, er suche die Wahrheit weniger, um sie zu finden, als sich in ihrer Aufsuchung zu üben, gleicht dem, der

ißt, nicht um sich zu nähren, sondern um sich das Gebiß zu schärfen.) Anderswo rektifiziert sich auch der Dichter: In der Vorrede z. Aesth. IV, § 18 sagte Jean Paul: „Die höchste Seligkeit, d. h. das, wonach wir streben, kann nicht wieder ein Streben sein; nur im Tartarus wird ewig das Rad und der Stein gewälzt — sondern das Gegenteil: eine genießende Ruhe, das far niente der Ewigkeit, wie die Griechen die Insel der Seligen in den westlichen Ozean verlegen, wo die Sonne und das Leben zur Ruhe niedergehen." In der früheren Epoche, wo er noch nicht durch den Tod seines Sohnes gegen die „Ueberchristen" so verstimmt war, wird er auch der Schriftlehre besser gerecht, so in der Levana 59: „Der christliche Himmel verspricht keine Genüsse, wie der türkische, aber einen reinen unendlichen Aether der himmlischen Freude, die aus dem Anschauen des Ewigen quillt."

2. Die jenseitige Thätigkeit ist natürlich keine abrupte, dem irdischen Streben völlig fremde, sondern ein Fortbau auf der schon hienieden begonnenen Geistesentwicklung, namentlich in moralischer Hinsicht. Darum findet er es auch lächerlich, über den Tod von unreifen Jünglingen zu klagen. „Wird denn hienieden ein Mensch reif; ist er nicht mit neunzig Jahren so wenig vollendet als im zwanzigsten? (Hesp. 611.)

„Der Uebergang vom hiesigen ins jenseitige Leben ist freilich ein Sprung, aber die Thätigkeit in beiden eine homogene. Sie ist ein „Fortsteigen und Ausbreiten der Moralität zu neuen unbekannten Tugenden" (S. 207). „Wie muß die Liebe zu Gott zunehmen, dessen Unendlichkeit sich immer mehr in der Unendlichkeit von Zeiten offenbart und doch nicht zu erschöpfen ist! Und die ineinandergreifende Vermehrung unseres Wertes und des fremden verdoppelt auch unsere Liebe gegen andere. Könnte nicht die Unsterblichkeit zur Auslöschung des Hasses bestimmt sein durch die Veredlung des fehlerhaften Menschen?" Wie wenig ist der Mensch? Wie viel wird er? (Loge 255.) Auch der Magnetismus wird (Museum 42) als Analogie der künftigen Seelenvereinigungen herbeigezogen.

Also eine allgemeine Apokatastase der Geisterwelt.

Ueber die Seelenwanderung.

Sel. 49. III, 1 wird auch die Hypothese der Metempsychose ins Bereich der Erörterung gezogen. Jean Paul weiß der altpythagoreischen Anschauung sympathische Seiten abzugewinnen; vom poetischen Standpunkt

entzückt ihn der Gedanke, daß das glatte, schönfarbige Gesicht des Kindes vielleicht einen Geist bedeckt, der schon in den finsteren Abgründen und Bergwerken des Lebens gearbeitet hat und nun herabgestiegen ist in das Kindergärtchen vor der Sonne zum Ausruhen — daß vielleicht einer Seele für alte Bürden des abgeladenen Lebens nun Freuden im neuen zu geben sind — daß die Seelen in der Fülle der Zeiten durcheinander leben und lieben, bis endlich einmal in einer anderen Welt das gemeinschaftliche Abfallen aller irdischen Schleierkleider und Decken erfolgt, und alle, die miteinander in der Erdennacht hindurch gesprochen, sich beim Morgenrot erkennen und die Entferntesten aus Zeiten und Oertern beisammen sind!"

Der Gesandtschaftsrat (in der Selina) findet die Idee ganz acceptabel; daß Seelen wandern, gefalle ihm mehr, als das ewige langweilige Sitzen in Abrahams Schooß — vielleicht treffe er dann auf seiner Seelenodyssee durch künftige Staaten einmal einen wohleingerichteten, einen Staat ohne Schulden an, da man bisher den Tünchermeistern geglichen, die das ganze Jahr hindurch nur zerrüttete, beschmutzte, in Unordnung gebrachte Stuben voll Schutt, Maurergestelle und Tüncherkübel betreten.

Das Bedenken, daß man Weiber doch nicht in Tiere unterbringen könne, für die kein Toiletten- und Kleiderschrank anzubringen sei, löst der Rittmeister mit dem Gedanken, daß vielleicht die Blumen eine passende Wohnung für Frauenseelen seien, und wär' es nur, um von einem geliebten Herzen gebrochen zu werden.

K. 31 sagt Nadine: „Wenn die Blumen Seelen haben, so müssen ihnen die Bienen, deren Ammen sie sind, wie geliebte trinkende Kinder vorkommen." *)

In Dr. Katzenberger, Anh. V, hält Jean Paul eine zweite Verkörperung keineswegs für widersinnig, da das reine und sittliche Handeln ohne irgend eine kaum möglich sei. Besonders angemessen findet er sie für gestorbene Kinderseelen, als welche ja die meisten Menschen sterben, „um die theologischen Begriffe von Belohnung und Bestrafung recht zu verwirren". — (Die Präexistenz der Kinderseelen auf dem Mond [cf. „die Mondfinsternis". Skizze vor dem „Fixlein"] ist wohl nur poetische Idee. Auch Unsterblichkeit der Tierseelen? Siebenkäs 360; Dr. Katzenberger s. oben.)

---

*) cf. Fechners Blumenseelen, die sogar an ihrem Duft sich erfreuen!

Einen psychologischen Anhaltspunkt habe die Metempsychose in der dunklen Erinnerung, die, namentlich durch eine liebliche Melodie, das Rauschen des Wassers, den Anblick eines schönen Kindergesichtes u. s. w. geweckt, in frühere, in diesem Dasein nie erlebte Szenen zurückzuführen scheine. (Dies auch die Wurzel der platonischen Annahme.) cf. Hesp. 410: „Heilige Tonkunst, die du die Vergangenheit und Zukunft so nahe. . .“

Es ist charakteristisch, daß die alte Idee der Wiederverkörperung, der auch Lessing zuneigte, in neuester Zeit wieder Gläubige findet und im modernen Okkultismus unter Zugrundelegung des Darwin-Spencer'schen Evolutionsgedankens wieder neues Leben zu gewinnen scheint (Hellenbach, du Prel, Hübbe-Schleiden, Herausgeber der „Sphinx“). Der prinzipielle Grundgedanke ist die Hypothese eines Metaorganismus, eines transcendentalen Subjekts, hinter der bewußten, phänomenalen Persönlichkeit und Präexistenz desselben im Interesse der ethischen Entwicklung; daher individuelles Fortleben ohne weitere Intervention (etwa Gottes). Geburt und Tod sind nach Hellenbach Wechsel der Anschauungsformen. Zum Beweis dieser „Doppelnatur des Geistes“ wird die „Spaltung des Bewußtseins“ (horribler Ausdruck!) im Traum, somnambulen Zustand, Irrsinn angeführt, wo gleichsam ein fremdes Ich alternierend zum Vorschein komme; Hellenbach in „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsformen“ gebraucht auch den Vergleich eines Holzspaliers, das für gewöhnlich mit Laubwerk üppig umhangen und verdeckt sei, bei kränklichem Zustand der Pflanze aber bloßgelegt werde und durchschimmere. Eine Verstärkung der Beweiskraft wird noch in der Thatsache gefunden, daß in aufeinanderfolgenden Träumen und somnambulen Zuständen sich oft ein kontinuierlicher Zusammenhang zeige, während in den wachen Intervallen keine Spur des Geträumten im Bewußtsein erscheine. Daher wären wir gar nicht berechtigt, beide Zustände demselben Subjekt unterzulegen.

Aber es ist klar, daß dieser Schluß inkorrekt ist. Das somnambule und Traumbewußtsein umspannt auch die Sphäre des wachen Seelenzustandes*), wodurch die Hypothese allein schon gerichtet ist; natürlich

---

*) Gerade Jean Paul bei seiner umfassenden Geistesschärfe ist hiefür ein ganz besonderer Beleg; cf. Wahrh. II, 116: „Durch den Traum hör' ich trommeln und sage mir: hüte dich vor dem Aufwachen . . . . und ich hütete mich und träumte weiter.“ II, 119: „Ich träumte wieder willkürlich, rief den draußen weinenden Kindern zu, mich nicht aufzuwecken — erwachte, fand aber endlich nicht das rechte Bewußtsein, und erweckte mich ordentlich.“

ist die Assoziation unter den Vorstellungen derselben Bewußtseinsgruppe müheloser, als mit denen der andern. Alles spricht dafür, daß das wache und Traumleben nur verschiedene Schauplätze der Einen Persönlichkeit sind, die sich in den veränderten Bewußtseinsformen natürlich auch modifiziert darstellt; eine Analogie ist das ganz verschiedene Leben, das man etwa in der Stadt und auf dem Lande führt; ist ja sogar mancher zu Hause ein Tyrann, der in der Gesellschaft als der Liebenswürdigste gilt. Eine Reihe von Thatsachen spricht noch für das Einheitliche der Persönlichkeit, z. B. die Fortdauer und Arbeit des angeregten Willens während des Schlafes. Uebrigens kämen wir nicht zu zwei, sondern zu fünf bis sechs getrennten Bewußtseinen (man sieht, wie sehr sich die Sprache gegen so etwas sträubt!)*)

Jean Paul hat die Widerlegung bereits geführt (Sel. 71): „Unser Geist, schon im Traume mehr Zuschauer des Gehirns, im Wachen mehr Schauspieldirektor desselben, in jenem mehr geleitet, in diesem mehr leitend und herrschend, muß noch mehr in einer gesteigerten Gehirn- und Nervenumwälzung zum bloßen Empfangen und Zuschauen überwältigt und plötzlich von seiner selberthätigen Innen- und Außenwelt abgeschnitten werden. Er kann daher im Nebel der Starrsucht einem Gedankengang nachfolgen, welcher — wie durch Aufwachen verscheucht — im Tageslicht der Gesundheit wieder der früheren abgebrochenen, ganz verschieden geformten Ideenreihe Platz macht. Setzt nicht die Kraft, zu einer vorgenommenen Stunde aufzuwachen, irgend eine durch den Schlaf hinlaufende geistige Thätigkeit, z. B. des Zählens, voraus?"

Und was wäre mit der Hypothese gewonnen? Eine „ethische Entwicklung" wäre geradezu unmöglich. Das Wesen der Persönlichkeit liegt im einheitlichen Bewußtsein. Wer die Kontinuität des Bewußtseins dauernd

*) Am schlimmsten geht es solchen ohnehin schon dichterischen Hypothesen, wenn sie gar noch in die Hände der wirklichen Dichter fallen, wo das Unmögliche nun zum Absurden wird! Dies ist Paul Lindau mit seinem Schauspiel: „der Andere" passiert. Der feinsinnige Dichter hätte, ehe er sich einer lockenden Idee hingab, doch erst einige tiefere Studien über diese schwierige Frage machen sollen. Sein Staatsanwalt, der in seinen Mußestunden die Rolle eines Einbrechers spielt, ist ein psychologisches Monstrum. Ebensogut könnte eine Taube sich in einen Habicht verwandeln. Selbst bei du Prel ist das transcendentale Subjekt nicht der polare Gegensatz, sondern die Wurzel und der tiefere Grund der phänomenalen Persönlichkeit.

verliert, kann nicht mehr als der nämliche betrachtet werden. Die Lehre der bloßen Fortdauer einer Kraft oder Substanz, auch wenn diese immerfort neue Bewußtseinsformen erzeugen könnte, ist ohne Kontinuität des Bewußtseins nicht erheblich verschieden vom Materialismus, der ja auch die Atome selbst als fortdauernde Ursache eventueller neuer Bewußtseinsbildung unsterblich sein läßt. Religiös-sittlichen Wert hat nur die Fortdauer einer bewußten Individualität, die Fortdauer der Persönlichkeit. „Nehmt Erinnerung", sagt Jean Paul, „so nehmt ihr eigentlich auch alle anderen Spuren des Lebens, mithin auch den Schatz der Sittlichkeit, und es bleibt nur ein leeres, nacktes Wesen übrig, das ebenso gut wieder auf der Erde geboren werden könnte als im Himmel (S. 168). „Das Gedächtnis, das eigentlich Behaltende, kann ja nur im Geist liegen." Derselbe Gedanke Hesp. 572; Muſ. 41: „Durch die Sterblichkeit der Persönlichkeit wird die Unsterblichkeit des Geistes untergraben, da ein Ich ohne bewußte Vergangenheit als keines erscheint, und ein anderes Ich ebenso gut statt meiner sein könnte, als ich selber jedes ferne Ich wäre." „Umgekehrt im ewigen Leben wird die Erinnerung noch eine tiefere und gesteigerte sein, wenn schon im magnetischen Schlaf das Erinnern in die dunkelste Kindheit zurückgeht. So können wir erwarten, daß im hellen und hellsten Sehen jener Welt, wo der ganze schwere Erdenleib abgefallen, nach dieser Wahrscheinlichkeit fremde Erinnerungen aufbrechen können, welche im ganzen Leben geschlummert haben."

Persönlichkeiten sind inkommunikabel; die Persönlichkeit kann die verschiedensten Prädikate annehmen, aber das Ich bleibt stets ein Ich und wird nie ein Du. Zwischen Beiden ist eine unendliche Kluft; es ist kein Punkt, wo ein Uebergang möglich wäre.*)

So korrekt und scharfsinnig Jean Paul in diesem Punkte ist, so sehr läßt er in einem anderen zu wünschen übrig. Jean Paul ist zwar nicht Anhänger der Seelenwanderungslehre, aber er hält sie für möglich (S. 153), und das ist zu verwerfen. Er faßt den Zusammenhang zwischen der Seele und ihrem Körper zu lose. Die Seele ist (Sel. 51) ihm mehr „Bauherr" als Baumeister des Leibes, und Jean Paul läßt es auf die

---

*) Koeber, „J. Paul's Seelenlehre", nimmt die Wiederverkörperung als wirkliche Lehre J. P.'s an in offenbarem Widerspruch mit des Dichters klaren Worten. cf. hiezu meine Inaugural-Dissertation „Die Seelenlehre J. Paul's, herausg. bei Dr. Lüneburg, München 1894.

zahllosen Bedingungen des Materials ankommen, ob der Bau ein „Fuchsbau“ oder ein „Schneckenhäuschen“ oder ein „Sonnentempel“ wird; d. h. ob darin ein Fuchs oder eine Schnecke oder ein Menschenkörper erscheine; die aristotelische, durch die neuere Naturwissenschaft so glänzend bewährte Auffassung der Seele als Entelechie, als Form, die den Körper baut, ist verkannt.*) Es ist durchaus unmöglich, daß sich derselbe Geist hier als Fuchs, dort als Bär, dort als Mensch entwickle. Was sollte die Ursache einer solchen Diversität sein? Die „Hülle“, die dem Geist geboten wird? Jean Paul scheint (51) die Hülle schon vor dem Geist parat zu halten, so daß es sich nur darum handle, daß die Seele in einen schon fertigen Fuchs einziehe; aber das ist absurd; das was als Lebensbedingung außer dem Geist gegeben ist, ist ein und dieselbe Materie, die sich eine Fuchsseele eben zum Fuchs, eine Menschenseele zum Menschenkörper bildet. Die Seele prägt, indem sie sich auslebt, dem Körper ihre generellen und individuellen Charaktereigenheiten auf und stellt sich in ihm dar, und so wird der Leib, abgesehen von äußeren Störungen, die sich in Abnormitäten zeigen, die lebendige Physiognomie der Seele. Der Leib ist der „Zeigefinger des inneren Menschen“. (Hamann.)

Diese Inkorrektheit ist bei Jean Paul um so auffallender, als er in der Levana (27) die geistige Individualität fast zu stark betont und hier richtig sagt: „Der Idealmensch Fénélons — so voll Liebe und voll Stärke —, der Idealmensch Catos II., so voll Stärke und Liebe, könnten gleichwohl sich nie gegen einander ohne geistigen Selbstmord austauschen und seelenwandern.“ Museum 70 wird die Seele als forma corporis sympathisch besprochen, aber dieser Gedanke als „Stahls Hypothese“ bezeichnet. Noch größere Verirrungen als oben Jean Paul zeigt Schiller in „Anmut und Würde“, wo er den Begriff der reinen Form auf die Spitze treibt, indem er sagt: „Gesetzt, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz vergessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in ihrer Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urteil über die äußere Vollkommenheit dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.“ Vischer (kritische Gänge) hat die gebührende Antwort darauf gegeben: „Das ist die Manier des Formalisten,

---

*) Ebenso faßt er in Komet 25 das Verhältnis wie zwischen Gefäß und Teig.

dieselbe Erscheinung bald als Ausdruck des Wesens, dessen Erscheinung sie ist, bald willkürlich als Ausdruck eines anderen Wesens zu denken, dem sie völlig fremd ist." „„Gesetzt man könnte"", welchen anderen Nachsatz sollte man erwarten, als: dann könnte man auch jeden anderen Widersinn annehmeu? Welche Vorstellung, wenn man es zu denken versucht, den Tieren und Menschen sehe eine andere Seele aus den Augen, als ihre eigene!"

Jean Paul als Moralphilosoph.

Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Thaten oder Worte oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinten Kräften entspringen, alles Vereinzelte ist verwerflich. Hamann.

Die Metaphysik muß Grundlage der Ethik sein; der Frage: wie ordnen wir unser Leben? muß naturgemäß die Frage: wie denke ich über das Leben? vorangehen. Es gehört zu den unheilvollen Folgen des Kritizismus, das richtige Verhältnis beider Disziplinen gestört, ja geradezu umgekehrt zu haben, was die heillose Gedankenverwirrung, die namentlich in unsern Tagen in so vielen Erzeugnissen der ethischen Bewegung herrscht, wesentlich verschuldet hat. Die idealistische Philosophie war außer stande, der Ethik ein theoretisches Fundament zu geben. Statt, wie es jede gesunde Philosophie thun muß, die ethischen Thatsachen prinzipiell zu erklären und zu begründen, brauchte die kritische Philosophie umgekehrt selbst eine praktische Handhabe, um sich aus den Irrgängen ihrer Spekulation, die alle moralischen, religiösen und sozialen Institutionen zu untergraben drohte, herauszufinden und notdürftig im Leben zu orientieren. Das kritische Eulengeschlecht „säuft“, wie Jean Paul sagt, „die Oellampen der Kirche aus, statt sie zu füllen“. Statt daß sie natürlich und folgerichtig aus der Theorie flösse, wird die Moral eingeschmuggelt. „Moral begründen ist schwer“ sagt Schopenhauer. Es ist für Schopenhauer und die übrigen Idealisten nicht blos schwer, sondern unmöglich. Das aber muß die Philosophie leisten können; eine Philosophie, die eine brauchbare Ethik nicht erzeugen kann, hat damit den Beweis geliefert, daß sie falsch, mindestens daß sie wertlos ist. Denn, welchen Zweck sollte Philosophie = Lebensweisheit, sonst haben?

In der kritischen Philosophie ist das Band zwischen Metaphysik und Ethik gelöst, der Mensch fällt in zwei Hälften auseinander; die reine und die praktische Vernunft, Kopf und Herz sind in unversöhnlichem Gegensatz, die Einheit des Lebens ist aufgegeben, konsequente Charakterbildung unmöglich gemacht. Jean Paul führt einmal in der Levana die Anekdote von jenem Kanzlisten an, der unter dem einen Arm die »ordres« und unter dem andern die zugehörigen »contre-ordres« trug. Diese Kanzleifigur ist das getreue Bild der Kant'schen Philosophie, und das Resultat solcher Methode ist schließlich: »désordre«. Die kritische Vernunft sagt: alle Beweise für das Dasein Gottes sind falsch; die praktische: aber wir brauchen einen Gott; die kritische: eine Freiheit ist unmöglich; die praktische: der Mensch als sittliches Wesen muß frei sein; die kritische: Unsterblichkeit ist kein Gegenstand möglicher Erfahrung; die praktische — doch diesen herrlichen Beweis haben wir ja schon kennen und beurteilen gelernt. So ist überall Vereinzelung statt Zusammenhang und Konsequenz. Dazu kommt ein gewisses Versteckenspielen der moralischen Prinzipien untereinander: es gibt einen Gott, aber beileibe darf das Gesetz nicht als autoritativer Ausdruck seines Willens betrachtet werden; es gibt eine Seligkeit, aber sie darf keineswegs Motiv des Handelns werden; das moralische Interesse hat den Primat, aber es darf durchaus nicht als Beweisgrund gelten; auch der famose „Zweck an sich" gehört hieher.

Direkt stammt von Kant das Truggespenst der absoluten Ethik, ein Seitenstück zur absoluten Kunst und absoluten Wissenschaft, das überall sich einstellt, wo die Philosophie am sittlichen Bankrott angelangt ist (so auch bei Herbart). „Die mit dem Sollen anfangen und enden, haben den Punkt außer der Erde gefunden, aber die Erde selbst verloren." (Schleiermacher.)

Daß der Mangel der Begründung durch unerhörten Rigorismus der moralischen Forderungen ersetzt ist, macht die Kluft zwischen Denken und Handeln, Philosophie und Leben nur noch größer.

Andererseits dürfen die Lichtseiten der Kant'schen Ethik nicht vergessen werden; sie liegen namentlich in der scharfen Analyse des ethischen Gefühls, in dem Nachweis von dessen Ursprünglichkeit gegenüber den egoistischen, sowie in der Betonung der Reinheit der ethischen Gesinnung. Daß Kant die Ethik überhaupt nicht fallen ließ, sondern den Mut der Inkonsequenz hatte, sie im Widerspruch mit seiner Erkenntnistheorie

festzuhalten und noch dazu zu solch' imponierender Gestalt aufzubauen, beweist, daß bei Kant das moralische Interesse nicht minder stark war als das intellektuelle. Dieser Seite in Kants Persönlichkeit läßt daher auch Jean Paul volle Gerechtigkeit widerfahren. Obwohl er den großen Tag der Philosophie mit dem Thomastag vergleicht, wo die Sonne zwar am nächsten sei, aber am wenigsten Wärme entwickle, nennt er doch auch wieder Kant den belehrenden Engel unter den Zeitgenossen, vor denen französische Philosophie und abmattende Verfeinerung der Mode mit vergiftendem Athem toben (Teufelspap. 112), und er entschuldigt sich gewissermaßen, nach Kant noch über die Tugend zu schreiben. Wessen Tugend die Schriften dieses Mannes nicht stärken, der sieht nur seinen Geist, nicht seine Seelengröße, nur seinen sichtbaren Kopf, nicht sein unsichtbares, großes Herz. (ib. 118.)

Realität der Tugend.

Die erste Frage in der Ethik muß sein: „Gibt es überhaupt ein spezifisch ethisches Gefühl? Sind die ethischen Phänomene nicht von anderen Prinzipien ableitbar? Vielleicht aus dem Lust- und Selbsterhaltungstrieb? Jean Paul geht gegen solche Erklärungsversuche der französischen „Hämlingsphilosophie" scharf ins Zeug: „Haßten wir nicht bloße Immoralität, dann müßte der hereinhangende Zweig, der uns entgegenschlägt, und der Mensch, der ihn abgeschnitten, um dasselbe mit uns zu thun, uns auf gleiche Art erbittern. Die Entrüstung eines geschlagenen Kindes ist vom Abscheu des Selbsterhaltungstriebes, z. B. dem Abscheu vor Scheidewasser oder vor Wunden verschieden, es ist in ihm ein doppeltes, wesentlich verschiedenes Unbehagen vorhanden: erstens das über die Wirkung, und zweitens das über die Ursache. Wesen, die der Moralität fähig sind, unterscheiden sich von denen, die es nicht sind, nicht im Grad, sondern in der Art. Folglich kann kein nichtmoralisches mit der Zeit oder stufenweise in ein moralisches übergehen. Wenn nun Kinder in irgend einem Alter völlig nichtmoralisch wären, könnten sie in keinem Jahr auf einmal anfangen, es zu werden. Kurz, ihr Zürnen ist nur ein dunkles Gefühl der fremden Ungerechtigkeit." (Siebenkäs 359.)

Eine moralische Handlung übt einen eigenartigen, mit nichts anderem zu vergleichenden Eindruck. Sie ist auch vom intellektuellen und ästhetischen Interesse grundverschieden. „Nur Eine Unendlichkeit finde ich, die vor Menschenkälte rettet: die Moralität, die ihren mit dem

Unendlichen verwandteren Geist auch dadurch beweist, daß wir dieselbe Handlung, die wir thun und thäten, an Anderen (nicht an uns) ehren und bewundern, indes wir dieselbe Meinung und Fähigkeit, die wir haben und an uns ehren, ohne besondere Achtung bei Anderen wiederfinden." (An Emmanuel 3. I. 1800; Wahrh. 6, 117.)

In diesem gedankenreichen Satz liegt:

1. Wenn ich jemand wegen seiner sittlichen Größe hochachte, so ist diese Hochschätzung etwas Wertvolleres, als wenn es wegen (selbst genialer) Verstandeskräfte geschähe; „imponieren kann mir niemand als moralisch, weil er hier den ganzen Menschen trifft" (Förster 4, 75), und der sittliche Wert ist der entscheidende, zentrale, während jede einzelne Uebermacht, z. B. Scharfsinn oder Gelehrsamkeit, nur einen Teil des Menschen (gleichsam die Peripherie) ausmacht."

2. Echte Moral muß mit Demut und Bescheidenheit verbunden sein; Stolz auf eigene Wissenschaft thut derselben keinen Abbruch, Stolz auf eigene Tugend zerstört dieselbe.

Das dreizehnte Kapitel der Teufelspapiere 112—118 ist ausführlich der Widerlegung des Eudämonismus gewidmet. Der Gedankengang ist folgender:

1. Tugend ist nicht Mittel zur Glückseligkeit, Treibhaus und Küchenwagen des irdischen Wohlbehagens; das wäre ein unverhältnismäßiger Aufwand zu Zwecken, die durch die niederen Instinkte ebensogut und noch besser besorgt würden. Das hieße zum Futter eines Tieres den Hunger und Gaumen eines Gottes schaffen.

2. Die Tugend hat den Eudämonismus nicht zum Zweck, noch weniger aber zum Grund und Prinzip;

a) nicht den Individualeudämonismus, so daß die Kluft zwischen Sokrates und Borgia nur darauf beruhte, daß letzterer nicht genug auf sein Wohlbehagen bedacht war, wobei noch die Frage ist, ob die größere Intension der Freude nicht die geringere Extension wettmacht.*) „Meine heiligsten Pflichten sind die gegen mich selbst", sagt Nora-Ibsen.

---

*) Dieser Stufe gehört auch neuerdings Fechner an („Das höchste Gut"), dem die Lust der Stein scheint, den die Bauleute verworfen haben, der aber der Eckstein ist. Ihm dünkt die Sittenlehre „eine hohe Frau mit ernstem dunklen Gewand, aber einem Antlitz, das vor Lust leuchtet". „Wo sie Entsagung predigt, zieht sie den Menschen nur den halb ausgetrunkenen Becher vom Mund weg, damit er nicht die

b) Auch der **Sozialeudämonismus** steht nicht wesentlich höher:

α) Ist nicht zu begreifen, wie man aus einer **unbestimmten** Berechnung **unbestimmter** Vorteile ein so lebendiges, durch alle Herzen gehendes Gefühl für die Tugend kochen wollte. Ebenso gut könnte man die Liebe zur weiblichen Schönheit aus der kaufmännischen Zusammenaddiernng der Vorteile, die sie der Welt bringt, z. B. der größeren Einladung zur Fortpflanzung, der größeren Verfeinerung der nebenbuhlerischen Männer u. s. w. entsprießen lassen.

β) Dies Prinzip trägt die völlige **Umkehrung** der moralischen **Beurteilung** in sich: dann müßte der Eigennutz, der die Räder des Handels treibt, und der unter allen Neigungen das wenigste Verdienst und die größten Vorteile zurückläßt, unserer größten Achtung würdig sein, und es gäbe keinen tugendhafteren Menschen, als einen Fabrikanten, den tausend besoldete Hände dadurch nähren, daß sie sich selbst nähren. Allgemeine Wahrhaftigkeit, die so oft Schaden bringt, allgemeine Keuschheit wäre Sünde; jene erquickende Empfindung einer neidlosen Bewunderung, wobei uns das Auge heller wird und das Herz freier, wäre unverständlich. Nein, die Tugend ist etwas Besseres als das Blei, worauf sie sich abgrenzt, alle kameralistische und statistische Glückseligkeit, die Antonin schuf, wiegt nicht in der Wage, in der sein großes Herz liegt. Das, „**wofür der Mensch Leben und Güter opfert, muß höher sein, als Leben und Güter!**" (Hesp. 465.) Ueberhaupt ist in der großen Weltmaschine die Tugend vielleicht das **langsamste** Rad (obgleich vielleicht alle schnelleren mit an diesem sich drehen).*)

γ) Wie soll der Einzelne, der einzig das Wohl des Ganzen berücksichtigen will, den Anteil **herausrechnen**, der auf seine Schultern

Kraft von der Wittwe Oelkrüglein verliere, mit der ihn die Natur für dich versehen hat." Freilich will Fechner keine besondere Lust auf Kosten der andern bevorzugen, „nicht die **eigene**, nicht die **fremde**, nicht die sinnliche, nicht die geistige, nicht die Lust des **Guten**, nicht die des **Bösen** (!!!), sondern die Maxime der Lust schlechthin ... Aber das ist eben das Naive, den Egoismus des Wüstlings und die Selbstaufopferung des Martyrers, das Laster und die Tugend so unter einen Hut zu bringen.

*) Die Schwätzer von dem Götzen der „allgemeinen Wohlfahrt" kommen mir immer vor wie Judas, der aus der Nardensalbe Groschen schlagen wollte, um das Geld den Armen zu geben. Wo der äußere Effekt alles und die Gesinnung gar nichts ist, da muß z. B. der Kranke, der heldenmütig leidet, schließlich hinter dem Trunkenbold, dem Verschwender zurückstehen, der doch Geld unter die Leute bringt. Elende Krämermoral, die selbst im Höchsten und Heiligsten Zollstab und Wage mitbringt!

kommt? Einen Anteil, den nur die feinste Sozietätsrechnung kalkulieren, den nur der Zufall lassen, den eine schlimme und eigennützige Handlung mir ebenso zuwenden kann?

b) Wenn es Tugend ist, irgend einem Menschen Gesundheit, Nahrung, Vergnügen zu verschaffen, warum ist's dann keine mehr, wenn ich mich selbst zum Subjekt meiner Wohlthätigkeit erkiese? Warum macht der Unterschied zwischen eigener und fremder Beglückung, der keinen in der Glückseligkeit macht, einen so großen im Verdienst?*)

Und wenn alle gleich tugendhaft wären, und alle geben wollten, höbe sich dieses gegenseitige Geben auf, und es gewänne durch diesen Pfandwechsel doch nicht die Glückseligkeit, die man für den Zweck und Lohn dieser Aufopferung ausschreit.

(Einen weiteren Grund hat Jean Paul vergessen: es wäre aus Mangel an Autorität eine Pflicht nicht zu begründen.)

c) Der feinste Kunstgriff, die Tugend zum Egoismus zu machen, besteht darin, daß man das Vergnügen ihrer Bethätigung als Zweck derselben erklärt und so die Tugend zu einer Art feiner Proviantbäckerei, zum Gewürz irdischer Freuden macht (Hesp. 72). Daß dies die Sache auf den Kopf stellt, liegt auf der Hand: Umgekehrt, weil wir die Tugend lieben, macht uns das Bewußtsein ihres Besitzes Vergnügen. Motiv und Wirkung sind verwechselt. Wer die Tugend rein des Vergnügens wegen aufsuchen wollte, käme nicht auf die Rechnung; es wäre dies etwa „wie wenn einer, um die Stube zu erwärmen, mit Hundertmarkscheinen einheizen wollte". (Ihering, Zweck im Recht.)

(Auch im Fixlein 192 hat Jean Paul das Herleiten des Mitleids, des Ehrgefühls aus dem Egoismus widerlegt.)

3. Der dritte Irrtum ist, die Wirklichkeit der Tugend überhaupt zu leugnen, weil unsere edelsten Handlungen mit geheimen eigensüchtigen Zwecken legiert sind. Es ist aber der ganze Mensch, mit allen seinen Trieben, das Instrument mit allen Saiten, nie ein vereinzelter Teil, was im Handeln thätig ist. Und dieses Bewußtsein dunkler Mitwirkung anderer, fremdartiger Regungen artet im Gewissenhaften zur schmerzlichen Täuschung aus, als hätte er zweideutig gehandelt, und im Lasterhaften, als hätte er Gutes gethan. Aber beides ist Täuschung; denn eine

*) Die Scherzfrage: „Was haben die Nachkommen für uns gethan?" ist gegenüber der Sorglosigkeit, mit der unsere Sozialeudämonisten über die Begründung ihrer Theorie hinweggehen, durchaus nicht unberechtigt.

uneigennützige Handlung wird nicht dadurch eigennützig, daß sie es zum Teil ist, so wenig ein Kornjude edel handelt, weil sich zu seinen gewinnsüchtigen Freuden noch die kleine uneigennützige gesellt, daß er so viel Menschen vom Hunger rette. Den Menschen kann es nicht erniedrigen, daß er zum Sehen der Sehnerven bedarf, und daß einige seiner edelsten Empfindungen erst durch die Sekretion, welche den Kastraten fehlt, in Blüte schlagen. Denn jener Sehnerv und diese Sekretion sind als Materie weder edel noch unedel, die Gesichtsempfindung ist nicht der Sehnerv, die Sekretion nicht die edle Empfindung, hat gar keine Aehnlichkeit damit, läßt sich gar nicht zur Ursache davon machen, und das Materielle ist noch weniger als der stinkende Dünger, den die saugende Blume zum Duft umarbeitet, mit dem sie ihren Kelch umringt. (Briefe und bevorst. Leben 102): „Wird die (beschenkte) Waise für die ungemeine Liebe ihres Krösus weniger Liebe haben, weil diese noch an der Dankbarkeit sich wärmt? Wird nicht jede Liebe, die gegen den Schöpfer, für die Tugend, für die Wissenschaften, ins Lohbeet des Bedürfnisses gesät und am Stab der Vorteile gestängelt und gestiefelt, treibt aber eben wie das Wintergrün über die Stützen hinaus und schlägt dann erst wie dieses ihre schönen Blüten auf?“

Wahrheit 3,86: „Man belohnt die Tugend zu wenig in der Welt und bestraft das Laster zu sehr. Es würden mehr Tugendhafte leben, wenn man mehr Nutzen hätte, es zu sein.“ „„Aber so würde die Tugend eigennützig gemacht?““ Eigennützige Tugend? Was wollt ihr sonst für eine haben? Eine uneigennützige, ganz uneigennützige, ist eine englische. Ihr zerspannt die Saiten, weil ihr sie zu hoch spannt. Ihr macht, daß gar keine Tugend in der Welt ist, weil ihr die menschliche verschmäht. Laßt uns Menschen sein, ehe wir Engel werden. — „Gegen dein Vorwerfen unseres moralischen Stückwerks wend ich ein“, sagte der Rittmeister, „daß es überhaupt gar nicht auf eine Zahl von Handlungen ankommt, da die Sittlichkeit nichts Endliches weder in Zeit noch Zahl anerkennt; eine einzige große That des Herzens nimmt wie ein helles stilles Meer den ganzen Himmel über uns und nimmt ihn in seiner Größe in sich auf; eine einzige That gilt dem Leben gleich, und zeigt die Kraft.“ (Selina 103.)

Dies ist gegen Kants Rigorismus gesprochen, dem wahre Tugend ein unerreichbares Ideal ist! *) Jean Pauls gesunder Sinn fühlte, daß

*) „Die derbe Faust der Sittlichkeit geht gar unbarmherzig mit dem edlen

Maximen, deren Spitze zu scharf geschliffen ist, leicht zerbrechen, und daß den Egoismus gänzlich aus der Moral verbannen den Begriff der Tugend auflösen heißt.

Tugend und Glück.

In einem Punkt aber war er unerbittlich: die Glückseligkeit durfte nicht Lohn der Tugend sein. Beide Werte sind incommensurabel, beide sind selbständig und keiner darf in dem anderen aufgehen.

Das ganze Altertum hatte sich abgemüht, eine Gleichung zwischen beiden Größen, die sich nie decken wollten, herzustellen. Man zerschlug den Knoten, indem man zwischen dem honestum und utile eine Identität behauptete. Der Stoiker sagte: Die Tugend ist das höchste Prinzip, aber der Tugendhafte ist auch glücklich; der Epikureer sagte: Die Lust ist das einzige Prinzip, aber die Lust begreift ein tugendhaftes Leben in sich, und dies ist dessen Blüte und Höhepunkt. Die eine Schule kam zu der Monstrosität, daß der Weise auf dem Folterbett glücklich sei, die andere zur Sanktionierung der ausschweifendsten und niedrigsten Gelüste; denn wenn einmal die Lust die einzig berechtigte Triebfeder ist, dann nützt es nichts, die intellektuellen und ethischen Genüsse zu empfehlen, Lust ist rein subjektiv: wenn mir die sinnlichen höher stehen, müssen sie wenigstens mir auch moralischer sein.

Das Christentum erkannte, daß durch keine Analyse das eine Prinzip im andern gefunden werden könne, und verlegte die Synthese beider ins Jenseits. Kant machte den Gegensatz unversöhnlich, raubte dem sittlichen Handeln jedes kräftige Motiv und beleidigte das menschliche Gefühl.

Wie stellt sich Jean Paul zu der Frage? Er nähert sich dem stoischen Grundsatz; er sagt: „Die Tugend ist ihr eigener Lohn, sie braucht keinen anderen.“ „Für diese weißglänzende Statue wäre die Zuthat irgend einer anderen Glückseligkeit nichts weiter als das Farbenanstreichen einer Götterstatue“ (Titan 375), die Tugend, und vollends ewig belohnen heiße den Genuß eines Kunstwerkes belohnen. Die Tugend hat ihren Wert in sich und bedarf keiner Nebenabsichten. Das, wofür der Mensch Blut und Güter opfert, muß etwas Höheres als beide sein; nur für etwas Edleres in sich, für die Tugend opfert der Mensch seine

Wesen des Egoismus um.“ Dieses Oxymoron Max Stirners („der Einzige und sein Eigentum“ S. 71) ist gewissen philosophischen Doktrinen gegenüber durchaus nicht unangebracht.

Hände und opfert seinen Geist, nur nennt der christliche Martyrer diese Tugend Glauben, der Wilde Ehre, der Republikaner Freiheit. Und je mehr die Gegenstände ihrer Gesetze sich veredeln, desto mehr sehen wir, daß das Gesetz den inneren Menschen mehr angehe als der Schutthaufe, den es beschirmt, das Recht mehr als das Eigentum, und daß der edle Mensch seine Güter, seine Gerechtsame, sein Leben verfechte nicht wegen ihrer Wichtigkeit, sondern wegen seiner Würde" (Hesp. 465). „Wenn der Mensch sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als sein Herz, dann ist er so selig und so groß wie ihr" (Ueberirdischen). (Titan 375.)

„Aber wenn ich die Tugend nicht als verkleidete Glückseligkeit suche, warum such' ich sie dann?" macht sich Jean Paul den Einwurf (Teufelspap. 118); er antwortet: „Aber warum suchst du das Glück? Du kannst blos antworten: weil es meiner Natur gemäß ist; und eben das antwortet der Stoiker auf deine obige Frage." Jean Paul bezeichnet die Frage überhaupt als eine, die der Mensch nicht machen sollte. Das ist doch auffallend. Das offenbare Mißverhältnis zwischen Tugend und Glück hat seit Job, ja seit es überhaupt ein unschuldig leidendes Herz gegeben, jeden beschäftigt, das Problem kann also doch nicht als unberechtigt beiseite geschoben werden. Andererseits ist die Beantwortung durch Jean Paul eine ungenügende. Die Lust wird unmittelbar empfunden, das Streben nach ihr braucht keine weitere Motivierung, die Ausübung der Tugend aber wird oft schmerzlich empfunden, die Qual der Selbstüberwindung, die Opfer, die sie fordert, fallen selbst dem Edelsten nicht immer leicht, der süße Lohn des Gewissens ist keineswegs sicher und setzt schon hochentwickeltes ethisches Gefühl voraus, um erstrebt zu werden.

Schon die Peripatetiker haben das Ungenügende und Einseitige der Stoa und Epikurs in diesem Problem erkannt und die Frage, ob die Tugend hinreiche, das Glück zu begründen, verneint und vom Prinzip der Selbstvervollkommnung aus zur Tugend noch ein vollkommenes Leben als nötig zum „höchsten Gut" erkannt. Ebenso Cicero: Tugend ohne Glück ist keine wahre Vollkommenheit. Lust und Tugend gehören nach Aristoteles zusammen. Die Lust bringt jede einzelne Thätigkeit und das Leben selbst erst zur zweckerfüllenden Vollendung, aber nicht als das innewohnende Prinzip, sondern als hinzutretender Höhepunkt, ähnlich wie in der Jugend der Reife des Leibes, die nicht um der Schönheit willen geschieht, doch die Schönheit folgt: τελειοῖ δὲ τὴν ἐνεργείαν ἡ ἡδονή

(Eth. X, 4, 5). Beide Prinzipien lassen sich vereinen in der Formel: die Tugend gewährt die **Würdigkeit** zur Glückseligkeit.

Dieser Formel schließt sich Jean Paul endlich an; er erkannte nach und nach, wie mißlich es ist, die Tugend als selbstbeglückend hinzustellen. Schon in Hesp. 101 heißt es daher: „Die Wissenschaften sind mehr als die Tugend ihr eigener Lohn; jene machen der Glückseligkeit teilhaftig, diese nur würdig." Und Hesp. 506 vorsichtiger: „Die Tugend macht der Glückseligkeit zwar nicht würdig, aber doch würdiger." Beide Werte sind selbständig, auch das Glück — gegenüber der Stoa — sonst hieße obiger Satz: die „Tugend macht den Inhaber eines Strohhalms würdiger." K. 22: Der Unterschied beider darf nicht verwischt werden, aber sie sind Freunde; „die Tugend nimmt gern den zweiten Lohn neben ihrem eigenen an." Daher Sel. 216 nach den Worten: die Tugend vollends ewig belohnen u. s. w. gleich als Ergänzung beigefügt wird: „Gleichwohl gehört dem Tugendhaften schon als Menschen das Glück, da wir den Widerspruch zwischen Gesinnung und Empfindung nicht ertragen, daher Gott der Allheilige auch der Allselige ist.

Jean Paul hatte ein starkes Mißtrauen gegen die zusammenkommenden Grenzen von Tugend und Glück, sein hohes Tugendideal schien ihm durch Beimischung von Lohn getrübt zu werden; dazu imponierte die Reinheit der ethischen Gesinnung, wie sie Kant verlangte, dem Schüler eines Fénélon und einer Guyon mit ihrem »amour desintéressé«; andererseits war einem so harmonischen Charakter das Mißverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal unerträglich; daher das anfängliche Schwanken in diesem Punkt. Schließlich mußte er doch, wie selbst Kant, zu dem Auskunftsmittel einer höheren Intervention greifen. Damit ist er der Lehre des Christentums, nicht in dessen esoterischer, eudämonistischer Form, sondern in dessen reinster und idealster Ausgestaltung beigetreten. Von der Kirchenlehre unterscheidet er sich noch durch die Abweisung der Höllenstrafe:

Das Böse ist sich selbst Strafe. Mit seinem Ich allein zu sein, die Selbstpeinigung des eigenen Gewissens zu fühlen, ist dem Sünder in der Ewigkeit Hölle genug. (Siebenkäs 360.)

Sel. 101 tritt er heftig gegen die Theologen auf, welche aus Tugendhitze eine solche Strafsucht entfalten, daß sie an einem holländischen Pflanzer auf dem Kap, der einen Sklaven tot peitschen läßt, sogleich dieselbe Geißelung wiederholen würden, und so gibt es keine Grausamkeit

der Türken, die sie ihm nicht wiedergeben wollten, so daß zwischen türkischer und christlicher nur das Vorher und Nachher unterscheidet. Zudem vergilt der Theolog nicht mit Gleichem, sondern sogar mit Ungleichem, Zeit mit Ewigkeit und Einen Schmerz, den man gibt, mit Millionen Schmerzen, die man erhält. Der Theologe hat die Unsterblichkeit nötig, um mehr als drei Viertel der Menschheit zu strafen und zu martern. Aber man muß den Menschen erst zum Teufel machen, um ihn wie einen und wie einer zu behandeln. Deshalb wird ein Radikal- und Wurzelböses im Menschen angenommen. Suchen wir aber je das Böse als Böses und nicht als Mittel der Begierde? Verträgt sich mit einem Wurzelbösen jene innige Freude und Bewunderung, welche jeder, sogar der gesunkene Mensch, an der Anschauung und Darstellung edler Thaten und noch mehr edler Menschen genießt? Müßte nicht eine böse Natur sich von einer verwandten angezogen und gerade von den unähnlichen schönen abgestoßen fühlen? Siebenkäs 362: „Ein rein böses Wesen ist nicht einmal denkbar: die Stimme des Gewissens, die in ihm tönte, obwohl umsonst, würde das erste Gute sein, der Schmerz, den es fühlte, das zweite, und jede Freude, jeder Trieb des Lebens wieder eines.“

„Meine Seele erwärmt sich nie froher, als wenn ich irgend einen metaphysischen Beweis oder eine Bemerkung lese, woraus folgt, daß die Menschen recht gut sind. Denn wenn wir alle solche Schufte sind, wie uns Stilling schildert, so weiß ich nicht, warum Gott nur eine Minute an uns denkt, geschweige eine Ewigkeit lang.“

Der Teufel.

„Wie andere alte Götzenbilder ausgruben, so scharren unsere Ueberchristen Teufelsbilder aus dem Schutt hervor. Welchen Einfluß aber können sie haben? Was vermag der Böse?*) Aeußere Gegenstände kann er nicht geben, also seien es innere oder Gedanken, d. h. Bilder als Versuchungen; aber Bilder entspringen ebensogut aus physischem Gesetz, auch wirkt er damit nicht auf den Willen. Dieser bleibt frei. Wenn man aber den Teufel und den heiligen Geist im Menschen streitend annimmt, so ist zuletzt der Mensch weder etwas Gutes noch etwas Böses, sondern nur der Kampfplatz beider. Aber wie ist's denn mit dem Teufel selbst? Hat dieser auch wieder ein böses Prinzip oder einen Teufel in

---

*) der Teufel.

sich, der streitet? Dann wäre er selber gut. Hat er aber keinen Streit, so ist ihm auch nichts vorzuwerfen. Das Böse ist sein Gesetz, wie bei uns das Gute." (Wider das Ueberchristentum, Kürschners Nationall. Jean Paul I, 99.)

So sucht Jean Paul die Personifikation eines Urbösen ad absurdum zu führen.

Merkwürdig ist die dunkle Stelle Hesp. 283: „Wer seines Herrn Willen weiß und thut ihn nicht, soll doppelte Streiche leiden." — Wer leidet denn die einfachen? Der doch nicht, der den Willen nicht weiß und nicht thut! — Also folgt, daß größere Kenntnisse die moralische Schuld nicht erschweren, sondern erst erzeugen. Denn insofern ich eine moralische Verbindlichkeit gar nicht einsehe, ist mein Verstoß dagegen ja nicht kleiner, sondern keiner." In der Kritik von Lukas 12, 47. 48 scheint Jean Paul eine schuldbare Unwissenheit (ignorantia vincibilis) nicht zu kennen. Noch bedenklicher ist, daß er in der folgenden Argumentation sich einer mutatio elenchi schuldig macht, indem er minder große Kenntnisse unvermerkt in gar keine verwandelt.

Am schlimmsten aber ist der Syllogismus, der in Form der Preisfrage gegeben wird. Es ist zunächst völlig unklar, wie der Gegensatz: Liebe zum Guten — bloße Liebe zum Bösen*) zu fassen ist. Heißt es: jede Handlung behält noch sittlichen Charakter, wenn nur ein sittlicher Nebengedanke ihr noch innewohnt, und nur die aus reiner Lust am Bösen gewirkten sind bös, so ist der Kornjude (S. 182 oben) ein edler Mensch. Schlechte Handlungen wären so gut wie unmöglich. Heißt es aber: nur die Handlungen, die aus reiner Liebe zum Guten geschehen, sind wirklich tugendhaft, wie andererseits nur die aus reiner Liebe zum Bösen sündig (was doch wenigstens ein Gegensatz ist), so ist erstens der Schluß formell falsch, denn es ist konträrer mit kontradiktorischem Gegensatz verwechselt, zweitens wäre das Resultat, daß es in praxi weder gute noch schlimme Handlungen gäbe, und es ist absolut nicht zu

---

*) Die ganze Stelle heißt: „Da nur eine Handlung tugendhaft ist, die aus Liebe zum Guten geschieht, so kann nur eine sündig sein, die aus bloßer Liebe zum Bösen geschieht und die Rücksicht des Eigennutzes muß den Grad der Sünde so gut, wie den Grad der Tugend kleiner machen. Was wär's aber auf der andern Seite noch außer dem Eigennutz in unserer Natur, was uns zum Schlimmen triebe? Und wenn Böses aus reinem Hang zum Bösen geschähe, so gäbe es ja eine zweite, obwohl entgegengesetzte Autonomie des Willens."

ersehen, wie der Eigennutz die eine Handlung besser, die andere schlechter machen soll: eine nähere Angabe, bei welchen Handlungen und unter welchen Bedingungen das eine, wenn das andere eintritt, fehlt.

Auch macht der Eigennutz nicht immer den Grad einer schlechten Handlung geringer: ein Richter z. B., der das Recht beugt, weil er bestochen wird, dünkt uns verächtlicher, als wenn dieses Motiv fehlt.

Die Ansicht Jean Paul's ist wohl: es gibt keine so gewaltigen Unterschiede im menschlichen Handeln, daß die schroffe Scheidung der Menschen in himmlisches Glück und höllische Qual berechtigt wäre. Die Frage ist nur: was ist gut und bös? Worin liegt der charakteristische Unterschied? Wenn das Gute blos weniger schlecht, das Schlechte nur weniger gut wäre, also die Begriffe flüssig im Sinne Hegels, so wäre der so wichtige Gegensatz, der doch jedem Menschen innewohnt, unerklärlich. Daß die Idee des Radikalbösen eine so große Rolle in der Ethik spielt, daß selbst Kant sich genötigt fühlte, sie aus der orthodoxen Lehre herüberzunehmen,*) beweist doch, daß man es damit nicht so leicht nehmen darf. Selbst Goethe, der Optimist κατ' ἐξοχήν sagt, daß „gewisse Erscheinungen der menschlichen Natur, betrachtet von seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von Radikalbösem, eine Erbsünde zuzuschreiben“, andererseits freilich forderten andere Manifestationen, ihr eine angeborene Güte zuzugestehen: „Wir sind Ausgeburten zweier Welten.“

Jean Paul erklärt das Böse als den polaren Gegensatz des durch Freiheit gewirkten Guten. Insoferne ist die Möglichkeit des Bösen notwendig und in der des Guten mitbedingt. „Wenn wir weniger bös sein wollten, so müßte uns der Schöpfer mit weniger Anlagen zur Tugend geschaffen haben. Es braucht gleichviel Kraft der Seele, um ein großes Laster oder eine große Tugend zu beschließen; diese Kraft äußert nur ihre Thätigkeit an verschiedenen Gegenständen. Wir könnten uns nicht über den Engel erheben, wenn wir nicht unter das Tier herabsinken könnten; denn nur der ist der größte Bösewicht geworden, der Anlagen zum Heiligen hatte.“ („Ueber den Menschen“ 34, bei Kürschner.)

*) Das Radikalböse nimmt sich freilich bei Kant, der behauptet hatte, daß die Freiheit das moralische Gesetz in sich schließe und ratio essendi desselben wäre, wie andererseits das Gesetz ratio cognoscendi der Freiheit („du kannst, denn du sollst“) wunderlich genug aus. Damit wäre Freiheit nichts als lebendige Sittlichkeit, daher keine Möglichkeit des Bösen aus Freiheit. Kant kann das Böse nicht erklären, außer in mystischer Weise.

(Hier kommt Jean Paul freilich in Konflikt mit seiner Ansicht über das angeborene Gute im Menschen, da er den Willen zu einem völligen aequilibrium zwischen Gut und Bös macht.) Ebenso 29, wo er die Unvollkommenheiten aus der Kollision der Vollkommenheiten ableiten will: jede der Vollkommenheiten ziehe eine Unvollkommenheit nach sich, wie der Körper den Schatten.*) (Hier ist die ideale Möglichkeit mit der Wirklichkeit verwechselt.) Die Frage ist eben: woher diese Unordnung, diese Kollision der Kräfte, die doch eine Störung des sittlichen Baues ist und eine Ursache verlangt, die nicht der Schöpfer sein kann? Jean Paul kommt in der That bei tieferer Erwägung allmählich zu der dogmatischen Lehre einer transcendenten Kausalität des Bösen.

In einem Briefe an Jacobi 1801 schreibt er: „Bei einer großen Kraft ist das Gefühl der Freiheit, also der möglichen Umkehr zum Guten, stärker, sie fühlt sich Himmel und Hölle näher, und doch, da bei der Kraft der Freiheit auch die niederziehende Einwirkung des moralischen Gegengewichts kleiner sein müßte und doch der Mensch sündigt ... so bleibt nichts zur Erklärung der Unmoralität übrig, als das Unerklärliche... das Radikalböse, der Teufel. Was wir nicht in Andern, sondern in uns selber hassen und finden, ohne Beziehung auf den Grad, muß doch etwas Positives sein, oder die Tugend wäre selbst nicht positiv." (Döring 161.) Ebenso an Jacobi 1814: „Ich glaube an den Teufel, aber nicht an einen, der es durch Fallen geworden, sondern an einen radikalen. Ist das Böse etwas Schlimmeres als Irrtum oder als Hülse und Schranke des Guten, so kann es nur gesetzt, nicht aber erklärt werden, so wenig als das Gute und Unendliche." (Döring 232, Förster 4, 123.)

Damit in Zusammenhang, schildert Jean Paul auch bald die Nachtseiten der menschlichen Natur greller und düsterer:

Titan 227 sagt Roquairol zu Albano: „Wohl dir, daß du so sein kannst, und daß die Sphinx in deiner Brust noch schläft ... in der Brusthöhle des Menschen liegt das Ungeheuer mit aufgehobenem Madonnengesicht auf seinen vier Tatzen und lächelt ... plötzlich springt es auf, gräbt die Krallen in die Brust, zerschlägt sie mit dem Löwenschweif und

---

*) Aehnlich Förster 4, 123, wo er den Teufel den „Gott der Endlichkeit" nennt. „Gott ist als der Unendliche der gerade Gegensatz des Endlichen." Gleichzeitig drückt er seine Unklarheit über dies Problem aus mit den Worten: „Es ist eine der höchsten Untersuchungen, ob es eine Entgegensetzung oder eine bloße Steigerung des moralischen Wertes gibt."

den harten Flügeln . . . und überall rinnt das Blut aus der geritzten Brusthöhle. Sieh, jetzt steht die Sphinx wieder auf; o bete mit mir, hilf mir, daß ich nicht sündigen muß, nur nicht muß! Ich muß saufen, ich muß verführen, ich muß heucheln — ich heuchle jetzt!" . . . (Titan 624): „Du bist ein Mensch und, was noch schlimmer ist, ein Mann." Wie gräßlich ist folgende Stelle (Titan 649): „Man braucht nichts zu wissen, man sagt zum Menschen: ich kenne deine verruchte That, der Mensch denkt nach und findet eine." Lev. 85 nimmt Jean Paul auch einen angebornen Hang zur Lüge an, „wie Kinder, Wilde (und Rousseau) beweisen".

Resumé.

In Jean Paul war eine seltsame Mischung widerstreitender Elemente: höchste Anforderung an die Tugend und größtmöglichster Optimismus, auch bezüglich der Menschennatur; er möchte alle Menschen selig machen und darum am liebsten die Sünde für unmöglich halten. „Wir sind alle einer heiligeren Erde wert." (Titan 375.) Roquairol fand keine guten Menschen, weil er keine glaubte. Sel. 208 äußert er den echt Jean Paul'schen Gedanken einer Veredelung der fehlerhaften Menschen durch die Liebe der Seligen (cf. oben S. 169). Es ist auffallend, wie er dem Gedanken einer jenseitigen Bestrafung der Sünder aus dem Wege geht. „Um sich gegen Lasterhafte sanfter zu machen, denke man sie sich ganz in die Hände geliefert. Was würde man ihnen anthun wollen? Wollte mir heute jemand den Herzog Alba und König Philipp einhändigen und zwei Kessel warmen Oels dazu . . . nein, ich könnte keinen hineinwerfen, ich würde sie mit einer Realterrition und einigen hundert Infamiestrafen begnadigen".

Gäbe es wirklich ein so schlimmes Wesen, wie unser Haß sich träumt, so müßten wir es auch hassen; denn man liebt und haßt nur Substanzen, nicht Accidentien (Fixlein 191); (die Distinktion der Theologen zwischen Person und Laster läßt Jean Paul nicht gelten [Teufelspap. 224]; sie bedeute bloß, daß unser Haß hier nicht berechtigt sei; eine wirklich teuflische Natur müßten wir hassen) aber — den Schluß läßt Jean Paul erraten: es giebt keinen solchen (Menschen wenigstens); (cf. auch Siebenkäs 362.)

Schon hier also sehen wir, daß Jean Pauls Milde gegen den Sünder, ein Ausfluß seiner liebesstarken Natur war, und keineswegs als Laxismus in der Theorie aufgefaßt werden darf. Das Ideal seiner Tugendauf-

fassung ließ er sich durch kein Kompromiß mit der Schwachheit der Natur trüben, und bei fortschreitender und tieferer Prüfung gelangte er auch, wie wir vorhin gesehen, zu einem bösen Prinzip, das er freilich in manichäischer Weise verabsolutierte, da er in ihm keine Gewissensstimme, nicht die kleinste Regung des Guten mehr denken konnte. Mit zunehmendem Alter tritt der Haß gegen die orthodoxen „Zermaler" der menschlichen Natur (psychologisch erklärlich durch das Unglück seines Sohnes) wieder stärker hervor, daher die gegenteiligen Anschauungen in seinen letzten Schriften.

Während er also hier der Kirchenlehre sich wenigstens zeitweilig annäherte, so war er der orthodoxen reformatorischen Doktrin durchaus feindlich — und hier noch über die katholische Lehre hinausgehend — in der Lehre von der angeborenen Güte der Menschennatur. Der Einfluß Rousseaus und Herders ist hier unverkennbar.

Anthropologischer Optimismus.

1. Das Angeborene ist das Höchste.

Jean Paul sucht überhaupt den höchsten Adel der Menschenseele nicht im Erworbenen, Erkämpften, sondern im Angeborenen. „Je älter der bessere Mensch wird, oder je stiller und frömmer, desto mehr hält er das Angeborene für heilig, nämlich den Sinn und die Kraft; indes sich für die Menge das Erworbene, die Fertigkeit und die Wissenschaft überall prahlend vordrängt, weil dieses allgemein auch von denen begriffen wird, die es nicht haben, jenes aber nicht. Die früheren Völker, wo der Mensch mehr war und weniger wurde, hatten einen kindlich bescheidenen Sinn für alle Gaben des Unendlichen, z. B. für Stärke, Schönheit, Glück und sogar alles Unwillkürliche war ihnen heilig und Weissagung und Eingebung". (Komischer Anhang zum Titan 111).

Es sei der Lebensfehler der heutigen Philosophie, „daß sie alles, was schon im Menschen sei, von außen hinein erklären wolle, blos, weil sie nicht begreift, wie es schon darin sitzt. „So giebt sie Genie, Tugend, Neigungen für Fabrikwaren und Emanationen des Zufalls aus und vermengt Anlaß mit Ursache . . . Keine Kunst erzieht die Rousseau und Sidneys und keine verzieht sie. Ebenso giebt es gewissermassen ein Genie zur Tugend; vom Himmel fallen sie herab, nicht aus dem Nilschlamm keimen sie herauf, jene Menschen, die ohne den gewöhnlichen

Hunger nach irdischem Köder mit vielleicht übermächtiger Phantasie in der Welt weniger das Vergnügen suchen als verbreiten, die die Erde nicht als Stoff der Freude, sondern als Stoff der Tugend achten und unter der gefrornen Verpuppung Flügel für einen fremden Frühling nähren". (Teufelspap. 222.)

Gegen die Bemerkung Emanuels, daß vollkommen geborene Wesen schlechter seien, als vollkommen werdende, erklärt er mit Nachdruck (Förster I S. 10): 1. Gott selber ist und wird nicht heilig oder vollkommen; 2. besteht die moralische Kraft so wenig in Besiegung der unmoralischen" (gegen Kant), „als die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheit, sondern, wie die Gesundheit am größten ist ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend ohne Anlaß zu siegen, d. h. ohne Angriff des Lasters am größten. Je besser der Mensch ist, desto weniger hat er in sich zu bekämpfen, und der Neubekehrte hat gerade größere Kriege, aber doch sicher nicht größere Verdienste als der Tugendgreis; 3. noch mehr: wenn angeborne Kraft weniger Wert haben soll, so frage ich: mit welcher anderen als einer angeborenen wird denn der Schwache über seine Versuchungen Herr? Das Verdienst, sich selber mehr auszuschaffen, hat zwar der Schwache, aber der Engel hat es noch mehr, nur fängt dieser auf einer höheren Stufe an, demnach mit größeren Flügeln; 4. wenn angeborner Tugendtrieb kein Lob verdient, so verdient auch ein angeborner Lastertrieb keinen Tadel, und folglich ist des Engels Gehorsam gegen jenen und des Menschen Sieg über diesen gleich unverdienstlich.

2. Im Menschen ist das Gute das Ursprüngliche.

Lev. 45: „Alles Heilige ist früher als das Unheilige; in Völkern wie in Menschen ist, wie Herder gezeigt, das Ideal älter als die Wirklichkeit; wahrlich man müßte oft, um Werkchen zu widerlegen, Werke schreiben, wenn nicht angeborne Wärme und angeborne Helle der Menschen von selber als unsterbliche Widerlegungen fortsiegten." (Blumine 389.)

In der angeborenen sittlichen Kraft sieht Jean Paul das, was die Theologen Gnade nennen, und was diese mehr bei den einzelnen Handlungen finden. Er betont also die gratia originalis und habitualis gegenüber der actualis. „Die ganze Tugendhaftigkeit ist Naturell, nicht Entschluß und Opfer". (Selina 104).

Jean Paul hält den Menschen am reinsten in der Geburt und

Kindheit. Das Leben übt ihm einen encanaillierenden Einfluß. „Der junge Mensch wird wie der Neger weiß geboren und vom Leben zum schwarzen gefärbt"; (das klingt fast wie der erste Satz des Emil.) „Ohne diese angeborene Mitgabe des Göttlichen wäre eine Wiederaufrichtung nach der Sünde kaum möglich (Bl. 423). Nach einem sündhaften Zeitalter wäre auf Erden gar kein gutes mehr möglich, sondern blos ein noch sündhafteres. Wäre die Sünde uns mehr natürlich als widernatürlich, wie ungeheuer müßte sie, da das Aeußere nicht widerstrebt, sondern aufreizt und begünstigt, und da jede Lüge und Uebelthat nur durch neue sich und ihre Beute decken kann, aus Zweigen in Zweige treiben! . . . aber es ist anders: die Menschheit gleicht den Bäumen, die, wenn auch gegen die Erde schief gebogen, doch ihre neuen Zweige so gerade himmelwärts treiben als aufrechte". — Hesp. 427: „Der Mensch wird nicht gut (obwohl besser), weil er sich bekehrt, sondern er bekehrt sich, weil er gut ist. Die Tugend ist ursprünglicher als die Liebe; nicht die Liebe ist Quell von Viktors Tugend, sondern umgekehrt konnte nur Tugend sich durch solche Liebe offenbaren."

Die Gebrechlichkeit der Menschenkinder, dieser Schwächlinge mit guten Vorsätzen (Siebenkäs 488), ist damit natürlich nicht verhehlt; „das ist ja das Abscheuliche im innerlichen Regensburger Reichstag des Menschen, daß die Tugend darin mit zehn Sitzen und einer Stimme sitzt, der Teufel aber mit einem Steiß und sieben Stimmen." (Hesp. 313.) Es wird als Resultat sich ergeben, daß es angeborene gute wie schlimme Anlagen gibt, daß aber Jean Paul seiner optimistischen Veranlagung gemäß auf die ersteren das Hauptgewicht legt und die anderen mehr accessorisch, später sich entwickelnd nimmt. „Was wissen wir eigentlich von der Güte oder Nichtgüte unserer Natur? Soviel als nötig ist, um das Rätselhafte unseres Zustandes zu fühlen." (Ueber den Menschen 29.)

Bemerkenswert ist noch, daß Jean Paul den Unterschied dieser Beanlagung bei den einzelnen Individuen bald sehr stark ansetzt, wie Hesp. 427, wo er sagt, daß die Menschen von Jugend auf oft ein gewisses Gefühl von Ehre entweder besitzen oder entbehren — im weiblichen Geschlecht sei diese Abteilung noch schroffer —, daß es Menschen gebe, die von Jugend auf eine gewisse Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, der Religion, nach dem Edleren im Menschen . . . entweder empfinden oder ewig entraten (daher die Einteilung in Pflanzen- — Thier- — Gottmenschen, den hohen Adel der Menschheit, den man für unter-

gesunkene Engel halten könnte), — bald wieder, wie Förster II (im Brief an Oerthel) den Bauriß der Tugend in jedem Herzen gleich ansetzt. (Erstere Meinung ist der Gesamtanschauung J. P.'s entsprechender; cf. auch Teufelspapiere 221: „Wäre das Willenssystem bei allen Menschen das nämliche gute, dann könnte man ihre Besserung und ihre Aufhellung für einerlei ansehen und umgekehrt.")

Da Jean Paul das Tugendhafte mehr im angeborenen Charakter findet, ist er auch der stoischen und Kant'schen Verstandesmoral nicht hold.

Tugend und Vernunft.

Nicht die Vernunft macht uns gut, sie ist der ausgestreckte hölzerne Arm am Wege der Tugend, aber dieser Arm kann uns weder hintragen noch hindrängen; die Vernunft hat die gesetzgebende, nicht die ausübende Gewalt (Hesp. 426). „Der Stoizismus stellt die Tugend so nützlich, so vernünftig dar, daß sie nichts weiter als ein Schluß ist. Um jemand zu bessern, brauchte man ihn nur aufzuhellen (Teufelspap. 221). Die Wirksamkeit einer Idee bemißt sich aber nicht blos nach der Deutlichkeit derselben, sondern auch nach der Stärke und Schwäche der Triebe, deren Gegenstand sie ist. Daher die Tugend kein Kind der Vernunft, sondern höchstens Pflegetochter derselben ist. Die nach Meinungen zu handeln denken, haben schon ohne Maximen ebenso gehandelt und eben aus der oft bemerkten Handlung sich solche abgezogen. Die Empfindungen und Neigungen sind mehr Lehrer des Verstandes, als seine Schüler. Nicht durch Verdunkelung der der Begriffe, die sich ebenso gut zu den größten Thaten gesellt, werden wir zu schlimmen getrieben, sondern durch die leidenschaftliche Kraft, die eben einer Vorstellung jenen verdunkelnden blendenden Glanz erteilen konnte, und hier hilft nicht sowohl Schwächung des übermäßigen Lichtes als jener übermäßigen Kraft. Der Mensch muß sich selbst erziehen, wie er seine Kinder erzieht — nicht durch vieles Moralisieren, sondern durch fremdes Beispiel, durch gewählte gute Lagen, durch Angewöhnung. Wer von der Schnelle, mit der sein Verstand sich über die Tugend aufklärt, eine ähnliche darausfolgende Schnelle erwartet, mit der er sie üben werde ... dem entsinkt wegen wiederholter Siege, die die ungebesserten Triebe über den gebesserten Verstand erringen, der Mut zur Besserung und zum langwierigen Kampf. Nichts beweist die elende Unterordnung unserer Vernunft unter unsere herrschenden Triebe so auffallend, als daß wir unter den Heilmitteln gegen Haß, Kummer, Liebe u. s. w. die bloße

glatte Zeit aufstellen. Die Triebe sollen vergessen oder ermüden zu siegen, die Wunden sollen unter der Sanduhr der Zeit versanden." (Siebenkäs 358.)

Die stoische Feindseligkeit gegen alle Leidenschaften ist ihm darum ungerecht. Menschen ohne Leidenschaft sind noch größere Selbstlinge als solche mit heftigen; wen das nahe Feuer der sinnlichen Welt nicht entzündet, den flammt das weite Fixsternlicht der Intelligenz noch weniger an. Nicht darin irren unsere Leidenschaften, daß sie irgend einen Menschen hassen oder lieben — denn sonst verfiele alle moralische Häßlichkeit und Schönheit — auch nicht darin, daß sie über etwas jammern oder frohlocken, denn sonst wäre auch die kleinste Freuden- oder Kummerthräne über Glück und Unglück unerlaubt, und wir dürften nichts mehr wünschen, nicht einmal wollen, nicht einmal die Tugend.*) Auch irren die Leidenschaften nicht über den Grad dieses Freuens und Betrübens, der Ab- und Zuneigung, denn so bald ihnen der Sinn und die Phantasie den Gegenstand mit tausendmal größeren moralischen oder physischen Reizen oder Flecken vorlegen, als sie andere sehen, so muß das Lieben und Hassen nach dem Verhältnis des äußeren Anlasses zunehmen . . . nicht blos ein mäßiger, sondern der höchste Grad der Leidenschaft wäre zulässig, sobald sich ihr Gegenstand vorfände, z. B. die höchste Liebe gegen das höchste Wesen, der höchste Haß gegen das Böseste — sondern über den Gegenstand irren die Leidenschaften. Da alle Gegenstände dieser Erde die Beschaffenheit nicht haben, die solche Seelenstürme in uns verdienen kann, da also das Größte, das uns zu sich reißen oder von sich stoßen kann,**) in anderen Welten stehen muß, so sieht man, daß die größten Bewegungen unseres Ich nur vielleicht außerhalb des Körpers ihren vergönnten geräumigen Spielraum antreffen." (Loge 186.) Die höchsten Leidenschaften sind gerechtfertigt, wo ihr Gegenstand vorhanden; also sind die stoische Apathie und die aristotelische Mitte falsche Prinzipien.

Daher die pädagogische Maxime, die Leidenschaften nicht zu unterdrücken, sondern nur richtig zu lenken, keine Kraft zu schwächen, sondern jede durch die Entwicklung des entgegengesetzten Kraftpols ins Gleich-

---

*) Daher Kant doch einen „pathologischen" Rest seiner Verstandesmoral gelten lassen muß: das Gefühl für Pflicht.

**) Also wohl ein Radikalböses?

gewicht zu bringen. Selbst die Uebertreibung des Enthusiasmus ist nicht zu verwerfen; der Mensch muß wie Gebäude in die Höhe geschraubt werden, damit er umgebaut wird; ein Syllogismus gräbt die Blutströme unserer Begierden nicht ab; es wäre sonderbar, daß der Teufel in uns allein das Recht haben soll, das Blut, die Nerven, die Leidenschaften zu seinen Kriegsoperationen und für seine Reichskasse zu verwenden, der Engel aber nicht (Hesp. 426). Der Mensch muß der Leidenschaften zugleich fähig und mächtig sein.

Das ist das große Verdienst des Christentums, die Liebe an Stelle der antiken Gerechtigkeit zur höchsten Tugend gemacht zu haben. „Christus ist das Recht zu unbedeutend, er wollte den Schöpfer des Rechts, die Liebe“ (Förster 4, 19). Nur bösen Geistern gebietet ein Sittengesetz; die Liebe verbannt nicht blos den bösen Gedanken, der siegt, sondern auch den andern, der nur versucht (Lev. 42). Wie hoch über dem höchsten Gebirg der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe. Heil den Männern, die wie Plato, Hemsterhuys, Jacobi, Herder in die Weisheitsliebe Liebesweisheit gebracht!“

Nur negative Dienste thut der Stoizismus der Tugend; die stoische Erkältung treibt keinen Frühling heraus, aber sie macht die Insekten hin, die ihn zernagen; der stoische Winter nimmt wie der physische die Pest hinweg, ehe die wärmeren Monate kommen, um uns Leben zu bringen.

Gleichwohl ist Jean Paul keineswegs, wie wir schon früher gesehen, Gefühls- oder Geschmacksmoralist. So sehr er den angeborenen sittlichen Instinkt betont, ihm sogar geniale Offenbarungen im Sinne künstlerischer Thaten zutraut*) („eine sittliche That des Genius offenbart

---

*) Von diesem Standpunkt aus rechtfertigt er z. B. die Ermordung Marats durch Charlotte Corday: „Corday durchbohrte nicht als Bürgerin den Staatsbürger, sondern als Kriegerin in einem Bürgerkrieg einen Staatsfeind, folglich nicht als Einzelne einen Einzelnen, sondern als gesundes Parteimitglied ein abtrünniges Glied“. (Dr. Katzenb. II, 227.)

ib. S. 229: „Es gibt eben sowohl im Sittlichen Geniezüge, die darum nicht in Regeln zu fassen, also nicht vorauszubestimmen sind, als es ästhetische gibt; beide indeß ändern die Welt und wehren der fortlaufenden Verflachung . . . Was große Menschen in der Begeisterung thun, worin ihnen ihr ganzes Wesen, die höhere Menschheit neu erhöht und verklärt sich spiegelt . . . das ist recht und Regel für sie und ihre Nebenfürsten, aber nicht für ihre Unterthanen; daher kommt ihre schein-

uns mehr vom Wesen der Tugend, als zehn Systeme und Disputationen"), so sehr ist er sich klar, wie unzuverlässig und schwankend das Gefühl ist, wie es der Zucht und Schulung durch feste Grundsätze bedarf. „Ich habe schmerzlich erkannt, der kurzen Allmacht der stärksten Gefühle die ewige Macht der kälteren Vernunft vorzuziehen" (hier ist auch der Einfluß des reiferen Alters zu spüren). Sie halten Liebe für ferne Wesen so leicht für Liebe gegen nahe und trauen den Träumen des Herzens, in denen sich freilich alle Ecken eines andern und der Wirklichkeit leicht glätten. O, es hilft nichts, daß der Mensch zu sich sagt: ich will mich ändern. Er sagt sich's im Enthusiasmus der Liebe vor, aber die Aenderung würde er gerade im aufgehobenen Enthusiasmus zu machen haben, und also nicht machen können" (Förster 2, 252).

Gefühle der Menschenliebe helfen nichts ohne Grundsätze, und Grundsätze nichts ohne Gefühle (Siebenkäs 360). Folglich müssen beide so verbunden sein wie Genie und Kritik, wovon jenes allein nur Meister- und Schülerwerke, und dieses nur Alltagswerke liefern kann.

Während die Erstlingswerke: Teufelspapiere, Loge, Hesperus mit feuriger Beredsamkeit Anwälte der Empfindungsfreudigkeit sind, wird Jean Paul mit zunehmendem Alter skeptischer gegen den Nutzen der Gefühle. Am deutlichsten spricht sich dies Museum 90 aus: „Mensch, schaue, aber fühle nicht blos! Das Gefühl bildet Knechte, das Auge Freie. Je öfter Empfindungen wieder kommen, desto mehr entkräften sie uns und sich; hingegen je öfter Vorstellungen sich wiederholen, desto mehr verstärken

---

bare Unregelmäßigkeit für die Tiefe. Die Sonnen stehen und ziehen überall am Himmel, aber die Wandelerden sind auf ihren Tierkreis eingeschränkt und an ihre Sonne gebunden".

Wie gefährlich dieses Prinzip ist, empfand Jean Paul selbst, als man obigen Satz zur Verteidigung der That Sands anführte. In der zweiten Auflage des Dr. Katzenb. verwahrt er sich daher gegen solchen Mißbrauch, aber zur Begründung weiß er nichts anderes zu sagen, als daß Sand kein Brutus sei.

Es ist ja richtig, die sittlichen Ideale sind keine abstrakten schablonenhaften Musterbegriffe, die jeder zu kopieren hat, sondern Normen, die der individuellen Kraft und Anlage Raum lassen; aber so wenig ein Künstler bei aller Originalität die Gesetze der Schönheit verletzen darf, so wenig darf ein Genie gegen die sichere göttliche Ordnung verstoßen. Meisterhaft hat Dostojewsky in seinem Roman „Schuld und Sühne" (bes. S. 338, 351, 528 der Reklamschen Uebers.) das vorliegende Problem psychologisch dargelegt. Der geniale Mörder Raskolnikow, der sich als den Napoleon einer neuen Moral träumt, hat nun in Ravachol bereits einen historischen Repräsentanten gefunden.

sie sich und uns, bis ihr verdoppeltes Licht endlich die Kraft der Wärme gewinnt und also den Sieg über Gefühle".

In der Gewalt „lang gehegter Liebesbilder, die im freien, zügellosen Reich der Phantasien verborgen hinter Wangen und Lippen spielen und schweifen," sieht Jean Paul die Hauptursache des sittlichen Falls. (cf. die Stellen Lev. 35 und Aesth. 433 ff. gegen die freche Kraft und das Siechtum der Leidenschaftlichkeit; wer denkt nicht an die Helden Byrons, deren leidenschaftlicher, blasphemischer Trotz nur Zeichen der inneren Ohnmacht ist?)

Wahre, edle Empfindsamkeit ist nur, wo starke Willensdisziplin herrscht. Zwischen kräftigem Willen und zartem Gewissen ist dieselbe Seelengemeinschaft wie zwischen schwachem Willen und stumpfem Gewissen. (Harte Grausamkeit und Weichlichkeit der Empfindung ist namentlich in modernen Charakteren häufig beisammen, ja diese Verbindung ist sogar im Streben nach Ausgleichung der Kontraste nicht ungewöhnlich, so die Mischung sentimentaler Gefühlsschwärmerei und blutdürstigen Menschenhasses in Robespierre).

Von dieser Wahrheit war Jean Paul stets beseelt, daher ist ihm Hauptaufgabe die Bildung eines starken Willens. Die That ist Prüfstein des Charakters. „Nur handeln ist Glück, alles Uebrige ist nur schale Betrachtung über das Glück." (Wahrheit II, 6). „Thun ist Leben (Titan 489). Darin regt sich der ganze Mensch mit all' seinen Zweigen". Die That ist die dritte Unsterblichkeit, neben der überirdischen des Geistes und der „unterirdischen" der Materie, denn sie ist ewig wirkend, „ewige Mutter," und dieser Bund mit dem Universum und mit der Ewigkeit gibt der Ephemere Mut, in ihren Flugminuten die Blütenstäubchen weiterzutragen und auszusäen, die im nächsten Jahrtausend vielleicht als Palmenwald dastehen. (Titan 490). Sprecht nicht: wir wollen leiden, denn ihr müßt; sprecht: wir wollen handeln, denn ihr müßt nicht." (Dr. Katzenb. 248). „Worte sind gegen Thaten nur Sägspäne an der Herkuleskeule. Nur Thaten geben dem Leben Stärke, nur Maß im Reiz" (Titan 538). „Da die Tugend im Entschluß so süß und in der Ausübung so bitter scheint, so wird man mutlos; aber der nur das erste Mal sich überwindet, kennt nichts Süßeres — dem Guten kostet es zuletzt weniger Mühe, gut, als dem Schlimmen, bös zu sein."

Daher tadelt Jean Paul das herumspringende Leben im Wilhelm Meister (der Müßiggang der modernen Romanhelden gäbe ein wichtiges

Kapitel, worüber Tolstoi Beherzigenswertes geschrieben), sowie die Kantianer, welche die reine Tugend aufs Papier gebracht, denen man daher nicht mehr zumuten darf, sie im Leben nachzubilden (Fibel 135). Am feinsten aber ist seine Satire gegen die Tugendvirtuosinnen (Museum 91), jene Moralstatistinnen, welche selten handeln, aber in der Täuschung leben, daß sie noch besser sind als alle benachbarten Schauspieler und Schauspielerinnen, blos weil sie über diese mit feinem Gefühl lobend und tadelnd richten. Eine solche Statistin behält sogar auf dem Kanapee bei aller sitzenden Tugendlebensart Unparteilichkeit genug, um die geschäftige Häuslichkeit einer Martha und jede emsige Gatten- und Kinderverpflegung zu bewundern, ja vorzuschreiben, denn sie weiß gewiß, was sie in diesem Fall thun würde, wenn sie etwas thäte. So gleicht sie als Heldin in der Tugend ganz dem, was ein Held im Kriege ist; nämlich wie dieser ordnet sie erfahren, scharf und kalt alles an, was jeder im Feuer zu thun und zu opfern hat und schont wie ein Feldherr sich aus Pflicht... Allerdings müssen Personen von solch' moralischer Höhe und Forderung die sittliche Unter- und Schattenwelt unbeschreiblich tief unter sich finden und darum so schwarz abmalen, daß sie damit Anderen ordentlich zu verleumden scheinen..." (Ueberaus köstlich ist der Schluß der Skizze: „Gegenwärtiges las ich einst einer solchen Virtuosin vor; da aber Weiber sich in jedem anderen Spiegel leichter und schöner finden als im Schwaben- oder Sachsenspiegel oder einem anderen Seelenspiegel, so sagte sie freundlich: „„Herrliche Worte zu seiner Zeit! Wüßten Sie, lieber Richter, wie viele Weiber dieser Art ich selber gekannt! — aber keiner konnte ich beibringen, daß sie ja selber dazu gehöre."")

Wir schließen dieses Kapitel mit der schönen Maxime Jean Pauls (Teufelspapiere 118): „Warte niemals auf außerordentliche Lagen zum Gutsein, denn die alltäglichste ist die verdienstlichste dazu und versprich dir nie von deiner eigenen Tugend die Entzückungen, die die Bewunderung der fremden gewährt, sondern schmerzliches Aufopfern — und, wie reißende Tiere leichter übermannt werden als Insektenschwärme, so ist der Sieg nicht über die seltenen und großen, sondern über die kleinen und täglichen Versuchungen besser und schwerer."

Die Religion Jean Pauls.

Gott und die andere Welt sind die einzigen Ziele all unserer philosophischen Untersuchungen. Wenn die Begriffe von Gott und von der andern Welt nicht mit der Moralität zusammenhingen, so wären sie nichts nütze. Kant.

„Religion ist die Poesie der Moral, der hohe Stil des Lebens“ (Levana 43); in sie mündet jede Kraft in ihrer höchsten Potenz, sie ist die „göttliche Gleichsetzung der Gegensätze Kraft und Liebe und so recht eigentlich der „Mensch im Menschen“. — „Welches Dritte verknüpft Liebe und Würde? Was macht, daß in der Liebe nicht das Ich weich zerrinnt und daß in der Würde das fremde Ich nicht verschwindet und das eigene erstarrt? Die Religion.“ (Lev. 245.)

Religiosität als die höchste Anlage des menschlichen Geistes bezeichnet auch den reinsten Unterschied des Menschen vom Tier — von Intelligenz und Sittlichkeit finden sich in diesem wenigstens Spuren (Lev. 43). Sie hat den ursprünglichsten, zentralsten und tiefsten Einfluß auf die Kultur der Menschheit geübt; „die schönen Künste und Wissenschaften sind überall eher entstanden als Philosophie, weil jene eine nahe Verbindung mit den Religionen hatten. Daher war Astronomie unter allen Kenntnissen diejenige, die am frühesten zu einiger Vollkommenheit kam, weil man den Himmel kennen wollte, den man anbetete“.*) Religion ist auch das Attribut des Genies. „Alle Menschen von hoher Phantasie sind religiös“, sie sind die „Festtagsmenschen“, „der hohe Adel“ der Erde.**) — Aber was ist Religion?

Religion ist „der Sinn für's Uebernatürliche, sie ist der Fühlfaden, der uns mit der anderen Welt verknüpft“. „Wer etwas Höheres im Wesen und nicht blos im Grad sucht, als das Leben geben oder nehmen

---

*) „Ueber die Religionen in der Welt.“ Kürschners National-Lit. J. P. I, 14.
**) Die Definition des „hohen Menschen“ s. Loge 183.

kann, der hat Religion, glaube er immerhin dabei nur an das Unendliche, nicht an den Unendlichen und an Ewigkeit ohne Ewigen, gleichsam als Widerspiel anderer Maler die Sonne zu keinem Menschenantlitz ausmalend, sondern dieses zu jener abrundend.“ Denn wer alles Leben für heilig und wundersam hält, es wohne bis ins Tier und in die Blume hinab, wer wie Spinoza durch sein edles Gemüt weniger auf der Stufe und auf der Höhe als auf Flügeln schwebt, von wo aus das All ringsumher, das stehende und das geschichtlich bewegliche, sich in ein ungeheures Licht und Leben und Wesen verwandelt und ihn umfließt, so daß er sich selbst in das große Licht aufgelöst fühlt und nun nichts als ein Strahl im unermeßlichen Glanz sein will, der hat und gibt folglich Religion, da das Höchste stets den Höchsten, wenn auch formlos, spiegelt und zeigt hinter dem Auge.“ (Lev. 48.)

1. Beweis für das Dasein Gottes: Gott als Prinzip des Seins.

So milde Jean Paul gegen jede Religionsansicht ist, so hat er es doch schon in den Schlußworten durchschimmern lassen, was er in all' seinen Schriften mit Glut verfochten, daß nur der Glaube an einen persönlichen Gott wahrhaft den Namen Religion verdiene. So definiert er im Anfang des Abschnittes über Religion in der Lev. 41 dieselbe geradezu als „Glaube an Gott“; sie sei nicht blos der Sinn für das Ueberirdische und Heilige, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Unfaßlichen und Ueberirdischen, kurz kein zweites All nur denkbar wäre. „Tilgt Gott aus dem Busen, so ist alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederholende Vergrößerung derselben, das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus und folglich ein Irdisches. Daher ist Religion „Gotteslehre“, daher der hohe Name „Gottesgelehrter“, „recht ist sie Gottseligkeit.“

Gott ist die Seele der Religion. Unter der großen Drei: Moralität, Gott, Unsterblichkeit — dem „Widerspiel der drei Parzen“ — ist die Gottheit Prinzip und Zentrum. „Mit geringerem Schmerz würde ich die Unsterblichkeit als die Gottheit leugnen, dort verlöre ich eine mit Nebeln bedeckte Welt, hier verlöre ich die gegenwärtige. Die Sonne derselben, das ganze geistige Universum wird durch die Heiden des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose Quecksilberpunkte von Ichs, welche blinken, rinnen und irren, zusammen- und ineinanderfließen ohne Einheit und Bestand.“ (Siebenkäs 230.)

Das Dasein Gottes beweisen oder bezweifeln hieße darum eigentlich das Dasein des Daseins beweisen oder bezweifeln (Lev. 42). Wir haben nichts so gewiß in uns als Gott und alles Aeußere verstehen wir nur durch ihn. Er allein erscheint uns in Sittlichkeit und Schönheit und unser Ich erscheint nur an ihm.

Mit Entrüstung erfüllt ihn daher die Gemütlosigkeit der Philosophen, die, seit sie „als Baugefangene beim Wasserbau und der Grubenzimmerung der kritischen Philosophie in Taglohn genommen", das Dasein Gottes so kaltblütig und kaltherzig erwägen, als ob es sich um das Dasein des Krakens oder Einhorns handelte; es empört ihn die dialektische Zersetzung der großen Ideen Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, die man „leugnet, weil man sie nicht begreift". Das Unbegreifliche sei „der Kern und Wert des Alls und der Erkenntnis; könnte irgend ein endlicher Geist sich das Ganze der Erkenntnis in lauter Begreiflichkeiten auflösen, so bliebe ihm eine Durchsichtigkeit ohne Wert und Bestand zurück. Denn nur das Unbegreifliche ist das Unerschöpfliche, zu was wäre denn eine Ewigkeit, wenn irgend eine Zeit sie erschöpfen, d. h. begreifen könnte?" (Kl. Bücherschau 11). „Das Unendliche ist ein Anonymum" (Aesth. 455). Ja sogar im unendlichen Geist muß, wenn einmal der Geist die Kühnheit haben darf, zu welcher das Innere nötigt, Wunder und Natur, Unbegreiflichkeit und Begreiflichkeit sich vernichten, in etwas Höheres durchdringen und vereinigen. Gerade das Dunkle ist das Göttliche in Gott, sowie die Sonnenflecken allein den wahren Boden der Sonne zeigen. Wo wir die Gottheit bewundern und folglich unsern Verstand in ihr antreffen, nur als einen unendlich gesteigerten, da ist das Göttliche schon Mensch geworden, sowie der Glanz der Sonne nichts ist als ihr Schleier" (Blumine 424). Gott ist die Ewigkeit, Gott ist die Heiligkeit, er hat nichts, er ist alles, das ganze Herz faßt ihn, aber kein Gedanke (Hesp. 359). „Alles Unendliche ist unbegreiflich, im Menschen ist sein Widerschein, aber weiter denke dein Schauder nicht! . . Die Schöpfung hängt als Schleier, der aus Sonnen und Geistern gewebt ist, über dem Unendlichen und die Ewigkeiten gehen vor dem Schleier vorbei und ziehen ihn nicht weg vom Glanz, den er verhüllt, und so erscheint die Urseele als eine innere, hellere, aber ewige Aurora; diese Sonne geht nie auf, weil das Auge der Endlichkeit an der Sonne stürbe." (Museum 72.)

2. Teleologischer Beweis.

So faßt J. P. das göttliche Prinzip als den innersten Kern, die notwendigste Voraussetzung des eignen persönlichen Geisteslebens und Bewußtseins. Auch den teleologischen Beweis bringt er mannigfach vor und zwar in eigenartiger poetischer Fassung:

„An Gott zu glauben, bedarf es nicht mehr als zweier Menschen, von denen noch dazu einer tot sein könnte, damit der Lebende ihn studierte und durchblätterte. Ein Sonnensystem ist nur ein punktiertes Profil des Weltgenius, aber ein Menschenauge ist sein Miniaturbild." (Hesp. 102).

„Wenn wir keine höhere, körperordnende also = bauende Kraft kennen als die geistige . . . so ist es gewiß kein Knoten durchhauender Machtspruch, wenn wir von der Leiber bauenden Seele zum höchsten Geisterarchitekten aufsteigen, welcher sowohl alle freien als alle widerspenstigen irren Kräfte zu einer Ordnung schafft und bändigt; denn damit wird hier nicht Unbegreiflichkeit aus Unbegreiflichkeit, sondern nur eine äußere scheinbare durch innere erklärt, mit welcher wir auf jene fortwirken, und ohne welche wir das Wort „unbegreiflich" nicht einmal aussprechen könnten, weil dieses ein Begreifliches, aber nur in uns Liegendes voraussetzt." (Museum 71.) „Erquickend für das Gott liebende Herz" findet er es daher, daß der „durchschneidende" und die Seelenerscheinungen so oft „zerdenkende" Philosoph Herbart die Bemerkung macht, daß die edlern Tiere blos auf der Oberfläche für die Schönheit durch Symmetrie gebaut dastehen, indeß ihre zugedeckte Innenseite ohne allen symmetrischen Reiz der rechten und linken Seite blos dem Nutzen dienstbar sei, und daß dies aus keinem Mechanismus der Notwendigkeit, sondern blos aus den Endabsichten des unendlichen Geistes, mit Schönheit zu erfreuen, sich erklären lasse. (Sel. 150.) (Herbart, Einleitung in die Philosophie W. W. S. 222).

„Wir und dieses Raupchen stehen unter und in drei allmächtigen Meeren: dem Luftmeer, dem Wassermeer, dem elektrischen Meer, und gleichwohl sind die brausenden Wogen dieses Ozeans, dieser Meilenwellen, welche ein Land zerreißen können, so geglättet, so bezähmt, daß der heutige Sabbathtag herauskommt, wo den breiten Flügel des Schmetterlings kein Lüftchen ergreift und wo das Kind ruhig zwischen den Elementen-Leviathans tändelt und lächelt. Wenn dies kein unendlicher Genius bezwungen hat, wenn wir diesem Genius keine Zusammenordnung unseres

künftigen Schicksals und unserer zukünftigen Welt zutrauen! ..." (Uns. Loge 336).

Zu denen, die wie Laplace Gott im Weltall nicht finden konnten, spricht er: „Ihr haltet das Fernrohr ja verkehrt hinauf!" (Ihr verkleinert die Welt, statt ihre Tiefe zu ergründen.)

Das Beugen der Endabsichten verdopple nur den Isisschleier der Gottheit (Selina 16). Besonders widerstrebte J. P. namentlich die Alleinslehre Alt-Schellings, wonach, wie Jacobi sagt: „das Wüste Ordnung und Gestalt, das Sinnlose Sinn und Besinnung, das Leblose das Lebendige, das Werk den Meister geschaffen" habe.

3. Beweis aus der Idee.

Ein Lieblingsbeweis J. P.'s ist der aus den Ideen. „Es gibt eine innere in unseren Herzen hängende Geistergewalt, die mitten aus dem Gewölbe der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht (Kampanerthal 49); ich meine das innere Universum der Tugend, Schönheit und Wahrheit: drei innere Himmel, die weder Teile noch Ausflüsse und Abdruck, noch Kopie der äußern sind. Wir staunen darum weniger über das unbegreifliche Dasein dieser transcendenten Himmelsgaben, weil sie immer vor uns schweben und weil wir thöricht wähnen, wir erschaffen sie, da wir sie doch blos erkennen. Nach welchem Vorbild, mit welcher plastischen Natur und woraus könnten wir alle dieselbe Geisterwelt in uns hineinschaffen? Der Atheist z. B. frage sich, wie er zum Riesenideal einer Gottheit gekommen ist, die er entweder bestreitet oder verkörpert, ein Begriff, der nicht aus Vergleichungen, Größen und Graden aufgetürmt ist, weil er das Gegenteil jedes Maßes und jeder gegebenen Größe ist; kurz der Atheist spricht dem Abbild das Urbild ab, ähnlich dem Idealisten, der das Dasein aus dem Schein, den Schall aus dem Echo, das Muster aus den Regeln deduziert statt umgekehrt. „Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, und du glaubst an Gott und Unsterblichkeit!" *)

---

*) „Der Mensch könnte die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht die Idee des Unendlichen in seinem Denken gegenwärtig wäre. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links, ebensowenig ein Endliches ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen. Wie könnte der Mensch in der Sonne nicht blos die strahlende Scheibe, sondern einen Gott sehen, wenn er nicht die Idee Gottes

4. Beweis aus der Liebe.

Ganz besonders erhält das Gefühl der Liebe wahres Verständnis und edle Kraft erst aus dem Gottesgedanken.

„Wenn es keine ewige Liebe gäbe, so gäbe es ja gar keine.“ (Fixlein 135). Jede Liebe hat einen metaphysischen Hintergrund. Das, wofür der Mensch Leben und Güter und alles gibt, muß doch etwas höheres sein als diese (Hesp. 466), jede Liebe fordert „einen unendlichen Wert und stirbt an jedem unauflöslichen, deutlich erkannten Fehler, sie hebt ihren Gegenstand aus allen heraus und über alles und verlangt eine Gegenliebe ohne Grenze, ohne allen Eigennutz, Teilung, Stillstand, ohne Ende. Der Gegenstand solcher Liebe aber kann nur sein das göttliche Wesen, nicht der flüchtige, sündige, wechselnde Mensch. Daher muß sich das liebeskranke Herz an den Geber dieser und jeder Liebe selber, in die Fülle alles Guten und Schönen, in die uneigennützige und unbegrenzte Allliebe versenken und darin vergehen und aufleben. Dann sieht es zurück auf die Welt und fordert überall Gott und seinen Widerschein — die Welten sind seine Thaten — jeder fromme Mensch ist so ein Wort, ein Blick des Allliebenden, denn die Liebe zu Gott ist die eigentliche und ihn meint jedes Herz in jedem Herzen“ (Titan 286). Daher die echte Liebe nur ein Glück kennt, aber nicht das eigene (ib. 666).

Die wahre Liebe hat die Attribute der Einzigkeit, Ausschließlichkeit und Ewigkeit. Diese aber kann keine andere sein als die Liebe Gottes. „Jede Liebe glaubt eine doppelte Unsterblichkeit, die eigne und fremde. Wenn sie fürchtet, aufzuhören, hat sie schon aufgehört.“

Darum gibt es auch nur eine Liebe. „Der erhabenste Mensch liebt und sucht mit dem am tiefsten Stehenden einerlei Dinge nur aus höheren Gründen und auf höheren Wegen.“ Jedes Streben nach Glück und Liebe, will J. P. sagen, mag es sich im Gegenstand noch so sehr verirren, ist doch nur Ausdruck der unendlichen Sehnsucht, des „Heimwehs der Seele nach Gott“ (Museum 71). Dieser tiefe Gedanke ist der Schlüssel zum Verständnis der dritten Skizze im Anhang zum Fixlein 189, wo J. P. den paradoxen Satz ausspricht, die Liebe, die ein habsüchtiger Erbe gegen seinen Testator hat, sei von unserer Liebe gegen die edelsten Männer der Menschheit nicht in der Art, sondern nur im Grad verschieden.

---

in seiner Seele trüge als ursprüngliche Mitgift, als Siegel seiner Abkunft aus dem **Unendlichen**, in welchem er ja entsteht und besteht?“ (Carriere, die Kunst im Zusammenhang mit der Kulturentwicklung).

Es gebe keine eigennützige Liebe. Auch die niederen Affekte erhielten durch den Reflex der idealen Natur des Menschengeistes edlere Beziehungen und würden dadurch in eine höhere Sphäre erhoben; der ideale Zug sei in ihnen wie in den Tieren die menschliche Gestalt ausgedrückt, wenn auch nur anagrammatisch, in- und auseinandergeschoben und ohne Eurythmie. So sei der Zorn gleichsam ein plethorisches Gefühl der moralischen Häßlichkeit, der Neid, das Gefühl des Mißverhältnisses zwischen unserem und fremdem Schicksal oder Wert u. s. w. So sei sogar die Liebe gegen weibliche Schönheit (abgesondert vom ästhetischen Gefallen daran) nichts als die Liebe gegen die durch Farben- und Linienreiz hieroglyphisch abgemalte und in Menschenwachs bossierte Liebe oder moralische Schönheit." (Aehnlich habe der Ekel moralische Beimischung (Siebenkäs 419).*)

Die eine Liebe Gottes schließt natürlich die Nächstenliebe nicht aus, sondern ein, das zweite Gebot ist dem ersten gleich (dem Prinzip nach); die Kindes-, Vater-, Mutter-, Gatten-, Vaterlands-, Menschheitsliebe sind nichts weiter als die Gottesliebe angewendet auf irdische Verhältnisse. „Alles Irdische verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an Ihn, die Gottesliebe fordert die Nächstenliebe; denn in mir ist Gott mir so nah, daß ich mein und sein Wort schwer trennen kann, aber im zweiten Ich bricht sich meines zurück, und ich finde nur Jenen widerglänzend wieder, der mich und den Thautropfen erleuchtet". (Lev. 42.) „Der edelste Mensch hängt eben am Meisten von liebenden Seelen ab oder doch von seinen Idealen derselben, mit denen er aber nur insofern ausreicht, als er sie für Pfänder künftiger Urbilder ansieht. Ich nehme den Stoiker, diesen epikurischen Gott und den Mystiker nicht aus; beide lieben in dem Schöpfer nur den Inbegriff seiner Geschöpfe; wir jenen in diesen." (Hesp. 185.)

Divinität statt Humanität! Der zweite Grundsatz stecke schon im ersten (Lev. XVI), „da wir ja die Gottheit nur im Menschen als Gottmenschen finden und kennen, aber der Glanz des in der reinen Ewigkeit wohnenden Ideals wirft uns das Licht auf unseren Richtsteig heller als die von der Zeit getrübte Menschenrealität".

Und wie alle menschliche Liebe nur gebrochene oder getrübte Gottesliebe, wie wir im irdischen Reflex des jenseitigen Ideals doch nur dieses dunkel suchen, so kommt auch nur in der reinen, klarbewußten Liebe

---

*) „Könnte der Mensch eine einzige Handlung thun, bei der er völlig wie ein Tier dächte, so wäre er auch kein Mensch mehr." (Herder.)

Gottes dieser edle Affekt zur höchsten Entfaltung. „Ohne Gott ist das Ich einsam, durch die Ewigkeiten hindurch; hat es aber seinen Gott, so ist es wärmer, inniger, fester vereinigt als durch Freundschaft und Liebe. Ich bin dann nicht mehr mit meinem Ich allein. Sein Urfreund, der Unendliche, der eingeborne Blutsfreund des Innersten, verläßt es so wenig, als das Ich sich selber, und mitten im unreinen oder leeren Gewühle der Kleinigkeiten und der Sünde, auf Marktplätzen und Schlachtfeldern stehe ich mit zugeschlossener Brust, worin der Allerheiligste und Allerhöchste mit mir spricht und vor mir als nahe Sonne ruht, hinter welcher die Außenwelt im Dunklen liegt" . . .

Wir vernehmen in dieser rührenden Sprache, in diesem innigen Verhältnis zu Gott „den Urfreund," wie es kein Mystiker schöner ausgedrückt, den Geist des edlen Fénélon, der „herrlichen Guyon". Diese Idee wirft auch ein klares Licht auf den spirituellen Charakter der Jean Paul'schen Affekte, vor Allem auf die mysteriöse „Allliebe".

Wie tief, wie großartig, wie echt christlich ist J. Ps. Auffassung der Liebe! Wahrlich von diesem Geist kann man lernen, wie man „herzlich liebt". Die Gottesliebe ist der Quell und das Prinzip der echten Liebe. Die Menschenliebe verliert nicht, sondern gewinnt in unermeßlichem Maße, wenn sie ihre Inspiration von dem Urquell der Liebe nimmt. „Nur was du ewig liebst, ist ewig dein". „Eine Mutter", sagt Kellner in seinen „pädagogischen Mitteilungen", „die ihr Kind nicht um Gotteswillen liebt, hegt eine Leidenschaft, der trotz aller Süßigkeit Gift beiwohnt, und sie kann obigen Spruch nicht mit vollem Herzen sagen. Nur wenn wir glauben, unerschütterlich glauben, daß unsere Kinder in der Gemeinschaft des ewigen Vaters und zur Gemeinschaft mit ihm erzogen werden sollen, mit dem, der da spricht: Die Seelen sind mein! werden wir den Geist, die Kraft der Liebe haben, welche im langen Kampf des Lebens aushält und den Segen der Kinder bestimmt. Nur dann wird an der Wiege des Säuglings nicht der unheimliche, schmerzliche Gedanke uns durch die Seele schneiden: Wieder ein Geschöpf mehr, um zu irren und getäuscht zu werden und zu leiden!" „Wer liebt, liebt das Gottverwandte, die gottähnliche Persönlichkeit. Darauf beruht der Adel der Geschlechts-, Familien- und jeder Liebe" (St. Augustinus). Nur diese Liebe hat auch Kraft zu heroischer Bethätigung. Die Liebe hat das Eigene, daß sie in jedem Ding den geliebten Gegenstand widerstrahlen läßt und so sieht die gottliebende Seele überall Gott, und dieses heilige Gefühl und der Enthusiasmus,

den es erzeugt, läßt ihr selbst die arme, abstoßende Menschheit liebens
und erbarmungswürdig erscheinen. „Die Freundschaft kann Vorz
begehren, die Liebe blos Menschengestalt. Daher haben wir eine
kalte, eine so wechselnde Menschenliebe, weil wir den Wert der Mens
mit ihrem Recht vermengen und nichts an ihnen lieber wollen
Tugend". (Hesp. 544.) „Ach Menschenliebe, die du dem inneren Mens
das griechische Profil und seinen Bewegungen Schönheitslinien und sei
Reizen Brautschmuck gibst, verdopple deine Wunder- und Heilkräft
meiner hektischen Brust, wenn ich Thoren sehe oder Sünder oder unähnl
Menschen oder Feinde oder Fremde!" (Hesp. 648.)

Sollen wir von der Höhe dieses Gesichtspunktes einen Blick he
auf die Niederungen werfen, in die ein Feuerbach die christlichen I
herabgezogen? Wir müssen wohl; denn der Nimbus dieses Pse
propheten ist es ja, dem gegenüber der J. P.'sche Idealismus in
düsteres Licht gestellt worden ist. »Homo homini deus!« lautet
neue Evangelium, „die Liebe zum Menschen darf keine abgeleitete sein,
muß zur ursprünglichen werden. Dann allein wird die Liebe eine wa
heilige (!!), zuverlässige Macht. Ist das Wesen*) des Menschen
höchste Wesen des Menschen, so muß auch praktisch das höchste und e
Gesetz die Liebe des Menschen zum Menschen werden . . . Das ist
Wendepunkt der Weltgeschichte".

Stolz und kühn klingen die Worte. Christus und Feuerbach! S
sind die „Wendepunkte der Weltgeschichte". Es ist nur gut, daß
endlich einmal das „Wesen des Christentums" kennen und zur ne
menschlichen Religion nach der bisherigen armseligen Pseudoreligion,
alle noch einen Gott brauchten, übergehen können. Wie dankbar
die Menschheit sein, daß sie endlich nach fast 2000 Jahren einse
kann, daß z. B. die Wahrheit der Dreieinigkeit die menschliche Fan
in der Dreiheit: Mann, Weib und Kind sei, daß die Idee der Unsterblic

---

*) Dagegen sagt ein abtrünniger Schüler Feuerbachs treffend: „Kein S
kein Hund bemüht sich, ein rechtes Schaf, ein rechter Hund zu werden; kei
Tier erscheint sein Wesen als eine Aufgabe, d. h. als ein Begriff, den es zu r
sieren habe." (Max Stirner, der Einzige u. s. w. S. 443.) „Der Mensch ist der
böse Geist, der zurückgeblieben, der schlaueste Lügner mit ehrlicher Miene, der
der Lüge!" Der Gattungsmensch Feuerbachs ist thatsächlich nichts als ein Rest
Hegelianismus.

keinen anderen Grund hat, als z. B. der Wunsch, einen Spaziergang auf dem Mond zu machen, — daß wir endlich auch über das Wesen der Liebe richtig belehrt sind, von dem der gute J. P. „infolge seines im Christentum zurückgebliebenen Spiritualismus“ (Nerrlich) freilich nichts wissen konnte, so wenig als ein Augustin, Fénélon und sonstige Schwächlinge. Jean Paul als „Egoist“ hat „nie wahrhaft zu lieben verstanden“. „Nie hat einem Dichter so wenig als Jean Paul die echte Liebe ihre Mysterien offenbart“. Man wird vielleicht nicht glauben, daß so etwas geschrieben werden konnte. Man schlage auf in Nerrlichs Biographie S. 176. J. P. ist ein „Don Juan“ und „Roquairol“. J. P. ist ein Selbstsüchtling, der „keine moralische Forderung beachtete, wenn sie seinem Ideale“ (d. h. seiner Marotte) „nicht entsprach, der am wenigsten unter allen Dichtern etwas von echter Liebe wußte“. „So hat sich das Christentum in seiner letzten Stunde, als die Füße derer vor der Thüre waren, die es begraben sollten“ (ein Hegel'sches Plagiat) „in J. P. einen typischen Vertreter geschaffen.“

Der Jung-Hegelianer Nerrlich hat auch die Entdeckung gemacht, daß das Christentum keine „hervorragenden Bildhauer und Maler hervorgebracht“ (S. 63) und daß „von Thales an jeder weltgeschichtliche Philosoph in gewissem Sinn ein Atheist gewesen sei“ (S. 115).

Es gibt also bei Nerrlich Philosophen die „in gewissem Sinn“ Atheisten, in „gewissem Sinn“ Theisten sind!

Wie sagt doch Feuerbach? „Keine Philosophie ist meine Philosophie und keine Religion ist meine Religion.“ Mit dieser Selbstkritik können wir es bewenden lassen. Eine Religion ohne Transcendenz ist keine Religion.

Das Christentum ist die persönliche Religion κατ' ἐξοχήν: es hat einen persönlichen Gott, es hat ein menschliches persönliches Ideal; die Heiligung faßt es als eigene persönliche That. „Die Macht des Christentums besteht in seiner Personifikation, daß es die Idee zur Person erhebt.“ (Wider das Ueberchristentum l. c. S. 96.)

„Die antike Kultur hatte bei aller Herrlichkeit des Geistesschaffens noch nicht eine selbständige Welt geistiger Freiheit und Innerlichkeit erreicht, ihr Leben, wie es seinen Höhepunkt in künstlerischen Bildern fand, war seinem Grundcharakter nach ein Naturprozeß, wenn auch ein Naturprozeß höherer Art.“ (Eucken.) Die menschliche Persönlichkeit

konnte sich nie voll als Persönlichkeit erfassen, wenn es außer ihr nichts gab als ein Nichtich, eine Natur. Derselbe Mangel kehrt in der neueren Philosophie wieder. Wo kein persönliches Verhältnis zum Urprinzip besteht, da ist das höchste des Strebens: „fortschreitender Sieg über die Sinnlichkeit“ (Fichte), allmähliche „Harmonie zwischen Vernunft und Natur“ (Schleiermacher). Damit aber ist der Wesensbegriff des Sittlichen nicht erschöpft. Der wahre Gegensatz der Persönlichkeit ist nicht der Gegensatz von Persönlichkeit zu Unpersönlichem, sondern von Persönlichkeit zu Persönlichkeit. Nur wo ein Gott ist, der kein totes Sittengesetz, keine „moralische Weltordnung“, kein Fatum, sondern eine **Person** ist, entwickelt das religiöse Bewußtsein den ganzen verborgenen Reichtum; die Tiefen des Geistes erschließen sich in einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, die über allen Vergleich mit jenem Naturmechanismus und -Chemismus stehen. Wird man die Ideen der Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit erfassen können, wenn man sie auf das Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Natur zurückführt? Ist nicht die christliche Demut (ταπείνωσις humilitas), jene Mischung von ehrfürchtiger Devotion und kindlicher Liebe, womit der Christ seinem Gott gegenübertritt, ein ganz neuer Begriff gewesen, der vorher unbekannt war?*)

Nur ein persönlicher Gott ist Erklärungsgrund der Welt des Selbstbewußtseins, nur ein persönlicher Gott kann dem Sittengesetz Autorität und Sanktion geben, nur er den endlichen Sieg des Guten verbürgen. Man hat die göttliche Persönlichkeit geläugnet, weil man sie nicht begreifen kann; begreift man die menschliche? „Könnten wir Gott ganz fassen, dann wäre er keiner. Was das Kind vom Vater versteht, ist gewiß nicht das Männliche, sondern das Kindliche des Vaters“ (Förster 4, 120). „Sollte der das Ohr gepflanzt hat, nicht hören, der das Auge, nicht sehen?“ (Ps. 94, 9.)

Die Kausalität der Persönlichkeit kann keine unpersönliche sein. „Gäbe es keine unendliche Persönlichkeit, wie käme da eine endliche zu Stande? Und wäre dann diese nicht eigentlich der Weltgeist und höher als das ganze systematische All?“ (Förster 4, 120.) „Gott ist der Gott

---

*) Titan 302: „Heilige Demut! Einzige Tugend, die nicht vom Menschen, sondern von Gott geschaffen wird! Du bist höher als Alles, was du verbirgst oder nicht kennst! Du himmlischer Lichtstrahl, wie das irdische Licht zeigst du alle fremden Farben und schwebst unsichtbar ohne eine im Himmel!“

aller Geister, und nicht alles Lebens, denn das Leben ist ohne Bewußtsein . . . (Sel. 222.) Ein vollendetes unendliches Bewußtsein kann kein Mensch fassen, aber irgend eines muß da sein, sonst gäbe es überhaupt kein Bewußtsein . . . „Allgemeine Vernunft ist so unpassend, als allgemeine Persönlichkeit . . . Sogar wenn man eine Weltseele annähme, die sich in einer gewissen organischen Verbindung bewußt wäre, jedoch aber sich selbst wieder von ihrem Bewußtsein in einem fremden Individuum unterschiede, was eigentlich nicht denkbar ist, so müßte sie mitten in der Umgebung von Licht und anderen Kräften ja auch wieder ein Bewußtsein sich verschaffen“ (Sel. 163).

J. P. will damit den dreifachen Widerspruch des Pantheismus beleuchten:

1. Daß ein bewußtloses Prinzip Bewußtsein erschaffe, also das Geringere das Größere, das Vernunftlose das Vernünftige;
2. daß jedes Einzelbewußtsein dem andern und dem Ganzen fremd und gegensätzlich und doch mit ihnen identisch sein solle;
3. daß die Weltseele, die doch ex hypothesi in allen Dingen sei, doch nur in den tierischen Organismen sich bewußt würde.

So kommt J. P. zum Schluß: „Das Unendliche ist nichts als durch und durch Bewußtsein oder ein Wissendes, ein Thron, auf den Fichte sich und die übrigen Menschensünder setzen wollte.“ „Jedes Selbstbewußtsein ist höher und mächtiger als ein ganzes blindtaubes Spinoza-All. Nur der Gedanke an das Ich ist der Ankerplatz im unabsehbaren Meer der Kräfte und ein Herzschlag wärmt und bewegt das All.“ (Museum 72.)

Persönlichkeit ist die höchste Form der Existenz und muß darum dem höchsten Wesen im eminentesten Sinn zukommen.

Die Einwände gegen die Persönlichkeit Gottes, dieses „starre, harte Fürsichsein“ (Strauß) treffen nur jene Ansichten, welche die menschliche Form des Selbstbewußtseins mit ihrer Beschränktheit unmittelbar auf das göttliche Innenleben übertragen. Persönlichkeit, sagt Biedermann, sei mit Absolutheit unvereinbar. Das persönliche Selbstbewußtsein unterscheide sich als Einzelwesen von anderen, die persönliche Freiheit habe ihre besonderen Zwecke im Unterschied von Zwecken des Ganzen. Der Glaube an einen persönlichen Gott ist nach Pfleiderer aus dem „Ueberwiegen des semitischen über das arische Element im Christentum“ entstanden. „Ob die Einheit mehr als freie Persönlichkeit

über der Welt oder als gesetzmäßig waltende Vernunft in der Welt gefaßt werde, hänge wesentlich davon ab, ob das praktische Selbstbewußtsein, welches in Gott das ergänzende Urbild seiner eigenen Freiheit sucht, oder ob die denkende Weltbetrachtung, welche auf die allwaltende Notwendigkeit des Ganzen hinweist, den überwiegenden Coeffizienten des Gottesbewußtseins bilde."

Ja mehr noch, sogar einen ethischen Vorzug will Pfleiderer seinem pantheistischen Gottesgedanken (nicht Gott) abgewinnen. Der Gottesglaube mit seiner „gegenseitigen Exclusivität der Personen" sei gerade „das Hindernis für den höchsten Akt der praktischen Frömmigkeit", während die „wechselseitige Durchdringung der göttlichen Immanenz ein leichtvollziehbarer Gedanke" sei, „sobald nur die Sprödigkeit der Persönlichkeit des Absoluten beseitigt sei." Also auch noch den Vorzug der tieferen Frömmigkeit soll der Unglaube haben!

Ein herrlicher Gedanke: diese „Immanenz des Göttlichen!" Man sieht, zu welcher Flachheit, zu welch öder Leerheit die Begriffe Liebe und Frömmigkeit im modernen Heidentum herabsinken. Ein bloßer subjektiver, allerdings „leichtvollziehbarer Gedanke", eine Einbildung soll Ersatz bieten, ja eine höhere Stufe repräsentieren für die wirkliche Vereinigung und Beseligung im höchsten Lebensgrund! „Die Liebe will aber weder Zweiheit noch Einheit (leeres Abstraktum!) sondern Vereinigung", sagt J. P. in der Aesthetik 451.

Und was den ersten Punkt, das Verhältnis von Absolutheit und Persönlichkeit betrifft, so ist leicht ersichtlich, daß Pfleiderers Absolutum die Alt-Schellingische öde Nacht der absoluten Indifferenz ist. Damit ist allerdings Persönlichkeit unvereinbar.*) Der weitere Fehler ist, daß hier, wie überhaupt im idealistischen Gedankengang, logische Beziehungen mit realen Verhältnissen verwechselt werden. Hiezu bemerkt Lotze:

„Jedes Ich ist unterschieden vom Du und Er; daher der Einwand, das Ich erfordere ein Nichtich als Gegensatz; aber das ist falsch. Es ist ein Irrtum, zu meinen, zwei Inhalte, die man durch solche korrelative Begriffe als Glieder eines Gegensatzes oder als Beziehung denken kann, entstünden erst durch die (logische) Beziehung selbst. Sowohl

*) Persönlichkeit ist etwas absolut Inkommunikables. Das persönliche Ich zu einem überindividuellen Urich zu erweitern, war Fichte's haarsträubende Gewaltthat. Es ist eben ein Spiel mit Worten.

das Rechts als das Links*) ist etwas außer und vor dieser Beziehung, und was sie sind, ist der Grund, weßhalb sie, wenn die Vergleichung ausgeführt wird, nun als rechts und links gehend gedeutet werden können. Ebenso ist die Persönlichkeit schon gegeben, wenn der Geist im Gegensatz gegen seine eignen Zustände sich als das einheitliche, sie alle vereinigende Subjekt weiß. Der Gedanke eines persönlichen Gottes erfordert nicht die Annahme eines außer ihm Seienden, durch das er beschränkt wäre, sondern nur das Vorhandensein eines Gegensatzes seiner eigenen inneren Zustände." (Lotze, Religionsphilosophie 32 ff.)

Jean Paul spricht einmal von den „Diebsinseln, woher die Theologie ihre Gewürze holt". Es gäbe wenig Entdeckungen in der Philosophie und Moral, die nicht ein Jahrfünft oder -zehnt später einen Nachschöpfer in der theologischen Welt gefunden. Es käme sogar vor, daß längst überwundene Systeme in der Theologie noch einen Nachfrühling hervorriefen.

An diese Worte wird man hier lebhaft erinnert. Traurig nur, wenn eine Wissenschaft, die doch eine Lebenswissenschaft vor allem sein sollte, mit solch' armseligen Brosamen von den philosophischen Kathedern sich abspeisen läßt. Was kann sie dann dem Volke bieten? Wird man bei solchen Gottesgelehrten nicht an die Prophezeihung Jerem. 25, 15 erinnert: „Sieh', ich will sie mit Wermut speisen und mit Galle tränken, denn von den Propheten zu Jerusalem kommt Heuchelei ins ganze Land?" Auf diese theologische Papparbeit paßt Lessings Wort von den „Flickwerken von Stümpern und Halbphilosophen", die unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, „uns zu höchst unvernünftigen Philosophen machen". (An seinen Bruder, 2. Febr. 1774.)

Gott ist nicht nur wirkliche Persönlichkeit, er ist sogar allein Person im wahren Sinn. Er allein besitzt sein Selbst in jedem Augenblick ganz und voll. Wir können nur in beschränktem Sinn sagen, daß wir handeln; noch weniger sind wir für uns (das Gedächtnis schwindet, Bestrebungen ändern sich, Selbsterkenntnis mangelt). Die menschliche Persönlichkeit ist kein Faktum, sondern eine Aufgabe, ein Ideal. Und sie kann sich nur bilden und entwickeln an dem höchsten Ideal und in Gemeinschaft mit ihm, dem einzigen Lebensgrund. Wir bedürfen als Kreaturen äußerer Hilfe, um unser eigenes Selbst zu entfalten.

---

*) besser wohl: das Rechte und das Linke.

Von der Gottesüberzeugung strömt Licht und Kraft auf alle menschlichen Beziehungen. Das Dasein eines persönlichen Gottes, zu dem der Einzelne in ein kindliches Verhältnis treten kann, gibt dem Individuum einen unaufhebbaren Wert, der nicht erst aus seiner Gliederung in der menschlichen Gesellschaft entspringt und doch sein eigenes Werk ist und durch seine Thätigkeit ins Unendliche gesteigert werden kann.

Auch die Beziehungen zum Mitmenschen bekommen durch die christliche Persönlichkeitsidee eine ganz neue Physiognomie. Persönlichkeit hat keineswegs den Charakter des Egoismus, wie Spinoza fälschlich meinte, sondern das Streben nach Persönlichkeit im Licht des Gottesgedankens bringt gerade die altruistischen Seiten des Individuums erst zur vollen Geltung. Das ist eben das Wunderbare, daß, je charaktervoller der Mensch sich zusammenschließt, er um so wirksamer zum Handeln wird für andere. Nicht durch Auflockerung, sondern durch unendliche Konzentration seines Selbst gewinnt der Mensch die Kraft, die reichen Schätze seines inneren Lebens nach Außen zu ergießen: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten." Wo kein Innenleben, da auch kein Leben für andere. Beides fordert sich wie Systole und Anastole, Ein- und Ausatmen.

Aus diesem Grundverhältnis entspringt der Charakter der Carität, der dem Christentum eigen ist, denn Liebe ist persönliche That, sie läßt sich nicht mathematisch begrenzen, wie die nackte Pflicht, sie ist etwas unendlich Strebendes und Schaffendes. Mangel an Carität ist der durchgreifende Zug des Altertums; „sie hatten keine Liebe", wie Paulus sagt, und sie konnten keine rechte Liebe haben, weil sie die Persönlichkeit und den persönlichen Gott nicht kannten. Daher die Uebermacht des Staatsgedankens, der den Einzelnen fast zerdrückte. Der antike Staat war ein Mensch im Großen, der keine individuelle Selbständigkeit aufkommen ließ.*) Und über dem Weltganzen schwebt das kalte, erbarmungslose Fatum, gegen das selbst der eifersüchtige semitische Gott noch sympathisch erscheint.

Jean Paul hat den Kernpunkt des Gegensatzes getroffen, wenn er sagt: „Christus fordert nicht Recht, sondern Liebe, nicht abmessen,

---

*) Wir steuern bedenklich dieser Auffassung wieder zu; daher die **Wichtigkeit** des Persönlichkeitsprinzips in unsern Tagen!

sondern nachgeben; das Recht ist ihm zu unbedeutend, er wollte den Schöpfer des Rechts: die Liebe" (Förster 4, 119.) Nicht kalte Gerechtigkeit, sondern Liebe ist im Christentum die oberste Kardinaltugend; daher gibt es hier nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte; die Gesinnung tritt an Stelle des Reats, die Liebe an Stelle der Gerechtigkeit, die Person an Stelle der Leistung.

Wie seicht, wie kleingeistig erscheint dagegen das prätentiöse »homo homini deus!« Nicht immer ist der direkte Weg der kürzeste und beste. Wie wir nur auf dem scheinbaren Umweg der Gottesliebe die wahre Menschenliebe gewinnen, so nur wieder durch Ausbildung des eigenen Selbst die rechte Stellung zum Mitmenschen. So schlingt sich das dreifache Band der Selbst-, Gottes- und Nächstenliebe zur untrennbaren Einheit und Harmonie zusammen. Wer ein Glied herausbricht, zerstört auch die anderen. Das hat Jean Paul tief gefühlt, als er sagte: „Der einzig echte Atheismus ist Verzweiflung. . . Niemand ist im weiten All so sehr allein als ein Gottesleugner — er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verloren neben dem unermeßlichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist erregt und zusammenhält und der im Grabe wächst, bis er sich selbst abbröckelt von der Leiche. Die ganze Welt ruht vor ihm, wie die große, halb im Sand liegende Sphinx aus Stein, und das All ist die kalte, eiserne Maske der gestaltlosen Ewigkeit. . ." (Komet 97.)

„Ein Wesen, welches es auch sei, wünscht etwas zu lieben und zu verehren. Das Ich darf nicht einsam sein die Ewigkeit hindurch" — daher der tiefe Gegensatz Jean Pauls und Fichte's! Man beachte den unheimlichen, gegen den übermütig-satirischen Ton des Uebrigen so abstechenden Schluß der Clavis Fichtiana, wo wir das Fichte'sche Ich bis zum Wahnwitz der Gottgleichheit sich aufblähen, aber nach Erkenntnis seiner Trostlosigkeit und Armseligkeit niedergeschmettert sehen bis zur Vernichtung — die Schrift hinterläßt denselben grausigen Eindruck, wie das Seitenstück hiezu, die grandiose Vision im Siebenkäs 230: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei" und von der der Dichter selbst sagt: „Wenn einmal mein Herz so unglücklich und ausgestorben wäre, daß in ihm alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, zerstört wären, so würde ich mich mit diesem Aufsatz erschüttern nnd", fügt er in bescheidenem Stolz hinzu — „er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben."

„Alle Gräber waren aufgethan und die eisernen Thüren des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu. An den Mauern flogen Schatten, die niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offenen Särgen schlief nichts mehr als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten blos ein grauer, schwüler Nebel, den ein Riesenschatten immer näher, enger, häßlicher wie ein Netz hereinzog. . . . Alle Schatten standen um den Altar und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Toter, der erst in der Kirche begraben worden, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust und auf seinem lächelnden Angesicht stand ein glücklicher Traum. . . Jetzt sank eine hohe, edle Gestalt mit einem unvergleichlichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar nieder und alle Toten riefen: „Christus ist kein Gott?“ Und er antwortete: „Es ist keiner!“ . . . Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonne und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels, aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, soweit das Sein seinen Schatten wirft und schaute in den Abgrund und rief: „Vater, wo bist Du?“ Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert*) und der schimmernde Regenbogen im Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrund und tropfte hinunter und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, bodenlosen Augenhöhle an, und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte und wiederkäute sich. Schrei't fort, Mißtöne, zerschrei't die Schatten, denn er ist nicht!“

Die entfärbten Schatten zerflatterten wie weißer Dunst, den der

*) Vergleiche als Kontrast Ps. 138, 7—12:
„Wo soll ich hineilen vor Deinem Geiste,
Wohin fliehen vor Deinem Angesicht?
Stieg' ich gen Himmel, so wärest Du da,
Führ' ich zur Hölle, so wärest Du da,
Nähm' ich mir Flügel von der Morgenröte
Und wohnt' ich am äußersten Ende des Meeres,
So würde auch dahin Deine Hand mich führen
Und Deine Rechte mich halten!
Und spräch' ich: Vielleicht kann die Finsternis mich decken,
So wäre die Nacht licht mir in meinen Lüsten,
Denn das Dunkel ist nicht dunkel vor Dir
Und die Nacht hell wie der Tag!“

Frost gestaltet, an warmem Hauch zerinnt und alles wurde leer. Da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altar und sagten: „Jesus haben wir keinen Vater?“ Und er antwortete mit strömenden Thränen: „Wir sind alle Waisen, ich und ihr. Wir sind ohne Vater!“

Da kreischten die Mißtöne heftiger — die zitternden Tempelmauern rückten auseinander — und der Tempel und die Kinder sanken unter — und die ganze Erde und die Sonne sanken nach ... und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus und schaute in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude hinab ... „Starres, stummes Nichts, kalte ewige Notwendigkeit, wahnsinniger Zufall! ... Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? ... Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir — o Vater, wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgengel sein? ... Ist das die Erde?“ hier schaute Christus hinab und sein Auge wurde voll Thränen und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr, da war ich noch glücklich, da hatte ich noch meinen unendlichen Vater und blickte noch froher von den Bergen in den unermeßlichen Himmel und drückte die durchstochene Brust an sein linderndes Bild und sagte noch im herben Tod: Vater, zieh deinen Sohn aus der blutenden Hülle ... an dein Herz ... ach, ihr glücklichen Erdbewohner, ihr glaubt ihn noch! Vielleicht geht jetzt eure Sonne unter und ihr fallt unter Blütenglanz und Thränen auf die Kniee und hebt die seligen Hände empor und ruft unter tausend Freudenthränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: „Auch mich kennst du, Unendlicher und all meine Wunden und nach dem Tod empfängst du mich und schließest sie alle“ ... Ihr Unglücklichen! nach dem Tod werden sie nicht geschlossen. Wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem schönen Morgen voll Wahrheit, Tugend und Freude entgegenzuschlummern, so erwacht er im stürmischen Chaos in der ewigen Mitternacht — es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete ihn an, sonst hast du ihn auf ewig verloren!“

Welches Gemälde, welche Schauer der Fantasie! Wer kann trockenen

Auges dies lesen? Was ist die Henkerphantasie Dantes gegen diesen Aufschrei der gequälten Menschenbrust? Die entsetzliche Oede des Abgrundes, der sich aufthut bei dem Gedanken einer gottlosen Welt, wie grell beleuchtet! Ein Abgrund, den man so schön mit blumigen Phrasen von Weltentwicklung, Kulturfortschritt überdeckt. Man beachte die herrlichen Kontraste: des Toten, der mit dem glücklichen Lächeln der Himmelshoffnung entschlafen und der verzweiflungsvoll Erwachten, des Gottmenschen, der die innigste Gotteinheit gefühlt (Ich und der Vater sind eins, Joh. 10, 30), als er „noch glücklich war“ und seiner Enttäuschung im Jenseits! Wie fremdartig klingt es, daß die „Erdbewohner“ glücklich gepriesen werden, die „noch glauben“ — gleichsam eine Parodie der Bergpredigt! Wahrlich, die Theologen sollten J. P. lesen, sie könnten aus dieser fruchtbaren Quelle mehr zur Veredlung, zur Erschütterung der Herzen lernen, als aus dickleibigen Postillen und Predigtmagazinen. (cf. auch den Anhang zu Dr. Katzenbergers Badereise von dem toten Christus ohne Auferstehung mit seinen Kreuzwunden, die wieder flossen.)

Religion und Moral.

Die Religion ist die höchste Blüte der Persönlichkeit, in sie mündet in höchster Potenz Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst; denn „alles Göttliche muß ja wohl der Sittlichkeit so gut vermählend begegnen, als der Wissenschaft und Kunst, und die Sonne wandelt nur durch Himmelsäther“ (Lev. 41). Aehnlich sagt Jacobi: „Man kann kein Held irgend einer Art sein, wenn man kein Held im Glauben ist.“ Damit aber sind Religion und Sittlichkeit keineswegs als identisch bezeichnet. Es kann Religion ohne Sittlichkeit*) und Sittlichkeit ohne Religion geben. „Das Mittelalter hatte neben seinem moralischen Kirchhof voll Leichen und Unkraut, voll Grausamkeit und Wollust doch Kirchen und Thürme für den Religionssinn. Umgekehrt sind in unserem Zeitalter die Haine der Religion gelichtet und abgetrieben, die Landstraßen der Sittlichkeit aber gerader und sicherer geführt. Ach, eine Gleichzeitigkeit des sittlichen und religiösen Verfalls wäre auch zu hart! Die Zeit will sogar den Abgang des Sinns für das Ueberirdische durch größere Schärfe und Härte des Sittlichen decken und sich wenigstens durch kleine zarte (und darum häufigere)

*) Vgl. den jesuitischen Probabilismus, den altlutherischen Antinomismus, das Talmudjudentum.

Seiten eine sittliche Breite geben. Der Stoizismus war nur Sittlichkeit, anderseits gab es Schwärmersekten, z. B. die Quietisten mit sittlichem Antinomismus." (Lev. 41.)

Obwohl dem Begriff nach verschieden, müssen Moral und Religion in der charaktervollen Persönlichkeit zur harmonischen Einheit zusammentreten. Ein Einheitsmensch, wie J. P., konnte eine Trennung des natürlichen und übernatürlichen Prinzips nicht vertragen. Keine Sittlichkeit ohne Religion! Keine absolute Ethik! Nur der Genius der Religion beschirmt in der Mondsphantasie (Fixlein 34) die weibliche Unschuld und Tugend. Daher seine Antipathie gegen Basedow, trotz mancher ihm sympathischer Züge seines Erziehungs-Systems. „O Gott, lieber will ich dich läugnen", ruft er aus, „als mit jenen Theophilanthropisten in die tote Kirche ziehen und das warme Herz darin begraben!"*) „Wer keinen Gott im Himmel und im Herzen hat, kann sich ohne Unsittlichkeit durch keine Sittlichkeit gebunden glauben, in seine Kinder (etwa Nutzens halber) ein Nichts zu impfen, das er sich schon ausgerissen hat und das er selber wieder auszureuten gedenkt." (Lev. 46.) „Ich kann beide (Religion und Moral) weniger als sonst von einander scheiden; ohne den Aufblick zum vollkommensten Wesen ist die Tugend kalt, ohne Aufmunterung und Flügel und Freude und das nämliche Ideal der Tugend, das ich in meinem Kopfe aufgestellt habe und an dem ich jedes andere, selbst das göttliche, zu prüfen scheine, rundete ja eben erst der Schöpfer selbst, wie sollte er nicht das Ideal der Tugend sein können, da er mir erst meines einschuf? Die Tugend ist Nachahmung Gottes, wäre eine der erhabensten Vorstellungen, wenn nicht die Kanzeln es zu einer der abgegriffensten gemacht hätten." (Brief an Vogel, 15. Juni 1787; Wahrheit 4, 181.)

Daher tadelt J. P. das „ewige Ackern und Säen auf dem Eisfeld der bloßen Sittenlehre". „Warum besteigen die Prediger die Kanzeltreppe blos als Herolde dessen, was ohnehin jedes unter der Kanzel sitzende Gewissen" (ein böser Lapsus!) „unaufhörlich als Tag- und Nachtwächter ausruft? Warum wollen sie die Sittlichkeit erst beweisen und begründen und Stützen stützen, da ja alle ihre Beweise nur auf jener ruhen?" (Dämmerungen 107.)

Der religiöse Sinn müsse frühzeitig im empfänglichen Kinderherzen entwickelt werden. „Wann könnte das Heiligste schöner einwurzeln als

*) Aesthetik III. 2. Kap. über die französische Litteratur.

in der heiligsten Zeit der Unschuld, oder wann das, was ewig wirken soll, als in der nämlichen, die nie vergißt?" Dies richtet sich gegen Rousseau, der die Religion erst, als späte Erbschaft eines mündigen Alters aushändigt", die dann nicht mehr religiöse Begeisterung und Liebe erwecken kann als ein Pariser Vater kindliche, der nach der Sitte dem Sohn nicht eher erscheint, als bis er keinen Vater mehr braucht" (Lev. 45).

Dian führt seinen Zögling Albano nicht in den „Steinbruch, vor die Kalkgruben und den Zimmerplatz der Metaphysik, sondern sogleich in das damit fertig gemachte, schöne Bethaus, natürliche Theologie genannt. Er ließ keine eisernen Schlußketten Ring nach Ring schmieden und löthen, sondern zeigte sie als herunterreichende Brunnenkette, woran die auf dem Boden sitzende Wahrheit heraufgezogen werden soll. Kurz das Skelett und Muskelpräparat der Metaphysik versteckte er in den Gottmenschen der Religion. Und so soll es sein; aus der Sprache lernt man die Grammatik leichter als jene aus dieser, aus dem Kunstwerk leichter die Kritik, aus dem Leib das Gerippe als umgekehrt, wiewohl man es immer umkehrt. Unglücklich sind die jetzigen Jünglinge, die vom Baum der Erkenntnis früher die Tropfen und die Käfer schütteln als die Früchte." (Titan 108).

„Herrliche Zeit der ersten Liebe gegen die Wahrheit! O, das Feuer, worin der Mensch seine ersten Welten schafft, wo er voll frischer Morgengedanken das erste Gestirn der Wahrheit kommen sieht, strahlt einen ewigen Glanz und steht ewig vor dem sehnenden Herzen! Die Zeit nachher gibt nur veraltete Wahrheiten und verjüngte Lügen!

Religion als das Höchste muß auch den höchsten Rang in der Erziehung einnehmen. (Bezeichnender Weise sieht J. P. in hervorragender Neigung für Religion bei Kindern oft ein Zeichen des Genies).

Es schlafe ohnehin „eine ganze Metaphysik träumend im Kinde",*) in jeder Kinderstube stehe ein Altar. Der Mensch, von Natur ein Spiegel der Welt, sei vermöge der Religion ein Spiegel der Gottheit. „Heilig bewahre den Kinderglauben, ohne welchen es keine Erziehung gäbe!" Vergiß nie, daß das kleine, dunkle Kind zu dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarung hinaufschaut, dem es hingegebener ist als seines gleichen und daß die Lüge eines Apostels eine

*) cf. Lev. 45, einige Proben kindlicher Religionsphilosophie, die J. P. sich aus Beobachtungen aufgezeichnet.

ganze moralische Welt verheert! Untergrabt also euere Unfehlbarkeit weder durch unnütze Beweise noch durch Bekenntnis des Irrtums,*) Kraft und Skepsis kann das Kind ohne eure Kosten schon genug an fremden Aussprüchen polemisch und protestantisch üben und stärken" (Lev. 94).

Scharf kehrt sich J. P. gegen Plattner, der den Glauben auf „Schwäche des Gehirns" zurückführen will, sodaß „Trunkene, Kranke, Weiber, Kinder am meisten glaubten": „Wie könnte Schwäche", entgegnete J. P., „so vielen zarten Entwicklungen des Herzens Raum geben: der Liebe, Religion, Begeisterung, Poesie! Der Engländer ist leichtgläubiger als jedes andere Volk aber weder schwächer noch schwach; er haßt die Lüge zu sehr, um sie vorauszusetzen. Wie Liebende an einander glauben, wie der Freund an den Freund glaubt und der edle Geist an die Menschheit wie der Gläubige an die Gottheit, — dies ist der Petrusfels und feste Platz der Menschenwürde. Alexander, der die verdächtige Arznei trank, war größer als der Arzt, der sie blos heilsam statt giftig machte; es ist erhabener, ein gefährliches Vertrauen zu hegen, als es zu verdienen. Wer recht vertraut, zeigt, daß er die sittliche Gottheit von Angesicht zu Angesicht gesehen, und es gibt vielleicht auf der Erde keinen höheren sittlichen Genuß, als der ist, wenn Sinne und Zeugen über den Freund in deinem Herzen herfallen, um ihn hinauszuwerfen, dann ihm beizustehen mit dem Gott in dir, um zu behalten und ihn zu lieben, nicht wie sonst, sondern stärker. Darum ist dieser Glaube der heilige Geist im Menschen, wie die Lüge die Sünde gegen diesen Geist . . . Wenn in eurer letzten Stunde alles im gebrochenen Geist abblüht und abstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen, so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort und stärkt mit Duft im letzten Dunkel." (Lev. 92—95.)

Wunder.

Religion ist auch die rechte Heimstätte für das Wunderbare. („Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," sagt ja auch Goethe.) „Ohne Wunder gibt es keinen Glauben und der Wunderglaube selber ist ein inneres. Allem Großen, das euch vorkommt, müßt ihr einen Sonnenblitz des Ursprungs zugestehen; dem Genius der Liebe, jeder Kraft. . ."

*) Die erste Frage des französischen Laienkatechismus von Paul Bert: »Qu'est ce que Dieu? Personne n'en sait rien«, ist nicht nur an sich genommen eine Betise, sondern noch mehr pädagogisch.

Der Sinn für's Wunderbare war in Jean Paul stark entwickelt: die Mystik ersetzte ihm die geoffenbarte Religion und trat als Ergänzung zu seiner natürlichen Theologie. Tiefer Widerwille erfüllte ihn gegen die „erbarmenswerten Aufklärer, die wie eine frostige Höckersfrau vor ihrem Pfennniglichtlein gekrümmt sitzt und den Käufern ihre Aepfel und Pfeffernüsse zeigen will" (Anhang z. Titan 165). „Mir waren von jeher alle Spöttereien über Heiligenlegenden und Aberglauben ekler als der Gegenstand selber" (Förster 4, 192). „Ich ziehe überall das Wunderbare vor; mich ärgert z. B. Faujas St. Fond, der Knochenreste, die Cuvier untergegangenen Tieren zuschrieb, zu denen der noch jetzt lebenden macht." (Wahrheit II, 86.)

Die Auflösung der Wundergeschichten in natürliche Vorgänge konnte Jean Paul nicht leiden: „Wir müssen auch bei den gemeinsten optischen Kunststückchen uns auf etwas anderes als auf die Auflösung des Trugs der Fantasie in einen Trug der Sinne freuen, weil uns sonst nach der Auflösung das Zauberwerk mehr gefallen müßte als vorher.... Der Geist ewig unter Körper gebannt, will Geister." (Titan 470.)

Darum nimmt der Dichter (Kl. Bücherschau 9) gegenüber dem Unglauben, diesem „Seelenasthma", sogar Partei für den Aberglauben*), „für welchen ein reineres und sanfteres Wort zu wählen wäre, z. B. Ueberglaube" (cf. Dämmerungen 22: „Hole zum Glauben mit einem besonnenen Ueberglauben aus!"); er sei eine höhere Erscheinung im Menschen als die gewöhnlichen Irrtümer, mit welchen man ihn gewöhnlich vermenge. Die andern Irrtümer seien nicht wie er mit Gefühlen verknüpft, welche bleiben, selbst wenn jene gehoben sind. Der Aberglaube sei eigentlich ein wahrer, er irre mehr im Ort als im Dasein der Wunderwelt, welche sich in unserem Innern ohne Vermittlung des alltäglichen Außen, ja im Widerspruch damit ankündige... Warum soll man mit Cicero aus der Uebereinstimmung aller Völker blos für die Gottheit und nicht ebensowohl für die Wunderwelt höhere Abstammung schließen?

---

*) „Ob Aberglaube oder Unglaube das mindere Uebel sei?" ist ein stehendes Thema des vorigen Jahrhunderts. Baco, Shaftesbury, Voltaire rc. haben hinter dieser Schanze so recht bequem ihre Bosheiten gegen den Glauben loslassen und das Märchen von den tugendhaften Atheisten und der Harmlosigkeit des Unglaubens gegenüber dem „Fanatismus" herrlich predigen können. J. Paul nimmt bereits in seiner ältesten Periode einen milderen Standpunkt ein. cf. den Jugendaufsatz bei Kürschner unter kleinere Schriften

Der Ausdruck Wunder bezeichne etwas Tieferes, als man gewöhnlich beschreibe. „Er meint nicht sowohl eine stärkere Kraft, als eine fremdartige, denn, es richte eine starke Arznei, ein Menschenmagnetismus, ja ein Engel mit einem noch feineren einen Toten ins Leben wieder auf, dies alles spricht unser Gefühl eines Wunders nicht an und nicht aus. Durch bloße Gradsteigerung der Kraft gelangt man so wenig zum Gefühl des Wunderbaren, als durch Unendlichkeit oder Grenzenaufschiebung zum Absoluten. Aberglaube ist die Poesie der Vernunft. Das Unbegreifliche ist eigentlich der Kern und Wert des All und aller Erkenntnis. Darum wäre eine Zusammenstellung der abenteuerlichen Gebilde des Volksglaubens in einem weiten Gewölbe so erwünscht! Welch ein Werk wäre das vollends, wenn es noch dazu von einem Dichter käme, z. B. von Görres, dessen Inneres und Kern die Blume der Dichtkunst in zartem Umriß enthält und bewahrt!" (Görres hat das Werk „Die christliche Mystik" auf Anregung des Dichters wirklich geschrieben.)

Den Wunderauflösungen der Bibel durch kritische Theologen war Jean Paul nicht hold. „Was hilft's, daß ein Wunder erklärt wird, wenn 10,000 bleiben?" Ohne Wunder gibt's keine Religion, der Wunderglaube selbst ist eines. Wenigstens zwei Wunder bleiben unbestritten: die Geburt der Endlichkeit und die Geburt des Lebens mitten ins dürre Holz der Materie hinein; dann aber ist mit einer Unerklärlichkeit jede andere gesetzt und ein Wunder vernichtet die Philosophie, also heuchelt ihr nicht, wenn ihr die Kinder aus dem Religionsbuch und aus dem Geheimbuch der Natur alles ziehen laßt, was ihr nicht erklären könnt!"

Diese Vorliebe für Mystik machte ihn empfänglich für die Wunder des Somnambulismus und magnetischen Hellsehens — Swedenborg sei noch nicht widerlegt, sowenig als die Hellseherinnen (Verm. Auff. 105), nur „die gedankenlose Leichtgläubigkeit der Aufklärer" an eine „gedankenlose Leichtgläubigkeit ganzer Jahrhunderte und Völker" könne hier alles für erlogen halten: „Kann es ein Feld des Wissens geben, worin nichts als Beete voll Unkraut blühten?" Wenn Erfahrungen mit sog. sympathetischen Kuren nicht stets von dem versprochenen Erfolg begleitet wären, so könne man daraus nicht mehr schließen, als gegen die ganze Arzneimittellehre, worin es vielleicht kein einziges Mittel gäbe, dem der angekündigte Heilgehalt nicht von irgend einem Versuch wäre wieder abgesprochen worden, abgesehen davon, daß eine reine Wiederholung sympathetischer Kuren beim Mangel eines leitenden Grundsatzes sehr erschwert würde. Das unglaubliche

„Sträuben gegen die Thatsachen, das Ohrenzuhalten unphilosophischer Unheilkünstler vor schreienden Beweisen“ und der ewige Vorwurf einer unaufhörlichen Betrügerei seitens verblendeter Aerzte, sei ein trauriges Zeichen der Zeit. (cf. die beißende Satire Verm. Auf. 168.)

J. P. magnetisierte selbst, so Wahrheit 8, 140, die schwindsüchtige Tochter des Finanzdirektors v. Hornberg, die der Hausarzt aufgegeben. „Ich habe der guten Mutter wenigstens voreilige Thränen genommen. Ohne Magnetismus muß die Tochter sterben: ihr Gesicht ist schon ein weißes Marmorbild auf einem Grabstein.“ Ebenso übte er seine hypnotische Kraft in einer Gesellschaft in Heidelberg 1819, wo er „eine Frau v. K. durch bloßes fest wollendes Anblicken zweimal beinahe in Schlaf gebracht, und vorher zu Herzklopfen, Erbleichen, bis ihr S. helfen mußte, was manche Scherze gab“. (Wahrheit 8, 120.)

Wunderbare Ahnungen begleiteten J. P. sein ganzes Leben hindurch. Das Merkwürdigste ist die folgende Stelle seines Tagebuchs (Wahrheit 4, 381): „15. November 1790. Wichtigster Abend meines Lebens, denn ich empfand den Gedanken des Todes . . . Ich drängte mich vor mein künftiges Sterbebett dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Phantasieen in der letzten Nacht — du kömmst, ja du letzte Traumnacht . . .“

Am 15. November 1825 standen thatsächlich die Seinen um den teuren Toten.

Wie denkwürdig ist folgende Mitteilung einer Jugendfreundin Jean Pauls aus dem Jahre 1789, wo der Dichter noch gänzlich unbekannt war (cf. Wahrheit 4, 242): „Oft, wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich auf dem Klavier in solche wehmütige Stimmung gebracht, daß uns die Thränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiter spielen konnte, brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (gewöhnlich waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glück; dann prophezeihte er auch wohl, aber immer mit der Miene, als ob er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Orten zu ihm kommen werde . . . und die Höfer würden große Augen machen und Fürstinnen und Prinzessinnen würden

uns noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden — was uns alles freilich sehr unglaublich vorkam."

Hieher gehört auch Jean Pauls Glaube an die mystische Zwei: „Alle guten Dinge sind zwei, nicht drei", meint Jean Paul, und er hatte ein besonderes Büchlein zusammengeheftet mit dem Titel: „Wunder des Dualismus" (1805), worin er seinen erfahrungsgemäßen Glauben darstellen wollte, daß zwei ähnliche oder gleichartige Ereignisse gewöhnlich aufeinander folgten, die mit einem dritten, das mit ihnen auf irgend eine Weise verwandt, im Gegensatz stünden. (cf. auch „Dämmerungen" 20. Note.) Wir wollen einige Beispiele herausgreifen:

„Im vorigen Herbst (1804) Furcht des gelben Fiebers, jetzt (Herbst 1805) des Krieges.

Karolina hat zwei Schwestern, ich zwei Brüder verloren.

Zwei alte Freunde, eine alte Freundin.

Schwiegervater drei Weiber, wovon die dritte gut.

Zwei Karolinen heiraten wollen und nur die dritte geheiratet."

(Seltsam ist, daß J. P. der auffallenden Doppelzwei nicht gedenkt, daß er zwei von Oerthel und zwei von Oertel zu Freunden gehabt, nämlich Christian und Adam von Oerthel und Ludwig und Friedrich von Oertel, in der Vorrede zu den Grönländ. Prozessen verwechselt er gar ihre Vor- und Zunamen; s. das. 17.)

Naiv ist, daß J. P. zu der Zwei auch rechnet, daß diese Regel zweimal nicht eintreffe.

In der Aesthetik I, § 22 spricht J. P. von der Wichtigkeit des Aberglaubens für die Poesie. J. P. ist froh, daß er auf einem Dorf jung gewesen und also „in einigem Aberglauben erzogen" worden sei. „Wäre ich in einer moralischen Erziehungsanstalt in diesem Säkulum gut ausgebildet und verfeinert worden, so müßte ich manche romantische Gefühle, die der Aberglaube dem Dichter gleich zubringt, erst ihm abfühlen."

Ein Menge poetischer Motive entnahm J. P. solch abergläubischen Volksmeinungen. So findet er die Erklärung des Lächelns schlafender Kinder, weil Engel im Traum mit ihnen spielten, höchst anmutig. Wie prosaisch und erkältend dagegen die physiologische Erklärung aus der Säure im Magen!

Die Wundersehnsucht breitete einen unglaublichen Zauber über die religiösen Erlebnisse der Kindheit. „Ihr stillen Tage meiner frömmsten

Entzückungen geht wieder vor mir vorüber und gebt mir eure Kinderhand, damit ich euch schön und treu beschreibe!" Unvergeßlich ist J. P. der andächtige Schauer beim Herannahen des Weihnachtsfestes, „wo das unreife Herz noch den Himmel auf der Erde findet, welchen das reife erst über ihr erwarten kann". Wehmütig beschreibt er, wie ihm einst der Vater im Abendrot der sinkenden Sonne einen schimmernden Flügel des vorbeifliegenden Christkindes gezeigt habe und säumt nicht, dasselbe Experiment an den eigenen Kindern zu wiederholen. „Pauls Weihnachtsfest aber selig zu beschreiben, erlassen mir wohl gern die Zuhörer, . . ." sagt er in seiner Selbstbiographie. Sobald er aber zufällig sich überzeugt hatte, daß „nur Menschen, nicht Ueberirdische die Freudenblüten und Früchte brächen, so war diesen der Edenduft und Edenglanz ausgegangen und abgewischt und das alltägliche Gartenbeet da. Indes unglaublich ist's, wie er gleich allen Kindern gegen die Himmelsstürmer seines himmlischen Glaubens sich gewehrt und wie er lange seine übernatürlichen Offenbarungen festgehalten gegen alle Einsicht seiner Jahre, gegen alle Winke des Zufalls, bis er endlich sah und weniger siegte als besiegt wurde. So schwer läßt sich der Mensch in allen Religionen zu den Menschen herunterziehen, welche oben im Lufthimmel die gebenden Götter spielen."

Ebenso schwungvoll ist die Beschreibung des Beichtabends, wo ein „sanfter, lichtheller Himmel in die Seele kam, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein und entsündigt zu fühlen und mit Gott und den Menschen einen heitern Herzensfrieden abgeschlossen zu haben — und dann der Abendmahlsmorgen, an dem der Gedanke, daß der Unbußfertige gleich dem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, heiße Thränen hervorrief, glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses" . . . „Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabend unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wohl that es dann, an dem Beichttag selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen!" „Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht."

Der Gott Jean Pauls war keineswegs „der Schein- und Schattenkönig des Deismus", wie Nerrlich*) meint (cf. noch besonders die oben

*) Nerrlich widerspricht sich auch, wenn er einerseits sagt: „Wer die Dreieinig-

S. 220 zitierte Stelle), sondern das gerade Gegenteil davon. Jean Paul erklärte sich aufs schärfste gegen den deistischen Gott, der „nicht die Tagesuhr eines Menschen, aber die Jahrtausenduhr der Weltgeschichte stellen läßt, als ob die Entgegensetzung des Irdischen und Ueberirdischen auf bloßem Grad der Größe beruhe. „Wer Religion hat, findet eine Vorsehung mit nicht mehr Recht in der Weltgeschichte, als in seiner Familiengeschichte; den Regenbogen, der sich auf Höhen als blühender Zirkel in den Himmel hängt, schafft dieselbe Sonne im Thautropfen des Blümchens nach." (Dämmerungen 44.)

Während der wunderscheue Deismus den Schöpfer vom Weltgetriebe möglichst in die Ferne zu rücken sucht, geht J. P. noch viel weiter als der gewöhnliche Theist und sieht überall die Spuren der nahen Gottheit. Wie ihm die Natur Spiegel und Kleid des allgegenwärtigen Gottes war, wie er in ihr gleich den alten Propheten Schatten des Allmächtigen vorübergehen sah (Loge 333; Hesp. 571; Aesth., Einleitung) — daher seine schwärmerische, fast bacchantische Naturbegeisterung —, so war ihm jedes Ereignis wie ein Fingerzeig Gottes. „Es gibt eine höhere Ordnung, als wir erweisen können, es gibt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in jedem Leben, welche die Vernunft aus Kühnheit leugnet und das Herz aus Kühnheit glaubt (Hesp. 344); es gibt eine Vorsehung für jedes Einzelwesen, obgleich dessen in das ungeheure Weltgewebe verstrickte Geschichte den durchgeschlungenen Ariadnefaden schwer aufdeckt. . . Ich schließe auf eine allgemeine Vorsehung erst aus der besondern und auf die Weltgeschichte aus dem uralten Stammbaum der Würmchen, deren Ahnenreihe von Blättern Edens bis auf unsern Kohlgarten reicht." (Blum. 315.)

„Dies Gefühl der göttlichen Zukunft in der Gegenwart", der Zartsinn und die Empfänglichkeit für die Stimme Gottes und die dichterische Begeisterung, die er aus dieser Ueberzeugung schöpft, ist das Einzige, was er voraus zu haben meint vor den großen Männern seiner Zeit, denen er an Genialität weit nachzustehen bescheiden erklärt. (Wahrheit 2, 49.)

---

keit, übernatürliche Geburt Christi u. s. w. leugne, habe kein Recht mehr, sich Christ zu nennen", und andrerseits in Jean Paul „die Strahlen der modernen Welt durch das Christentum gebrochen" sieht, ja J. Paul sogar als den Brutus der sterbenden alten Religion bezeichnet, den sie sich als einen „großartigen, für die damalige Zeit typischen Vertreter geschaffen".

„Wie ein Antlitz schön ist, wenn es Geist, so die Welt, da sie Gott durchscheinen läßt“, sagt der geistesverwandte Jacobi. In Allem, besonders in der Pädagogik, ist für Jean Paul der religiöse Gesichtspunkt maßgebend. Darum empfiehlt er besonders die Astronomie als Lehrgegenstand, weil sie die Größe des Schöpfers so anschaulich erkennen läßt. Seine eigenen Werke nennt er „Supplementsband zum Buch der Natur. Vorbericht zum Buch der Seligen.“

Von diesem Gesichtspunkt aus war dem Dichter, der überall eine göttliche Pädagogik wahrnahm, auch die katholische oder eigentlich antike Lehre von den Schutzgeistern sehr sympathisch. „Es gibt keinen schöneren Gedanken als den der Griechen, daß jeden Menschen ein Genius umgibt, der ihn mit seinen unsichtbaren Flügeln kühlt, hebt und bedeckt. Wenigstens möglich ist es, daß höhere Wesen, die für uns sind, was wir für die Tiere, mit unsichtbarer Uneigennützigkeit um die wichtigeren Handlungen und Gedanken des Menschen, nämlich um seine einsamen, Wache stehen. Auch wüßte ich nicht, was der arme Mensch in der brausenden Waldung des Lebens mit ihren Tieren, ihren Steigen, wilden Jägern, Stürmen und fallenden Bäumen nötiger hätte als eine unsichtbare Hand, an der er williger und richtiger geht als an allen sichtbaren.“ (Brief an eine Freundin, 1792.)

„Es ist kein Wahn, daß Engel um den bedrohten Menschen mitten in ihren Freuden wachen, wie die Mutter unter ihren Freuden und Geschäften ihre Kinder hütet. O ihr unbekannten Unsterblichen, schließt euch ein einziger Himmel ein? Dauert euch nie der wehrlose Erdensohn? Solltet ihr größere Thränen abzutrocknen haben als unsere? Ach, wenn der Schöpfer seine Liebe so in euch wie in uns gelegt hat, so sinkt ihr gewiß auf die Erde und tröstet das umstürmte Herz unter dem Mond, fliegt um die gedrückte Seele, deckt eure Hand auf die versiegende Wunde und denkt an die armen Menschen! Engel der Freude! sei mit meinem und deinem Freund, wenn die Sonne kommt und laß ihm schöne fromme Morgen angrünen! Sei mit ihm, wenn sie höher geht und wenn ihn die Arbeit drückt! O nimm den entfernten Seufzer einer Freundin und kühle damit seinen! Engel der Thränen und der Geduld, der du öfter um die Menschen bist! . . Zeige den Menschen nichts auf der Erde als den Himmel jenseit der Erde! O ihr immer Glücklichen in andern Welten, euch stirbt nichts, ihr verliert nichts und habt alles! Könnt ihr's denn fühlen in euren glänzenden Höhen, in eurem ewigen Seelenbund, daß

die Menschen hienieden getrennt werden, daß wir einander nur aus Särgen, ehe sie untersinken, die Hand reichen, — ach, daß der Tod nicht das Einzige, nicht das Schmerzhafteste ist, was Menschen scheidet!..“ (Loge 348.)

Gebet.

Es läßt sich denken, daß einem Phantasiemenschen wie J. P., der fast stets „religiösen Gedanken gegenüber lebte“, das Gebet der Höhepunkt edelster Begeisterung war.

„Nur ein Heuchler, der Agioteur der Tugend, ist nach dem Gebet nicht sanfter und gefälliger. Ein Betender steht wie ein Unglücklicher auf hoher heiliger Stätte, die unsere Arme nicht erreichen.“ (Titan 304.)

Nur im Gebet darf der Mensch alles sagen und wagen, sein Glück und sein Unglück. Die neidischen unterirdischen Mächte scheinen ihn dann nicht zu hören, weil es ein Gebet ist.“ (Blum. 209.) „Das Gebet macht rein, es ist eine Selbstprüfung“ (Verm. Auff. 69), aber das Gebet darf nicht gewohnheits- und handwerksmäßig abgethan werden, es gehört die Stunde der Begeisterung dazu, daher J. P. als das Schwerste der geistlichen Verrichtungen erklärt: „würdig zu beten“.

(Während Goethe hier mit J. P. übereinstimmt: „Wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so das Gebet die Hoffnungen des Lebens“ — will Kant ein persönliches Verhältnis zu Gott nicht gelten lassen, in jedem Gebet stecke „ein Stück Heuchelei“.)

So sehr J. P. über konfessionelle Lehrmeinungen erhaben war, so widerwärtig war ihm das „Seelenasthma“ der Aufklärerei, namentlich im theologischen Gewande. „Symbolische Bücher sind jeder positiven Religion unentbehrlich, freilich sollten sie von Zeit zu Zeit eine verbesserte Auflage erleben durch den Geisterstaat, nicht durchs Pfarramt.“ Den Schwur auf symbolische Bücher versteht J. P. zwar nicht als einen „sinn- und ehrlosen Gehorsam, als einen Meineid gegen sich selbst, als ein Versprechen eines künftigen, also ewigen Glaubens, d. h. einer jetzigen Unfehlbarkeit, aber als Versprechen, den Unterricht des Volkes an dessen lebendigen Glauben zu knüpfen; daher dünkt ihm des großen poetischen Namens Gottesgelehrter unwürdig, wer, statt diesen Glauben, der den ganzen heiligen Lebenskern und den Schatz aller Zukunft und Hoffnung einer dürftigen Seele in sich schließt, zu pflegen, ihn wie ein Herz aus der Brust zieht und nun die ausgeleerte Brusthöhle ohne

Schwerpunkt auf dem Weltmeer alles Meinens treiben läßt. Gibt es etwas Grausameres, als die Kandidatensitte, dem Volk den Glaubensboden zu verschieben oder zu versenken in ein kühnes Wortmeer einer herabgetropften Systemwolke — und nun auf das bodenlose Wasser doch Samenkörner auszustreuen? Kommt der Lehrertrag eines Echo-Neins auf fünf oder sechs orthodoxe Irrtümer in Betrachtung gegen das köstliche Aufopfern und Auswurzeln eines alten Glaubens, der lebte und belebte? Erstattet ein Meinen irgend ein Fühlen, woher will man Impfreiser ernähren, wenn man den wilden Stamm aushöhlt? Wahrhaftig, würde nicht zum Glück dem Nachsprecher auf der Kanzel nur wieder nachgesprochen in den Kirchenstühlen, sondern verstände das Volk genügsam die ihm dargereichte Unverständlichkeit, so müßte der Riß unheimlicher Meinungen in die einheimischen das Innere so schmerzlich auseinanderteilen, als bei uns geschähe, wenn in unser Erkennen und Erproben der gegenwärtiger Welt plötzlich ein unheimlicher Geist einbräche mit seinem Setzen einer zweiten, dritten, vierten Welt." (Freiheitsbüchlein 32.)

J. P. wollte das Recht des Volks auf seinen Glauben schützen gegen die Vergewaltigung seitens aufgeklärter Pseudo-Seelsorger und Schulmeister; er konnte dem einen Gewissen, das doch sein Inhaber durch Aufgabe des Lehrpostens ganz gut salvieren könne, das Recht nicht geben, hunderte und tausende um ihren Glauben zu betrügen.

Lieber will J. P. dem wissenschaftlichen, namentlich akademischen Lehrstuhl größere Freiheiten zugestehen, als dem Kanzelstuhl, der dem Volk den Buchladen ersetze und fast die einzige geistige Nahrung biete. Auch handle es sich bei der Jugenderziehung darum, dem Kind eine Welt erst zu geben, indeß im Vater eine gegebene alte blos zu bewegen und zu befrachten ist.

Den Aftertheologen der Aufklärungsperiode stellt J. P. in dem herrlichen Gottreich Hartmann im Dörfchen Heim (welch anmutige Namen!) das Idealbild eines Seelenhirten nach seinem Sinn gegenüber. (Blum. 245 ff.) Es ist ein Zug aus seinem eigenen Leben, wenn er „von dessen in der Jugend zurückgedrängtem Dichtergeist" spricht, der sich nicht in Schöpfungen verhauchen durfte und desto inniger, heißer auf das eigene Herz zurückströmte, in dem die Zwillingsschwestern, Religion und Dichtkunst, so nahe und helfend beisammen lebten. „Wie rein und schön ist die Stelle des Geistlichen! Alles Gute liegt um diesen herum: Poesie, Religion, Seelen-

hirtenleben, indeß andere Aemter diese Nachbarschaft so dunkel verbauen ..." Dazu ein gleichgestimmter Sohn! „Sohn und Vater lebten sich immer tiefer in einander hinein und auf der Stelle der kindlichen und väterlichen Liebe erwuchs eine seltene Freundschaft eigener Art. Denn nicht blos mit der Wiedergeburt der verloreneu Dichterjugend erquickte ihn der Sohn, sondern mit der andern noch schöneren Aehnlichkeit des Glaubens. In früheren Zeiten konnte ein Greis, der seinen Sohn in die theologischen Hörsäle schickte, niemand wieder erwarten als einen Bilder- und Himmelstürmer alles dessen, was er in seinem Amt auf dem Altar bisher altgläubig angebetet.*) Gottreich jedoch war mit dem Glauben seiner Väter und seines Vaters von jetzigen Lehrern zurückgekommen, welche die Gefühle der alten Theologie vor den Auflösungen der Aufklärer bewahren lehrten und dem Licht, das bei Menschen wie Gewächsen nur dem äußern Wachsen dienlich ist, nicht die Wurzeln schädlich entblößte. So fand der alte Vater sein altchristliches Herz an der Brust seines Gottreich mit jüngeren Schlägen wieder und die Rechtfertigung seiner lebenslangen Ueberzeugungen und seiner Liebe zugleich. Wenn es weh thut, zugleich zu lieben und zu widersprechen, und den Kopf abzubeugen, indem man sich mit der Brust zuneigt, so ist es desto süßer, sich und seinen Glauben durch eine jüngere Zeit fortgepflanzt zu sehen; das Leben wird dann eine schöne Sternennacht, wo kein altes Gestirn untergeht, ohne daß ein neues aufgeht."

Die alte Liebe zum geistlichen Stand, die sich bei J. P. nie verläugnet, das Heimweh nach dem verlorenen Glauben, klingt leise in der schönen Idylle durch. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß J. P. den eigentlichen Beruf seines Lebens, zu dem Lust und Erziehung ihn drängten, nie erreichen konnte, sondern sich auf eine reine Stubenbeschäftigung — die Schriftstellerei beschränken mußte. „Als elender privatisierender Gelehrter in Spitz zu sitzen, wäre mein Tod", sagte er in seiner Conjecturalbiographie (Br. u. bev. L. 102) „man muß nicht bloß an einem Ort sehr viel sein, sondern auch für einen Ort." Und doch war J. P. zeitlebens dazu verdammt, mit dem „hölzernen Schaugericht eines leeren Titels", wie Charlotte v. Kalb sich ausdrückte, sich zu begnügen. Zwar sagt er hinwieder: „Auch ich habe meine Aemter, jedes neue Buch ist ein Amtsposten, den ich solange behalte, bis es fertig ist." Aber in demselben

---

*) Schmerzliche Erinnerung an sein eigenes Schicksal!

Brief mahnt er den jungen Thieriot: „Ihrem geistigen Leben ist, wie jedermann, der zusammenhaltende Antagonismus eines bestimmenden Amtes nötig.“ (Förster I, 478.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß die einseitige theoretische Beschäftigung nicht günstig auf Jean Pauls Entwicklung gewirkt hat und ihre Spuren in dem Sprunghaften, Unfertigen, das Jean Paul der Dichter im Leben allerdings weniger wie in seinen Schriften doch noch an sich trägt, zurückgelassen hat. Wie wäre erst der Reichtum seiner Empfindungen aufgeblüht, wenn er, in dem „die Zwillingsschwestern Religion und Dichtkunst so nahe und helfend beisammen lebten“, als religiöser Führer und Erzieher des Volks hätte wirken können, nachdem schon die Beschäftigung mit ein paar Kindern ihn so mächtig begeistern und entwickeln konnte! Kirchenluft weht durch alle seine Schriften; die Pfarr- und Schulidylle ist das eigentlichste Gebiet, auf dem Jean Paul zu Hause ist und das er mit besonderer Liebe behandelt hat; selbst die jovialen, schalkhaften, etwas närrischen Vertreter dieser Stände, die Schomaker, Eymann, Wuz, Wehmaier sind mit Liebe gezeichnet.

Für die „Heiligkeit und Geistigkeit“ des geistlichen Standes tritt Jean Paul in der „jetzigen Verfallzeit der Religion, wo uns die bekehrten Wilden selber wieder Heidenbekehrer schicken könnten“, energisch ein. Man solle bei der Auswahl der Geistlichen, sagt er (Verm. Aufsätze), „nicht blos auf Einsichten, sondern auf das Seltenere, weil Höhere: auf sittliche Kraft sehen. Nur mit dieser sei die Welt zu bezwingen, und mit der Kraft des Feuers müsse das Licht ergänzt werden. Es müßten nicht blos Prüfungen des Kopfes, sondern auch des Wandels und sogar sittliche Bildungsanstalten für eine Stelle wie die Kanzeln existieren, wenn diese nicht eine Wüste, sondern ein Berg und der darauf also nicht Wüsten-, sondern Bergprediger sein solle. Die katholischen Geistlichen gewännen schon durch den äußeren Heiligenglanz, womit ihn seine Weihen umgeben, eine Kraft für die Erbauung, welche die nackten protestantischen Geistlichen sich auf innerem Weg zu erstatten hätten. Der alte, jetzt verlachte Glaube an die geistliche Ehrenwürde und Salbung sei nichts anderes, als der Glaube an den Mosisglanz, den das Kind am Vater, der Schüler am Lehrer, der Jüngling und Leser an einem großen Schriftsteller, der Unterthan an seinem gekrönten König erblicke; dem Volke sei der Priester die personifizierte Religion, daher der Priesterornat den geistlichen Nimbus schon äußerlich zeige. Mit Recht

hielten die Vorfahren die Einmischung der „Geistlichen“ in die gemeinen Geschäfte des Lebens für mißlich. Sogar durch Enthaltung bezüglich unschuldiger Freiheiten in Kleidung, Rede und Lebensweise solle der Priester seinem schönen Namen „Geistlicher“*) Ehre machen und das Ansehen der verarmenden Religion zu behaupten suchen. Auch werde es nicht schaden, wenn hinter dem König Ferdinand II., der vor jedem Geistlichen den Hut abzog, jetzt Personen von Stand kämen, die wenigstens an den ihrigen greifen.“ (Dämmerungen 106.)

Jeder prüfe gewissenhaft sein Herz, ehe er wagt, einen Geistlichen mit schlimmer Nachrede hinzurichten. Sogar eine einzige, ausgeschickte Anekdote bleibe an der Kanzeldecke an Stelle der verscheuchten, heiligen Taube als teuflischer Spott-, Stoß- und Würgvogel über dem Haupt des Predigers hängen und hasche und fresse oben allen guten Samen auf, welchen der Prediger auf die Gemeinde werfen wollte. Ein anderer Stand schaffe und arbeite mit weniger von der Sittlichkeit abhängigen Kräften, der geistliche aber habe die Gesamtkraft der Sittlichkeit zu seinem Dienstkreis von nöten. Das Schlimmste sei, daß das Ehrenkleid dieses Standes am häufigsten diejenigen an anderen zerlöchern, die es selber trügen. (Verm. Auff. 90.)

Mit Rücksicht auf den herrschenden „Religionswinter“ steht Jean Paul nicht an, seine Zeit eine „kleine Zeit“ zu nennen.**) „Religion ist jetzt keine Nationalgöttin mehr, sondern eine Hausgöttin. Unsere kleine Zeit ist ein Vergrößerungsglas, worunter alles Erhabene bekanntlich flach und glatt erscheint.“ Daß dies die Zeit des höchsten, geistigen Aufschwungs war, macht Jean Paul nicht irre. Die geistige Sonne, schreibt er an Jacobi 1811, wirkt gerade wegen ihrer größeren Nähe mit weniger Wärme und Glanz. Es sei der Thomastag der Philosophie, der allerdings die Hoffnung einer Wende als Trost lasse. „Man findet jetzt leichter alle Heuchler, selbst irreligiöse, als religiöse. Wie der Norden sich und seine Urwälder lichtet und mithin sich zum Sieden erhitzt, so führt auch bei uns Klimawärme Religionskälte ein und es gibt Leute, die sagen: „Ich glaube an alles, nur nicht an Gott“. Dämmerungen 102.

---

*) Die „sogenannten Geistlichen“ sagt Nerrlich, der sogenannte Literarhistoriker.

**) Man bedenke die Zeit eines Kant, Goethe, Schiller, der Befreiungsjahre . . ! Wie würde er erst die Zeit eines Darwin, Zola, Strousberg, Herz nennen?

Schlimmer noch als die Feindschaft gegen die Religion findet er die herrschende Gleichgiltigkeit dagegen: „Religion, Weiber und Leidenschaften erleben drei Zeiten, wovon wir erst die mittlere haben: sie zu verachten, die erste sei, sie zu vergöttern, die dritte, sie zu verehren.“ (Brief an den Fürstprimas.) Der gute Ton fordere von der Religion, wie von sich, weder Gutes noch Schlimmes zu sagen. Ja man könne dem Verdacht, sie zu haben, kaum ausweichen, wenn man nicht von ihr so spräche wie vom Dogen zu Venedig. „Wenn sonst Religion im Krieg war, so ist jetzt nicht einmal in der Religion mehr Krieg. Aus der Welt wurde uns ein Weltgebäude, aus dem Aether ein Gas, aus Gott eine Kraft, aus der zweiten Welt ein Sarg.“ Lev. 35.

Mit der Abnahme der Religion halte gleichen Schritt das Erstarken der leidenschaftlichen Begehrkraft, der sittlichen Ohnmacht, das Lobpreisen der frechen Kraft. Solange der jetzige Religionswinter blos auf den Höhen der Großen bleibe, habe er noch nicht die grimmigsten Nachteile, sondern erst, wenn er auf das platte Land einfalle und alle Keime erkälte, wie in Frankreich, wo die Revolution die grimmige Gestalt eines religiösen Pöbels enthüllt habe. Bedächten doch die Vornehmen des Jahrhunderts, daß sie nicht vom Einfluß ihres Genies, sondern vom Almosen einer religiösen Vergangenheit leben und daß die ungläubige Zeit von gläubiger Vorzeit zehre! („Wir können Religion entbehren, weil andere für uns Religion haben“, sagte Rénan.)

Wie ist dem Unheil zu steuern?

Nicht durch Kampf gegen die Bildung: „Es ist eine seltsame, immer wiederkehrende Erscheinung, daß jede Zeit einen neuen Lichtanbruch für Schadenfeuer der Sittlichkeit hält, indeß jede selber um eine Lichtstufe sich über die vorigen, dem Herzen unbeschadet, gehoben findet. Man fürchtet, der menschliche Charakter, das geistige Wachen könnte zu wach werden. Blos nicht genug wird er es jetzt, denn da zur Besonnenheit ein Gegenstand derselben gehört, wie zur Unbesonnenheit dessen Entbehrung, so sind die gemeinen Herzen der Zeit viel zu verarmt, um der Besinnung ein reiches Feld zu geben.“

Noch weniger ist staatliche Bevormundung am Platz: Die Religion ist keine Kirchenparade des Staates sondern sie ist das Herz selber, und soll der Unsterblichkeit angehörig höchstens gegen das Irdische siegen, nicht für dasselbe; der Himmel kann nicht der Lakai der Erde werden oder ein Sakrarium und Sanktuarium sich zu einer Garküche des Staates

ausbauen. Die reine Liebe der Religion darf nicht Zweck der unreinen werden.

Dagegen haben die Künste die Pflicht, der Religion, die ihnen Pflanzen und Freistätten in den Kirchen gegeben, durch Erwiderung des Dienstes zu danken, freilich nicht in der Art der neueren mystischen Richtung, sondern Klopstock und Herder sind hier Muster und Vorbilder, die die Religion, wie Sokrates die Philosophie, von ihrem Himmel auf die Erde brachten, überhaupt die älteren Dichter!

Die Laien sollen in religiösen Clubs sich sammeln, die wertvoller sind als politische; jetzt bewährt sich der Religionsgeist mehr in kleinen Gefäßen, da er aus den großen Heidelberger Katechismen verraucht. (J. P. hat überhaupt Vorliebe für kleinere Sekten, die „stillen Gemeinden der Herrenhuter, Quäker". Kleinheit der Kirche dünkt ihm wegen der Konzentration des Geistes und Leichtigkeit der Disziplin ein Vorzug. Die Prediger sollten mehr Fühlung mit dem Volk und der Oeffentlichkeit suchen; es fehle den Perorationen an romantischer Auswahl der Oerter, Zeiten und Verhältnisse; wie anregend seien die Uferpredigten auf der Insel Rügen! Statt der trockenen Sittenlehre sollten sie lieber ihren Gemeinden die Heldenseelen großer Menschen vorführen. Ein warm erzähltes Leben eines Jesus, Epaminondas, Thomas Morus, Luther würde mit der Gewalt des lebendigen Beispiels anfassen und emporrichten. Auch die Aufhebung der Feiertage beklagt Jean Paul. (Jubelsenior 122.)

Endlich richtet J. P. die Hoffnung auf das Weib, die »notre dame« der Religion.

Wie überall Optimist, fürchtet J. P. auch keineswegs für die religiöse Zukunft. Der Mensch könne auf die Dauer ohne den Aether der Religion nicht bestehen. Von der Zunahme der Aufklärung hofft er vielmehr auf eine Wiederbelebung der Religion, die ja nicht fortwährend verkannt werden könne; folgte doch sogar in Frankreich nach der großen Sonnenfinsternis ein Chateaubriand, St. Martin und ihre Verehrer. Jetzt freilich herrsche noch Phobetor, der tierische Heerden vorübertreibt, die unter dem Gehen würgen und grasen, und Morpheus, der mit seligen Kindern spielt, warte noch darauf, daß Phobetor mit seinen Tieren verschwinde. (Hesp. 338.) Himmel, wie anders erduldeten unsere Vorfahren ein 30jähriges Weh! Was sie auf der Erde begruben, strahlte ihnen widerscheinend vom Himmel

zurück und gegen jeden Schmerz gab es einen Gott, der ihn in eine Freude der Zukunft umschuf!" (Friedenspr. 34.)

Aber die Sonnenwende der religiösen Erwärmung sei bereits sichtbar und lasse eine frohe Zukunft hoffen. J. P. hofft sogar auf ein großes Ereignis wie die Reformation zur Anfeuerung und Belebung der trägen Menschheit! „Soll es denn keine Apostel Christi in Jahrtausenden geben als bloß zwölf?" (Wider das Ueberchristentum, in Kürschners Nationalliteratur, J. P. I. Bd., 105.)

Gehen wir nun näher auf die speziellen religiösen Anschauungen Jean Pauls ein, so ist zuvor ein Blick auf den religiösen Entwicklungsgang des Dichters unerläßlich.

J. P. war frühzeitig mit den modernen Forschungen der Bibelkritik bekannt geworden. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß es Geistliche waren, die den Jüngling um seinen Glauben brachten. Der Vater zwar scheint der Kirchenlehre ergeben gewesen zu sein, aber er starb frühzeitig, war überhaupt zu verschlossen, um selbst, wenn er eine Ueberzeugung hatte, sie dem Knaben zu überpflanzen. Die Geistlichen, die wir sonst noch mit dem Knaben in Verbindung sehen, waren sämtlich Aufgeklärte: Rektor Wernlein, Kaplan Völkel und besonders Pfarrer Vogel von Rehau. „Die Heterodoxie gehörte damals zur Aufklärung, zur Heterodoxie brachten mich die jungen Männer, Knaben folgen den Jünglingen nach." Pfarrer Vogel namentlich muß ein eigentümliches Rätsel gewesen sein. „Viel Heterodoxie, Verstand und Lustigkeit" sind die Charakterzüge des Mannes nach Jean Pauls eigenen Worten. Selbst „als Jonas im Walfischbauch würde er das nahe Zwerchfell desselben mit seinem Humor erschüttert haben." (Wahrheit 7, 41.) Wir erstaunen, wenn wir unter den Büchern, mit denen er seinen heißhungrigen jungen Freund versorgte, nur kirchenfeindliche finden: Derhanns Physikotheologie, Priestley's Verfälschungen des Christentums, Semlers Untersuchungen über den Canon, dessen Kirchengeschichte, Bahrdts Moral, Gibbons*) römische Geschichte, Helvetius Erziehung des Menschen, Bayles Werke, Lessings Fragmente u. s. w. (cf. Wahrheit 4, 177. 182. 260. 209.) Mit letzterem Buche scheint Vogel gezögert zu haben. Gerade dies aber erregte die Begierde Jean Pauls aufs heftigste. Interessant ist der

---

*) „Des Geschichtsschreibers mit langen Nägeln und kurzen Sätzen gegen die Christen." (Titan 355.)

Brief, in dem Jean Paul neuerdings um die Zusendung bittet: „Entweder enthält dieses Buch Wahrheiten oder Irrtümer. Wenn Ersteres, so kann nichts hindern, daß ich es lese. Wenn das Letztere, so überredet es entweder nicht, weil die Gründe zu schwach sind und dann schadets auch nichts, oder es überredet, was habe ich dann für Gefahr zu fürchten, wenn ich eine Wahrheit, von der ich nicht aus Gründen überzeugt bin und die bei mir bloßes Vorurteil ist, mit einem Irrtum vertausche, der mir wahrscheinlich oder einleuchtend ist?“ (Eine sonderbare Logik!)

Dennoch hält er den Entschluß Theologie zu studieren aufrecht, in der Hoffnung, durch die Universitätslehrer in seinen Anschauungen berichtigt zu werden. Aber hier traf er es gerade recht. „Die meisten Professoren und fast alle Studenten“, berichtet er aus Leipzig, „neigen auf Seite der Heterodoxie. Ich habe bei einem Magister, der zugleich Prediger ist, gehört, der unaufhörlich auf das System der mystischen Deutsamkeit der Bibel u. s. w. loszog. Aber die Professoren dürfen nicht frei über eine Glaubenslehre reden, sie müssen blos von Schwierigkeit derselben sprechen und die Entscheidung über ihren Wert den Zuhörern überlassen.“*)

Also Heuchelei noch zur Glaubensleere! Die Folgen blieben nicht aus. „Ich bin kein Theologe mehr . . . ich treibe keine Einzelwissenschaft ex professo und alle, nur insofern sie mich angezogen haben und in meine Schriftstellerei einschlagen und selbst die Philosophie ist mir gleichgiltig, seitdem ich an allem zweifle.“ Brief an Vogel 1. Mai 1783.

Aber die neue Ueberzeugung oder vielmehr der wuchernde Skeptizismus hatte keine heilsamen Folgen für seine dichterische Entfaltung. Dieser „Seelenheerrauch“ wirkte derart auf ihn ein, daß ihm keine Wissenschaft mehr schmeckte und er Bücher nur noch las, „um seine Seele“ zu üben, nicht um sie zu nähren, daher ihm „ein scharfsinniges, aber sinnloses Buch lieber war, als eines mit schlichtem Menschenverstand“. (Brief an Wernlein [Spazier, 3, 37]). Es war die Zeit, wo ihm „die Wahrheit minder als ihr Putz gefiel“.

Trostlose Oede hatte sich des Dichters bemächtigt. Dem Verlust

---

*) Die heutigen protestantischen Theologieprofessoren in H. B. u. s. w. haben es besser, sie dürfen schon deutlicher sein — Heuchelei treiben sie aber — wohl aus angeborner Vorliebe — immer noch genug.

des kindlichen Glaubens war Erkältung des ganzen, inneren Menschen gefolgt. Selbst das Verhältnis zu seinen Verwandten, die freundschaftlichen Verbindungen litten darunter. Lebensüberdruß, bittere Menschenfeindschaft, Hypochondrie streckten ihre Krallen nach dem Dichter aus und drohten diese kraftvolle Natur zu untergraben, zumal noch das materielle Elend hinzukam. Es war eine gefährliche Krisis. Der Skeptizismus bot ihm keinen Haltpunkt weder in Wissenschaft noch im Leben, noch weniger im Ideal, zu dem er sich auch nur poetisch begeistern konnte. „Mein früherer Widerstand gegen die Aufklärer", sagt er später (Ueberchristentum 104), bezog sich darauf, daß sie nicht das Begeisternde in sich hatten, was mir noch das Leben erhält." J. P. wäre im höchsten Fall ein ätzender, beißender Satiriker geworden, ohne idealen Hintergrund. Aber der Kern der Dichternatur war zu kräftig, zu gesund, um nicht diesen Stoß auszuhalten. Im Herzen, im innersten Menschen hatte sich noch ein Rest gläubiger Empfindung gerettet: „in der Empfindung war ich gläubig", und nicht zu vergessen: die sittliche Reinheit des Dichters war unbefleckt geblieben; von diesem moralischen Boden aus rang er sich wieder empor; die untergesunkene, schöne Welt baute er im Busen wieder auf und bald ertönten auch neue Lieder, als er endlich Männer fand, die die Sprache des Herzens redeten: „den Schriftstellern, die mich in jene*) versetzten, verdanke ich meine Transsubstanziation". Dies waren Jacobi und Herder. Der gewaltige Unterschied des Tons der „Grönländischen Prozesse" — die „Auswahl aus d. T. Pap." steht schon auf der anderen Seite — und der „unsichtbaren Loge" gibt uns eine bessere Illustration seiner Wandlung**) als alle Briefe und Ereignisse. In letzterem Werk benützt J. P. die erste Gelegenheit, um seinem Retter Jacobi ein inniges Denkmal enthusiastischer, dankbarer Hingebung zu setzen (S. 125).

Freilich der naive Glaube seiner Kindheit war für immer vorbei. J. P. war der Ansicht, daß das Christentum nur mit Aufgabe der unhaltbaren Außenwerke behauptet werden könne. Daher nannte ihn Fürstprimas Dalberg den „Negationsrat". (Förster I, 273.) Christus ist ihm der sanfte Mond der Gottheitssonne (Blum. 257), der Einzige

---

*) in die Empfindung.

**) 1784 ist er bereits von der Existenz Gottes fest überzeugt. (cf. Wahrheit 3, 372, Brief an Adam Lorenz von Oerthel.) Dieses Jahr ist der Wendepunkt.

ohne Sünde (Verm. Auff. 83), der eine, übermächtige Geist des Herzens, einsam neben Gott. „War er, so ist eine Vorsehung oder er wäre sie.“ Es kann selbst nach Jahrtausenden keine Zeit kommen, wo Christus nicht für das Höchste gehalten würde, aber erst müssen seine Worte entkleidet werden von fremdem Ueberwurf. (Förster 4, 119.) „Ach, hätten wir kein anderes Evangelium als in den vier Evangelien wörtlich steht und also keine zwei Christenspaltungen, wieviel Blut und Nacht wäre dem armen Europa erspart geblieben!“ (An Voß, 4. Juni 1819.) „Die Bibel des neuen Testaments verträgt sich mit jeder Philosophie, die an Gott glaubt. In allen Evangelien und Worten Christi finde ich nichts, was der Vernunft widersteht. Vom alten Testament läßt sich nicht dasselbe sagen.“ (Ueberchristentum S. 103.)

So ehrfurchtsvoll J. P. von Christus spricht, so wenig läßt er den Aposteln den traditionellen Nimbus. Schon Paulus habe das Christentum verfälscht namentlich durch die Genugthuungslehre, von der Christus kein Wort gesprochen habe. Die ganze Orthodoxie sei wie der Katholizismus erst in die Evangelien hineingetragen worden, jedes neue Jahrhundert habe seine Lebensansichten eingemischt. Unter allen Aposteln Christi sei keiner so groß als Sokrates; Epiktet und Antonin hätten gelebt, wie Christen, ja sie stünden noch höher, „sie erkannten die Gottheit in sich, nicht außer sich, was ist dagegen der gemeine Märtyrer und Apostel? Die einen holten es von innen heraus, die andern von außen hinein. Die Kraft Antonins beruhte in seinem Herzen, worin die bloße Idee „Mensch“ schon kräftig war.“ (Förster 4, 122.) Vielen Wert schreibe man dem Christentum zu, den man bloß der wachsenden, verbundenen Völkerzeit verdankt. Es gebe durch die Jahrhunderte größere Blicke ins All, als die eines Peter oder Paul. Die ganze christliche Religion bestände eigentlich nur in der Erzählung von Christi Leben und Leiden. „Ueberhaupt Geschichte ist das Christentum und weiter gibts keins. Alles Nachherige ist nur Nachton oder gar Mißton (auch Paulus). Hier ist Name und That, Menschliches und Göttliches eins, wie überhaupt alles Große in der Moral nur durch Individualität der Geschichte, also durch Individuen sich ausspricht.“ (Ungedruckter Nachlaß; cf. die scharfen Briefe an seinen Sohn Max, Wahrheit 8, 288.)

„Dennoch haben im guten und bösen Sinn tausend Kenntnisse blos dem Christentum Entstehung und Pflege zu danken und die Welt wird, wie die Peterskirche am Karfreitag, blos von dem Kreuz voll Lampen

erleuchtet. Da das Christentum den kultivierten Teil der Erde erfüllt, und da eben der Klarheit wegen, die über der Erde schwebt, kein neuer Offenbarungsprediger mehr umgreifen kann ... so wird das Christentum fortfahren, alle neue religiöse und philosophische Entwicklung der Zeit in sich zu saugen und so sich immer mehr befestigen durch Aufnahme äußerer Zuwüchse." (Ueberchristentum 104.)

Darum glaubt Jean Paul sich einen „Christen" nennen zu dürfen und einen wahreren und echteren, als es die orthodoxen seien: sein Christentum sei, „wie Christus es gelehrt". Man beachte die scharfe Antwort, die J. P. dem Pfarrer Morg gibt, der ihn des Atheismus verdächtigt hatte: „Ahmten Sie dem sanften, liebevollen Geist des Stifters unserer Religion und der Apostel nach, die nicht auf Meinungen, sondern auf Thaten drangen, die nicht irgend eine sog. Hauptlehre, sondern Liebe zum Lebensgeist, zur Wurzel des Christentums gemacht und keinen wegen seines Irrtums, sondern nur der Laster willen verdammte? Und wo habe ich denn Ihnen mein Glaubensbekenntnis abgelegt, das Sie so genau zu kennen vermögen, um die allmächtige Rolle eines Großinquisitors in Töpen zu spielen? Lassen sie mich glauben, daß diese Welt nur für die Nachahmung Gottes und Christi und erst die künftige für die genaue Kenntnis derselben ist und daß, wer lieber Christi Gottheit beweist, als seine Lehren vollstreckt, einem Bauern gleicht, der den ganzen Tag untersucht, ob sein Herr von rechtem Adel ist, übrigens ihm aber weder Liebe noch Gehorsam bewahrt."

J. P.'s Standpunkt war ein höherer, als der der Konfessionen. „Religion ist etwas anderes als Religionsmeinung, es gibt nur eine Religion, aber unzählige Religionsmeinungen." Der Kern der Religion, ihr geistiger Herzensberuf, ihr Gehirnmark, ist von den Bestrebungen der einzelnen Religionen unabhängig und lebt von der Sitte und vom Herzen. (Freiheitsbüchlein 41.) Jean Paul dachte sich die göttlichen Offenbarungen den Völkern und Zeiten angepaßt und als Stufe zur höchsten Einsicht im Sinne Lessings „Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts". „Wenn wir die rohen, oft falschen Begriffe, den Anthropomorphismus, den wir im alten Testamente finden, rechtfertigen und mit Gottes Weisheit vereinbaren können, so können wir die noch niedrigeren Begriffe, die noch sinnlicher ausgedrückten Meinungen der nichtchristlichen Völker ebenso gut rechtfertigen, ja wir müssen sie

billigen.*) Und was zwingt uns, die Rohheit, die Unaufgeklärtheit gewisser Völker bis ans Ende der Welt fortdauern zu lassen und von dem Gegenwärtigen den Maßstab zu dem Zukünftigen zu nehmen? Im Judentum lag das Christentum schon als Keim . . . wir sind Juden gegen die, die bessere Christen werden wollen . . . Die herrliche Morgenröte, die über das Gebiet unserer Religionslehren herüberdämmert, verkündigt einen noch herrlicheren Tag und ist ein schwaches Bild von der Sonne, die unseren Nachkommen glänzen wird." (Ueber die Religionen in der Welt 1779.) Mit diesem, einem der ersten Werke, stimmt auch das letzte J. P.'s überein, in dem es heißt: „Nur eine wahre Religion gibts, den angebornen Religionstrieb. Die uns angebornen Ideen eines Absoluten, Wahren, von Vernunft und Gewissen sind die eigentliche positive Offenbarung, jede andere ist nur historisches Faktum. Alle Offenbarungen geben nur historische Neuigkeiten, der Geist will aber metaphysische. Und alle Antworten, die sie auf metaphysische Fragen z. B. die Entstehung des All, der Sünde ꝛc. geben, lösen nichts, sondern führen in neue Felder der Untersuchung, z. B. Paulus in die der Gnadenwahl." (Ueberchristentum 93.) Gott, Freiheit, Unsterblichkeit sind die drei dogmatischen Pfeiler und Voraussetzungen der Religion, die Fundamente jeder Einzelkonfession. Für die übrigen Dogmen entschädigte J. P. wenigstens durch eine um so reinere, den Geist der edelsten Mystiker wiederspiegelnde religiöse Sittenlehre. Seine Religion ist die Quintessenz, der geistigste Extrakt der christlichen Denkweise.

Jedoch ist J. P. keineswegs für kurzsichtigen Umsturz des Lehrgebäudes; er gesteht den einzelnen Dogmen einen mächtigen pädagogischen Wert für Zeit und Volk zu, wie wir ja schon oben gesehen haben. „Manche theologische Sätze", sagt er (Wahrheit 3, 75), „die der Aufgeklärtere für falsch hält, haben ihren Nutzen und ihren mannigfaltigen Nutzen bei geringeren und minder erleuchteten Leuten. Sie sind Sporen zu gewissen Handlungen, die nicht geschehen würden, wenn man jene vermißte. Sie haben für sie Nutzen, weil sie davon überzeugt sind, und sie sind davon überzeugt, weil sie nicht Kräfte genug haben, um zu untersuchen. Für den Weisen fällt der Nutzen weg, denn er glaubt sie nicht. . . In der Welt ist Wahrheit und Irrtum so weise verteilt wie

*) cf. Lessing: „In Allem hätte Gott seine Hand und nur in unseren Irrtümern nicht?"

Sturm und Sonnenschein. Du verwirfst gewisse Sätze, die unwahr sind, aber sieh' zu, ob du an ihre Stelle wahre setzen kannst, die eben den Nutzen bringen, als die falschen. Vielleicht bringt ein Irrtum nützlichere Folgen, als eine Wahrheit an ihrer Stelle... In Gottes bester Welt ist kein Irrtum ohne nützliche Folgen und wo ein Irrtum ist, ist er nicht umsonst, er ist an dem Ort besser als eine Wahrheit. „„Sieh' allzeit, was deinem Bruder frommt!"" Schenke ihm einen leichten Irrtum und quäle ihn nicht mit schweren Wahrheiten!"

Diesem Standpunkt entsprach eine weitgehende Duldsamkeit gegen fremde Ueberzeugungen. Es ist J. P.'s sehnlichster Wunsch, daß die beiden christlichen Konfessionen sich annähern. Der Unterschied beider sei ja doch nur der jener beiden Völker (Verm. Aufs. 254), von denen die einen den Hesperus, die andern den Luzifer verehrten und nicht wußten, daß es derselbe Stern ist. „Mögen sie sich doch zur Anbetung der einen Gottheit, von deren Strahlen ja alle Erleuchtung kommt, vereinigen und der hesperische Drache, der sich vor das Paradies der Liebe lagert, für immer vernichtet werden." „Die Menschen legen einen so großen Wert vor Gott auf ihren dummen Glauben; warum ist uns sosehr daran gelegen, daß der Andere unsern Glauben habe und nicht unser Handeln?" „Schon deinem Kind sei jede religiöse Ueberzeugung so heilig wie seine eigene und jedes Außengerüste dazu! Das protestantische halte das katholische Heiligenbild so ehrwürdig wie einen alten Eichenhain seiner Voreltern. Es nehme die verschiedenen Religionen so liebend auf, wie die verschiedenen Sprachen, worin doch nur ein Menschengemüt sich ausdrückt. Jedes Genie ist in seiner Sprache, jedes Herz in seiner Religion allmächtig."

Diesem Grundsatz der Levana scheint Titan 107 zu widersprechen, wo es heißt: „Von einem Jüngling fordere ich erst Intoleranz, dann nach einigen Jahren Toleranz, jene als die steinige, saure, harte Frucht eines kräftigen, jungen Herzens, diese als das weiche Lagerobst eines älteren Kopfes." Allein es liegt auf der Hand, daß Schonung fremder Ueberzeugung mit Festigkeit der eigenen wohl Hand in Hand gehen könne, ja müsse. Toleranz ist nicht Indifferentismus, mit dem sie immer und immer wieder verwechselt wird. Erstere ist Stärke, letztere Schwäche. Der Tolerante schätzt jeden religiösen Glauben, weil er den Wert desselben im eigenen Herzen spürt; dem Indifferenten ist die Religion eine taube Nuß; daher sind ihm freilich alle Religionen gleich, nämlich gleich —

wertlos. J. P. war keineswegs indifferent in diesem Sinn; so tadelt er Schleiermacher wegen dessen zu weitgehender Toleranz gegen alle Religionen; in der Jugenderziehung besonders dürfe eher nach der einen herben Seite, als nach der schlaffen, kraftlosen Gemütshaltung abgewichen werden. In diesem Sinn ist die Stelle im Titan zu fassen.

Wie weit die Gesinnung J. P.'s von Indifferentismus entfernt war, beweist seine heftige Polemik gegen ihm anstößig und schädlich erscheinende Religionsmeinungen. Seine Schrift gegen das „Ueberchristentum" kündigt er in einem Brief an Köppen, 6. April 1821 (Wahrheit 8, 278), mit der Verheißung an: „Ueber beide (Religion und Philosophie) werde ich noch kühner zu reden haben, als Sie glauben, und Dämpfe und Schleier werden gegen das Aergernis kaum hinreichen." Freilich war damals der Dichter durch den Tod seines Sohnes, den er der Orthodoxie und der Hegel'schen Philosophie zuschrieb, aufs Höchste erbittert. Persönlich erkennt er Männern, wie Kanne, Augusti, Marheineke, Harms, höchste Achtbarkeit des Charakters zu, sie machten „die Lichteinbuße durch warmen Ueberschuß in zarten und frommen Gemütern wett" (Verm. Aufs. 178); namentlich von Kanne rühmt er dessen imponierende Physiognomie: „der äußere Kopf habe durch das Christentum gewonnen, was der innere verlor."

Auch hier sehen wir wieder den edlen Gerechtigkeitssinn des Dichters; nie trieb er persönliche Polemik.

Aeußerer Kultus.

Die tiefe Innerlichkeit, die Reinheit der Gesinnung, die er zu religiösen Uebungen verlangte, ließ ihn einen strengen Maßstab an die Aeußerungen der Andacht anlegen. Er vermißt in den gewöhnlichen Kultusformen den Ernst, die religiöse Innigkeit. So äußert J. P. seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Gebetbücher: „Ich kenne kein Buch, das schwerer zu machen ist und schlechter gebraucht wird, als ein Gebetbuch. Zehnmal erbärmlicher als ein Fürst wird der Unendliche gepriesen und jeder sog. Göttin wird die Liebe nicht so schal bekannt, als der Gottheit. Was soll überhaupt in einem Gebetbuch stehen? 1. Keine Gebete; 2. aber Vorbereitungen zu ihnen. Das Buch sei eine Betglocke, ein Vorsabbat zum inneren Sabbat. Das Lesen vorgedruckter Gebete, welche den Leser zufällige Unwahrheiten seiner Lage, z. B. Freude an einem trüben, Trost an einem frohen Tag nachzubeten zwinge, zerstreut,

anstatt zu sammeln, sowie das Verfolgen und Auffassen fremder Worte von der inneren That und Andachtsanschauung entfernt.“ (Vermischte Aufsätze 137.)

Damit die Andachtsübungen ihren Zweck erreichten, müßten sie die Eigenschaften der **Wahrheit**, **Seltenheit**, **Angemessenheit** haben. Haß gegen jede Religionslüge! Daher sind alle vorgemachten Kindergebete kalt und leer, „in ihnen wollen eigentlich nur die Eltern paradieren und durch die Kinderunschuld Gott bestechen; nicht **mit** ihnen, sondern nur **vor** ihnen dürft ihr **euere** Gebete beten, damit sie das Heilige, das sie noch nicht verstehen, doch ahnen. (Lev. 96.) Wohl aber betet mit ihnen **ihre** eigenen (selbstgemachten)! Ein Tischgebet vor dem Essen muß jedes Kind verfälschen.*) Auch sollen die Gebettage seltener und darum feierlicher sein.“ „Was das ergreifende erste Abendmahl für das Kind, das laßt jede Stunde sein, worin ihr sein Herz zur Religion hebt! Nur selten laßt das Kind in die Kirche gehen, — ihr könnt ihnen ebensogut ein Klopstock- oder Herder-Oratorium zu hören geben als das kirchliche; aber wenn ihrs thut, weiht sie in die Würde einer Teilnahme an den Erhebungen des Vaters ein! Ja, ich wollte lieber — da es noch keine besonderen Gottesdienste für Kinder gibt und keine Kinderprediger — ihr führtet sie an großen Tagen der Natur oder des Menschenlebens blos in den leeren Tempel nnd zeigt ihnen die heilige Stätte der Erwachsenen!“ Besonders ist J. P. gegen das Nachschreiben von Predigten, diesen Mißbrauch des Heiligen zu einer Kopfübung, wodurch jeder religiöse Eindruck verloren gehen müsse. „Welche Jungfrau macht sich von der Liebeserklärung ihres Geliebten einen kurzen, pragmatischen Auszug oder welcher Soldat von der Feuerrede seines Anführers vor der Schlacht eine nette Disposition mit allen Unterabteiluugen?“ Ebenso soll man Kindern nicht zuviel beweisen (gegen Basedow). „Tugend und Religion in ihre ersten Grundsätze zerspalten, heißt einen Menschen

*) Palmer polemisiert dagegen, trifft aber nicht den Kernpunkt, wenn er sagt: „Gerade weil die Augen des Kindes beim Anblick der dampfenden Schüssel schwerlich mit Andacht gegen den Himmel gerichtet sind, muß die Zucht dafür sorgen, daß das Kind Gottes und des ihm gebührenden Dankes nicht vergißt.“ (Evangelische Pädagogik I, 206.) J. P. verbietet das Tischgebet im Interesse der Heiligkeit des Gebetes, für welche die Voraussetzungen hier im Kinde fehlten. Uebungen in der Abstinenz hat J. P. zahlreich anempfohlen, hier aber geschähen sie auf Kosten würdiger Vernichtung einer hl. Sache.

die Brust abheben und das Herz zerlegen, um zu zeigen, wie es schlägt." (Loge 102.)

Den katholischen Rosenkranzbetern empfiehlt er als noch größere Erleichterung das Gebeträdlein (Kürüdü) der Kalmücken. (Fixlein 78). „Fixlein fing als Student sein langes Abendgebet, um Zeit zu ersparen, schon im Hof an und wurde gerade fertig, als er ausgekleidet ins Bett plumpste. So steht im kleinsten homo schon der Bauriß zur katholischen Kirche", fügt der Dichter malitiös hinzu. Im Siebenkäs 279 fragt er, ob die meilenlangen Prozessionen der arabischen Karawanen mit ihren Wettergebeten je eine einzige Wolke zustande gebracht, und warum die Geistlichen nur gegen Nässe und Trockenheit, nicht auch gegen den grimmigen Winter Umgänge veranstalteten, oder die Holländer gegen Nebel, die Grönländer gegen Nordlichter, und stellt die Wettergebete in Parallele mit dem Trommeln und Lärmen der Wilden bei einer Sonnenfinsternis, die am Ende auch wirklich den schauerlichen Drachen, der die Sonne verschlingen wollte, forttrieben. Lavater habe Gott gebeten, sein Pensum zu korrigieren und Lichtenberg Zettelchen hingelegt zur Beantwortung und am Ende sei die Bitte um eine Welt und die um ein Stückchen Brot in nichts verschieden als in der Eitelkeit der Menschen und Gott zähle entweder Sonnen und Haare oder beide nicht. (Fibel 24.)

Keineswegs will J. P., wie Kant, das Vertrauen auf die Gebetskraft untergraben, denn selbst im Ueberchristentum erklärt er es für ein wesentliches Moment des Gebetes, nicht blos zu verlangen, sondern auch zuzutrauen, daß Gott das Gebet lohnen werde; aber eben deshalb glaubte er das Objekt und die Weise des Gebetes nicht lauter genug fassen zu können.

Der Spiritualismus J. P.'s wehrte sich gegen jede äußere Form, sein religiöses Innenleben war ihm zu hoch, als daß er es in einer Kultusform hätte ausgeprägt finden können. „Die ganze Welt, das Elysium, Gott selbst erscheint Dir nur in Dir" (Hesp. 116), gibt den Kernpunkt seiner Denkweise. J. P. konnte auch bei der Abstraktheit und Schattenhaftigkeit seiner Ideenreligion, bei der Abweisung alles geschichtlichen Zusammenhangs nie zu einem eigentlichen Kultus kommen, sowenig wie zu einer ausgestalteten Moral oder Religionslehre. Nur vergaß er, daß, was möglicherweise für den Einzelnen genügt, nimmermehr einer religiösen Genossenschaft genügen kann, daß Kirche, Verfassung, Kultus notwendige Verkörperungen des religiösen Lebens seien. In den religiösen Ceremonien

sieht J. P. nur den Feind der religiösen Innerlichkeit. Die kirchliche Verehrung sei eine „häßliche Schmeichelei für das Göttliche, ein Lob, wie wenn uns Kaffern loben wollten“. (Ueberchrist. 101.) „Ceremonien entkräften die Tugend; es ist vielen Menschen leichter, die Lumpen des Mönchs anzulegen als ein simples Kleid. Alle Bußübungen vertragen sich leicht mit der größten Wildnis des Herzens und es ist leichter die ganze Thorah des Talmud als ein einziges Reglement aus der Thorah des Gewissens zu befolgen.“ (Förster I, 20, Brief an Emanuel.) Ebenso Siebenkäs 359: „Es ist leichter sich für Menschen zu opfern, als sie zu lieben, dem Feind Gutes zu thun, als ihm zu vergeben“.

„Die Ceremonien machen den Menschen klein und eng; die edle Seele steigt über religiöse Ceremonien sogut als über bürgerliche*) und dringt in den reinen Himmel. Was nicht Gedanke ist, was wir körperlich und äußerlich vor dem Unendlichen thun, also alles laute Beten, Knieen, Händefalten ist Ceremonie, nicht Tugend (obwohl Aeußerung der Tugend) und all' das könnte ebensogut im Gegenteil bestehen; ich bin ebenso fromm, wenn ich beim Beten aufstünde als niederfiele, den Kopf bedeckte, wie die Römer oder entblößte, wie die Christen.“ (Förster l. c.)

Wahrheit ist hier mit Irrtum bunt gemischt, wie leicht ersichtlich. Der enge Zusammenhang zwischen Form und Inhalt ist von J. P. viel zu sehr verkannt, wie schon öfter. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß J. P. auf Selbstheiligung und Ascese peinlichen Fleiß und eiserne Strenge verwandte und also ein Recht hatte, gegen gedankenlosen Formelkram, zu dem äußere Form wenigstens leicht verführen, aufzutreten. J. P. sprach aus religiöser Empfindung, aus Verehrung für die Gottheit und hat nichts gemein mit dem heuchlerischen Pharisäismus der Religionsfeinde.

Besonders verhaßt war ihm die Bekehrung in der Todesstunde, womit der Sünder Gott und den Teufel zu überlisten suche und seinen ganzen Zorn warf er auf die „Galgenpater“, die „auf das sieche, welke Herz noch Salz ausstreuen“ (Siebenkäs 420); die Peripetie im Siebenkäs, in der Manche eine so große Frivolität gefunden, ist eine Satire auf diesen Bekehrungsmechanismus. Die letzte Stunde sei unter allen Stunden die gleichgültigste, da sie am unfruchtbarsten sei und keine Sonne in ihr aufgehe, welche Thaten treibe. (l. c. 437.) Wie könne ein Augenblick ohne sittliche Anstrengung einen gewöhnlichen

---

*) Der Zusammenhang mit dem Freiheitsgefühl J. P.'s ist unverkennbar.

Menschen in ein moralisches Wesen verwandeln, in einen moralischen Helden und Sieger, wozu hier ein zehnjähriges Tugend-Ringen nicht bilde, stärke und hebe?" (Sel. 130). Und noch dazu das Vorhalten der Sünden, das Ausmalen der ewigen Strafen seitens des erbarmungslosen Inquisitors! „Kennt ihr die Träume, die dem sterbenden Gehirn im Sarg noch fortleben, die Hölle, die ihr ihm in den Sarg pflanzt? Soll denn immer Schmerz sein, im Aus- und Eingang des schreienden Kinds? (cf. auch die unerhörte Satire des Mönchs mit dem Schweinskopf. Teufelspap. 217). J. P.'s Ueberzeugung war, daß die sittliche Veredlung, die Heiligung eine langsame Arbeit sei, deren Früchte reifen müssen, wie die Schrift sagt, „in Geduld."

Dieser Haß gegen alle äußere Magie in der Justifikation scheidet ihn hier weit von der katholischen Anschauung und Dogmatik, mit der er auf anderen Gebieten mancherlei Berührungspunkte hat.

Was seine Stellung zum Katholizismus betrifft, so ist die vielleicht bezeichnendste Stelle hiefür (Kom. Anh. zum Titan 23):

„Eine katholische Kirche, die es noch ist, drückt mir mit dem nahen Bild des düsteren Mittelalters zu schwer aufs Herz; ist sie es hingegen nicht mehr, so erfreut mich das dunkle Bild und ich schildere es mir duldend vor, wie manch' heiß athmender Busen hier frische Luft geholt, wie manch lüsterner Seufzer, manch besserndes Gebet hier aufgestiegen sei und wie der arme, im tiefen Schacht des Mönchtums eingesenkte Mensch zwar nicht eine erfreuende Sonne unserer Lebenstage, aber doch wie Bergleute einige Sterne des zweiten (Lebens) gesehen."

Es geht daraus hervor, daß J. P. der katholischen Lebensanschauung poetisches Interesse abgewann, aber von ihrer thatsächlichen Machtgewinnung Schlimmes befürchtete.

In persönliche Berührung mit Katholiken kam J. P. wenig; doch war er innig befreundet mit Görres und dem Pfarrer Oesterreicher in Bayreuth; von Damen kannte er die Fürstin Lichnowsky (ihr ist der „Traum im Traum", Siebenkäs 235, mit der Muttergotteshuldigung gewidmet) und Josefine v. Sydow.

Unversöhnlich blieb er gegen das Mönchswesen; freilich war er nie in der Lage einen wirklichen Mönch kennen zu lernen. So wie J. P. hat kein Schriftsteller das Ordenswesen beurteilt, eine Manier, die ihm von dem oberdeutschen Literaturblatt die Zensur „niederträchtig" eintrug.

Resumé.

Sollen wir noch ein Endurteil über das Ganze abgeben, so ist der Mangel eines ausgebildeten, konkreten Religionssystems schon berührt. Man hat es bei einem so religiösen Charakter und Pädagogen auffällig gefunden, daß unter den Lehrgegenständen in Schwarzenbach die Religion keinen Platz gefunden habe. Man darf daraus nicht etwa schließen, daß auf Religion beim Unterricht keine Rücksicht genommen wurde. J. P. benützte vielmehr jede Gelegenheit, religiöse Gedanken und Lehren einzuflechten; dies ist bezüglich des Unterrichts in seiner Hofmeisterperiode sowohl*), wie der Erziehung seiner eigenen Kinder**) genugsam bezeugt. Aber einen förmlichen, systematisch ausgebildeten Religionsunterricht war J. P. zu geben allerdings nicht im Stande. Es fehlte ihm das Objekt, die Lehren. Von der christlichen Dogmatik war nicht viel mehr übrig geblieben als der Name Gott. Wohl spricht J. P. von einer „natürlichen Theologie", in die Dian seinen Zögling Albano eingeführt habe, im Gegensatz zur Sandwüste der bloßen Sittenlehre und Metaphysik.***) Er spricht auch von einer ganzen Metaphysik, die im Kind schlafe und nicht zeitig genug geweckt werden könne. Aber was ist diese Metaphysik? Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Damit sind wir schon zu Ende. J. P. will überall Symbole der Gottheit aufzeigen, jeder Gang in die Natur soll ein Kirchgang werden, nicht Moralstunden, sondern Moraljahre soll man den Kindern geben, der ganze Unterricht soll Religionsunterricht werden, aber durch all das gewinnt die Religion nicht an Gehalt, an religiösem Stoff, sowenig, als wenn J. P. seinem Sohn Max, der Theologie studieren wollte, schreibt: „Du findest die wahre Gotteslehre nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal."

Auch die lebendige Darstellung großer Charaktere bietet keinen Ersatz für die mangelnde Doktrin. Hier ist eine Lücke, die Jean Paul sein ganzes Leben hindurch nicht ausfüllen konnte. Ueberall sucht er den unbekannten Gott: in der Natur, in jedem Ereignis des Zufalls,

*) „Vor Allem und mit Allem richtete er den kindlichen Blick nach Oben; keinen sichereren Gefährten wußte J. P. den Herzen der Kinder für das ganze Leben mitzugeben als den ewig thätigen Gedanken an Gott und Unsterblichkeit." (Wahrheit 4, 258.)

**) cf. Aufzeichnungen seiner Tochter Emma. (Spazier V, 192 ff., Wahrheit 7, 210 ff., 214.)

***) Der Gegensatz ist schon verfehlt.

in den Orakeln der Somnambulen lauschte er nach Offenbarungen über das Jenseits, in jeder neuen Philosophie hoffte er die endliche Lösung des Welt-Rätsels zu finden — immer vergebens. Es war ein einseitiges Verhältnis; der Gott gab sich ihm nie mit einer jeden Zweifel ausschließenden Gewißheit kund.

J. P. blieb sein Leben lang in der Sehnsucht nach der Religion*) stecken; den Frieden eines seinen Gott besitzenden und in ihm ruhenden gläubigen Gemüts fand er nie. Bezeichnend hiefür ist schon seine Definition von Gott. Gott ist nach Franke: „ein unendlicher Seufzer, im Grund des Herzens gelegen“. (Lev. 48.) J. P.'s Religion war das „Heimweh der Seele nach Gott“. Aber wenn uns aus den Werken des großen Mannes auch mehr die Akkorde der Sehnsucht als die Harmonie der Erfüllung entgegenklingen, so hat er doch der romantischen Sehnsucht um so innigere, rührende und herzergreifende Töne verliehen, die von dem heroischen Ringen des Dichters überwältigende Kunde geben. Was er selbst nicht erreichte, hoffte er von der Zukunft: ein gewaltiges Eingreifen Gottes, eine neue Religion, deren Dämmern er bereits zu gewahren meinte, und für welche die bisherigen nur Vorstufen seien. „Weißt du, was für eine Religion nach unserm Tod das Licht der Welt erblicken wird? Das Christentum trieb seine Wurzeln zwischen den Ruinen des Judentums hervor. Warum sollte es nicht ebenfalls

*) cf. die das innerste Wesen des Dichters ausdrückende Stelle seines Tagebuchs: „Wenn ich in der Jugend auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die der Himmel an die Erde wölbte und wenn ich durch die Wolke brach, ach was sehnt' ich mich nicht zu finden? Du, Sehnsucht, versprachst und maltest mir, was ich nicht sah.

Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben und die Sonne durch blaue Himmelswogen zieht — oder Nachts ineinanderschimmernde Sonnen jede mit einem Strahl den Himmel stirnt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir — oder wenn ich auf der Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist . . . warum kommst du da wieder, Sehnsucht? warum zählst du mir denn da die Güter vor, die ich nicht kenne, und die du nicht nennst? und warum machst du mein Herz so weich und hungrig?

Vielleicht hieß der, der mir die Freude schickt, auch dir, ihr nachgehen, weil blos in einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt, die Freude blüht, die berauscht, das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergißt — indeß du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebst.“

einer neuen Pflanze zum Boden dienen können?“ (Brief an Ad. v. Oertel, 5. Juni 1783.)

Dann wieder hofft er erst von dem jenseitigen Leben wahre Erkenntnis Gottes, während das diesseitige nur für „Nachahmung“ Gottes und Christi bestimmt sei.

Obwohl also Gelzer Recht hat, wenn er sagt, J. P. streife „so nahe an die christliche Wahrheit, daß man zweifeln könne, ob ihm je von dieser Seite wahrhaft die Hand geboten wurde zum tiefern Verständnis“, so steht andrerseits fest, daß der Dichter dem konkreten, historischen Christentum nicht angehört hat, daß er zeitlebens im Advent einer kommenden, geläuterten Offenbarung des Himmels geblieben ist, der er so heiß wie nur irgend ein Seher des alten Bundes entgegenharrte.

Jean Paul als Pädagog.

Jean Paul ist als Erzieher noch viel zu wenig gewürdigt worden. Und doch ist der pädagogische Gehalt seiner Schriften größer und wertvoller als der irgend eines anderen Dichters. Der Schulmeisterberuf stak ihm schon im Blut vom Vater und Großvater her. Seine Jugenderinnerungen waren mit dem Pfarr- und Schullehreramt, dieser Aristokratie des Landlebens, innig verwebt und seine schönsten Idyllen sind diesem Kreis entnommen. Dazu kam seine leidenschaftliche Liebe zu den Kindern, diesen „Blüten, Thautropfen, Schmetterlingen, Fechsern der Seele“. „Ist nicht jedes Haus ein Gotteshaus, steht nicht ein Altar in jeder Kinderstube?“ Kinder und Geliebte sind ihm die „senkrechten und wagrechten, tief auslaufenden Wurzeln, womit man sich fest und nährend an die Erde klammert“.

In den Kindern verehrte J. P. die heilige, unberührte Menschheit. „Nur im Kind tritt der schönere Teil der Menschheit weit über den dunkeln hervor und der rührende Kontrast eines ganzen Menschengeistes mit einem bloßen Menschenkörperchen, dieses lebendige Miniaturgemälde der früheren Edenwelt, diese sittliche Schönheit, die sogar der Bösewicht rein aufnimmt, weil er sie nicht, wie die der Erwachsenen, zu unsittlichen Mitteln verbrauchen kann, begeistert uns zum Anbeten, wie jene drei Könige, gleichsam als würde Gott in jedem Kinde Mensch.“ Blum. 122.

Hohe Wesen wie Engel dünken ihm ordentlich weniger selig aus Mangel an Kindheit, obwohl Gott vielleicht keinem Geschöpf irgend eine Kindheit oder „Vergißmeinnichtzeit“ ganz abgeschlagen hat, da sogar Jesus ein Kind wurde.

Man muß schon in der Kindheit alle Bedürfnisse derselben so tief empfunden haben wie J. P., um später mit solcher Liebe sich ihr hinzugeben, und über ihre Entwicklung mit so treuer Sorgfalt zu wachen.

Diesem tiefen Interesse entsprach es auch, daß er, der freie Mann, der kein Fürstendiener sein mochte und nie ein öffentliches Amt verwaltet hat, einzig im pädagogischen Beruf praktisch thätig gewesen, und zwar noch, als sein Schriftstellerruhm schon fest begründet war.

Dreimal war J. P. Erzieher: zuerst in Töpen bei dem Sohn des Kammerraths Christian von Oerthel (März 1786 bis April 1789), das zweite Mal in Schwarzenbach a. S. bei den Kindern des Amtsverwalters Clöter (Georg, Samuel, Wilhelmine, Fritz) und einigen andern (Leo Vogel, Karl und Emil Völkel) [März 1790 bis 3. Mai 1794], das dritte Mal in Hof für einen Knaben (Christof) und mehrere Mädchen (Helene Köhler, Erdmuthe, später Jette, Fritze und Helene Herold), Mai 1794—96.

Ein Vorschlag des Herrn Spangenberg 1789, auf dessen Schloß zu Venzka die Erziehung der Kinder des Prinzen von Hohenlohe zu übernehmen, wurde von J. P. nicht angenommen.

So war J. P. in fast ununterbrochener Folge (nach der hofmeisterlichen Erziehungspraxis folgte die väterliche im eigenen Haus) mit Kindern jeden Alters (Leo Vogel [15 Jahre], — Emil Völkel [7 Jahre]), Talents und Geschlechts in nächste Berührung gekommen und hatte reichlich Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln.

Es hat einen ungemeinen Reiz, einen Dichter in einer Kinderstube walten zu sehen. Für seine Entwicklung war die pädagogische Periode vom glücklichsten und anregendsten Einfluß. Unmittelbare Früchte seiner Lehrthätigkeit sind der Wuz, Fixlein und sein pädagogischer Roman, die unsichtbare Loge.

Die Kinder boten ihm aber auch den schönsten bildnerischen Stoff, an dem sich seine Künstlerhand bethätigen konnte. J. P. schuf sich Menschen nach seinem Ebenbild, um die Ideale von Geistes-Bildung und Seelenadel, die bisher nur in der Traumwelt seiner Phantasien gelebt hatten, nun verkörpert vor sich zu sehen. Diese Auffassung des Erziehungsamtes bildet die Stärke wie die Schwäche seiner Erziehungsmethode.

Es läßt sich von vornherein erwarten, daß ein Genie, das theoretisch nicht im mindesten geschult war, die Aufgabe für Kinder zu hoch stellen und so die zarte Kraft der Zöglinge aufs höchste anspannen würde.*)

*) Daß J. P. dem freien Willen derselben viel überließ und nur durch die Triebfeder des Ehrgeizes anspornte, macht natürlich keinen Unterschied.

Besonders bedenklich dabei war der Umstand, daß J. P., wenn auch nicht mit bewußter Absicht, die Schule mehr als Mittel zur eigenen Bildung und Erziehung*), als Versuchs- und Uebungsfeld seiner dichterischen Gestaltungskraft, wie vom Interesse und den Bedürfnissen der Kinder aus betrachtete. Damit in Beziehung stand die Verwischung der kindlichen Individualität. Nach Göthe ist jeder Mensch „beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen". Und dies war auch die Wirkung von J. P.'s Erziehungsmethode. Er kam sich selbst vor „wie der Saturn mit seinen sieben Trabanten", indem er sich allmählich von lauter jungen Richtern umgeben sah. Mußte schon der Eindruck einer so übermächtigen Persönlichkeit die Zöglinge unwillkürlich nach seinem Bild gestalten, so hätte J. P. wenigstens in der Auswahl der Gegenstände und der Art der Behandlung nicht so ganz nach eigner Liebhaberei verfahren sollen. In Erkenntnis dieses Fehlers seiner „exzentrischen Barockschule" hat er später in seinem theoretischen Werk die Schonung der kindlichen Individualität zu einem Hauptgesetz gemacht.

Die Erziehungsmethode J. P.'s setzte Kinder von hoher, ja genialer Begabung voraus. Lev. XV. (Vorrede) meint J. P.: das Beste wäre, wenn ein Vater immer seine Kinder wo nur möglich — und es sei ja leicht, da er selbst es zu sehr wünscht — für genial ansehen wolle. Und schon am Anfang des Buches, Kapitel 2, spricht er von der Erziehung genialer Kinder, da eine Erziehungslehre „solcher zuerst gedenken" müsse. Denn diese, so selten sie aufgingen, regierten doch allein die Weltgeschichte als Heerführer der Seelen oder Körper. (Auch der Erziehung genialer Weiber widmet er ein besonderes Kapitel S. 169.)

J. P. sah thatsächlich seine Zöglinge als geborene Genies an und behandelte sie demgemäß. Sie wurden sämtlich zu Dichtern erzogen. Die Weckung des schöpferischen Vermögens war das leitende Prinzip; die „Entwicklung des geistigen Bildungstriebs", des „Ein- und Vorbildungs-Vermögens" sind die Hauptkapitel seiner Didaktik.**) Als Hilfsmittel hiezu dienten Uebungen im Witz, der Vorstufe der Dichtung, und um wieder dem Witz Stoff zur Bethätigung zu schaffen, eine kunterbunte Mischung aller möglichen Wissensgegenstände. J. P. gewöhnte die Kinder frühzeitig an Zusammenstellung verschiedenartiger Begriffe und Thatsachen

*) „Im Grund wurde eigentlich nur der Erzieher erzogen", meint J. P. in der Levana.

**) Lev. §§ 128—142.

unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt. Diesem Zweck diente die Bonmot-Anthologie. „Paarweise gehen die Kenntnisse weniger verloren, als wenn sie einzeln stehen in der Wüste des Kopfes oder im Gedränge" (Wahrh. 4, 257). Und so bildete J. P. seine Zöglinge unausgesetzt zur Beweglichkeit der Ideen, zur Kunst, das Wissensmaterial in Fluß zu bringen, die Schätze des Geistes, die bei den meisten totes Kapital bleiben, in fruchtbaren Assoziationen beständig zur Verwertung zu bringen.

Der Bildung zur Dichtkunst entsprach auch die gebietende Stellung, die dem deutschen Aufsatz eingeräumt wurde. Es ist geradezu unglaublich, was hierin geleistet wurde. Es gelang J. P. die Selbstthätigkeit seiner Schüler in einer Weise anzuspornen, die für die Entwicklung der Kinder kaum ohne Schaden gewesen sein mag. Sie überboten sich wetteifernd, sodaß auch die Trägen mit fortgerissen wurden. Georg Cloeter und Leo Vogel, seine „pädagogischen Patrizier", waren die besten, letzterer war weniger begabt, aber der fleißigste. Einmal brachte Vogel 135 Bogen Aufsätze (Wahrheit 4, 256). Derselbe leistete an einem Tage einen Bogen Uebersetzung aus dem Französischen, 1/2 Bogen ins Französische, 1 Bogen Aufsatz. Georg Cloeter desgleichen 4 Bogen Aufsätze, 3 Bogen Uebersetzung aus dem Französischen, 2 Seiten Uebersetzungen ins Französische; Leo in 8 Tagen 30 Bogen und Georg in 6 Tagen 24 „im Treibhaus ihrer Studierstube" l. c. Man bedenke hiebei, daß 30 Lehrstunden und 15 Lehrgegenstände angesetzt waren und diese Arbeiten in der freien Zeit gemacht werden mußten! Unter letzteren waren die Realien besonders begünstigt zu Ungunsten der alten Sprachen und der Geschichte, gegen welche J. P. eine alte Abneigung hatte.*) Ueber das Englische, das J. P. nach Lev. § 136 in Schwarzenbach gegeben haben will, findet sich in seinem Tagebuch keine Erwähnung. Uebrigens fehlte auch die Bildung der Anschauung.

In der dritten Schulakademie zu Hof finden wir ein sehr gemischtes Pensum, das sich J. P. offenbar nach eigener Vorliebe zurechtgelegt hatte: Französisch, Weltgeschichte, Naturwissenschaft, Kosmogenie, Philosophie

*) „Die ganze Geschichte ist, insofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses ist, nichts als eine saft- und kraftlose Distel für pedantische Stieglitze; aber insofern ist sie, wie die Natur alles wert, als wir, wie aus dieser, den unendlichen Geist erraten und ablesen." (Wahrheit 3, 45.) In diesem Sinn nennt J. P. die Geschichte die „Muse der Vergangenheit" (Lev. 224), die dritte Bibel (das Buch der Natur ist die zweite) Lev. 298.

nach Basedow, Moral nach Bahrd, Zeitungslektüre, Salzmanns „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“ (Erzählungen, Lustspiele 2c.), Lektüre der Schriften Franckes (des Stifters des Halle'schen Waisenhauses) und Fénélons.

Wenn auch die Anforderungen, die J. P. an die Kinder stellte, zu hoch gegriffen waren, so ist doch unläugbar, daß der Unterricht des Dichters ungemein interessant und anregend gewesen sein muß, sonst hätte er unmöglich zu solchem Wetteifer hinreißen können. „Dem Volk, wie den Kindern sind höhere Zumutungen des Verstehens gedeihlich und helfen fort; nur am Unerstiegenen lernt man steigen.“ (Blum. 248.) Darin liegt der richtige Kern, den namentlich Herbart hervorhebt, daß der Lehrer vom Standpunkt des Interesses besser zu viel als zu wenig bieten solle und unter ungleich begabten Schülern nicht den Durchschnitt, sondern einen Grad höher beim gemeinsamen Lehrvortrag im Auge habe, da das nicht ganz Begriffene den schwächeren doch eine ahnungsvolle Perspektive erschließe, während bei gegenteiliger Methode die talentreichen sich nur langweilen. „Der Knabe fühlt sich ungern klein, er möchte ein Mann sein, der Blick des wohlangelegten Knaben ist über sich hinaus, und wenn er acht oder neun Jahre alt ist, geht sein Gesichtskreis über die Kinderhistorien hinweg . . . Das Kinderbuch muß, statt den Kindern nachzukriechen, neben dem Verständlichen einen stachelnden Zusatz von noch nicht Verstandenem bergen“. (Dahlmann.) (Im Hinblick auf die heutige Fröbelei mit den Verschen vom Strampelbeinchen 2c. möchte man wohl an Kästners Epigramm erinnert werden; „Zum Kinde neigte sich zu meiner Zeit der Mann — Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran — Jetzt kauern hin zum lieben Kindelein — die pädagogischen Männelein.“)

Theoretisch hat J. P. seine Erziehungsgrundsätze in der „Levana“ niedergelegt. Spazier sagt über dieses Werk: nirgends wäre so der ganze Mensch in seinem äußern und innern Sinn und im Verhältnis zur Außenwelt erfaßt worden und kein Lehrer der Menschheit habe mit solch heiliger Achtung vor der Würde des Kindes zu erfüllen und das christliche: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich“, so zu kommentieren gewußt. Auch Goethe war entzückt über dies Werk: eine unglaubliche Reife im Denken sei darin zu bewundern. Hier erscheine seine Tugend ohne die mindeste Unnatur, große, leichte Umsicht und faßlicher Gang des Vortrags, Reichtum an Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließende, ungesucht treffende Sprache zeichneten

das Ganze aus und das Alles in dem gemütlichsten Elemente. Er wüßte nicht genug von diesen wenigen Blättern zu sagen." Gervinus dagegen urteilt sehr abfällig: „Die springenden Punkte seien keineswegs gefunden, so wenig als die gesunden Quellen des Lebens in seiner vollen Wirksamkeit." Aber die Orakelsprüche dieses einst sehr überschätzten Kritikers (der z. B. die Fabel von den lateinischen Predigten des Mittelalters leichtgläubig nachspricht), haben doch lange aufgehört, ohne Widerspruch hingenommen zu werden! Gervinus ist aus einem überschwänglichen Phantasten für Jean Paul zu einem Verkleinerer des großen Dichters geworden, welcher plötzliche Sprung gerade kein Vertrauen auf die Unbefangenheit seines Urteils erweckt.

Durch die Levana begeistert, sandte 1813 der Regierungs- und Schulrat E. G. Graeff in Marienwerder seinen Plan zu einer Bürgerschule an J. P., um dessen Anschauungen zu hören. Die Wirkung der Levana auf die nächste wissenschaftliche Periode (namentlich auf Herbart, Schwarz und Kellner) war eine tiefe und eindringende, bis Jean Paul allmählich von der modernen pädagogischen Richtung, die andere Ziele verfocht, verdrängt und vergessen wurde.

Inhaltlich ist vor allem eines charakteristisch: Sie hat (wie fast alle gleichzeitigen Erziehungswerke) nur die Privaterziehung im Auge. Das öffentliche Schulwesen in seiner jetzigen Organisation lag außerhalb des Gesichtskreises Jean Pauls. Darauf werden wir noch zu sprechen kommen.

Auch formell ist die Levana kein vollendetes Kunstwerk. J. P. geht der strengen systematischen Gliederung aus dem Weg, den zerstreuten Perlen fehlt meist die sorgfältige Fassung und Einreihung, den herrlichen Ideen die methodische Entwicklung. J. P. fühlte diesen Mangel selbst: „Ein Stufenkabinet edler Gedanken ist meine schwache Levana mit ihren Bruchstücken auf den Armen". Dafür gibt sie das, was jedem Schulwesen zu Grunde liegen muß und gibt es in reinen Goldkörnern. Seinen Ideen liegt die erhabenste Auffassung der Menschennatur zu Grunde. Die Gedanken haben die lebendige Färbung des Rousseau'schen Gefühlsenthusiasmus ohne dessen Excentricität, die ihn sein gesunder Sinn vermeiden ließ; ein inniger Geist der Liebe durchweht das Ganze. „Wenigstens mit Liebe ist die Levana geschrieben." (Lev. XXII, Vorrede.) Ferner spricht aus den Details ein psychologischer Scharfblick, eine Lebenserfahrung und zwar gerade bezüglich der tiefer liegenden, verborgeneren

Züge des Menschenlebens, daß die Levana schon als Fundgrube für das Menschenstudium ein höchst schätzenswerter Beitrag ist.

Ursprünglichkeit und lebendige Frische standen J. P. höher als streng systematische Geschlossenheit der Ideen. Es gehöre eigentlich nicht viel dazu „die überlieferten Gedanken mit fünf eigenen zusammenzuleimen, sobald man nur in der Vorrede aufrichtig bemerkt, man habe seine Vorgänger benutzt und im Werke selber keinen einzigen anführt, sondern dem Leser eine solche verkleinerte Leihbibliothek in einem Band für geistiges Facsimile verkauft". Auch begingen Systematiker leicht den Fehler, alles in Ein Prinzip zu bringen, das mit so breiten Strichen gezeichnet werde, daß man dann alles darin finden könne, was man — mitbringt; so hätten die Brownianer ihr ganzes System in dem einen Wort: „stärke!" beisammen. (cf. Pestalozzi's „Kraftbildung".)

Für die Praxis sei solches Indifferenzieren wertlos. Viel höher schätzt J. P. Selbsterfahrung. „Auch nicht eine einzige gute Beobachtung oder Regel sollte verloren gehen. Darum sollten nicht blos Blumen- und Unkrautlesen, sondern auch Wein- und Fruchtlesen aus den unzähligen Erziehbüchern geholt werden." (XXII, Vorrede.) „Wieviel schöne Beobachtungen gehen verloren, weil sie in einem zu dicken, schweren Werk eingekerkert niedersinken oder in einem schwachen, einblätterigen, z. B. einer Einladungsschrift verflattern!" Ein Tagebuch über ein gewöhnliches Kind sei besser als ein Buch über Kinder von einem gewöhnlichen Verfasser; ja die Erziehungslehre jedes Menschen wäre bedeutend, sobald er nur schriebe, was er nicht abschrieb. Leben belebt Leben und Kinder erziehen besser zu Erziehern als alle anderen Erzieher.

Dabei war J. P. keineswegs für geistlose Empirie: „Einzelne Regeln ohne den Geist der Erziehung" sind ihm ein „Wörterbuch ohne Sprachlehre", nur der rechte Geist lehre die richtige Anwendung der Regeln, auch könne kein bloßes Reglement die Unendlichkeit der Einzelwesen und deren Verhältnisse erschöpfen und aussondern, sondern dasselbe würde, gesetzt es wäre fertig, doch nur einer Heillehre ähnlich sein, welche nur gegen die einzelnen Symptome einer Krankheit stritte und z. B. vor einer Ohnmacht gegen Ohrenbrausen, Augenfunkeln etwas Schwächendes, gegen Blässe und Kälte des Gesichts etwas Stärkendes, gegen Uebelkeit etwas Abführendes verordnete. Das hieße „die einzelnen Zweige begießen statt der Wurzeln, welche jene schon wässern und entfalten wird". „Weisheit und Sittlichkeit sind keine Ameisenhaufen ab-

Blumen zerreißt, nicht einst aus seinem Corsikaeiland als ein Kriegsgott
u einem stürmischen Welttheil aussteigen wird, um mit den Stürmen
u spielen und umzureißen, oder zu reinigen und zu säen? Ist es denn
eichgiltig, ob ihr erziehend sein Fénélon, seine Cornelia oder sein Dubois
u werdet? Denn, obwohl ihr die Kraft des Genius nicht brechen und
ken könnt — je tiefer das Meer, desto steiler ist die Küste — so
könnt ihr doch im einweihenden wichtigsten Jahrzehnt des Lebens die
gelagerte Löwenkraft mit allen zarten Gewohnheiten des schönen Herzens,
mit allen Banden der Liebe umgeben und überstricken. Ob denselben
festen Genius entweder ein Engel oder Teufel ausbilde, ist weit weniger
einerlei als ob ihm entweder ein gelehrter Fakultist oder ein Karl der
Einfältige vorlehre."

Aber gegen den bedeutenden Einfluß der Erziehung erheben sich gewichtige Bedenken. Die Gründe für und wider gibt nun J. P. in der Form zweier äußerst witziger Gegenreden, die noch dazu einem und demselben Redner, einem jungen Antrittslehrer in den Mund gelegt werden.

Antrittsrede im Johanneum-Paulinum, oder Erweis, daß Erziehung wenig wirke.

„Verehrtestes Scholarchat, Rektorat, Kon- und Subrektorat, Terziat! Werteste Lehrer der untern Klassen und Kollaboratores!

Ich drücke, hoff ich, mein Vergnügen als letzter Lehrer in unserer Erziehungsanstalt angestellt zu sein, nach meinen Kräften aus, wenn ich meinen Ehrenposten mit dem Erweis antrete, daß Schulerziehung sowie Hauserziehung weder üble Folgen habe noch andere. Bin ich so glücklich, daß ich uns Allen eine ruhige Ueberzeugung von dieser Folgenlosigkeit zuführe, so trage ich vielleicht dazu bei, daß wir All unsere schweren Aemter leicht und heiter bekleiden — ohne Aufblähen — mit einer gewissen Zuversicht, die nichts zu fürchten braucht; — täglich gehen wir hinter den Zöglingen aus und ein und sitzen auf dem Lehrstuhl als unserm Sorgenstuhl und jede Sache geht ihren Gang.

Die Alten schrieben und thaten wenig für Erziehung, ihre Schulen waren mehr für Jünglinge als für Kinder und in Athens philosophischen Hallen war möglich, daß der Zuhörer so alt war wie der Lehrer. Sparta war eine Stoa oder Garnisonsschule für Eltern und Kinder zugleich, die Römer hatten griechische Sklaven zu Schullehrern, ohne daß die Kinder weder Griechen noch Sklaven wurden. In den Zeiten,

wo große, glänzende Thaten des Christentums, des Rittertums, der Freiheit wie Sterne aus dunklen Horizonten Europas aufgingen, lagen die Schulgebäude nur als dumpfe, kleine, düstere Waldhütten oder Mönchszellen zerstreut umher. Wo schlagen die Kinder den Eltern ähnlicher nach, — und zu was anderem als zu seinem Spiegel, plattem, hohlen oder hohem, kann doch der Lehrer den Zögling nicht gießen oder schleifen wollen — als eben da, wo die Erzieher schweigen, bei den Wilden, Grönländern und Quäckern? Und je weiter man in die Zeiten hinab zu den eisgrauen Völkern sieht, desto weniger Lehrbücher und Cyropädien gibt es — schon aus Mangel an Büchern —; und sind nicht unsere jetzigen besseren Erziehanstalten der Beweis, daß man sich aus schlechteren frei und eigenhändig zu höheren heben kann und folglich zu allen anderen Anstalten gleichfalls?

Aber wer erzieht denn in Völkern und Zeiten? Beide. Die lebendige Zeit verwischt bald den Niederschlag der kurzen Erziehungsjahre. Das Jahrhundert ist das geistige Klima des Menschen. Die bloße Erziehung ist das Treibhaus und der Treibscherben, welcher in jenes gestellt ist. Es gibt eine Menge verborgener und unkontrolierbarer Mitarbeiter des Lehrers und dazu gehört er selbst mit einem großen Teil seiner Wirksamkeit. Er erzieht ja nicht bloß durch das minder kräftige Wort, sondern mehr noch durch lebendige That und Beispiel, und der Erzieher wurde ja selber erzogen und ist von dem Geist der Zeit, den er etwa der Jugend austreiben will, ohne sein Wissen zuvor besessen. Ferner besteht das Schulgebäude nicht bloß aus Hörsälen, sondern auch aus dem Schulhof, den Schlafkammern, der Gesindestube, dem Spielplatz, der Treppe und jedem andern Platz.

Himmel, welche Verwechslungen anderer Einflüsse geschehen immer zum Vorteil und Vorurteil der Erziehung! Eltern halten sehr oft bei eigenen Kindern für Wirkung der Geistespflege und Anlagen, was sie bei fremden nur für Folgen menschlicher normaler Entfaltung nehmen würden. War ein großer Mann durch eine Erziehanstalt gegangen, so wird er immer aus ihr erklärt; entweder wurde er ihr ungleichartig, dann wird sie als bildender Gegenreiz angerechnet, oder wurde es nicht, so gilt sie als Lebensreiz. So könnte man auch die blaue Bibliothek, deren Umschlag dem Bibliothekar Duval die ersten Rechenexempel lehrte, für ein Rechenbuch halten. Mit reiferem Alter wird der Erzieheinfluß noch problematischer: Büchersäle und zwei jährliche Büchermessen über-

schreien doch, denk ich, ein paar Schulbücher mit ihren Lehrern. Diese Geistesmacht mit ihrem jede geistige Isolierung unmöglich machenden Einfluß nimmt in unserem papiernen Jahrhundert täglich mehr zu.

Allein es ist nicht einmal ein Unglück, wenn Erziehung wenig wirkt. Welcher Jammer wäre es, wenn alle Gassen des armen Erdbodens mit matten, steifen Ebenbildern aus pädagogischen Fürsten- und Schwabenspiegeln angefüllt wären, mit Conterfeien langweiliger Schulleute, sodaß also jede Zeit von der andern, Männchen auf Männchen, abgedruckt würde!" . . . .

Kaum hatte der Verfasser seine Antrittsrede beendigt, als man höhererseits soviel von einer Abtrittsrede darin fand, daß man ihm wirklich eine schöne Gelegenheit schenkte, letztere zu halten und sich mehr auszusprechen, indem man ihn ein paar Tage darauf absetzte. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, von seinen Mitlehrern den Abschied, den er öffentlich bekam, ebenso zu nehmen und dabei die Wichtigkeit des Lehrstuhls, den er zum zweiten und letzten Mal bestieg, so eindringlich als es ging zum Text seiner kurzen Abschiedsrede zu machen.

In dieser zweiten Rede nun, die er mit dem tröstenden Bewußtsein hielt, „daß keiner seiner Zöglinge mit Vorwürfen irriger Lehrart oder geschwänzter Stunden gegen ihn auftreten werde", fand er für den Abschiedsgruß kein passenderes Thema als darzustellen, wie stark eine gute Erziehung eingreife in das Herz der Zeit.

„So wahr es ist, daß alles auf den Menschen bildend einwirkt, daß kein Mensch einen Spaziergang machen kann, ohne davon eine Wirkung auf seine Ewigkeit nach Hause zu bringen, so gewiß ist andererseits, daß alles nur nach bestimmten Verhältnissen wirkt. Der Mensch nimmt destomehr Geistiges an, je weniger er noch bekam; daher sind die ersten Erziehjahre die wichtigsten. Wenn in alten Jahren die größten moralischen Momente an uns vorübergehen, ohne unser Leben mehr aus seiner Bahn zu rücken, als ein vorbeigehender Bartstern die Erde, so wirft ein tiefer Stand der Kindheit, der erste Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit ꝛc. Schatten und Licht unabsehlich in die Jahre hinein. In diesen Jahren thut der Unendliche das zweite Wunder (beleben ist das erste): es wird nämlich von der Menschennatur empfangen und geboren — so nenne ich kühn jenes Selbstbewußtsein, wodurch zuerst ein Ich erscheint, ein Gewissen und ein Gott — und unselig ist die Stunde, wo diese Menschwerdung keine unbefleckte Empfängnis findet,

sondern wo in derselben Geburtsminute der Heiland und sein Judas zusammentreffen. Das Leben, besonders das sittliche, hat erst Flug, dann Sprung, dann Schritt und endlich Stand, jedes Jahr läßt sich der Mensch weniger bekehren und einem bösen Siebziger dient weniger ein Missionär als ein Autodafé. Jedes neue Jahr wirkt darum weniger ein als das vorige, bis zuletzt, wenn man das ganze Leben für eine Erziehungsanstalt nimmt, kein Weltumsegler, von allen Völkern zusammengenommen, soviel Bildung bekommt, als von seiner Amme.

Nur in der Kindheit blüht der Kinderglaube, dies einsaugende Vermögen, ohne welches es keine Erziehung und keine Sprache gäbe, nur in der Kindheit ist die Erregbarkeit, die geistige und physische, in voller Frische.

Was die Konkurrenz der ungesuchten Miterzieher betrifft, so rauscht allerdings eine große Volksmenge auf jeden Menschen ein, aber die Wellen dieses Weltmeers brechen sich an den vier Mauern des elterlichen Hauses; Vater, Mutter, Geschwister und ein paar Zu-Menschen sind seine bildende Welt. Es sind nur einzelne, die uns im Leben gestalten, die Menge geht als fernes Heer vorüber. Herrnhuter, Quäcker und besonders die Juden bekräftigen die Uebergewalt der häuslichen Erziehung über den Zeitgeist und das umgebende Volk.

Und wenn der Antrittsredner — denn anders wag ich nach meiner Absetzung mich nicht hier anzuführen — neben der Unwirksamkeit der guten Erziehung Klagen über die Wirksamkeit der schlechten beilaufen ließ, so setzt er ja durch die Verbildsamkeit die Bildsamkeit voraus und es wäre also der Erziehung kein Mangel vorzuwerfen, als der Mangel an scharfen Rechentafeln „über die Störungen eines laufenden Wandelsternes durch die Umlaufe der nachbarlichen".

Was nun ist J. P.'s Fazit und Endentscheidung?

Auf jeden Fall ist ihm für die erste Jugendzeit die Erziehung von mächtigem Einfluß: „In den ersten Quinquennien" könne man den Kindern „einen unerlöschlichen Wert oder Unwert anerziehen, später verdirbt sie kein fremdes, ja kein elterliches Widerspiel". (Förster I, 483). Ergänzend hiezu tritt die Bemerkung Lev. 117, daß man einem fremden Kind wohl Unterricht geben könne, Erziehung aber nur seinem eigenen, da jener abbrechen dürfe, diese aber fortwähren müsse. Ziemlich skeptisch klingen andere Aeußerungen, wie Loge 40, daß Erziehung mehr am äußern, als innern Menschen bilde und namentlich folgende Stelle

aus Förster I, 37: „Die größten Umwälzungen im Menschen fallen nach der pädagogischen Epoche. Wer ersetzt hier den Erzieher? Die besten Völker hatten die schlechtesten Schulen: die Griechen, Römer, Engländer. Solange nicht aus Sklaven Menschen, aus Egoisten Freunde des Vaterlandes werden, solange bleibt die Menschheit ein elender, niedriger, ängstlicher Schwarm, aus dem nur einzelne moralische Götter hervorragen, und den alle Prediger und Erzieher nur veränderlich, aber nicht gut machen."

Freilich bleibt hier ziemlich dunkel, wie denn aus Sklaven und Egoisten edle Menschen werden sollen, wenn alles Predigen und Erziehen fruchtlos bleibt. Aus dieser, übrigens nicht entscheidenden Stelle, klingt ein ähnlicher Pessimismus, wie aus Kant's Worten: „Das Erziehungssystem enthält einen Widerspruch; Erziehung setzt Erzogene voraus." Daher gibt Kant der Hoffnung auf höheren, göttlichen Beistand Ausdruck; „von der Vorsehung sei die Erziehung des Menschengeschlechts zu erwarten; aber der Mensch dürfe andererseits nicht in seiner Thätigkeit, Selbstschöpfer seines Glücks zu werden, ermüden".

J. P. fand es offenbar angemessener, einer strikten Lösung dieses diffizilen Problems durch die antithetische Behandlung desselben aus dem Weg zu gehen, war aber besonnen genug, die Kraft der Erziehung nicht so überschwänglich hoch anzuschlagen, wie etwa Leibniz (»si l'on réformerait l'éducation, on réformerait le genre humaine«) und ist damit im Einklang mit allen erfahrenen Pädagogen (Willmann: „Nicht die Schulen bilden die Menschen, sondern die Menschen die Schulen").

Das Bildungsziel.

Das Ziel muß man früher kennen als die Bahn. Alle Mittel und Regeln der Erziehung werden erst von einem Ideal oder Urbild derselben bestimmt. Dieses Ziel kann nur eines sein. Zweck der Erziehung ist formell die Gestaltung einer idealen Persönlichkeit auf Grund der gegebenen Anlagen, materiell: Vervollkommnung zum Ebenbild der Gottheit.

1. Der Mensch, und zwar jeder Mensch, hat seinen idealen Preismenschen in sich, der schon im Kind verhüllt liegt, und den frei zu machen eine gesunde Erziehung streben muß. Dieser Idealmensch ist nicht etwa der normale Typus der Gattung, sondern er ist die aufs höchste gesteigerte und veredelte Individualität, das „harmonische Maximum aller individuellen

Anlagen“ (32). Jeder Mensch ist gleichsam ein Ton zur unendlichen Harmonie des Weltalls und jeder hat die Pflicht zu erraten, was Gott mit ihm vorgehabt, als er ihn erschuf. Wie keine Blume der andern, kein Blatt dem Blatt gleicht, wie unendliche Mannigfaltigkeit und Lebensfülle die Schöpfung kennzeichnet, so herrscht noch mehr im Reich der Geister das principium indiscernibilium. „Der Idealmensch Fénélon, so voll Liebe und Stärke, der Idealmensch Cato, so voll Stärke und Liebe, könnten gleichwohl sich nie gegen einander ohne geistigen Selbstmord auswechseln und seelenwandern.“

Am hellsten schaut jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter (was natürlich nicht heißt, daß die Jugendzeit den Höhepunkt der geistigen Reife schon erreicht). „Wenn nur jeder sich klar bewußt wäre, was er damals hatte, zu welch andern und höheren Wegen und Zielen das eben aufgeblühte Auge hinaufgesehen, als später das welkende! Die Klage eines Jeden: Was hätte ich nicht werden können! bekennt das Dasein oder Dagewesensein eines ältesten, paradiesischen Adams neben und vor dem alten.“

2. Dieser Idealmensch, diese Hoheit unserer Natur, ist natürlich nicht bei der Geburt schon fertig gegeben, sondern nur im Umriß, gleichsam im Keim angelegt. (Lange, „die pädagogischen Schriften J. P.'s“ Einleitung, hat die Allegorie von dem „Wegbrechen der Steinrinde“ (Lev. S. 27) zu buchstäblich genommen; ganz falsch ist seine Bemerkung, „J. P. verwechsle mit Rousseau angeborne und gute Eigenschaften“; denn: in § 23 polemisiert J. P. gegen Rousseau und dessen negative Erziehung. J. P. hält seinen Idealmenschen dem Rousseau'schen Naturmenschen, wie andererseits dem Säkular- oder Zeitmenschen scharf entgegen. Nach der Definition „harmonisches Maximum“ der Anlagen, sollte doch dieses Mißverständnis nicht möglich sein.)

3. Die Entwicklung geschieht durch freie, organische Entfaltung, nicht durch mechanische Dressur. Kein totes Material ist die Kindesseele, das zur freien Verfügung des Künstlers steht, sondern ein sittliches, individuell bereits vielfach bestimmtes Wesen, das mit Schonung seiner Eigentümlichkeiten zum Charakter erzogen werden soll. Daher tritt J. P. scharf gegen elterliche Vergewaltigung zu egoistischen Zwecken, wie gegen staatliche Kasernen- und Bureaukratendressur auf, welche nur tote Spinnmaschinen, Druck- und Saugwerke in lebendiger Verkörperung gebären. Der Staat sei nicht das höchste Ziel und der Kindeserdenkloß, dem das

wachsende Leben den göttlichen Athem einblasen soll, dürfe nicht als bloßer Fruchtacker niedergehalten und ausgebeutet werden. (Ebenso Herbart gegenüber Fichte.)

4. In der „harmonischen“ Ausbildung aller Anlagen liegt Fernhaltung jeder Einseitigkeit; der Mensch sollte weder blos nach Oben wachsen wie die Pflanzen, noch blos nach Unten wie Federn und Zähne, sondern wie Muskeln an beiden Enden zugleich, sodaß Baco's doppelte Vorschrift für Könige: „Erinnere dich, daß du ein Mensch bist — erinnere dich, daß du ein Gott oder Vizegott bist“, auch für Kinder gälte.

Damit steht nicht in Widerspruch, wenn J. P. sagt, daß intellektueller einseitiger Veranlagung Vorschub geleistet werden solle (in uno habitandum in ceteris versandum)*), während jede sittliche Charaktereigentümlichkeit einer Grenzberichtigung durch Ausbildung eines entgegengesetzten Kraftpols bedürfe. Grundgesetz sei übrigens, daß jede Kraft heilig geachtet werde, keine an sich geschwächt, sondern nur die entgegengesetzte geweckt werde; der Erzieher sei mehr Arzt der Schwäche, als Dämpfer der Stärke. So werde z. B. eine überreich liebende Seele nicht etwa ausgehärtet, sondern nur die Macht der Ehre und der Klarheit in ihr verstärkt! So werde der kühne Charakter nicht furchtsam gemacht, sondern nur liebend und klug gebildet! Freilich drei Dinge seien schwer: einen Charakter haben, einen zeichnen, einen erraten.

5. In der Höhe des Richtpunktes liegt endlich die Erhebung über kleinliche Mode- und Zeitinteressen. Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen, sondern für die Zukunft, ja oft wider die nächste. Was für die Zeit erzogen wird, ist schlechter als die Zeit (121.)

Der Zeitgeist sei a) gar nicht zu definieren und könne darum als pädagogisches Ziel, das immer fest, klar und bestimmt sein müsse, schon deshalb nicht gelten. „Ist der Zeitgeist ein Jahrhundert oder sonst lang? Und entflieht er, sobald eine große Begebenheit, z. B. die Reformation, einen zweiten gebiert? Und welche Umwälzungen werden auch zu zeitbeseelenden, eine philosophische oder sittliche oder politische oder poetische? Ist nicht eigentlich jeder Zeitgeist schon ein entflohener, den man lieber den Geist der nächsten Vorzeit hieße, da er am Gesetz der Trägheit gemessen in der großen Masse noch fortwirkt, wenn längst neue Ideen schon aufgesproßt? Und da dieselbe Zeit in London einen anderen Zeitgeist

---

*) In einem Fach muß man zu Hause, in den übrigen orientiert sein.

gebiert als in Paris, Warschau ꝛc., und die Jetztzeit also verschiedene Zeitgeister haben muß, wo erscheint euch der zitierte Zeitgeist deutlich, in Deutschland, Frankreich oder wo sonst?

b) Was wir Geist der Zeit nennen, hießen unsere alten Vorfahren „Weltlauf, letzte Zeiten, Zeit vor dem jüngsten Tag, Reich des Teufels, des Antichrists". Lauter trübe Namen! Kein goldenes Zeitalter nannt sich ein goldenes. Der Geist der Ewigkeit, der das Herz und die Zeit richtet, spricht über die jetzige sehr harte Worte. Was uns fehlt, ist der heilige Geist des Ueberirdischen. Was uns niederdrückt, ist die Unterdrückung und Mechanisierung der Individualität, so daß jetzt leichter ein großes Volk, als ein großer Mann zu finden ist und der Krieg fast nur ein Kriegsspiel zwischen zwei Lebendigen ist, da die Uebrigen nur Maschinen sind. Die leidenschaftliche Brunst des Zorn-, Liebe- und Gierfeuers, dessen sich alle Religionen und die alten Völker und die großen Menschen enthielten und schämten, gehört auch zum Siechtum der Zeit, sodaß wir nur in Haß und Hunger noch lebendig sind, wie andere zerfallende Leichen nur die Zähne unverweslich behalten, die Werkzeuge der Rache und des Genusses. Die Blüte der Wissenschaften ist kein Beweis dagegen, auch ist sie keine rechte. Nicht genug wach und ausgebildet ist die Zeit, sonst müßte sie sittlich edler sein.

Gegen die drei Entkräftungen des Willens, der Liebe und der Religion müssen wir die Stärkemittel stoischer Kraft, inniger Liebe und religiöser Begeisterung geben. Je schlimmer die Zeit, desto besser müssen die Eltern sein. Da wir unsere Kinder in eine städtische Nachtzeit hinausschicken, wo die geborstenen Kirchenglocken nur noch dumpf zur Kirchenstille rufen, so müssen wir ihnen eifriger als sonst ein Herz mit einem Bethaus mitzugeben suchen und gefaltete Hände und die Demut vor der unsichtbaren Welt.

(Diese glänzende Erörterung wäre namentlich von denen zu beherzigen, die den Unbegriff „moderne Weltanschauung" tadelnd oder lobend stets im Munde führen.)

Physische Erziehung.

„Der Ausdruck ist eigentlich falsch. Denn als Pflegelehre des Leibes gälte sie auch für Tiere, Männer und Greise; die Köchin wäre eine La bonne und die Küche eine Schulbuchhandlung." (L. 99.) Aber der Mangel der Bezeichnung darf nicht zu einer Verkennung dieses

wichtigen Punktes der Edukation Anlaß geben. Nach dem Vorgang Locke in England und Rousseau's im französischen Sprachgebiet betont J. P. energisch den Wert der Leibespflege auch für die Geistesentwicklung und gibt hiefür treffliche Regeln.

Die Erziehung beginnt nach J. P. erst mit der Geburt und nicht früher. J. P. ist sehr skeptisch gegen den Einfluß psychischer Zustände des Mutterorganismus auf das an der Weltpforte schlafende Kind. Denn

1. bestehe zwischen Mutter und Kind während der Schwangerschaft bloß eine Bluts-, nicht aber eine Nervengemeinschaft; jene aber schaffe keine seelische Veränderung.

2. Der Einfluß der Mutter und die Aehnlichkeit des Kindes mit ihr müßte unverhältnismäßig größer sein, als mit dem Vater, was der Erfahrung widerspricht.

3. Es wäre ferner eine Charakterverschiedenheit unter den Kindern derselben Mutter kaum möglich, wenn sich die geistigen und körperlichen Mängel der weiblichen Natur in 9 Monaten zusammenhäuften und in dem weichen Gehirn des Kindes, das gerade jetzt seine höchste Erregbarkeit besitzt, ablagerten; jedes Kind müßte ein Supernumerarkopist seiner Geschwister sein und die ganze Kinderstube ein Abgußsaal der Mutter.

Ebenso hält J. P. die Furcht vor dem Versehen für übertrieben.

1. Aerzte, wie Haller, leugnen die Thatsache.

2. Wenn man damit die Mißgeburten erklären wolle, wie seien dann jene der Tiere und Pflanzen zu erklären, bei denen doch wenig erhitzte Phantasie zu fürchten sei.

3. Die Seltenheit spricht gegen die ursachliche Verknüpfung.

Dagegen ist die Gesundheit oder Kränklichkeit der Mutter natürlich von Einfluß auf das Kind und insofern ist indirekt der Aberglaube des Versehens schädlich, nicht weil sich erfüllt, was er besorgt, sondern weil er leicht wie jedes Vorfürchten und Nachzagen den Körper entkräftet.

Desgleichen leugnet J. P. jedes Ueberpflanzen geistiger Eigenschaften durch die Ammenmilch; sonst müßte ja die Ziegenmilch den Menschen zum Tier machen.

Ueberhaupt warnt er vor jeder Uebersorge, welche der Natur mißtraut und jeden Zahn des Kindes vom Arzt heben läßt; turba medicorum perdidit Caesarem*) steht auf Hadrians Grabmal.

---

*) Die Schar der Aerzte hat den Kaiser zu Grunde gerichtet.

Wenn nun auch Blut und Milch geistige Eigenschaften nicht übertragen können, so ist doch eine andere Frage die: Wieviel tragen Eltern zur „Theogonie“ des kindlichen Geistes bei? J. P. spricht die Hypothese einer Erschaffung des Geistes durch die Eltern aus, welche nicht schwerer zu begreifen wäre als Erschaffung der Gedanken durch Geister oder jede Veränderung überhaupt. (Eine Form des Traduzianismus, deren neuester Vertreter Frohschammer ist.) Welche Vorsicht lehre eine solche Möglichkeit! Wenn du wüßtest, daß ein schwarzer Gedanke von dir oder ein glänzender selbständig sich losrisse aus deiner Seele und außer dir anwurzelte und ein halbes Jahrhundert lang seine Giftblüten oder seine Heilwurzeln triebe und trüge, o wie würdest du frömmer wählen und denken! — Aber weißt du denn das Gegenteil so gewiß?

Das heranwachsende Kind werde am besten auf einem einsamen Dörfchen erzogen. Man halte doch die blühenden Kinder auf dem Lande, wo die ganze Apotheke aus ihren Gläsern nichts zu holen hat als Branntwein, oder gar die stämmigen der Wilden gegen die welke Flora vornehmer Häuser, welche täglich aus allen möglichen Gläsern begossen werden. Energisch tritt J. P. für frische Luft, Bewegung (daher Betteln das gesündeste Handwerk) und kalte Bäder ein. Auch das Barfußgehen empfiehlt er (106), dann Sonnen- und Gewitterbäder, ganz im Sinne der heutigen Naturheilmethode. Bis auf die Haut soll man sich durchnässen lassen, die Kleider nicht wechseln, sondern am Leib wieder trocken werden lassen (109). Die Skepsis gegen die ärztliche Kunst kommt überall zum Vorschein: „ein guter Arzt ist ein Gewinn im Lotto, eine beste Arznei von ihm ein Gewinn in der Lotterie. Die Arzneikunst sei eigentlich die Kunst zu sterben, sagt J. P. in der kleinen Skizze (1781) „über den Menschen“. Die Gifte der Aerzte seien noch wirksamer als ihre Arzneien, wenn nicht beide Synonymen sind. Sie retten vom Tod nur durch Zufall und das Beste, was sie noch thun, sei, daß sie geschwinder sterben machen. Doch spricht er mit großem Lob von Dr. Kilians „Haus- und Reisearzt“ und von Hufelands „gutem Rat an die Mutter“, welchen jede Schwangere auswendig lernen solle. (J. P. hat Sympathie für die homöopathische und magnetische Heilmethode, dagegen Widerwillen gegen den groben Materialismus der Gift- und Schneidemedizin.)

Auffallenderweise empfiehlt J. P. den Genuß von Bier und Wein auch für Kinder gegenüber dem Thee- und Kaffeegift; in späteren Jahren der erwachenden Sinnlichkeit solle jedoch der Genuß der Alkoholika sehr

eingeschränkt werden. Mädchen dürften sie länger als Knaben genießen. Die Rücksichtnahme auf das sittliche Moment ist ihm der leitende Gesichtspunkt nach Rousseau's Diktum: „die Hygiene ist weniger eine Wissenschaft als eine Tugend.“ Auch empfiehlt J. P. den Fleischgenuß; sogar Uebersättigung sei als Kraftübung des Magens mitunter zu gestatten. (Unsichtb. Loge 311a, 313.) Seltsam ist sein Mißtrauen gegen das Obst. Er meint sogar, eine Verwechslung Obst statt Eier könne ebenso umbringen als ein Fehlgriff in den Rezepten (112).

(In der Ernährungsfrage begeht J. P. schwere Irrtümer; das vegetarische Prinzip: weder Fleisch noch Alkohol! ist hier das Richtige.)

Ein eigenes Kapitel behandelt das „Schreiweinen“ der Kinder. Hier sei die Ursache sorgfältig zu erforschen; sei es Schmerz, so sei Pflege am Platz, doch hüte man sich vor sentimentalem Mitleid; dem fordernden Schreien gegenüber bleibe es bei Rousseaus Rat,, nie das Kind durch dieses Kriegsgeschrei auch nur einen Zoll Land erfechten zu lassen; nur seien die Weiber absolut nicht zu dieser Regel zu bekehren. Höchstens sagen sie: „Du bekommst nichts, weil du unartig bist, wenn du aber nicht mehr weinst, sollst du sehen, was ich dir gebe.“ Begehrt aber denn das Despotchen mehr?

Gegen das Weinen über Verlust, aus Furcht, aus Verdruß, hilft eine Ablenkung etwa durch Auftragen eines Geschäftes, das Anfangen einer langen Rede oder ein Donnerwort: Still!

Man hüte sich übrigens Unarten, die mit den Jahren vergehen, durch solche zu bannen, die mit den Jahren wachsen.

Besonders sei das Kind vor jeder starken Empfindung (dem „Aufwühlen der kindlichen Seele“, wie Herbart sagt) zu bewahren. Man erziehe überhaupt nicht zu früh; der Erzieher breche nicht frühzeitig die Knospe auf und verschwende keine Zeit mit Weckung von Kräften, die später die Natur weit edler reift. „Das bedenkt ihr nicht, die ihr den Kindern den Trank früher gebt als den Durst, die ihr den jungen Seelen keine stille Stunde gönnt, sondern beständig um sie unter dem Stäuben ihres blühenden Weins gegen alle Winzerregeln mit Behacken, Beschneiden, Bewühlen hantiert. Könnt ihr ihnen jemals, wenn ihr sie vorzeitig und mit unreifen Organen in das große Reich der Wahrheiten und Schönheiten hineintreibt, das große Jahr vergüten, das sie verlebt hätten, wenn sie mit durstigen, offenen Sinnen in dem herrlichen, geistigen Universum sich hätten umdrehen können?“ Titan 58.

Darum verwirft J. P. auch alle künstliche Gymnastik der zarten Sinnesorgane (gegen Pestalozzi und Schwarz): „Welchen Vorteil soll es haben, irgend eine Sinnenkunst den Kindern etwa drei Monate früher einzuschulen, als das vierte sie von selber zuführt?“ 56. Dies geistige Raubsystem in seiner vollen Ausgestaltung ist die Ursache von Roquairols Schicksal: „An ihm muß jenes ausholende Frühlernen recht ausgemalt werden; dann herrscht bei der Oede die Willkür der Phantasie, die nur Angenehmes reizt, sucht und glaubt.“ (Studienbuch zu Titan, Wahrh. 6, 345).

Gegenüber Rousseau, der sich „mit einem kränklichen Kind nicht befassen will“, erinnert J. P. auch an die Erziehungspflichten gegen das kranke Kind. Die Sorge für dasselbe dürfe keineswegs blos in der Körperpflege bestehen, kein krankes Kind sei noch an einer guten Erziehung gestorben und das kranke Kind bedürfe der geistigen Führung ebenso und noch mehr als das gesunde. Auch würden Kinder gerade in Krankheiten am meisten verzogen. Das Kind müsse vor allem stets vor Langeweile behütet werden, „nichts zu thun ist der allerungesundeste Rat“ Förster I, 219), es müsse ihm geistige Anregung durch Bilder, Spiele, Märchen geboten werden und besonders religiöse Erbauung. Die überstarke Sorge für das körperliche Wohlsein liege im Materialismus der Zeit, der die ganze Ausbildung des Kindes zur Amme des körperlichen Fortkommens mache und die heilige Lebensluft zum Treiben von Windmühlenflügeln gebrauchen wolle, die zweite Welt zur Schwimmblase auf unserer Kugel. Neben Körperpflege sei die Seelendiätetik in keinen Umständen zu vergessen.

Die erste Kindheit.

Wie die Eier der Vögel und die neugeborenen Küchlein, verlangt die Kinderseele anfangs nur Wärme, nicht Nahrung. Und was ist Wärme für das Menschenküchlein? Freudigkeit. Kein Frühlernen! Ein Jahreskind sehen und greifen lehren hat nicht mehr Wert als die Laufbänder für die zarten Füßchen. Liebe dagegen werde dem Kind geboten, das ist Lebensluft für die erwachende Seele. Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind. Freude gibt Stärke, wie die Trübsal sie nimmt. Wenn auch Freude mit Genuß nicht verwechselt werden darf, so ist andererseits nicht zu läugnen, daß das Vergnügen bei Kindern den Weg über die Kinderservietten nimmt und keinen anderen Eingang kennt, als den Mund (Hesper. 105.)

Daher ist J. P. auch nachsichtig gegen Naschhaftigkeit (er setzte selbst Zuckerpreise aus), nur predigt er Diät und Maßhalten. Man zerfälle die Lust in Lustbarkeiten, den Pfefferkuchen in Pfeffernüsse, Weihnachten in ein Kirchenjahr. Später freilich ändere sich die Methode! Dann schimmern ein Johannisfest, eine Weinlese, eine Fastnacht, worauf die Kinder lange warten, durch die Nachlese freudiger Erinnerung und Vorfrucht froher Erwartung in den darbenden Zwischenräumen um so heller.

Kein Dichter hat noch ein so feines Gefühl für die Kinderfreuden gehabt; die prächtigsten Farben auf seiner Palette gelten der Beschreibung des Kinderparadieses, des einzigen, das der Mensch noch auf Erden genießt. „Wie leicht ist ein Kind freudig zu stimmen, wie arg muß es der treiben, den sie hassen! Ein warmer Tropfen vermag das harte Samenkorn zum Schwellen und Grünen zu treiben, während den ausgebreiteten Blätterbaum ein ganzer Regenguß nur wenig umschafft und befruchtet.“

Kinderfreuden haben mehr Gegenwart und Fülle, sie sind nicht durch Reflexion angekränkelt, allerdings ist auch der Schmerz reiner, wenn auch kürzer, ohne Vergangenheit und Zukunft. „Du magst einen Kindertag zehnmal verdüstern und umschleiern, es blickt doch immer wieder die Freude hindurch. Das Kind versteht es, jeden Thränentropfen geschickt zum flimmernden Farbenweltkügelchen aufzublasen.“ (Titan 588.)

Kinderfreuden sind aber auch die reinsten, da sie mit dem Bewußtsein der Unschuld genossen werden. Zu den Kindervorrechten rechnet J. P. auch, daß sie „ohne Beschämung Wohlthaten empfangen“. Die Kinderwelt hat nur unschuldige Rosen der Freude. Alle ersten Regungen sind heilig: erste Liebe, erste Freude, erstes Streben nach Wahrheit. „Ihr Kleinen steht nahe bei Gott“ (Flegelj. 48), „die kleinste Erde steht ja der großen Sonne am nächsten.“ Rührend mutet es an, wenn Gottvalt sich einen Tag Allmacht wünscht, um sich ein besonderes Weltkügelchen zu schaffen, das er unter die mildeste Sonne hängen würde, und worin er nichts setzte als Kindlein (238). Wie einzig ist das Lächeln des Kindes, dieser verklärte Blick, das Durchschimmern des lauteren Geistes in der zartesten Körperform, als wollte die Himmelsblüte die irdische Hülle durchbrechen. Kinder üben einen veredelnden Einfluß, „ein Kind veredelt das schlimmste Weib“ (Holzschnitt 132). Blumine (3) läßt J. P. ein gestorbenes Kind erscheinen und den Allmächtigen bitten, der trostlosen Mutter Kinderaugen zu geben und ein Kinderherz, statt des blutenden, damit sie sehe, daß der Vater und die Geschwister noch leben. „Leuchte

in ihre Seele hinein, damit sie lächle . , . sonst werde ich ja gar nicht selig in deinem Himmel, wenn ich hinunter auf die Erde schaue.“ (Andersſen hat die Idee in einem seiner schönsten Märchen: „Das Kind im Grabe“ verwertet.)

Für den Erzieher geht daraus die Mahnung hervor, diesen Kinderhimmel nicht zu trüben (cf. 2. Kor. 1, 24: „Der Erzieher sei Gehilfe ihrer Freuden“). Ein frohes Kind ist ja auch immer ein besseres Kind (laeti tirones, laeti magistri*) war der Wahlspruch der Schule des Rhabanus). „O schafft die Kinderthränen ab! Das lange Regnen in die Blüten ist so schädlich.“ (Komet 100.) Leider würden nur Mißhandlungen von Sklaven und Tieren, nicht aber von Kindern gesetzlich bestraft. „Wer kann unter Menschen und Tieren am unglücklichsten sein? Die Kinder. Wie unschuldige Kinder die ersten Martyrer waren, so sind sie es noch heute. Hört sie schreien unter den Straffäusten des Volkes, seht ein dürftiges die Hände winden vor unendlicher Bangigkeit, wenn es den Bettlereltern den teuren Groschen verloren oder auch nur, wenn es die Eltern in einer Stunde oder Gasse nicht mehr finden kann! So herzdurchdringend jammert kein anderer Mensch. Auch das Tier heult und winselt, aber seine Hölle wird von keinem Bewußtsein durchleuchtet.“ (Verm. Auff. 219.)

Mit Genugthuung erzählt J. P., daß er nie geschlagen worden sei. Man solle Kinderfreuden nicht vergällen; sie kehrten nie wieder. Die Kindheit sei nicht nur der mühselige Rüsttag zum genießenden Sonntag des späten Alters, sondern eine Vigilie, die ihre eigenen Freuden habe.**) („Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“) Lieblich findet er die Sage, daß die Jungfrau Maria und der Dichter Tasso nie geweint hätten.

Dabei ist J. P. keineswegs Befürworter eines müßigen Phäakenlebens. Die edelsten Freuden der Kindheit erhielten ihren Glanz und ihren Duft von der Religion und dem Wissen. J. P.'s eigene Jugendseligkeit war mit diesen zu innig verknüpft, als daß er, der alles aus dem Ganzen und Vollen erfaßte, diesen Höhepunkt jeder Daseinsstufe den Kindern hätte vorenthalten wollen. Hier trennte er sich von

*) Frohe Lehrer, frohe Schüler.

**) Ebenso Herbart: „„Du wirst es mir einst verdanken““, spricht der Erzieher zum weinenden Kind. Welch' verkehrter Diensteifer, da Wohlthaten anzunehmen, wo das Kind nur Uebel empfindet! Gestört wird zugleich die künftige heitere Erinnerung an die Kindheit und der heitere Dank, der allein wahrhaft dankt.“

Rousseau, der den spezifischen Religionsunterricht vermeiden will, „damit der Zögling bei der Mündigkeit sich eine Religion selbst wählen könne", (so etwa wie ein Mann sich eine Frau nach seinem Geschmack aussucht). Also bei voller Verkümmerung der edelsten Seite des Menschen, soll er gleichwohl die Fähigkeit besitzen, die rechte Religion zu wählen!*)

Zu den Kinderfreuden gehört auch das Spiel. Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen, es hat einen bildenden Wert, „Spielstunden sind nur freiere Lehrstunden" und die „Kinderspiele sind die Malerstunden und Schulimitationen der ernsten Menschengeschäfte."

J. P. teilt die Spiele in 1. die der empfangenden, auffassenden, 2. der handelnden, gestaltenden Kraft.

Die erste Art gibt dem Kind die erste Experimentalphysik, -Optik und Mechanik. In die zweite Reihe sind alle Spiele zu setzen, worin sich die Kinder ihres geistigen Ueberflusses durch dramatisches Fantasieren und ihres körperlichen durch Bewegung entladen. Daneben könnte man noch eine dritte Klasse errichten, die nämlich, worin das Kind nur spielt ohne Beteiligung höherer Kräfte, z. B. wenn es behaglich zum Fenster hinausschaut, auf dem Gras liegt 2c.

Bezüglich des Spielzeugs ist J. P. der Ansicht, daß es der Form nach möglichst unbestimmt und vieldeutig sei, um dem individuellen Spieltrieb reichste Entfaltung zu lassen. So empfiehlt er als das Wohlfeilste und Nachhaltigste — Sand, der als Baumaterial, Wurfmaschine, Kaskade, Waschwasser, Saat, Mehl, Fingerkitzel, eingelegte Arbeit, erhabenes Füllwerk, als Schreib- und Malergrund verwendbar sei. „Philosophen, streut Sand weniger in als vor die Augen, in den Vogelbauer der Kinder!" Nur eins möge dabei verhütet werden: daß sie ihr Spielzeug nicht fressen.

Das erste Spielzeug soll der geistigen Entwicklung nachhelfen, das spätere der geistigen die körperliche nachziehen.

---

*) Wenn Rousseau im Emil Kinder für unfähig hält, Gott zu erkennen, so korrigiert er sich in den Confessiones (l. II, 85), er bilde eine Ausnahme: »Trouvez des J. J. Rousseau à six ans et parlez-leur de Dieu à sept, je vous réponds que vous ne courez aucun risque.« In seiner maßlosen Eitelkeit sagt er schon in der Einleitung: je ne suis fait comme aucun de ceux que j'ai vus; j'ose croire n'etre fait comme aucun de ceux qui existent. Si je ne vaux pas mieux, au moins je suis autre.

Das Kind tändle, singe, schaue, höre! Aber der Knabe, das Mädchen laufe, steige, werfe, baue, schwitze und friere!

Das schönste und reichste Spiel ist Sprechen: 1. des Kindes mit sich selbst, 2. der Eltern mit ihm.

Es regle und ordne der Lehrer nur nicht nach den Arbeiten auch wieder das Spiel! Es ist besser, gar keine Spielordnung zu kennen und zu machen, nicht einmal die meinige. (Gegen die Fröbel'schen Künsteleien, die auch Palmer, Curtmann rc. verwerfen.)

J. P. war der erste Pädagog, der auf die Wichtigkeit des Spiels für die Erziehung hingewiesen und damit sofort auf Herbart und Schleiermacher eingewirkt hat. Herbart findet im Spiel den Anfang der moralischen Freiheit, durch das freie Walten der Fantasie. Nur höhere Tiere spielten, Insekten nicht, ihre Zeit sei ausgefüllt mit ihren Naturbeschäftigungen.

Schiller hat den Zusammenhang des Kinderspiels mit dem Kunsttrieb schön dargestellt: Alles Spielen sei ein Formgeben und darum das Element zum ästhetischen Verkehr. Denn das Kind fasse die Puppe nicht ihrer Realität nach, sondern als Schein, als bloße Form. „So gewiß das harmlos spielende Kind eine der anmutigsten Erscheinungen der Welt ist, so gewiß ist im Spiel des Kindes die Schönheit gegenwärtig ... Der Mensch spielt nur, wenn er in voller Bedeutung Mensch ist, und er ist nur dann ganz Mensch, wo er spielt." „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" 15. Brief. (W. W. 12, 65.)

(Eine prächtige Schilderung des bunten Treibens in einer Kinderstube bringt J. P. in Jubelsenior 27.)

Kindertänze will J. P. ebenso loben als er Kinderbälle haßt. — Titan 234 wünscht er, daß die Mädchen immer wie die Grazien und Horen tanzen sollen — nämlich blos miteinander, nicht mit uns Herren. Der Bund der weiblichen Wellenlinie mit dem männlichen Schwalbenzickzack in Bekleidung und Bewegung verschönere den Tanz nicht. Für die weibliche Schönheit sei der Tanzboden, was für die männliche das Pferd; auf beiden entfalte sich der gegenseitige Zauber und nur ein Reiter hole eine Tänzerin ein. Eine feine Bemerkung! Musik als die eigentlich fröhliche Kunst sei bestes Mittel gegen die Kinderkrankheiten des Verdrusses, Starrsinns, Zorns. Doch soll Malerei als Kunst vor Musik getrieben werden, um den plastischen Sinn zu stärken.

Disziplin.

Prinzip: Die Autorität, vor der das Kind sich zu beugen hat, darf ihm nicht als blindes Faktum, sondern muß als persönlicher vernünftiger Wille erscheinen (gegen Rousseau). Eine der seltsamsten Schrullen im „Emil" ist bekanntlich die Art, wie diesem die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Handlungsweise beigebracht werden soll. Schon der schwerfällige künstliche Apparat, das Heer von dienenden Kräften bis einige Meilen im Umkreis, die lange Zeit, die Emils Erzieher nötig hat, um nach Rousseaus Prinzip Lohn und Strafe als physische Folge erscheinen zu lassen, schließen von selbst die praktische Brauchbarkeit dieser Methode aus. Dazu kommt die Verlogenheit der ganzen Manier, die der Zögling doch schließlich entdecken muß, womit dann das Vertrauen in seinen Lehrer für immer verloren ist. Der Hauptfehler aber ist die Verkennung des erziehlichen Wertes, der im Gehorsam liegt. Es ist das Persönlichkeitsprinzip, das hier sich eindrängt und von J. P. glänzend erläutert wird: „Wie soll im Kinde der Glaube an Menschen, dies herrliche Bundeszeichen menschlicher und höherer Einheit, zum Leben kommen ohne Gegenstand, ohne elterliche Worte, denen es zu vertrauen hat? Wenn es für das Tier nur unmittelbare Folgen und Belehrungen gibt, soll der Mensch keine mittelbaren, keine menschlichen kennen dürfen? Wenn die physischen Folgen ihren Erziehruhm von der Unabänderlichkeit der Natur haben, nun so erscheine dann der freie Wille dem Kinde ebenso folgerichtig und unaufhaltsam, dann erschaut es eine höhere Notwendigkeit als die stockblinde" (d. h. durch Vernünftigkeit und Konsequenz besitzt der autoritative Wille das Gute und Imponierende einer Naturmacht und steht als Offenbarung einer verehrungswürdigen Persönlichkeit doch unendlich über dieser).

Nun folgen einzelne Regeln bezüglich des Gebietens und Strafens. Sie sind in bunter Mischung hingestreut, wofür der Dichter selbst Vergebung erbittet; wir wollen sie mit Einbeziehung aller Parallelstellen übersichtlich ordnen:

1. Gebietet nicht zuviel! Habt keine Freude am Gebieten und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln. Das häufige Befehlen ist mehr auf den elterlichen Vorteil als auf den kindlichen bedacht. Die feinste Politik, das pas trop gouverner gilt auch für das Erziehungswesen. Sogar ein Erwachsener, dem ein anderer tagelang mit tragbaren Kanzeln und Beichtstühlen nachsetzte und ihm daraus predigte und

Verdammungen nachspritzte, würde zu keiner echten Thätigkeit und sittlichen Freiheit gelangen, geschweige ein schwaches Kind, das mit jedem Lebensschritt sich in ein Halt! Lauf! Laß! Mach! verstricken muß. Es ist derselbe Fehler, wie mit dem Ausstopfen des ganzen Tages mit lauter Lehrstunden, unter welchem Wolkenbruch von Lehren besonders die Fürstenkinder stehen, gleichsam um durch die lange Flut die künftige Lernebbe gut zu machen. Was heißt das aber anders, als in einem fort im Acker mit Samen auf Samen fortsäen? Daraus kann wohl ein toter Kornspeicher werden, aber kein lebendiges Erntefeld. Kinder und Uhren dürfen nicht beständig aufgezogen werden, man muß sie auch gehen lassen.

Das erste Blatt im Lebensbüchlein und =Almanach beflecken die Erzieher mit zuviel Korrekturzeichen (Wahrh. 5, 319.) Der Hofmeister hält sich für das u, ohne welches das q des Kindes gar nicht auszusprechen sei. Er denkt, er sei eigentlich die Seele des Kindes und müsse jedes Glied heben, wenn das Kind sich bewege. Diese Uebersorge sei ähnlich der einer schwangeren Mutter, wie wohl der kahle, nackte Fötus, wenn er in die kalte Welt komme und mit nichts mehr von ihr ernährt werde, sich dort fortfriste.

2. Ans ausgesprochene Wort aber ist das Kind unweigerlich gebunden — aber nicht ihr selbst. Ihr braucht keine edicta perpetua zu erlassen, eure gesetzgebende Macht kann täglich neue Dekretalien geben (natürlich nicht in launischer Willkür). Habt ihr Bedenken, ob eure Weisungen durchführbar seien, so sagt lieber: komm wieder! Durch dies Verzugsgesetz böte sich namentlich Weibern ein Mittel, mit sich und andern weniger in Widerspruch zu kommen.*) Nur keine Willkür! Unterordnung unter Willkür schwächt, unter Notwendigkeit stärkt, seid daher eine Notwendigkeit euren Kindern! Nur Regeln für Kinder, gleichviel welche! Regel ist Einheit und Einheit ist Gottheit. Nur der Teufel ist veränderlich. Das zart nachfolgende Mädchen und den roh auflebenden Knaben, beide bändigt und besänftigt die Einheit der Regel und aus demselben Grund, warum wir im Winter das Ungemach des Frostes und das Einerlei der Erdenöde ruhig erdulden, indeß uns im Frühling ein paar Schneewolken erzürnen und verfinstern, blos weil im Winter Schneeschmelz, im Sommer Blumenschmelz die Regel ist. Kein

*) „Vergeblich tadeln ist schlimmer als gar nicht tadeln.“ (Loge 102.)

Befehl fällt schwerer, als ein neuer. Will man sich das verschrobenste unglücklichste, verschiebbarste Kind vorstellen, so denke man sich eins ohne Regel, blos vom Wechsel erzogen, hin und her ohne Grund verbittert und besänftigt — jeder Augenblick für es ein treibender Sturm — umhergetrieben von Liebe und Haß, mit Schmerzen, die nicht kräftigen, mit Freuden, die nicht liebend machen!

Der Mangel an Konsequenz in der weiblichen Natur ist die Hauptursache, warum die Kinder weniger der Mutter als dem Vater gehorchen, nicht etwa die größere Strenge des letzteren, denn eine aufgebrachte Mutter ist die Strenge selbst. Namentlich zum leidenden Ungehorsam sind die Weiber schwer zu bringen. (Eine Ausnahme, ein solches „starkes Weib", wie es Salomo preist, war die Gattin J. P.s, die verständnisinnig auf die Erziehungsideen ihres Mannes einging. Caroline schrieb einmal ihrem Vater, wie hart es ihr anfangs angekommen, das schreiende Kind zu hören, wie es sie gedrängt, den geliebten Schreihals an die Brust zu drücken und mit Liebkosungen zu besänftigen; nur die Hoffnung künftiger Früchte gab ihr Festigkeit. Diese Hoffnung wurde auch glänzend erfüllt. Durch den kurzen Schmerz des Mutterherzens wurden zahlreiche schlaflose Nächte erspart, womit unverständige Mütter von den Tyrannen, die sie sich selbst geschaffen, gestraft werden. „Himmel, habt ihr noch nie gesehen, wie selig ein Kind ist, das kein Beordern kennt und folglich keine Widerspenstigkeit, das vom Nein so lächelnd davonhüpft wie vom Ja? Das noch an keiner Wechselwillkür zwischen Erlauben und Verbieten, zwischen Ja und Nein die erste bittere Erfahrung der Ungerechtigkeit gemacht? Habt ihr Mütter diese Freudenkinder noch nicht gesehen? So kommt nach Bayreuth und schaut euch die drei Prachtkinder: Odilie, Emma und Max an! (Den Schlußsatz behält der Autor im Kopf.)*) — Das ist eben das Herrliche bei unserem Dichter, daß alle seine Vorschriften That und Leben waren und nicht bloß Lehren für andere sind. Welch' schöner Gegensatz gegen Rousseau, der seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte und so bewies, daß ihm das erste Erfordernis eines Erziehers, die erbarmende Liebe fehlte — daher auch seine Mißerfolge im praktischen Erziehen! Rousseau's pathetische Tiraden gleichen „herrlichen Blumen und prächtigen Gewächsen, die deshalb vor dem Fenster

---

*) Es war J. P.'s Maxime, den Kindern nie etwas auf Verlangen zu geben, sondern entweder zuvor oder kurz hernach.

angebracht sind, damit die Passanten nicht ins Zimmer schauen können“ (Brandis).

(Als Kuriosum füge ich noch an, daß Schmidt in seiner Geschichte der Pädagogik gleichwohl sagt, J. P. sei kein „praktischer Erzieher“ gewesen.)

3. Wie soll der Erzieher gebieten?

a. Nicht heftig, barsch, gebieterisch, sondern mit Ruhe. „Wollt ihr Eltern, Lehrer eindringen mit euren Rügen und Lehren ins Kindergemüt, so senkt sie mild und allmählich und ruhig in die fremde Seele! Bleibt nicht die Blume dem Thau, der leise sinkt, geöffnet und läßt sich füllen, verschließt sich aber schon früh dem Platzregen, noch ehe er tötet? „Befiehl sanft, sonst wirst du böse und zweitens gehorcht man dir leichter,“ heißt es schon im Andachtsbüchlein. Dahore hatte das Herz aller Kinder in seiner weichen Hand, weil seines nie brauste und zürnte*) (Hesp. 42).

b. Befiehl mit leiser Stimme der etwa nötigen Gradation halber und nur einmal. Sogar der Ton des Wortes ist von Wichtigkeit: „Nicht das Wort, sondern der Ton des Wortes belehrt und verderbt die Herzen“. (Ungedr. Nachlaß.) Die Befehle seien kurz, wie die Kommandowörter des Militärs, „langes Predigtgeschwätz“ vor Kindern hat keinen Wert.

c. Verbiete seltener durch Thaten als durch Worte: Reiß dem Kind das Messer nicht weg, sondern laß es selber auf Worte dasselbe hinlegen, im ersten Fall folgt es dem Druck fremder Kraft, im zweiten dem Zug eigner.

d. Man vermeide, was dem Kind verführerisch werden kann, daher verbiete lieber, den ganzen Tisch anzurühren, wenn Gefäße darauf beschützt werden sollen.

e. Die lex parsimoniae gebietet auch, leichte Zögerungen im Gehorchen z. B. das Diminuendo des Lärmens zu überhören.

4. Soll man Gründe anführen?

Wo Achtung vor dem Gebieter der Hauptgrund ist, wäre es eben Ungründlichkeit, sittlichen Geboten Gründe auf dem Weg zum Herzen mitzugeben, da die allerstärksten Beweise schon das Gewissen des Kindes selbst führt. Wo dagegen Unwissenheit zu überwinden ist, wie namentlich bei medizinischen, gymnastischen und ähnlichen Befehlen, da ist ein Gefolge

*) „Es ist ein unvermeidlicher Trug, daß man desto eher auf andere zu wirken glaubt, wenn man im Zornfeuer ist, weil uns dies selbst soviel Genuß gibt, indeß den andern gerade unsere größere Ruhe und Kälte am meisten erwärmt und für uns gewinnt“. (Förster 4, 83.)

von Gründen nützlich. Je jünger das Kind, desto mehr ist Einsilbigkeit am Platz, später sagt mit sanfter Stimme Gründe bloß um durch Scheinzeichen von Liebe den Gehorsam sanfter herbeizuführen. Der Gehorsam der Kinder an und für sich hat keinen Wert, wie, wenn sie aller Welt gehorchen würden? Nur das Motiv desselben als verehrender liebender Glaube und als Einsicht der (höheren) Notwendigkeit veredelt ihn. Wer bloß der Furcht gehorsam ist, wird Heuchler, Schmeichler und ausgelassen hinter dem Rücken des Treibers. Aehnlich Rousseau: „Raisoniert nicht mit Kindern; dem Kind zeigt Stärke, dem Mann Gründe!"

Lev. 253 sagt J. P. noch über diesen Punkt: Gebt lieber euren Forderungen als Behauptungen Gründe:

1. das Thun ist leichter zu begründen als das Verstehen;
2. soll der Kinderglaube nicht durch Gründe, die nur zu Zweifeln ausarten, geschwächt werden;
3. das Handeln befiehlt äußere Schnelle, das Glauben aber gestattet Zeit. (Ersteres braucht also stärkere Motivierung.)
4. Jenes stößt mehr als dieses gegen alte Wünsche an; mildert also eure Bescheide durch sanfte Vorgründe, besteht aber aufs Geschehen, sobald die Gründe nicht siegen!

5. Erweckung des Rechtsgefühls.

Ein wichtiger Punkt ist noch folgender: Das Kind erfahre und erlerne an sich selbst das Recht, das es von anderen fordert. Folglich werde ihm die Achtung des Eigentums entschieden und ohne Schonung angemutet. „Was gehört denn dem Kind? Vater und Mutter, mehr nicht. Da aber jeder Mensch eine Erde für sich, ja ein Universum für sich begehrt als Erblehen, so miß dem Kleinen das Kleine zu und sage: mehr nicht!"

(Damit steht in Beziehung, was Palmer gegen das „elterliche Raub- und Gewaltsystem" sagt: „Eine Menge Lieblosigkeiten zwischen Geschwistern rühren daher, daß sie ihre Rechte nirgends geschützt sehen und darum selbst Gewalt üben. Das Kind soll ein Recht auf seinen Platz, seine eigentümlichen Spielsachen &c. behaupten dürfen, dabei aber zu neidloser Entsagung erzogen werden, falls etwa Gäste das jüngste Kind allein beschenkt haben. Palmer verwirft es als unpädagogisch, Kinder zu drängen, daß sie das Geschenkte wieder verschenken, in vermeintlicher Anleitung zu christlicher Liebe. „Was sind das für Jammermenschen, die stets von Liebe triefen, aber keinen Sinn für Recht haben? Der Rechtssinn muß

vor Allem eingepflanzt werden, das Recht ist die Einfriedigung des Guten. Laß dem Kind seine kleine Macht, halte aber streng darauf, daß es auch seinem Bruder die seine lasse; durch solches Rechtschaffen wird Friede geschafft; die Unverträglichen sind immer die, die in fremdes Recht eingreifen. Statt dem Kind von Liebe zu predigen, nötigt es, die Grenzen seines Rechts einzuhalten. Das ist natürlicher und ersprießlicher.")

Wie unnatürlich ist gegen die echt christliche Sprache J. P.'s und Palmers die Künstelei Rousseaus mit dem zerstörten Gartenbeet, wodurch dieser dem Emil den Eigentumsbegriff beibringen läßt — einen Begriff, den wahrlich das Kind von selbst gewinnt!

Vom Strafen.

„Kaum will mir dieses unkindliche Wort aus der Feder; Schmerz oder Nachwehen möchte ich lieber schreiben. Strafe fällt nur aufs Schuldbewußtsein und Kinder haben anfangs wie Tiere nur ein unschuldiges."

J. P. ist beredter Anwalt zum Schutz der Kleinen gegen die rohe Grausamkeit, die sich so oft unter dem Mantel pädagogischer Weisheit verbirgt. Mit Recht sagt er, daß im Menschen „furchtbare Grausamkeit" wohne; wie das Mitleid bis zum Schmerz, so könne das strafende Leidenmachen bis zum süßen Genuß auswachsen. „Es ist sonderbar, aber durch Schulmeister, Kriegsleute, Landleute, Jäger, Sklavenaufseher und Mörder und durch die Pariser Revolution zu beweisen, daß sich die zornige Grausamkeit leicht zu einer sich selbst genießenden entzünde, für welche der Schrei, die Thränen, die quellende Wunde ordentlich eine erquickende Quelle im Blutdurst wird."

J. P. ist nicht Prinzipienreiter und verbannt auch Körperstrafen nicht durchaus. Er hält es für angezeigt, daß ein Kind die Schläge, die es ausgeteilt, wieder zurückbekommt, am besten „vom Beleidigten selbst, sogar wenn es der Bediente wäre. Er gestattet Selbstrache unter Knaben und hält Denunzieren für unmännlich. (So verwirft er auch nicht das Duell, 87a.) Desgleichen hält er den Einwand gegen die Prügelstrafe: Schläge zerstörten den Mut der Knaben, im Hinweis auf die soldatische Tapferkeit für unstichhaltig.

Dennoch ist Jean Paul heftiger Gegner der Prügelstrafe in der Erziehung. „Wie schlecht müssen wir die Ruthe anwenden, wenn wir sie zum Stock verdichten müssen!" So sehr J. P. darauf hält, daß die Jugend sich gegen körperliche Schmerzen abhärte (213 ff.; an seinen

eigenen Kindern nahm er diesbezügliche Uebungen vor und gab Preise für bewiesene Standhaftigkeit), so widerwärtig findet er es, daß Kinder geschlagen werden, „nicht, damit sie es aushalten, sondern damit sie es nicht aushalten lernen“. Häßlich! Wie kann die Verwechslung der Folterkunde, der strafenden Polizei mit Erziehlehre euch soweit verwirren, daß ihr die Kraft des geistig Stärkeren gegen die Kraft des körperlich Stärkeren nicht achtet, sondern Standhaftigkeit für Wiederholung des verläugneten Verbrechens ansehr! Nie habe der Wettstreit statt zwischen elterlicher und kindlicher Hartnäckigkeit, jener im strafenden Ertrotzen, dieser im leidenden Trotz. Lieber lasse man dem wunden Kind den Sieg des Nein, seid gewiß, es führt einen so aufreibenden Kampf nicht das Nächstemal!

Schleiermacher hat in Erweiterung des J. P.'schen Gedankens die Strafe als Erziehungsmittel überhaupt verworfen, „eine Einwirkung auf die Gesinnung durch sie sei unmöglich, sie habe höchstens den Erfolg, daß der Beschämte seine schlechte Gesinnung verberge“; gefährlich sei insbesondere, daß die Belohnung und Strafe durch sinnliche Impulse wirke und also den Willen des Zöglings in der Sphäre der Sinnlichkeit festhalte. Die Strafe sei ein Zeichen der Unvollkommenheit der Gesellschaft, bessern könne sie in keiner Weise. Ebenso Fichte: „Moralische Einwirkung durch Sinnlichkeit ist auf Freiheit absolut wirkungslos. Durch Belohnung und Strafe wird nur auf den Naturtrieb gewirkt und also der Mensch zum dressierten Tier herabgewürdigt.“

Es ist unleugbar: die sinnliche Strafe krankt an dem Widerspruch, daß sie Sinnlichkeit durch sinnliche Incitamente brechen will. Wenn Waitz dagegen hält, daß nur anfangs die Furcht als sinnliches Motiv wirke, bei richtiger Behandlung aber hernach die Autorität des Befehlenden im Gewissen als sittliche Macht zur Geltung käme, so ist es eben nicht die Strafe, sondern die noch vorhandenen besseren Regungen, die sittlich wirken. Die Strafe ist höchstens Gelegenheitsursache zum Hervortreten derselben, und dabei bleibt noch die Frage, ob nicht die Anhänglichkeit des Zöglings und die Autorität, die der Erzieher besitzt, durch die Züchtigung eine bedenkliche Einbuße erleidet; das ideale Verhältnis zwischen beiden ist jedenfalls gestört. Wenn daher die Strafe in ihren empfindlicheren Formen als Polizeimaßregel (Regierung im Herbart'schen Sinn) namentlich in öffentlichen Pädagogien wohl nie ganz entbehrt werden kann (was auch Schleiermacher zugibt), so ist doch der

erzieherische Wert der körperlichen Strafe, die den Charakter der Rache und Brutalität in bedenklichem Maße trägt, sehr gering — nicht zu vergessen der Beleidigung des Ehrgefühls! — Soviel ist gewiß und damit stimmen alle besonnenen Pädagogen überein, daß eine sorgfältige Erziehung die strengern Strafen überflüssig machen kann und muß.

„Niemand kann erreichen
„Kindes Zucht mit Streichen,
„Wen zu Ehr man bringen mag,
„Ein Wort ist dem wie ein Schlag."

Walther von der Vogelweide.

Wie bedeutungsvoller sind die Thränen, welche das Kind auf strenge Vorstellungen hin weint, als die, welche die körperliche Züchtigung erpreßt!

Der alleinseligmachende Stock, „das Saftrohr und der Stechheber", der an den Kinderrücken angesetzt wird und sie mit wissenschaftlichem Nahrungssaft tränkt, ist der Gegenstand J. P.'s kräftiger Satire. Er fragt, warum beim Lehrerexamen die Kandidaten nicht einige Buben zur Probe regelrecht auszuwichsen hätten, da dies doch später die Hauptbeschäftigung der jungen Pädagogen werde und selbstverständlich läßt sich Jean Paul die Aufzeichnungen des alten Häberle nicht entgehen, der dadurch unsterblich wurde, daß er nach seinem eigenen Prügeldiarium in 51 Jahren 7 Monaten blos 911527 Stock- und 124000 Ruthenschläge nebst 20989 Pfötchen mit dem Lineal, 10235 Maulschellen nebst 7905 Ohrfeigen als Nachschuß und 22763 NB. mit der Bibel oder dem Katechismus verabreichte. Satirisch bemerkt J. P. dazu es werde zwar wenig Lehrer geben, die diesem an Ruhm gleichkämen, aber er fürchtet, daß die meisten dem Caesarius gleichen, welcher der milde hieß, weil er keiner Nonne über 36 Streiche aufzählen ließ.

Die lex parsimoniae, dies wichtige Grundgesetz im pädagogischen Gesetzbuch sei nirgends notwendiger als im Strafen.

„Wenn man nur bedächte, mit wie wenig ruhigen Worten ein wilder Knabe zu stillen ist, nicht etwa bei nachsichtiger, sondern einsichtiger Darstellung. Wie leicht ist ein Kindersturm gestillt, nicht einmal durch Reden, sondern durch Schweigen. „Auf der Skala meiner Straf-Carolina stand statt der pädagogischen Ehren- und Leibesstrafen: Kälte, ein trauernder Blick, ein trauernder Verweis und als höchstes: die Drohung fortzugehen"*) (Loge 111); Fixleins einziger Bakel war sein

*) Dies ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen; über seine Wahrnehmungen beim Unterricht führte J. P. eine genaue Konduitenliste, das „Not- und Hilfsbüchlein,

drohend erhobener Zeigefinger; edel zugleich und großartig findet es J. Paul, wenn Fénélon, sobald er durch leidenschaftliche Aufwallungen seines königlichen Zöglings gekränkt wurde, die Domestiken denselben nur ernst und schweigend bedienen und so die Stille predigen ließ.

„Die Strafen gegen uns Mädchen", schreibt Emma (Wahrheit 7, 221), waren mehr passiver als aktiver Art; sie bestanden im Verweigern oder in einem Strafort, unser Bruder aber (der mitunter zuschlug) wurde zuweilen körperlich gezüchtigt. Der Vater sagte dann: „Max, heute Nachmittag um 3 Uhr kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel! Er kam pünktlich und erlitt sie ohne einen Laut."

(Das Aufschieben der Strafe hielt J. P. bei größeren Kindern für angemessen, zur Vermeidung momentan leidenschaftlicher Härte; bei kleineren müsse die Strafe dicht an die Ferse des Vergehens geheftet werden, weil Mitleid und Vergessenheit Platz griffen.)

Eine besondere Philippika erläßt J. P. noch gegen die „Strafschläge ins Angesicht" (Verm. Aufs. 223): Das Antlitz sei das unbedeckte Allerheiligste des Menschen, „wo die Seele mit Augen sich malt und mit den Lippen sich ausspricht und auf dieses unbewaffnete Heiligtum voll lauter Inschriften des Geistes, auf dies Altarblatt der menschlichen Schönheit will die rohe Faust verletzend eingreifen und den Sitz der heiligen Schamröte beflecken mit gemeinem Wundenrot? Der Zorn will seine Hand ans unbeschirmte Antlitz legen, auf welches nur Liebe mit dem Kuß ein zweites drücken darf?" (Welch' herrliche Sprache!)

Die Verletzung der inneren Menschenwürde, nicht weichliche Sentimentalität, empört ihn gegen diese Strafart: „Fürchtet ihr nicht, daß das Eitern solcher Wunden die künftige Gesundheit des Kindes durchdringe und vergifte und in ihm entweder als Kälte gegen die Menschen

---

wie über die Fortschritte das rote Buch", „wohl den Lehrern, die kein schwarzes brauchen!" (Wahrh. 254.) Selbst Kleinigkeiten sind in ersterem angemerkt, bis auf Körper- und Federhaltung herab, selbst Geschmacklosigkeiten in der Kleidung entgehen nicht seinem Scharfblick, so rügt er an Erdmuthes Kleid den „Kattundruck mit Suppenlöffeln". Der moralischen Führung wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet; einmal entfährt ihm der Stoßseufzer: „Möge der Himmel den hl. Geist der Sanftmut, Duldung und Freundesliebe über sie (die Zöglinge) ergießen, weil ohne diesen Geist alle anderen Vorzüge, besonders bei Mädchen, nur zu desto grelleren Flecken werden." (Wahrheit 5, 2.) Eine Menge sinnreicher Ideen hatte J. P., um den Ehrgeiz zu wecken und dadurch Strafe zu ersparen. (cf. die Ziffernmethode, Loge 103; Ziffern wegstreichen war Strafe.)

ausbreche oder in Verhärtung des Ehrgefühls und Unfähigkeit zu schamhafter Morgenröte übergehen werde?"

Daher auch keine Ehenstrafen, wie die läppischen Strafen der alten Schule, die Narrenkappen, der hölzerne Esel zc. „Ehrlosigkeit ist Vertilgung der Menschenwürde. (Viktor fällt in Ohnmacht bei der Ehrloserklärung eines Offiziers.) Charakterbrandmarkung wie: „Du bist ein Lügner, ein Bösewicht", statt: „Du hast gelogen, bös gehandelt", dies glühende Stempeln nicht der That, sondern der Natur, dringt tief ins Herz. Nicht Selbstsucht, sondern Streben nach Achtung, sei Grundtrieb des Kindes, daher die Scham bei der Züchtigung, weil Selbstverachtung (Kl. Büch. 78). „Schande ist der kalte Orkus des inneren Menschen, eine geistige Hölle ohne Erlösung, worin der Verdammte nichts werden kann, höchstens ein Teufel mehr."

Falsche Strafen sind auch die jesuitischen Strafgebete (Teufelspap. 393) und das was Gedicke vorschlägt: ein Kind zum Aufsatz über seine Fehler zu zwingen. „Was kann dieses Durchwühlen eines inneren Sumpfes hervorbringen als schmutziges Einsinken des gesunkenen Kindes oder giftiges Betäuben des besseren durch Sumpfluft?" Aehnlich die heuchlerische Strafe des Handkusses für die empfangene Züchtigung und der erzwungene Widerruf der Ehrenkränkung.

Daß die Strafe gerecht sein muß, ist selbstverständlich die erste Bedingung; „sogar Hunde wissen, wenn sie ungerecht geprügelt werden." (Förster 4, 120.)

„Kinder von zartem Herzen und starker Fantasie sind am leichtesten zu wenden und zu drehen, aber ein einziger falscher Riß des Lenkseils verwirrt und verstockt sie auf immer." (Loge 111.)

Wichtig ist auch die Zeit unmittelbar nach der Strafe. Nichts sei hier so beachtenswert als die nächste Viertelstunde und der Uebergang ins Vergeben. Nach der Gewitterstunde finde jedes Saatwort einen aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten, seien vorüber und die linde Lehre dringe ein und heile zu, wie Bienenstich der Honig lindert und Wunden das Oel. „In dieser Stunde kann man viel reden, wenn die mildeste Stimme dazu verliehen wird, und durch das Zeigen eigener Schmerzen die fremden mildern." Giftig aber ist jeder Nachwinter des Nachzürnens, höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen sei erlaubt. Dies sei Fehler der Mütter, die nie zur rechten Zeit aufzuhören wüßten. Was größeren

Kindern gegenüber eine Zeit lang bleiben soll, sei ein gewisser Trauerernst, der den Jüngling und die Jungfrau, zumal in deren liebedurstigen Herzenszeit fassen und ergreifen müsse. „Gibt es etwas Schöneres als eine Mutter, die nach dem Strafen weichernst und trübliebend mit dem Kinde spricht? Und doch gibt es etwas Schöneres: einen Vater, der dasselbe thut.“ (86.)

Die Erzieher.

Wir schieben hier ein Kapitel ein, das J. P. nicht gesondert behandelt hat, das aber in einer Erziehlehre Platz finden muß und sich hier am natürlichsten einfügt.

„Das Erziehamt ist unter allen am stärksten mit Amtsinhabern besetzt: von beiden Geschlechtern, von den Eltern und sogar von solchen, die keine sind.“

Die besten und wirksamsten Erzieher sind die Eltern. Es ist ein Verdienst Jean Pauls, dies verfochten zu haben, so trivial der Satz erscheinen mag. Nicht bloß die einflußreichsten pädagogischen Schriftsteller (wie Locke und Rousseau*) jener Zeit haben sich über die Elternerziehung geringschätzig ausgesprochen, auch die bedeutendsten Schulanstalten waren ganz auf den Ersatz des elterlichen Hauses zugeschnitten. Daher konnte Fichte in seinem Handelsstaat dem Staat ein Zwangsrecht vindizieren, wie es von den extremsten Sozialisten nicht schroffer gedacht werden kann.

J. P. ist Vertreter der Familienerziehung κατ' ἐξοχήν. Gegen die Staats- und überhaupt Sammelschulen hatte er zeitlebens Bedenken schon wegen der Mischung aller möglichen Elemente. „Wenn Knaben immer mit Knaben beisammen sind, stehe ich für nichts.“ Die Erziehung im Elternhause geschähe unvermerkt, ohne Prätention und Absicht und in engster Verknüpfung mit dem Leben überhaupt. „Alle Erziehungsinstitute haben den Fehler, daß die Kinder sehen, man werde nur erzogen, statt zu leben. Während im Elternhaus die Erziehung nur neben dem

---

*) Rousseaus Pädagogik hat als Voraussetzung die völlige Loslösung des Zöglings aus dem Familienverband und schrankenlose Machtvollkommenheit des Erziehers über seinen Zögling wie über das ganze Haus. Wo finden sich solche unnatürliche Zustände? Gerade das ist die Kunst, daß sich die verschiedenen Faktoren, die Anspruch auf Erziehungsgewalt haben: Eltern, Kirche, Staat, Erzieher einträchtig zu dem edlen Zweck vereinigen!

Leben einhergeht, kommentiert dort die Lehre das Leben." (Förster.) Darum beklagt J. P. die Indolenz und Nachlässigkeit der meisten Eltern gegen ihre Erziehungspflicht. Es gäbe eigentlich nur zwei glückliche Väter, denen nicht der Staat oder die Wissenschaft die Kinder die meiste Zeit rauben: den Landedelmann und den Landgeistlichen. Bei den übrigen beschränke sich die väterliche Leitung meist auf ein System von Regeln, sich die Kinder ein paar Schreibtische weit vom Leib zu halten und höchstens wöchentlich einigemal ihnen unter dem Sturmwind des Zornes soviel Mehl der Lehren zuzumessen, als da verstäuben könne. „Aber ich möchte die Geschäftsmänner fragen, welche Bildung mehr auf der Stelle erfreuend lohne als die der unschuldigen Seelen, die dem Rosenholz ähnlich sind, das Blumenduft ausstreut, wenn man es formt und zimmert? — oder was jetzt der fallenden Welt noch übrig bleibt als Kinder, die rein, noch von keiner Zeit verfälscht sind? Die elterliche Erziehung ist zudem die einzig fruchtbare: „Das heimliche häusliche Wort, das der Vater seinen Kindern sagt, wird nicht vernommen von der Zeit, aber wie in Schallgewölben wirds an dem fernen Ende laut und von der Nachwelt gehört!"

Besonders nahe stehe die Mutter dem Kind und hier wieder am nächsten der Tochter. „Das Mutterherz ist der weibliche Ordensstern und die Sonne, welche den Morgenthau der ersten Thränen sanft erwärmt und trocknet (Lev. VI, Zueignung). Die Mutter gibt dem Geiste Wärme, der Vater Licht, so daß wir jener die Anbrütung und warme Belebung des Herzens durch Liebe früher verdanken als diesem die Bereicherung des Kopfes" (Jubelſ. 126). „Es ist daher in der ganzen Natur keine Freude so rührend, als die einer Mutter über das Glück ihres Kindes" (Hesp. 88).

Der Knabe soll daher unter dem weichen Mutterauge bleiben mit andern Schülern, erst später im 12. bis 14. Jahre mögen Knaben ins künftige Leben durch die öffentliche Schülergemeinschaft geführt werden. Früher sei die zarte Pflanze der Sittlichkeit höherer Pflege wert... „Nur durch Vereinigung männlicher Schärfe und weiblicher Milde ruhen die Kinder sicher, nur beide Geschlechter vollenden das Menschengeschlecht, gleichwie Mars und Venus, die Harmonia erzeugten. Der Mann, in welchem der Staat oder sein Genie das Gleichgewicht der Kräfte zum Vorteil einer einzigen aufhebt, wird immer diese überwiegend in die Erziehung mitbringen; der Soldat wird kriegerisch, der Dichter

dichterisch*), der Gottesgelehrte fromm erziehen — und nur die Mutter wird menschlich bilden.

Die Idee der Familienschule hat Herbart in seiner Pädagogik weiter entwickelt; es sollen sich mehrere Familien zur Haltung eines Erziehers vereinigen und so der innige Contakt der Schule mit dem Hause gewahrt bleiben. Solche Ideen berühren uns heutzutage fremdartig.**) Die schroffe Scheidung der verschiedenen Lebensgebiete, wie sie heutzutage einmal Regel ist, die Hintansetzung der Elternrechte mit all' den unseligen Folgen für die Erziehung, die Zurückdrängung der Privatschule und Alleinherrschaft des Staatserziehungswesens mit seiner Schablone***), welche alles bis in die geringsten Einzelheiten der Methode und des Stundenplans regelt und jede Individualität unterdrückt, sind Thatsachen, in die wir uns nun einmal gefunden haben und die einen J. P. mit seiner durch und durch originalen Lehrweise heutzutage unmöglich machen würden.

Bei J. P. überwog das sittliche und soziale Interesse das unterrichtliche, heute ist es umgekehrt. Was würde der Dichter zu unserem heutigen Schulwesen sagen? Es ist bezeichnend, daß Lange es für angezeigt findet, J. P. von dem Verdacht, als habe er in seinem Wuz, Fixlein, Hoppedizel 2c. den Lehrerstand persiflieren wollen, in Schutz zu nehmen: „Jene Rokokogestalten in Zopf und Perücke seien keineswegs mit den Lehrern der Gegenwart zu verwechseln.“ Gewiß, es gibt keinen schneidenderen Gegensatz als den modernen, selbstbewußt auftretenden „Herrn Lehrer“ und jene gutmütigen, harmlosen Gestalten, die jetzt längst verschwunden sind. Nicht der leiseste Hauch von Ehrgeiz trübt die Seelenruhe eines Fixlein. Er trägt den Namen eines vornehmen Herrn immer mit einem vorausgesetzten H. in seine Schreibtafel ein; er nimmt im Vorbeigehen vor dem Schloß den Hut ab, auch wenn er niemand bemerkt, nie hat sein Pfarrer oder einer aus der

*) Selbstkritik!

**) Doch hat ein Pädagog (Dörgfeld, „Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassungen“) in allerjüngster Zeit den Mut gefunden, diese Idee J. P.'s und Herbarts in höchst interessanter Weise wieder aufzugreifen. Ich mache auf das prächtige Werkchen, das auch das Unpädagogische und Gewaltsame der Simultanschule schlagend darlegt, mit besonderer Freude aufmerksam.

***) „Wenn eine deutsche Regierung sieht, daß die Schule nicht auf der Höhe der Zeit steht“, sagten kürzlich die „Grenzboten“ trefflich, „so läßt sie ein neues Geister-Exerzierreglement ausarbeiten und verteilt das an die Lehrer, auf daß sie neu gestärkt und zukunftsfreudig darnach unterrichten.“

Gemeinde sich über ihn bei der Schulbehörde beschwert. Das bischen Schriftstellerehrgeiz, den Schulmeister nun einmal nicht verleugnen können, erschöpft sich in einer „Sammlung sämtlicher Druckfehler in deutschen Schriften, um daraus Schlüsse zu ziehen" oder in ähnlichen harmlosen Ideen. Gewiß, jene Romanfiguren waren andere Leute. Was würde J. P. heute für Schulromane schreiben? Ich fürchte, sie würden mehr satirischer Art werden..

Bemerkenswert ist noch, daß J. P. das Erzieheramt und den theologischen Beruf in engster Harmonie, ja Einheit faßt. Seine Schullehrer sind Theologiekandidaten, die Schule ist Durchgangsposten für die Pfarrei, was jedenfalls das Gute hat, daß der Lehrer eine höhere Bildung besitzt und dem Geistlichen, mit dem er zusammenwirken muß, näher und ebenbürtiger steht, als der für die Befreiung der Schule „vom Joch des Klerus" kämpfende moderne Lehrer. Das Pfarrhaus ist bei J. P. überhaupt das Ideal eines Erziehhauses. Hier verleugnet sich der Pfarrerssohn nicht. „Ich würde meinen Sohn viel lieber einem Geistlichen als einem Hofmeister überlassen, und schon darum, weil jener freier ist und auf Füßen, nicht auf Krücken steht. Dazu die sechstägige Muße, die ländliche Einzäunung gegen städtisches Umwühlen, die freie Luft, das Amt selber, das eine höhere Erziehungsanstalt ist, und am Ende der siebente Tag, der den Kindern den Vorgesetzten auf eine verklärende Höhe als einen Geistlichen und Heiligen stellt und auf die Lehren der Woche das Amtssiegel drückt — all' dies thut dem Prediger einen Erziehspielraum auf, in welchem er in einziger Art wirken kann, daher er besser sein Pfarrhaus in ein Erziehhaus verwandelt, als die Hofmeisterstube in eine Pfarrei."

Erziehungsmittel.

Gustavs Erzieher besaß das „größte arcanum, den Zögling gut zu machen — er wars selbst". Ohne dies Arkanum könnte man ebensogut den Teufel zum Informator dingen. „Euer Beispiel ist des Kindes zweites Gewissen." (Verm. Aufs. 221.) Daher ist die edle, herzgewinnende Persönlichkeit des Erziehers das A und O jeder Pädagogik.

Das Zweite ist Liebe, die auf Achtung gründet nach dem Juvenal'schen: reverentiam habe in puerum!*) „Wer gäbe sich ohne

*) Habe Ehrfurcht vor dem Kinde!

Menschenachtung die Mühe der Erziehung?" Förster 4, 38. (Lagarde führt sogar den Lerntrieb auf die Liebe zum Erzieher zurück. Jedenfalls gilt nirgends mehr als in der Erziehung das Bibelwort: „Hätte ich alle Schätze der Weisheit, alle Gaben der Erkenntnis, aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze.")

Zum Unterricht muß drittens persönlicher Verkehr kommen (der Mangel hieran ist ein Hauptnachteil der öffentlichen Anstalten). „Persönlicher Umgang ist mit nichts zu ersetzen. Was sind die Stunden der seelenverwandtesten Lektüre, selbst die Stunden der einsamen Emporhebung gegen eine Stunde, wo eine große Seele lebendig auf dich wirkt, und durch ihre Gegenwart deine Seele und dein Ideal verdoppelt und deine Gedanken verkörpert? Leben entzündet sich nur am Leben. Es ist „erzieherische Narrheit", wenn man durch bloßes Lehren, durch Gründe nicht diese Gründe, sondern den Willen, die Kraft zu geben meint, diesen Gründen zu folgen."

„Nichts ist unbedachter, als den Jüngling aus seinen Schularbeiten kennen lernen zu wollen. Habt mit ihm Umgang! Hört seine Urteile! Aber dann muß nicht ein feierlicher Ernst auf eurer Stirn seine Offenheit in kalte Ehrfurcht verwandeln. Um sie kennen zu lernen, müßt ihr das Schulgesicht ablegen und auf euerem Gesicht den inneren Ernst mit der jugendlichen Freundlichkeit vertauschen. Er wird dann begierig durch seine Offenheit eure zu verdienen suchen. Im entgegengesetzten Fall sagt er euch nicht seine Gedanken, sondern die, von denen er glaubt, daß ihr sie erwarten werdet." (Wahrheit 3, 144.) „Nicht einzelne Anreden, sondern zufällige Wirkungen, absichtslose Offenbarungen des Charakters wirken so unglaublich auf Kinder." (Förster, 4, 64.)

In seiner Schulperiode stand J. P. auf freundschaftlichstem Fuß mit seinen Kindern und nahm engsten Anteil auch an ihren Freuden. „Unser Examen", schreibt er 10. Aug. 90 an einen Freund, „wurde mit einem Tanz in hiesiger Walhalla verknüpft". Was mich noch bis diese Minute wundert, ist, daß der Examinator selbst mittanzte. (Wahrheit 4, 253a.)

4. Das lebendige Wort ist bei weitem wirksamer als der tote Buchstabe. Bücher lernen nicht den Gebrauch der Bücher, das belehrende Buch ersetzt den Lehrer nicht, das belustigende nicht das gesündere Spiel; die Dichtkunst ist für ein unbärtiges Alter noch zu unverständlich und ungesund; der Lehrer, der vorliest, muß erbärmlich

sein, wenn er nicht weit nachdrücklicher spricht. Kurz, keine Kinderbücher!

Alle Kinderbücher sollten eigentlich nur Elternbücher sein (ähnlich Rousseau: „Bücher sind das traurigste Hausgeräte für Kinder.") Bloß der Umriß werde den Eltern darin gegeben, den sie nach Verhältnis auszuführen haben. (Kl. Büchersch. 112.)

Wenn den Kindern Bücher gegeben werden, so ist die Erklärung den Kindern vorauszuschicken, damit die fremde Form in die jungen Seelen als Ganzes dringe. Warum soll erst das Mißverständnis der Vorläufer des Verstandes sein? Auch Zeichnungen gebt nicht vor, sondern nach dem Beschreiben, weil Kinder das Hören zum Sehen stärker zieht, als das Sehen zum Hören!

Sittliche Bildung.

„Mit dem ersten Sakrament (der Taufe) beginnt die Bildung des Herzens, mit dem zweiten (dem Abendmahl) die des Kopfes." (Loge 42.) Daher muß die Erziehlehre der Didaktik voranstehen.

Allgemeine Regel für die Herzensbildung ist: „Fange die Herzensbildung nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausscheiden der schlechten an; ist einmal das Unkraut verwelkt und ausgezogen, dann richtet sich der edle Blumenflor von selber kräftig in die Höhe." (Hesper. 170.)

Die Tugenderscheinungen im Einzelnen gliedern sich in zwei Gruppen, in die der sittlichen Stärke, wozu Ehre, Redlichkeit, fester Wille, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Freiheitsgefühl, Gerechtigkeit, Entsagung gehören, und in die der sittlichen Schönheit — das Reich der Liebe, Mild- und Wohlthätigkeit — Bilder der beiden Hälften unseres Ichs. Ihre höhere Vereinigung finden die beiden (den idiopathischen und sympathischen Gefühlen entsprechenden) Gruppen im Ueberirdischen, im Heiligen. „An wahrer, sittlicher Stärke hängt ohnehin die Liebe, und der Schwache zittert nur wie ein Vesuv, um zu verwüsten. Ebenso vermag reine Liebe nicht nur alles, sondern sie ist alles."

Sittliche Stärke.

Die eine Zeit braucht Männer, um zu entstehen, die andere, um zu bestehen. Die unsere hat sie zu beiden nöthig; dennoch fürchtet die Erziehung nichts mehr als die Bemannung der Knaben, die sie ent-

mannt, wo sie nur kann. Kinder und Schulstuben sind nur Sakristeien zu jenen Tempeln, die die Römer dem Pavor oder Pallor, dem bleichen Schrecken gebaut; ordentlich als wenn die Welt jetzt des Mutes zuviel hätte, wird von Erziehern Furcht durch Strafen und Thaten eingeimpft, Mut nur durch Worte empfohlen; kein Unternehmen, nur das Unterlassen wird gekrönt.

Was ist zur sittlichen Stärkung zu thun?

1. Körperliche Kräftigung. „Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele. Daher Gymnastik! Gassenwunden sind heilbarer als Schulwunden und werden schneller verschmerzt.*) Nie ist eine Kraft zu schwächen, sondern nur der Gegenmuskel zu stärken. Körperliche Entkräftung macht geistige; alle geistige aber läßt festere, ja ewige Spuren nach und ein zerbrochener Arm heilt leichter als ein zerbrochenes Herz. Gesundheit ist die erste Stufe zum Mut; die körperliche Uebung gegen Schmerz die zweite." Schon von diesem Standpunkt aus seien Körperstrafen zu verwerfen, denn sie wirkten der charakterstärkenden Tendenz entgegen. Lieber sind J. P. sogar die Wettspiele der Indianer im Ertragen von Schmerzen. „Zeigt nie Mitleid mit Schmerzen, sondern treibt Scherz damit! „Meine Nase blutet", sagt der Kleine erbärmlich. „Ei, sieh das hübsche, rothe Blut und wie es tropft! Und wo kommt's denn her? Vorher war in deinen Nasenlöchern ja gar keins?" sagt ihr darauf und zerlegt die Qual in Untersuchung, das Innere in Aeußeres."

Ferner bewacht fleißig das Ohr! Das Ohr ist der Sinn der Furcht und der unergründliche Ton ist die rechte Nacht für die Furcht; jede ungeheure Gestalt ordnet sich endlich, wenn sie stehen bleibt, nur der Abgrund des Tons wird nicht hell, sondern nur grausender durch Fortdauer. Besonders die Gespensterfurcht ist zu bannen, daher jeder Anlaß dazu sorgfältig zu meiden. Der Traum, dieser riesenhafte chaotische Geistermaler, bildet aus dem kleinen Schrecken des Tages jene ungeheuren Furienmasken, welche die in jedem Menschen schlafende Geisterfurcht wecken und nähren. Besonders im Fieber strecken die Eishände der Geisterfurcht und jede Tatze, welche das Schicksal in das blutjunge Herz drückte, sich nach dem irren Menschen aus. Eltern bedenkt also, daß jeder Kindheits-Rupprecht, wenn er zehn Jahrzente lang an der

*) „Ihr werdet keinen tüchtigen Mann bekommen, wenn ihr nicht zuvor den Gassenbuben gehabt habt." Rousseau.

Kette gelegen, davon sich losreißt und über den Menschen herwirft, sobald er ihn auf dem Krankenlager findet." Daher seien auch die „Jammerbilder" der Basedowschen Schule zu verwerfen.

Noch gefährlicher ist der plötzliche Schreck, und zwar umsomehr, je jünger er fällt.

Bestes Mittel gegen die Furcht ist Aufklärung über die Nichtigkeit der Ursache. Die mis-en-scène eines fingierten Raubanfalls zur Veranschaulichung, was Mut und Geistesgegenwart leisten (nach Rousseau'schem Muster) hatte J. P. in die erste Auflage mit aufgenommen, in der zweiten aber findet er die Komödie lächerlich und der Unwahrheit wegen sittlich bedenklich und empfiehlt dafür Erzählungen von sittlichem Mut.

2. Zur Stahlarznei der Männlichkeit gehört ferner eine das Herz durchwurzelnde Idee. Ideen haben Märtyrer erzeugt. Nichts schwächt mehr als die Selbstsucht, nichts stärkt mehr als Begeisterung für Geisteswürde, Gerechtigkeit, Religion. Gebt dem Knaben irgend ein Ideal und wäre es das der Ehre, so ist er fähig, ein Mann zu werden. Fürchtet euch nicht vor dem Wecken des Ehrtriebs, der doch nichts Schlimmeres ist als die rohe Hülse der Selbstachtung. Die Vaterlandsliebe nicht zum Letzten ist nötig im Demantmörser der Zeit. Man soll in Schulen dieses heilige Feuer anblasen, aber wahrlich nicht durch Exponieren des Tyrtäus, d. h. durch Begeistern für ein altes, untergesunkenes Land, sondern durch Einführung in Klopstocks Hermannschlacht und Feueroden, ob ich hiefür gleich wenig von den alten Humanisten erwarte, für welche an Kunstwerken das Genießbarste ist, was von Elefanten das Schmackhafteste: die Füße.

Aber nur ein durch's ganze Leben reichendes Wollen, nicht einzelne Wallungen der Leidenschaft erhalten kräftig. Das Genießen erschöpft sich bald, aber nicht das Streben. Ein Mann ist glücklich, der sein Leben auf die Urbarmachung einer Insel oder die Entdeckung einer verlorenen verwendet. Die Reichgeborenen töten sich, nicht die reich Werdenden, sowie umgekehrt nicht die Armen, sondern die es werden. Selbst der Geizhals ist lebensfroher als der genießende Erbe, der des thätigen Sammelns entbehrt.

Dieses lange Wollen, das jeden inneren Aufruhr bändigt, setzt aber nicht einen bloßen Zweck, sondern einen Endzweck voraus, ein allgemeines, umfassendes Streben — eine Zentralsonne gleichsam aller einzelnen

Umläufe. Solche Ideen sind: Freiheit, Wissenschaft, Kunst, — die Religion, das sittliche Ideal und Gott müssen die Perspektive schließen.

Das Ideal muß aber auch lebendig und persönlich angeschaut werden. Klio, die Muse der Vergangenheit, stehe euch hier bei! Erfüllt also den Knaben mit verklärter Heldenwelt, mit liebend ausgemalten großen Menschen der verschiedensten Art, so wird sein angeborenes, nur erst zu erwärmendes Ideal rege und munter werden. Nur kein banausisches Nützlichkeitsprinzip! Was Zeit und Welt ohnehin entkräften, wollt ihr gleich kraftlos ins Feld stellen? Der Rhein findet seine Ebene bald, durch die er ohne glänzende Wasserfälle sich schiebt und seine Lasten nach Holland schleppt. Ist der Traum einer Romanwelt etwas so Schlimmes? Was ist der Schaden einiger schwärmerischer Fehlblicke und Fehltritte gegen den entsetzlichen Verlust, wenn die Jugend ohne Feuer, ohne Flügel, ohne große Plane, kurz so nackt in das kalte, enge Leben hineinkriecht, als die meisten aus demselben heraus? Wie soll ohne die ideale Jugendglut das Leben reifen oder der Wein ohne August? Das Schönste, was die Menschen thaten, fiel es auch in ihre kältere Jahreszeit, war nur spät aufgehender Same, den der Lebensbaum des kindlichen Paradieses getragen hatte, gleichsam realisierte Jugendträume. Und wodurch wollt ihr dieses führende Wagengestirn ersetzen, etwa durch den Brotwagen des klugen Eigennutzes? — Endlich: was thut dem Menschen eigentlich not? Wahrlich nicht etwa die Kraft der Opfer für das Beste — denn hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menschen Götter —, sondern etwas anderes hat er nötig: Glauben und Schauen einer Gottheit, die die Menschenopfer besserer Art verdient. Tilgt ihr aber das Ideal aus der Brust, so verschwindet damit Tempel, Opferaltar und Alles!*)

Erziehung zur Wahrhaftigkeit.

Wahrhaftigkeit ist weniger ein Zweig, als eine Blüte sittlicher Mannesstärke. Schwächlinge müssen lügen, sie mögen die Lüge hassen,

*) cf. Faust (Monolog):
„Dem herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bess're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

so sehr sie wollen: ein Drohblick treibt sie mitten ins Lügengarn. (Daher schon die Abstammung lügen von liegen, unterliegen. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der Grundunterschied unserer Zeit vom Mittelalter: Frevel, Härte und Wollust hatte dieses auch.

Die erste Sünde auf Erden war eine Lüge — zum Glück beging sie der Teufel auf dem Erkenntnisbaum — und die letzte wird auch eine sein und das Wachstum an Wahrheiten büßt die Welt durch Verarmung an Treue.

Die Lüge, dieser fressende Lippenkrebs, wird vom Gefühl der Völker schärfer gerichtet als von den Philosophen. Kann sich dieser Haß bloß auf die Verletzung gegenseitigen Rechts und Vertrauens oder auf den Schaden gebrochener Verträge gründen? Dem widerspricht, daß der Mensch lügenhafte Thaten leichter nimmt als lügendes Sprechen. Vornehme Kriegs- und Hofleute schämen sich weniger eines Betrugs, eines Bankrotts, als einer Lüge, über deren Vorwurf sie zum Degen greifen, und man schämt sich nicht, dem Andern Anfeindung und Haß, wohl aber eine Lüge geständig zu sein. Die besondere Brandmarkung, die die Lüge überall trifft (Lüge und Diebstahl machen ehrlos, aber nicht Mord), muß einen tieferen Grund haben.*)

Was macht sie so unheilig? Der Mißbrauch dessen, wodurch sich das Ich manifestiert, der Sprache. Das Zungenband ist das Seelenband, und es gibt keinen andern Gebrauch als Sprachgebrauch. Nun trete aber ein Mit-Ich daher und sage mir die reine Lüge! Wie vernichtend! Sein Ich ist mir verflogen und nur das leere Wort ohne Gehalt, ohne Wahrheit ist geblieben, er ist eine Kempelesche Sprachmaschine geworden, er hat einen andren Gedanken, als er auf seiner Maschine vororgelt. Für mein Ich gibt er mir eine seelenlose Maschine, für meine Wahrheiten Irrtümer und bricht die Geisterbrücke ab oder macht sie zu einer Fallbrücke oder Aufziehbrücke gegen Andere. (Der Beweis ist von Kant und verdient jedenfalls nicht die wegwerfende Beurteilung Schopenhauers. Die Lüge ist gewissermassen ein Verbrechen gegen die Natur.

*) „Obwohl die wälische oder griechische Unart (zu lügen) einreißt, so ist doch gleichwohl das Lügen bei uns so, daß kein ernster, graulich Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn, so er einen Lügner schilt oder gescholten wird". (Luther, Psalmenerklärung.)

In den ersten fünf Jahren sagen die Kinder kein wahres Wort und kein lügendes, sondern sie reden nur, sie spielen nur mit den Worten, sie sprechen oft Unsinn, um nur ihrer eignen Sprachkunde zuzuhören. Oft verstehen sie eine Frage nicht und geben mehr eine irrige als lügenhafte Antwort. Zur Unwahrheit treibt sie auch lebhafte Phantasie und Verwechslung des Eingebildeten mit dem Wirklichen. J. P. leitet die Lüge auch von dem Optimismus, der Hoffnungsseligkeit des Kindes ab; der Selbsttrug der Einbildung nehme Luggestalten an: „So malte mir ein sonst wahrhaftes Mädchen häufig Erscheinungen des Christkindchens aus und was dies gesagt, gethan".

Hier, wo nicht Bosheit die Ursache, dringe man blos auf Ernst im Reden.

Besondere Regeln.

1. Gebt selbst das höchste Musterbild der Wahrhaftigkeit, besonders im Halten des gegebenen Versprechens! Bedenkt, daß das Kind ein starkes Gedächtnis für gegebene Versprechen hat! Hütet euch vor leeren Drohungen!

2. Befehlt keinem Kind in den ersten sechs Jahren etwas zu verschweigen; den offnen Himmel der kindlichen Mitteilungsseligkeit darf nichts verschließen, nicht einmal die Morgenröte der Scham; an euren Geheimnissen werden sie bald ihre eignen verstecken lernen. Die heilige Tugend der Verschwiegenheit fordert zu ihrer Uebung Zeit und die Kraft der reifenden Vernunft; nur die Vernunft lehrt schweigen, das Herz lehrt reden.

3. Daher ist auch das Verbot zu fordern falsch. Sind denn Wünsche Sünde oder ist das Bekennen derselben eine?

4. Dringt dem Kind nicht eine schnelle Antwort ab; vor Eile fällt leicht eine Lüge heraus, die es dann mit einer neuen verficht. Gebt dem Besinnen Zeit zum Reden!

5. Macht nicht den peinlichen Inquisitor mit der Zornrute in der Hand und der Aussicht auf Folter im Bekenntnisfall! Hat das Kind etwas begangen, so kann eure Frage, die so leicht eine peinliche wird, nicht schonend genug sein.

6. Wenn ihr vermutet, das Kind sei wider eurer Verbot aufs Eis gegangen, so sei die erste Frage: Wie lang bist Du auf dem Teich

gewesen, oder: Wer ist mit Dir herumgefahren? Unmöglich kann Verdorbenheit und Besonnenheit im Kind so groß sein, daß es bei diesem verwirrenden Ueberstürmen der anscheinenden Allwissenheit der Eltern ein keckes Lügen-Nein erwidert.

7. Erlaß der Strafe sei nie der Reiz und Preis der Wahrheit, er würde das Kind sowenig gut und wahr machen, als überstandene Folter den Dieb. Müßt ihr ausfragen, thut es mit Liebe und kündet überall der Lüge gerade die Verdopplung des Schmerzes an, den sie verhüten will! Wendet alles an, die Wahrheit zu erkennen; eine gelungene Lüge ist die Mutter unzähliger folgender.

8. Ist aber eine Lüge dem Kind erwiesen, sprecht das Urteil schuldig, nämlich „gelogen!“ mit erschrockenem Ton und Blick, mit dem ganzen Abscheu vor dieser Sünde gegen die Natur und den heiligen Geist feierlich aus und legt die Strafe auf! Nur für Lügen würde ich eine Ehrenstrafe zulassen, welche jedoch ebenso feierlich, plötzlich und bestimmt aufgehoben werden muß. J. P. bestrafte manchmal ein lügenhaftes Kind mit einem Tintenflecken auf die Stirn, der bloß nach Erlaubnis weggewaschen werden durfte und „sich tief ins Bewußtsein ätzte“ (gleichwie die Irokesen den Lügner schwärzten); für besser hält er das Verbot zu sprechen für die lügenhafte Zunge. Dagegen wendet er sich gegen die Kant-Rousseau'sche Idee, dem Lügner eine zeitlang nichts zu glauben, d. h. sich den Schein zu geben, als ob man nichts glaube. „Hier löge ja der Richter selbst unter der Strafe des Lügens und wie wollt ihr den Rücksprung vom Unglauben zum Wiederglauben thun und motivieren?“ (Es ließe sich aber wohl eine Vermittlung finden, z. B. man sagt: „ich weiß nicht, ob du mich jetzt wieder anlügst.“ Die wohl motivierte Entziehung des Vertrauens würde dem trostlosen Kind das Gravierende der Lüge recht deutlich ins Bewußtsein schreiben. J. P. hat übrigens selbst in Schwarzenbach den Grundsatz befolgt: „Wer lügt, dem wird eine Woche lang nichts geglaubt.“)

Aus Eifer für die Wahrheit ist J. P. auch gegen Kinderkomödien.

9. Niemals fehle der Hinweis auf die Gegenwart Gottes, vor welchem Gedanken eine jede Lüge zum Meineid wird und das Gebot der Wahrhaftigkeit in die religiöse Sphäre tritt!

10. Endlich, da Wahrhaftigkeit als Bewußtsein und Opfer die Blüte, ja der Blütenduft des ganzen sittlichen Gewächses ist, so entfaltet sie sich nur mit und auf diesem; also keine Isolierung von dem ganzen

Tugendorganismus! (Das ist der Fehler der modernen Erziehung: Die Lüge gilt als schwerster Fehler und doch wurde nie mehr gelogen als heutzutage. Der Grund ist, weil die Wahrhaftigkeit nicht organisch verflochten ist in die ganze Charakterführung und weil namentlich die intimste Schwester derselben, die Keuschheit [mit der sie sogar den Namen „Lauterkeit“ gemein hat], verachtet ist. Sittliche Kraft und Seelenkeuschheit sind der Stamm, auf dem die Aufrichtigkeit als Blüte wächst.)

Bildung zur Liebe.

Die sympathischen Triebe entwickeln sich beim Kinde später, als die egoistischen. Erfahrungsgemäß ist die Gefühllosigkeit, welche Kinder bei den Schmerzen der Tiere oder bei der Züchtigung anderer zeigen. Daher bedarf die Blütenknospe der Liebe besonderer Pflege:

1. Negativ: Fällt nie ein verächtliches, wenn auch gerechtes Urteil über eure Nachbarschaft oder Stadt vor Kindern! Woran soll sonst das Kind die Welt lieben lernen, als am Nächsten und Alltäglichsten? Sagt nie zu euren Kindern, daß fremde schlecht erzogen werden! Wie stark sündigen Eltern gegen die Weckung der Menschlichkeitsliebe in den Kindern! In Großstädten ists die Gleichgiltigkeit gegen die Menschen, in kleineren die Familienfeindschaft, welche der Entwicklung der Liebe schadet. Bei wirklich verächtlichen Personen lehrt die That von dem Thäter sondern und den Haß gegen alle Sünden von dem Haß gegen die Personen unterscheiden! Ebenso werde nur die That, nicht das Kind gelobt. Sagt nicht: Ei, du artige Louise, sondern: Das ist artig, höchstens noch: Du bist so artig, wie Friederike. Besonders unpädagogisch sind Reden wie: Du zarte, kindliche Unschuld! Du heilige Einfalt! Ein Lobredner der kindlichen Einfalt vor Kindern macht den unbewußten Reiz zum bewußten und dadurch zu nichte. (Kl. Bücherſch. 111.)

2. Positiv: a) Bringt dem Kind das fremde Leben und das fremde Ich lebendig genug vor seine Seele, so wird es lieben, weil Liebe dem Menschen angeboren ist; nur ist das Herz, wie nach Cartesius die Erde, eine überrindete Sonne (soleil encroûté); brecht also die Rinde ab, so ist die Glanzwärme da. Ohne angeborne Liebe könnten wir ja nicht einmal hassen.

b) Lehrt Achtung fürs Leben überhaupt, auch das tierische! Kindergrausamkeit gegen Tiere weissagt eine gegen Menschen. Gebt dem Kind das Herz eines Hindu statt eines cartesianischen Philosophen! Die neueren

philosophischen Systeme, die das Tier recht- und schutzlos, ja gefühllos machen, sind ein bedenkliches Symptom! Als der Mensch noch neuer und frischer lebte in der vollen Welt, worin eine Quelle in die andere quillt, da erkannte er noch ein allgemeines Leben der Gottheit an, gleichsam einen unendlichen Lebensbaum, der niedriges Gewürm wie Wurzeln in Meer und Erde senkt, mit einem Stamm aus ungeheuren kräftigen Tieren feststeht, in die Lüfte mit Zweigen voll flatternder Blätter emporgeht und endlich Menschen als zarte Blüten dem Himmel aufschließt. Da war jener dumme Menschenegoismus, der alle Reiche der Natur nur als Zins und Deputat seines Magens betrachtet, noch nicht geboren. Die uns zurückstoßenden Widerformen der Tierwelt zeigten ihm den seltsamen Isisschleier und die Mosisdecke einer Gottheit. Daher das niedrige Tier früher angebetet wurde, als der Mensch und die Aegypter Menschenleiber mit Tierköpfen krönten.

Das Tier werde dem Kind nahe gebracht als Anagramm eines Menschen, so etwa der Hund als ein zottiger alter Mann, den Mund geschwärzt und lang gereckt, die Ohren hinaufgezerrt, an den haarigen Vorderarmen zugespitzte lange Nägel ꝛc. Das vorher dem Kind gleichgiltige Tierstück wird so in reines Leben verwandelt; sollte es ein Tier morden, so mordet es damit seine Achtung fürs Leben.

Daher kein Schlachten eines Haustieres vor Kinderaugen! Kein Hund sollte vor Kinderohren gezüchtigt werden. Belebt und beseelt bleibe ihm sogar die Lilie, die es unnütz aus dem organischen Dasein reißt; malt sie ihm als die Tochter einer schlanken Mutter, die im Beet steht und die kleinen weißen Kinder mit Saft und Thau aufzieht. (Ein weiter ausgeführtes, überaus lebendiges Bild nach dieser anthropomorphischen Auffassung der Organismen ist S. 240 die Schilderung der tropischen Insel).

c) Der dritte Liebestrank ist Liebe um Liebe. Ein Herz ist nur von einem Herzen zu fassen, diese schönste Fassung des schönsten Juwels. Nur nicht Rührungen, diese Hungerquellen der Liebe! In diesem Punkt ist J. P. selbst mit seiner Gattin nicht ganz zufrieden: „Caroline behandelt Emiliens Heftigkeit trefflich, zwei Punkte ausgenommen: 1. Sie soll nicht durch Erzählungen weinen machen; denn der Thränenregen kommt auch vom Sturm und es ist einerlei, worin ein Kind heftig ist, in Freude, Schmerz oder Zorn.*) 2. Keine Mutterhärte! Diese weckt

*) cf. hiezu die Skizze: „Der doppelte Schwur der Besserung“ in den „Briefen und bevorstehendem Lebenslauf“.

die Heftigkeit, wenn diese sich auch verstecken muß. Feste Sanftmut und Entfernung aller aufreizenden Anlässe sind jetzt das bessere Mittel, bis später die Vernunft sogar den herbeigeführten Sturm beschwören lernt."

d. Ihr entdeckt dem Kind die Gestalt der Liebe weniger durch Thatenopfer — diese halten sie unverständig und eigensüchtig noch für keine, — als durch die Muttersprache der Liebe, durch liebkosende Worte und Mienen. Auch der Anblick fremder Wechselliebe heiligt den Zuschauer, weil er hier kein selbstsüchtiges Motiv mitbringen kann. Doch ist auch hier jeder heftige Ausdruck dem Kind zu ersparen; Ruhe und Milde spiegeln das liebende Herz am schönsten ab.

e) Malt dem Kind die Freude, die das fremde Herz durch eine Liebesthat empfindet! Die Willigkeit zu opfern, ist bei Kindern stark genug; es fehlt nur die Anschauung oder Gewißheit zu erfreuen. Kinder, einmal im Geben begriffen, wollen gar nicht aufhören. — J. P. gab selbst dem nichtsnutzigen Bettler, wenn Kinder zugegen waren, weil „der unvermeidliche Schein der Härte durch keine Gründe der Polizeianstalten, die dem Kind nicht begreiflich sind, zu umgehen sei".

f) Gebietet keine Liebe! ihr verfälscht sie, wenn ihr das äußere Zeichen gebietet z. B. den Handkuß.

g) Der schnellste Wechsel zwischen Strafe und Liebe ist ein Hauptkapitel der ars amandi; keine Liebe ist süßer, als die nach der Strenge; so wird aus der bittern Olive das milde, weiche Oel gedrückt.

Lehrt lieben, so braucht ihr keine Gebote! Lehrt lieben, damit ihr selber einst, wenn eure Augen alt sind und die Blicke halb erloschen, um euren Krankenstuhl und euer Sterbebett statt des gierigen Eis- und Erbblicks ängstliche verweinte Augen antrefft, die das erkaltende Leben erwärmen und euch das Dunkel eurer letzten Stunden mit dem Dank für ihre ersten erleuchten. Lehrt lieben, sage ich, d. h. liebt!

(Man lese: „die letzten Tage J. P.'s" von Spazier und man wird erst die ganze Wirkung dieser Worte empfinden!)

Erziehung zur Schamhaftigkeit.

»Contemptus frangit diabolum, observatio inflat«*) ist hier die erste Regel: Das Böse bekämpfen, zwingt es zu beschauen und der Krieg selber

*) Verachtung überwindet der Teufel, Beachtung macht ihn stolz.

ist ein Stück Niederlage. Allzufrüh gelehrte Schamhaftigkeit erregt die gefährliche Aufmerksamkeit früher, als es die Natur thäte, das vorzeitige Umhängen der Feigenblätter leitet den Fall herbei, den es in Eden nur verdeckte. Was die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleiern.

Keine strenge Absonderung der Geschlechter! Knaben unter sich und Mädchen unter sich sind fast unverschämt; nur die Geschlechter gegen einander sind verschämt, ja dasselbe Geschlecht gegen die Erwachsenen. Also mischt die Geschlechter, um sie aufzuheben! Zwei Knaben werden zwölf Mädchen und umgekehrt recht gut gegen alle Unschicklichkeiten durch Schamröte beschirmen, hingegen eine Mädchenschule oder gar eine Knabenschule ganz allein — ich stehe für nichts.*)

Gewöhnlich werden beide Geschlechter gegen einander erzogen. Könnte man nicht das Widerspiel versuchen? Bringt dem Jüngling, der ohnehin das Schönste gern glaubt und gern bewundert, die höhere Weiblichkeit recht nahe vor's Auge: all ihre höchsten Forderungen der Zartheit und Reinheit, den unbefleckten Sinn und die religiöse Verwundbarkeit, so wird sich der bessere Jüngling veredeln, um nur zu lieben, und der andere wird fliehen, um nicht geflohen zu werden. Malt auf der andern Seite der Jungfrau die höhere Männlichkeit, ihren strengen Ernst im Leben, das unaufhaltsame stolze Streben nach Licht und Thaten, die lebenverachtende Kühnheit, die Begeisterung für Ehre und Wissenschaft und den Zorn gegen Niedertracht und Ehrverletzung, so wird die Jungfrau einem solchen Feuer, ob es gleich auf einem Altar lodert, sich nur mit Beben nähern und eine andere, die blindlings hineinflöge, verdiente ohnehin das Untergehen durch's Opferfeuer. (Verm. Auff. 222.)

Im zweiten Jahrzehnt des Lebens, wo sich an der Jünglingsglut zwar die Liebe und Freundschaft, der Wahrheitseifer, der Dichtergeist, aber auch die Leidenschaften mit ihren Giftblasen reif kocht, empfiehlt der Autor Begeisterung für alles Ideale, sowie eine neue Wissenschaft, die das Feuer ablenkt und erkalten läßt.

Was soll auf die Kinderfragen über die Herkunft der Menschen

*) Wie wahr und doch wie neu ist dieser Gedanke! Schon die Familie hat eine ganz andere Physiognomie, wenn die Geschwister verschiedenen Geschlechts sind, als wenn z. B. bloß Knaben vorhanden sind. Gleichwohl ist J. P. kein Anhänger des amerikanischen Systems der nach Geschlechtern gemischten Schulen: „Knaben und Mädchen könnten ebensogut die Schlafkammern teilen, als die Schulzimmer" (Loge 104) und zwar mit Rücksicht auf den Unterricht.

geantwortet werden? Keine Geheimniskrämerei!: „Dies gehört für Erwachsene" oder „wenn du größer bist." Wer verrät, er verwahre ein Geheimnis, hat schon dessen Hälfte ausgeliefert, und die zweite wird er nicht lang behalten. Man antwortet etwa: „Wie das Käferwürmchen in der Nuß, so wächst das Menschenwürmchen in der Mutter Leib von ihrem Fleisch und Blut, daher wird sie krank ꝛc." Da Kinder uns zehnmal weniger verstehen, als wir glauben und tausendmal weniger nach der letzten Ursache fragen, wenn sie die vorletzte wissen, als einige voraussetzen, so wird das Kind vielleicht erst nach Jahren wieder vorfragen: „Woher aber das kleine Menschlein?" Antwort: „Vom lieben Gott, wenn die Menschen einander geheiratet haben und neben einander schlafen." Mehr wissen auch wir erwachsene Philosophen von der ganzen Sache nicht.

(Diese Auskunft bezüglich des crux paedagogorum ist aus Rousseau geschöpft, wo allerdings die Antworten noch drastischer lauten. Die alberne Storchhistorie, die nicht einmal bei sechsjährigen Kindern mehr verfängt, dürfte heutzutage wohl endgiltig überwunden sein. Es ist nicht schade darum.)

Die Fragen der Kinder thut übrigens bloß die unbescholtene Wiß- und Fragsucht, keineswegs Instinkt oder Geschlechtstrieb, dieser gibt nur Antworten, aber nicht Fragen. Wir schätzen den kindlichen Scharfblick bald zu hoch, bald zu tief; letzteres in der Mißachtung ihrer Beobachtungsgabe. So glauben wir oft noch lange sie da einzuwiegen, wo sie uns einschläfern, namentlich im Punkt des Geschlechts, worin sie ihre neue Wissenheit so sehr zu überdecken suchen, als früher ihre Unwissenheit und Wißbegierde auszustellen. Sobald sie aufhören zu fragen, ist ihnen schon mehr als nötig geantwortet worden. (Blum. 421.)

Vor Einem hüte der Erzieher den schamhaften Halbjüngling ängstlich: Vor dem Ergrübeln der Thatähnlichkeit mit dem Tier. Zum Glück ist sie nur eine Unähnlichkeit! Die reine, kindliche Natur erbebt vor dieser Aehnlichkeit.*) Ist sie ihr freilich erwiesen und der heilige Schauer besiegt, so ist das Kind zu viele Jahre auf einmal alt geworden — das Denken arbeitet hier dem Thun vor, wie sonst entgegen — und die Stürme seines Frühlings wehen und drängen.

*) „Selbst das Tier ist in der Begattung tierischer", sagt anderswo J. P. (Förster 4, 34.)

Ueber Anstand.

Da der blöde, enge, ängstliche Anstand der dümmste und unnatürlichste ist, so lehrt der Erzieher den besten, wenn er keinen befiehlt.

Von Natur achten Kinder weder silberne Sterne noch silberne Knöpfe. Gewöhnt ihnen dergleichen nicht an! (Loge 103.)

Doch tadelt J. P. (Titan 83) andererseits den ungehobelten Wehmeier, da kraftvolle Jünglinge ohnehin die Folie des Zeremonialgesetzes zu leicht zerreißen.

Intellektuelle Bildung.

(Didaktik oder, wie J. P. meint, Entwicklung des geistigen Bildungstriebs.)

Bildungstrieb, nicht Erkenntnisvermögen, sagt J. P., denn malen sei nicht sehen.*) Der geistige Bildungstrieb, der höher als der körperliche nach und durch Willen schafft, nämlich neue Ideen aus alten, ist das Abzeichen des Menschen. Im Genie erscheint dieses Ideenschaffen schöpferisch, im Mittelmenschen nur als besonnen und notwendig, wiewohl der Unterschied nur so klein ist, als der im Zeugen, das oft Riesen und Zwerge gibt.

Die Entwicklungen der Bildungskraft sind:

1. Die Sprache; 2. die Aufmerksamkeit; 3. die Ein- und Vorbildungskraft, welche eine ganze Ideenreihe festzuhalten vermag, damit aus ihr die unbekannte aber gesuchte und folglich geahnte Größe vorspringt als Teil, Folge, Grund, Symbol, Bild; 4. der Witz; 5. die Reflexion; 6. die Erinnerung. (1.—5. nach dem genetischen Gesichtspunkt; die 6. begleitet alle übrigen.)

Die Einzelwissenschaften betrachtet J. P. nach dem Gesichtspunkt der Bildungsfähigkeit für den Verstand, insofern sie demselben entweder organische Stoffe zu höherer Entwicklung zubringen (z. B. die Mathematik) oder nur totes Material für das Gedächtnis (z. B. die Naturgeschichte).

(Auch hier zeigt sich wieder die Einseitigkeit in Beurteilung alles Geschichtlichen.)

Die Sprache.

Die Muttersprache ist die Sprachmutter aller übrigen. Regel: Sprich recht viel und bestimmt und halte die Kinder selbst im gemeinen

---

*) J. P. ist Voluntarist und nimmt den Willen als Grundvermögen des Geistes. Der Verstand werde vom Willen gleichsam geboren. Näheres darüber meiner „Seelenlehre J. P.'s".

Leben zur Bestimmtheit an! Sprich immer einige Jahre voraus! (Sprechen doch Genies mit uns Jahrhunderte voraus!) Mit dem Einjährigen sprich, als sei's ein Zweijähriger, mit diesem, als sei's ein Sechsjähriger. Fürchtet keine Unverständlichkeit! Eure Mienen und euer Accent und der ahnende Drang zu verstehen, hellt die eine Hälfte und mit dieser und der Zeit die andere auf. Der Accent ist bei Kindern die halbe Sprache. Ein Kind von fünf Jahren versteht die Wörter: doch, zwar, nun, hingegen, freilich. Versucht aber einmal von ihnen eine Erklärung zu geben, nicht dem Kind, sondern dem Vater! Im einzigen „zwar" steckt ein kleiner Philosoph. Wenn das achtjährige Kind von seinem dreijährigen Bruder verstanden wird, warum wollt ihr eure Sprache zu seinem Lallen einengen? (s. S. 255).

Selbst Undeutlichkeiten und absichtliche Widerspruchsrätsel laßt manchmal einfließen, z. B.: „Dies hört' ich mit meinen Augen;" „dies ist recht schön häßlich!"

Zur Sprachbildung gehört, daß man, wenigstens später, die farblosen Alltagssprechbilder zur lebendigen Anschauung zurückleite. Ein junger Mensch sagt lang: „alles über einen Leisten schlagen" oder „im Trüben fischen", bis er endlich die Wirklichkeit: den Leisten beim Schuster oder das Trübfischen am Ufer an einem Regentag findet und sich ordentlich verwundert, daß dem durchsichtigen Bild eine bestandhafte Wirklichkeit als Folie unterliegt.

Einverstanden ist J. P. mit Pestalozzi's Analyse der Empfindungsbilder und Bildung von Reihen; nur will er die Analyse vom Geistigen fernhalten, da dieses leicht ohne Auferstehung unter dem Trennmesser sterbe, während die Anschauung täglich lebendig auferstehe. Reflektieren und abstrahieren lernen heiße den Leib giftig zersetzen, Herz und Glaube auflösen, um die kindlichen Herzblätter und Blüten zu zerrupfen.

Dagegen sei die formale grammatische Analyse ein treffliches Bildungsmittel. Die Grammatik erhebt das Zeichen zu einer Sache und zwingt den Geist, auf sich selbst zurückgewendet, seine eigene Geschäftigkeit des Anschauens anzuschauen, d. h. zu reflektieren. Dies Zurückerkennen geschieht leichter durch die Grammatik einer fremden Sprache, als durch die der eigenen, in die Empfindung tiefer verschmolzenen, daher logisch kultivierte Völker erst an einer fremden die eigene konstruieren lernten und in den Jahrhunderten, wo fast nur die lateinische und griechische Sprache als Stoff des Wissens galt, die Köpfe formell sich stark bildeten

und stofflose Logik in der Scholastik den Menschen ausfüllte.*) Eine fremde Sprache, besonders die lateinische, ist unter den frühen Denkübungen die gesundeste.

Schreiben.

Die Wichtigkeit des Schreibens für die Ideenbildung schlägt J. P. außerordentlich hoch an. „Das Schlagwerk der Töne lehrt ruckweise und kurz, das Zifferblatt des Schreibens weist unausgesetzt und feiner geteilt. Da unser Verstehen mehr ein inneres Sehen als ein inneres Hören und selber unsere Metaphern davon mehr auf einem Farben- als Tonklaviere spielen, so muß das vor dem Auge verharrende Schreiben weiter und länger dem Ideenschaffen dienen als der Flug des Tones. Und so zeigt es auch die Erfahrung. Ein Blatt schreiben, regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.“ (Baco: „Lesen gibt dem Menschen Inhalt, Schreiben Genauigkeit.“) Leser ganzer Bibliotheken seien oft kaum im stande, eine Todesanzeige für ein Wochenblatt aufzusetzen. Freilich sind Vielschreiber ebensowenig schon Redner. Nichts geht über das Schreiben, nicht einmal lesen und sprechen, ein Mensch liest dreißig Jahre mit weniger Ertrag für seine Bildung, als er ein halbes schreibt.**)

---

*) Nur ein Philosoph würde die beste Grammatik schreiben. (Thatsächlich sind die besten Analytiker, Aristoteles und Locke, eigentlich nur Philosophen der Sprache.)

**) cf. Wahrheit 1, 132: „Alles Hören und Lesen kräftigt den Geist nicht halb so, als Schreiben und Sprechen, weil jenes, dem weiblichen Empfangen ähnlich, nur die Kräfte der Aufnahme bewegt, dieses aber, dem männlichen Erzeugen ähnlich, die Kraft des Schaffens in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt . . . Schreiben ist geistige Hebammenkunst und verhält sich zum Lesen, wie Sprechen zum Hören.“

„Das Wunder des Zacharias, der ein Täfelein nahm, schrieb und sprach, wiederholt sich oft, wenn wir etwas niederschreiben. Wie dort die Bande der Zunge gelöst wurden, so lösen sich uns durch Schreiben die Bande und Geburtshüllen des Gedankens selbst.“ (Culmann, christl. Ethik.) Aehnlich ist es in der Ethik mit dem Thun gegenüber bloßen Empfindungen. Rousseau übersah diesen gewaltigen Unterschied. Er hält seinen Enthusiasmus für die Tugend für diese selbst; er ist sich bewußt, für Seelenreinheit, Wahrheit, Menschenliebe das wärmste Gefühl, die lebendigste Phantasie zu besitzen und ist erstaunt, wenn seine Thaten den Idealen seines Geistes so schroff wiedersprechen. Statt aber den Grund in der mangelhaften Disziplin seines gefährlichen Temperaments zu finden — „es ist mir unmöglich, gegen meine Neigung zu handeln; was ich nicht mit Vergnügen thue, kann ich gar nicht thun“, sagt er in den rêveries du promeneur solitaire — schiebt er die Schuld auf die Menschen, die sich gegen ihn, den plus aimant des hommes, verschworen hätten, ja auf die menschliche Natur selbst, die nun einmal so zweideutig geschaffen sei. „Es ist n

(Titan 108.) Daher der Vorzug der schriftlichen Examina. („Kein Gedanke", schreibt Lotze [Mikrokosmus II, 250], „ist deutlich und rein, solange nicht in den grammatischen und syntaktischen Sprachformen die systematische Vielheit der möglichen Beziehungen in fester sinnlicher Erscheinung vor uns steht; die einfachste Selbstbeobachtung lehrt jeden, daß in dem Maß, als diese plastische Gestalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten verschwinden. Wie jedes Kunstwerk erst, wenn es in Marmor oder Erz dargestellt ist, eine volle zusammenstimmende Wahrheit ist, als Konzeption in der Fantasie des Künstlers immer eine fragmentarische, lückenhafte Schönheit bleibt, so ist für die Menschheit die Sprache das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihre Vorstellungswogen allein zum Denken ausarbeitet." Das Göthe'sche: „Spricht die Seele, so spricht auch schon die Seele nicht mehr", ist dem nicht entgegen, es betont nur die andere Seite: die Unzulänglichkeit jeder Darstellung gegenüber dem Ideal [das aber in den Gedanken des Künstlers noch weniger vorhanden, sondern nur geahnt und erstrebt wird]. Daraus ergibt sich die Schiefheit des Lessing'schen Paradoxons: „Wäre Rafael weniger ein Genie, wenn er zufällig ohne Hände geboren worden wäre?" Er hätte nicht einmal die erste Stufe des Malertalents antreten können.)

In der Wahl der Schulaufsätze verwirft J. P. allgemeine Themata, wie: Lob des Fleißes; dafür sollen anregende, die Fantasie anspannende gegeben werden, z. B. Beschreibung der Sintflut; Zustand auf der Erde, wenn einmal die Sonne nicht aufginge. Auch scherzhafte Reisen: wo einer ohne Geographie überall hinkommt. Briefaufsätze taugen nichts. Ein ungesiegelter ist schon halb ein unwahrer. An ein Nichts schreibt ein Nichts. Der ganze vom Lehrer, nicht vom Herzensdrang, aufgegebene Brief wird ein Totenschein der Gedanken, ein Brandbrief des Stoffes; dabei ist's noch ein Glück, wenn eine solche leere Geschwätzigkeit die Kinder nicht zum Lügen gewöhnt. Briefe sind überhaupt das, was sich von selbst lernt, sobald Drang und Fülle der Wirklichkeit befruchten.

J. P. schließt den Abschnitt mit dem Segensspruch, mit dem der Indier jedes Buch anfängt: Gesegnet sei, wer die Schrift erfand!

---

mein Fehler. Ich werde dem Schöpfer, wenn nicht gute Werke, die man mich nicht hat bringen lassen, doch gute, fruchtlose Intentionen, gesunde Gefühle ohne Wirkungen bringen. Gott ist gerecht; er weiß, daß ich unschuldig bin."

Was J. P. in der Levana nicht erwähnt, aber sonst als unerläßliches Hilfsmittel für das Studium sowohl als namentlich für die Schriftstellerei anpreist, ist das Anlegen von Exzerptenbüchern. „Ich fing mir anfangs aus jedem Buch zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus und machte sie durch Tinte in meinem Exzerptenbuch fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Ich borgte mir allzeit nur ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen; viele borgen ist soviel wie kaufen, man liest sie nicht mehr oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buch bringe, in einem einzigen Tropfen; ich hab' aber dann nach zehn Jahren noch etwas, noch einen Vorteil vom Buch aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Exzerpten zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzimmer, auf dem Tanzboden, und erquicke mich mit einigen Lebenstropfen...

Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpten aus meinen Exzerpten mache und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. blos wegen des Artikels vom Tanze durch, ein andermal blos über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte und Register und fülle so das Faß auf Fläschchen." (Anhang IV z. 2. Bd. Dr. Katzenb., „Die Taschenbibliothek".)

Es war anfangs Not, was J. P. zu den Exzerpten zwang; er war nämlich zu arm, um sich Bücher kaufen zu können; bald aber begriff er die unendliche Wichtigkeit solcher aufgezeichneten Lesefrüchte und behielt die „Sammel- und Lesewut" sein ganzes Leben bei. Es war ihm überhaupt höchst schmerzlich, etwas Geschriebenes untergehen zu sehen; er verbrannte keinen Brief, selbst die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben kommt wieder, diese Geschöpfe des Kopfes und Herzens nie. Man soll die Namen durchstreichen, aber die Seele leben lassen, die gerade in Briefen sich am innigsten ausspricht." (Wahrheit 7, 216.)

Aufmerksamkeit und Vorbildungskraft.

Weckung des Interesses ist Hauptpunkt der Erziehung. Habt selbst Aufmerksamkeit auf die kindliche, damit ihr nicht dem Genie entgegengesetzte Kräfte abfordert, einem Haydn ein Malerauge, einem Aristoteles ein Gedicht!

Selbst die Wissenschaften unter sich sind sich fremder und verlangen verschiedenere Anlagen, als man oft meinte. So sind Mathematik und

Philosophie keineswegs nahe Verwandte, sondern nach Objekt und Methode verschieden (Kant gegen Descortes und Spinoza). Die Mathematik liebt nicht die Wahrheit, sondern das Erkennen derselben, nicht das Dasein, sondern Verhältnisse; daher Religion und Poesie lebendig und weit in die Philosophie eingrenzen, aber nicht die tote Meßkunst; daher konnte Kant die Möglichkeit zulassen, daß die Zahl- und Meßlehre als Exponent der irdischen Zeit und Anschauung hinter dem Leben keine Wahrheit mehr habe, indes er diese Möglichkeit von den Ideen der Vernunft, der Sittlichkeit nirgends annahm.

Die Mathematik ist ein gewaltiger Reiz der Vorbildungskraft und hat für die Jugend den Vorzug vor der zur Skepsis reizenden Philosophie. Daher Mathematik vor Philosophie. (Ebenso Loge 102: Rechnen und Geometrie gehören zum frühen Imbiß, nicht weil sie Denken (Philosophie) lehren, sondern weil sie es nicht lehren — die größten Rechenmeister und Differenzialisten sind die seichtesten Philosophen — und weil die Anstrengung dabei die Nerven nicht schwächt, wie Rechenprofessoren beweisen.) Philosophie aber ist Anspannung des Tiefsinns und den Kindern tötlich; sie knickt die zu dünne Spitze des Tiefsinns auf immer.

Unser phantastisches Zeitalter hat das scharfe Augenmaß der Mathematik besonders nötig. Auch durch Pestalozzi's ABC der Anschauung wird die Vorbildungskraft besonders gestärkt.

Vorbildungskraft nennt J. P. die Fähigkeit der Entwicklung und Ueberschauung langer Reihen von zusammengehörigen Ideen, Zahlen, Linien, Bildern, wie sie der Philosoph in seinen Kettenschlüssen, der Mathematiker in seinen Kettenrechnungen so sehr braucht. Sie ist eines unbegrenzten Wachstums fähig. Sie ist verschieden von der Einbildungskraft, die nur stückweise faßt, und der Phantasie, die erzeugt.

Der Entwicklung der Reihen soll die entgegengesetzte Uebung der Zusammenfassung längerer Vorstellungsreihen in einem kurzen Satz ergänzend zur Seite stehen. Als Beispiel gibt J. P. das Diktum: „Im populären Kopf ist mehr ein Erb- als Wahlreich der Ideen, was sich in eine lange, erklärende Periode auseinanderziehen läßt.

Bildung zum Witz.

„Ehe der Körper entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwicklung der Seele; philosophische Anstrengung des Verstandes, dichterische

der Phantasie zerrütten die junge Kraft selber und andere dazu. Bloß die Entwicklung des Witzes, an die man bei Kindern so selten denkt, ist die unschädlichste, weil sie nur in leichten flüchtigen Anstrengungen arbeitet, die nützlichste, weil sie das neue Ideenräderwerk immer schneller zu gehen zwingt, weil der Witz durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gibt, weil fremder und eigener in diesen frühen Jahren am meisten mit seinem Glanz entzückt. Warum haben wir so wenig Erfinder und so viel Gelehrte, in deren Kopf lauter unbewegliche Güter liegen, worin die Begriffe jeder Wissenschaft klubweise auseinandergesperrt in Karthausen wohnen, so daß, wenn der Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der andern weiß? Antwort: weil man die Kinder mehr die Ideen als Handhabung derselben lehrt und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixiert sein sollen als ihr Steiß.*)

Witz sei für den Geist, was Feuer und Wasser für den Chemiker: non agunt nisi soluta. In der Aesthetik will J. P. dem Witzspiel auch eine wissenschaftlich belehrende Seite abgewinnen, da ja alle Dinge in tiefen, wirklichen Zusammenhängen stünden. (Allein der Witz beschäftigt sich weniger mit den verborgenen, realen Synthesen, als mit den oberflächlichen, zufälligen Aehnlichkeiten.)

Nach der strengen Notfrist und Lehrstunde der Mathematik folge am besten die Freilassung durch den Sanskulottentag und die Spielstunde des Witzes.

Von Charaden und Anagrammen, wie Niemeyer vorschlägt, will J. P. wenig wissen, sie dienten nur zur Reflexion über die Sprache; Rätsel seien besser, aber doch nur mehr sinnliche Definitionen, Gesellschaftsspiele entfalteten mehr den besonnenen Geschäftsgeist als den Witz. Dagegen Sinngedichte, Witzgeschichten, Wortspiele! Als Probe gibt J. P. aus der Bonmot-Anthologie seiner Eleven eine Reihe naiver, teilweise höchst geistreicher Gedanken; cf. noch Wahrheit 7, 217.

---

*) Auffallend ist hier die Uebereinstimmung mit Lessing: „Warum haben wir so wenige erfinderische Köpfe? Weil wir nicht besser erzogen werden. Ein Knabe, dessen gesamte Seelenkräfte soviel als möglich in einerlei Verhältnissen ausgebildet worden, den man gewöhnt hat, alles, was er täglich hinzulernt, mit dem Früheren zu vergleichen und acht zu haben, ob er durch diese Vergleichungen nicht von selbst auf Dinge komme, die ihm noch nicht gesagt worden, den man beständig von einer Scienz in die andere hinübersehen läßt, . . . der Knabe wird ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden." (Abhandlung über die Fabel V.)

Reflexion, Abstraktion, Selbstbewußtsein, That- oder Weltsinn.

Die reflektierende Einkehr in sich selbst schiebe man philosophischen und poetisch genialen Naturen in die glühende Zeit der Leidenschaften hinaus. Kinder gewöhnlicher Naturen jedoch mögen fünf Jahre früher durch Sprache, Logik, Physiologie, Transcendiren in die Festungshöhe ihres Ichs hinaufgetrieben werden, damit sie von da herab ihr Leben überschauen lernen (hier erreicht die maßgebende Stellung, die J. P. dem moralischen Gesichtspunkt für die Didaktik gibt, ihren sonderbarsten Gipfel).

Ausbildung der Erinnerung (nicht des Gedächtnisses).

Das Gedächtnis ist die Fähigkeit, Ideen aufzubewahren; Erinnerung, sie schnell und klar im gegebenen Fall zu finden (Reproduktionsvermögen). Letztere Kraft, nicht erstere, kann ausgebildet werden.

Die Einteilung in Wort- und Sachgedächtnis ist falsch. Gedächtnis hat der Mensch für alles, wofür er ein Interesse hat, gleichviel ob es Namen oder Sachen sind. Geschult wird die Erinnerung, indem man im Zusammenhang denken lernt und Zusammenhang in alles zu bringen weiß; daher zur Erlernung einer fremden Sprache lieber ein ganzes Kapitel als einzelne Vokabeln auswendig zu lernen sind. Worte werden durch Wortfügungen gemerkt und das beste Wörterbuch ist ein Lieblingsbuch.

Nichts entkräftet mehr die Erinnerung, als der Sprung von einem gelehrten Zweig zum andern; es sollte daher eine und dieselbe Wissenschaft etwa einen Monat lang mit dem Kind unausgesetzt getrieben werden. (Herbart und Willmann haben diesen Gedanken aufgenommen.)

Das Lernen wird erleichtert, wenn man das Assoziationsgesetz des Kontrastes häufig anwendet; daher sollten nicht ähnliche, sondern die unähnlichsten Buchstaben nacheinander gelehrt werden, also nicht „n“ nach „i“, sondern i und g, v und z, o und r sind zu verbinden; diese stechen ab und werden nicht verwechselt.

Kleine Kunststücke, um den Unterricht interessant zu machen, z. B. das tägliche Ziehen aus einer Vokabelnlotterie 2c., erwähnt J. P. im Vorbeigehen. Hier bei den Gedächtnisübungen besonders betont er den lähmenden Einfluß der Furcht vor dem Stock. „Kann ein freies Umherwenden des Gesichtsblicks bei der Knechtschaft des Herzens erworben werden? Wird aber auf der Richtstätte der armen Sünder den Umkreis der Landschaft erfassen und darüber das versteckte Schwert vergessen?“

Bildung des Schönheitssinns

(nicht „Geschmacks“; „Geschmack für das Erhabene klingt so arg, wie Geruch für's Erhabene“).

„Der Mensch wird zu allem erzogen, was sich selber erzieht, nur für den Sinn der Kunstschönheit, welcher eben der Schule bedarf, wird selten eine gebaut.“ Doch sei es gefährlich, für Kunst und Herz Gefühle zu früh auszudrücken; „manches Dichtergenie erkältete sich tötlich durch den frühzeitigen Leckertrunk aus der Hippokrene mitten in der heißen Zeit. Die kälteren Wissenschaften halten das vorschießende Blütentreiben schön bis in die rechte warme Jahreszeit zurück.“

In die durch äußere Sinne bedingten Künste: Malerei, Musik, Baukunst, ist das Kind früher einzuführen, als in das Reich der Dichtkunst, deren Material die Fantasie ist. Unter ersteren ist wieder die Malerei der Ordnung nach die erste. Vor allem erzieht das deutsche Auge, das soweit dem deutschen Ohr nachbleibt! (Ebenso Loge 42.) Karrikaturen sind fernzuhalten.

Kunstschulen sind für den Maler nötig zum Erlernen der Technik und des Stils, aber keineswegs für den Dichter. Der Dichter muß das Leben darstellen, nicht die Kunst, er soll nicht den Spiegel spiegeln. (Die heutigen Künstlerromane, -Dramen 2c. deuten auf eine Krankheit der Kunst.)

Natürlich muß die einheimische Dichtkunst im Unterricht den Vorzug vor der ausländischen behalten. Sollen wir im Norden denn alle Schönheiten wie Hoffnungen gleich Vasen und Urnen aus Gräbern holen?

Welche Vaterlandsliebe müßte das kindliche Hängen an den Lippen verwandter Menschen entflammen! Und welches schöne langsame Lesen würde — da der Deutsche alles Deutsche zu schnell liest — uns angewöhnt, wenn z. B. eine Klopstock'sche Ode so fein und weit zerlegt würde als eine Horazische! Welche Gewalt der eigenen Sprache würde sich zubilden, wenn man schon zur Zeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophanesse traktieren, in Klopstockische und Vossische Klang-Odeen, in einen Goethe'schen Antikentempel, in ein Schiller'sches Sprachgewölbe führte!

Das führt zu einem der interessantesten Punkte der J. P.'schen Erziehungsideen, zur

Klassischen Bildung.

Seine Anschauung über diese wichtige Frage hat J. P. Loge 105 ff. (Extrablatt) nach dem 16. Sektor aber höchst verworren niedergelegt. §§ 147, 148 der Levana geben einige Ergänzungen.

Auseinanderzuhalten ist vor allem die absolute Wertschätzung der Alten und die pädagogische Seite der Frage.

Etwas anderes ist ferner die Sprache der Alten, der Geist ihrer Geschichte und drittens ihre Form und ihr Stil.

Diese drei Gesichtspunkte sind in der ersten Darstellung bunt durcheinander gemischt.

1. Die antiken Sprachen.

Den Wert des Sprachstudiums hat J. P. überall stark betont. Er ist mit Goethe der Ansicht, daß, wer keine fremde Sprache kennt, auch die eigene nicht versteht. Von Wolke, jenem Grammatiker, der ihm am sympathischesten war, urteilt er: „Er kann deutsch, denn er kann mehr als deutsch." (Blum. 272.) Nur der fremden Sprache stünden wir objektiv genug gegenüber, um zum eigentlichen Sprachbewußtsein, zur Reflexion der Sprache zu gelangen, gleichwie wir nur an fremden, unverstandenen Sprachlauten den Wohlklang fühlen.

(Wenn J. P. nach diesem Gesichtspunkt eine unähnlichere Sprache, z. B. die orientalische, für zweckmäßiger hält (Loge 109), vergißt er, daß der Nutzen der Diskrepanz doch auch seine Grenzen hat und das fremde Idiom doch nicht allzuweit von unserer Anschauung und Denkweise entfernt sein darf, soll es philosophisch bildend sein. Die beiden klassischen Sprachen halten gerade die rechte Mitte. Die realen Vorzüge derselben, die Reichhaltigkeit der griechischen Sprachformen, welche die feinste Schattierung und Nuancierung auszudrücken vermag, die römische Kraft, prägnante Kürze und Eleganz, welche diese Sprache für die rhetorischen Zwecke so besonders geeignet machen — berührt J. P. nicht besonders, wohl aber spricht er sich hochschätzend über den Geist der Alten aus.)

2. Geist und Geschichte des Altertums.

„Die Alten wirkten mehr durch ihre Thaten als durch ihre Schriften, mehr auf das Herz als auf den Geschmack, in dieser Beziehung aber höchst wohlthätig. Ein Jahrhundert um das andere empfängt von ihnen die doppelte Geschichte als die zwei Sakramente und Gnadenmittel der moralischen Stärkung (Titan 82); die jetzige Menschheit sänke unendlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme. Die Namen Socrates,

Cato, Epaminondas sind Pyramiden der Willenskraft; Rom, Athen, Sparta sind drei Krönungsstädte des Riesen Geryons; auf die Jugend der Menschheit hefte, als gleichsam auf das Urgebirge der Menschen, die spätere das Auge!

Nur werde dieser Antikentempel nicht in eine Trödelbude abgebrauchter Gebräuche, Phrasen und Formeln verwandelt und die heiligen Reliquien statt angebetet, nur verarbeitet! Es ist ein Unglück, daß das Schönste, was der Menschengeist geboren, unter den Händen der Primaner, Sekundaner, Terzianer zerrieben wird und so statt des Marks der Alten nur Knochenmehl übrig bleibt — als Ausbeute aus den herrlichen Werken — copia verborum, ein Phrasenschmuckkästlein für die Toilette der Knaben. So fressen die Motten die Wachskuchen und lassen die Honigfladen liegen. O, es gehören andere Herzen und Flügel dazu, als in euren pädagogischen Rümpfen stecken, um einzusehen, warum die Alten Plato den Göttlichen nannten, warum Sophokles groß und die Anthologen edel sind! Die Alten waren Menschen und keine Gelehrten.

Wort- und Sachunterricht soll auseinandergehalten werden. Nie soll eine Thatsache zur Folie einer Wortsetzung herabsinken, zumal das Gedächtnis alles Einzelne, Unverbundene als unverdaut ausstößt. Wiegt dagegen die Thatsache vor, so sinke Wort oder Mann unter! Kinder behalten die Heldennamen der griechisch-römischen Geschichte desto schwerer, je feuriger sie ihnen in die Seele gespiegelt*) wurden. So setzt in Romanen der Reiz der Darstellung und des Helden zuweilen junge Damen in den Stand, sie auszulesen, ohne des Helden oder der Heldin Namen zu wissen, der auf jeder Seite steht.

3. Die Kunst der Alten.

In der Vorschule zur Aesthetik I, IV. Programm, entwickelt J. P. den Charakter der griechischen Kunst und zählt als ihre Vorzüge auf: plastische Anschaulichkeit, objektive Ruhe, Ebenmaß und sittliche Grazie.

Daß J. P. für die Eigenart und Größe der antiken Kunst, des „Schönsten, was der Menschengeist geboren“, tiefes Gefühl hatte, zeigt besonders sein Brief an Thieriot, 8. März 1799. „In diesem nordischen Winter wurde mein Geist in Jonien und Attika erquickt, ich meine, ich las mit einer Wonne, wovon Ihnen Herder erzählen könnte, die Odyssee,

*) wegen der Verschiedenheit des wissenschaftlichen und moralischen Interesses.

Ilias, den Sophokles, etwas von Euripides, Aeschylus. Die Ilias und Sophokles ergriff mich fast bei den Nerven. Nach den letzten Gesängen der Ilias und des Oedipus von Kolonos kann man nichts mehr lesen als Shakespeare oder Goethe. Sie wirken schon auf meinen Titan aber nicht als Väter, sondern als Lehrer, nicht als plastische Form dieser Pflanze, sondern als reifende Sonne!" (Wahrheit 6, 81.)

Gleichwohl warnt J. P., das griechische Maximum der Plastik und Malerei mit dem Maximum der Poesie zu verwechseln. Er stellt Sophokles und Homer, Shakespeare und Goethe zur Seite. Auch liege ein Gutteil unserer Wertschätzung der Alten in unserm Bewußtsein der Entfremdung von der Natur, in dem modernen Heimweh nach der ursprünglichen Einfalt und Naivität der Menschheit. Die reine, einfache Sitte eines Aelplers bewundert weder der eigene Besitzer, noch sein Landsmann, sondern der Hof, der sie nicht erreichen kann. Die Alten schrieben mit unwillkürlichem Geschmack, ohne damit zu lesen; daher beklatschten die Athener keine Redner mehr, als die Antithesendrechsler und die Römer die Wortspieler. (Schiller: „Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche; die naiven Dichter sind Kinder der Natur, die sentimentalen ihre Liebhaber.") Daher der Zauber der alten Welt, ein Zauber, der sich sogar auf Namen bezieht, sodaß uns der Olymp, der Helikon, das Tempethal schon außerhalb des Gedichts poetisch glänzen, sowie ähnlicherweise Honig, Milch und andere arkadische Wörter uns als Bilder mehr anziehen wie als Urbilder.

Allein der Geschmack im Geist der Alten ist in stetem Rückgang begriffen, und mit Recht, meint J. P. Dieser Geschmack muß sich so gut abstumpfen, als der an ihrer Sprache. Wir sind jetzt aus den philologischen Jahrhunderten heraus, wo nichts als die lateinische Sprache an Altären, auf Kanzeln, auf dem Papier und im Kopf war und wo sie alle gelehrten Schlafmützen von Irland bis Sizilien zu einem Bund zusammenknüpfte. Jetzt ist unser Latein deutsch gegen das des Camerarius, der also nicht nötig gehabt hätte, seinen schmalkaldischen Krieg griechisch abzufassen; jetzt wird selten eine Predigt lateinisch, geschweige wie sonst griechisch geschrieben, und kann also nicht wie sonst ins Lateinische, sondern blos ins Deutsche übersetzt werden.

Aber die Vernachlässigung der alten Sprachen schadet auch wenig. Wir sind im Punkt des Herzens um fast 2000 Jahre älter und reicher als die Griechen. So hoch die Alten stehen,

inzwischen sind doch manche Dinge: das Christentum, die Anschauungen über die zweite Welt und die Gottheit, die Romantik, Kant's Kritik der reinen Vernunft 2c. erschienen, die es verbieten, die Griechen als unerreichbaren Höhepunkt der Menschheit anzusehen. „In Shakespeare steckt auch Sophokles, aber in Sophokles nicht Shakespeare!" (Titan 485.)

Auch der Kunstgeschmack hat sich verändert. Wenn der Geist der Alten in ihrem geraden, festen Gang zum Zweck bestand*) in ihrem Haß des doppelten, dreifachen Manschettenschmucks, in einer gewissen kindlichen Aufrichtigkeit, so muß es uns immer leichter werden, diesen Geist zu fühlen, aber schwerer, ihn in unsere Werke zu hauchen; mit jedem Jahrhundert muß in unserem Stil die Rücksicht mit unserem Lernen schimmernd wachsen, die Fülle unserer Komposition muß ihre Ründe verwehren, wir putzen den Putz an, binden den Einband ein und ziehen ein Ueberkleid über ein Ueberkleid; wir müssen den weißen Sonnenstrahl der Wahrheit in Farben zersetzen und anstatt daß die Alten mit Worten und Gedanken freigebig waren, sind wir mit beiden sparsam. Gleichwohl ist es besser, ein Instrument mit sechs Oktaven zu sein, dessen Töne leicht unrein in einander klingen, als ein Monochord, dessen einzige Seite sich schwerer verstimmt, und es wäre ebenso schlimm, wenn jeder als wenn niemand wie Monboddo schriebe.

Die Alten haben unsere Werke unendlich befruchtet, so sehr, daß selbst eine Omarsche Verbrennung uns wenig mehr entreißen könnte, als wenn man den ganzen noch stehenden Herbstflor von einigen griechischen Tempeln und Ruinen umbrächte. Wir würden dennoch noch Häuser in griechischem Geschmack bekommen. Aber die Zeit kann nicht mehr bei der alten Weltanschauung und ihrem Geschmack stehen bleiben, es eröffnet sich der moderne Geist neue Ziele. Nichts ist einfältiger, als mit der alten Welt eitel zu sein, um es nicht mit der neuen zu sein.

Die richtige Schätzung der Alten ist nicht, sie sklavisch nachzuahmen, sondern ihnen ähnlich zu werden an dem, was sie groß gemacht: Erfindungsgeist, Originalität, Selbstständigkeit. Die Muster haben ja selbst ohne Muster geschrieben. Die Griechen und Römer wurden Griechen und Römer ohne die formale Bildung griechischer und römischer Autoren.

---

*) „Gegen die Festigkeit und Schärfe der Alten erscheinen die Neueren wie Quecksilber." (Förster 4, 150.)

In dem klassischen Papageienjahrhundert des Humanismus wurde kein Faust, keine Iphigenie, keine Messiade geschrieben. (Aehnlich Klopstock:

Nachahmen soll ich nicht, und dennoch nennt
Dein altes Lob mir immer Griechenland.
Wenn Genius in deiner Seele brennt
So ahm' den Griechen nach: der Griech' erfand!)

Sind die Alten nicht absolute Muster, so sind sie es noch weniger für die Jugend.

Das Vergnügen an ihnen ist die Probe des besten Geschmacks, aber dieser beste Geschmack setzt eine solche Geisteraufschließung für alle Arten von Schönheiten, ein solch reines und schönes Maß aller inneren Kräfte voraus, daß nicht bloß Home Geschmack unvereinbar mit einem bösen Herzen findet, sondern auch nächst dem Genius nichts Selteneres kennt als vollendeten Geschmack. Nur Sonntagskinder wie Goethe und Herder haben den Geist des Altertums gesehen; ist es daher nicht Unsinn, es für möglich zu halten, daß ein Knabe von 14, 16 Jahren den Einklang von Poesie und Tiefsinn in einem platonischen Gespräch oder die weltmännische Persiflage eines horazischen Sermons erfassen werde? Kaum der Mann kann aus ihnen selber schöpfen. Nur ein Autor, Plutarch ist auszunehmen, aus dessen Hand die Jugend selber den Begeisterungspalmwein der höheren Vergangenheit empfange. Wer kann nun erst die hohe Blüte des Schönheitssinns von Jünglingen erwarten? Der Jüngling zieht den Witz der Empfindung vor, den Bombast dem Verstand, den Lukan dem Virgil, die Franzosen den Alten. Im Grund hat dieser minderjährige Geschmack nicht darin Unrecht, daß er gewisse niedere Schönheiten stärker empfindet als wir, sondern daß er die damit verbundenen Flecken und die höheren Reize schwächer empfindet als wir alle; denn wir würden nur desto vollkommener sein, wenn wir zugleich mit dem jetzigen Gefühl für das griechische Epigramm das verlorene Jugendentzücken über das Französische verknüpfen könnten. Man sollte also den Jüngling sich an diesen Leckereien, wie der Zuckerbäcker seinen Lehrbuben an anderen, so lange sättigen lassen, bis er sich daran überdrüssig und für höhere Kost hungrig genossen hätte. Jetzt aber übersetzt er sich umgekehrt an den Alten satt und bildet und reizt damit seinen Geschmack für die Neueren.*)

*) Noch schärfer spricht sich J. P. Nachschule 161 aus, wo er die alten Studien gar mit dem Quecksilbergift vergleicht, das die Aerzte zu gewissen Kuren anwenden und

Daher kommt J. P. vom pädagogischen Standpunkt aus zu dem Schluß, daß die klassische Schulung nicht zu übereilen sei. S. 294 L. hält er sogar die Hochschulen für nicht zu spät zum Beginn der alten Sprachen (im Widerspruch mit S. 297, wo er die Knaben schon nach fünf Jahren gleichzeitig in Latein, Mathematik und Geschichte einführen will).

Was die Reihenfolge der Klassiker betrifft, so ist für J. P. weder der sprachliche Wert noch die Schwierigkeit des Stils maßgebend, sondern einzig der materielle Gehalt und zwar nach der Empfänglichkeit der Jugend für sie; also zuerst gerade die „verdorbenen" Autoren, wie die beiden Plinius (lieber als der „gift-, welt- und lebensreiche" Tacitus), Lucan, Seneca, Ovid, Martial, Quintilian, Cicero's Jugendreden 2c.!

Im Griechischen nimmt die Odyssee eine Ausnahmsstellung ein; dann aber Plutarch, Aelian, sogar der Philosophen-Plutarch Diogenes Laërtius. Damit Kraft anlange, werde das griechische Gesetz gehalten, welches Athleten verbot, Schönheiten anzuschauen. Erst dann, nachdem Geist und Geschichte des Altertums fest eingeprägt, sei Bildung und Alter genug gewonnen, um auf Akademien mit leichteren Klassikern z. B. Cicero, Virgil, Herodot 2c. anzufangen und endlich zu den schwerern und schwersten aufzusteigen: Horaz, Caesar, Lucrez, Sophokles, Plato, Aristophanes. „Hier wird natürlich die häßliche Rangunordnung, welche die Schwierigkeit des Verstehens mehr in Phrasen als in den höheren Geist verlegt, verachtet, nach welcher z. B. auf einem französischen Gymnasium Goethe von Terzianern, Schiller von Sekundanern, Haller von Primanern getrieben würde, ich von Niemand. Ich nenne einen leichten Klassiker den Virgil, einen schweren den Caesar, leicht Horazens Oden, schwer Horazens Satiren, Klopstock öfter leichter als Goethe, weil Sprachschwierigkeiten durch Fleiß und Lehren zu besiegen sind, aber Fassungsschwierigkeiten nur durch geistige Reife an den Jahren."

Aus demselben Grund habe das Französische dem Lateinischen voranzugehen. Von Uebersetzungen, den „verkehrten bleichen Nebenregenbogen der ursprünglichen Farbenpracht" hält J. P. wenig.

So ist es denn der moderne Geist, der sich in des Dichters durchaus origineller, geistvoller Behandlung dieses vielumstrittenen Themas kräftig

das sie dann die größte Mühe haben, bei der Nachkur wieder herauszutreiben. Die alten Werke seien zwar heilsam gegen die Unwissenheit, aber ein „mit unserer Constitution unverträgliches Glanzgift".

regt. Uebrigens ist J. P.'s Stellung gegen die Antike keineswegs mit der Opposition der heutigen Naturalisten zu confundieren. Naturlehre, Naturgeschichte sind bei J. P. an Bildungswert sehr tiefstehende Fächer, mit dem der Sprachen gar nicht zu vergleichen, und werden eben wegen ihrer Leichtigkeit (d. h. der Leichtigkeit, mit der J. P. sie behandelt) als „Vor-essen" der eigentlichen Geisteskost vorangeschickt. „Naturgeschichte sei für manche das Wunschhütlein, wenn sie wenig von dem haben, worauf das Hütlein zu setzen sei." In der Vorrede zur 2. Auflage der Levana (XIV) 1814, beglückwünscht er Niethammer, der damals seine Philippika*) gegen die Philanthropisten geschleudert hatte, daß er die formelle Bildung durch die Sprache als die Bildung des Ganzen mit Recht der materiellen durch Sachen als der teilweisen vorziehe und den innern Menschen mehr durch geistiges Arbeiten als durch geistiges Füttern stärken wolle. Er freut sich, seiner „schönen Feindschaft" gegen die jetzige Zeit der Naturgeschichten in seinen eigenen Schriften zugestimmt zu haben.

Es sei vielleicht ein kurzer geschichtlicher Rückblick gestattet, um das Auftreten J. P.'s in seiner historischen Bedeutung zu verstehen.

Die damalige Zeit bewegte wie die unsrige der heftige Streit zwischen Klassizismus und Realismus.

Der vornehmste Gegner des ersteren war Herder: „Wäre Deutschland", sagt er, „von der Hand der Zeit an dem Faden seiner eigenen Kultur fortgeleitet worden, unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Bild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen. In Luther erschien etwas davon, aber bald hat die römische Bildung des Humanismus wieder alles überschwemmt. Deutscher Geist und deutsche Sprache wurden durch lateinischen Geist und Sprache unterdrückt." (Auch Leibniz hatte schon beklagt, daß er ein Drittel seiner Lebenszeit auf Spracherlernung verwendet hatte und faßte daher den Plan einer Weltsprache.)

Von Herder wurde J. P. beeinflußt. Bundesgenossen waren hier die Philanthropisten, deren Lehrplan mit bewußter Tendenz gegen den bisher allein berechtigten Klassizismus gerichtet war.

*) „Streit des Philanthropinismus und Humanismus."

Diese Bestrebungen fanden aber gewaltige Gegner: Voß, Goethe, Schiller, die Humboldt, die Schlegel, Winkelmann, Hölderlin, Lessing; von den Philosophen Fichte, Schelling, Hegel (während Kant sich Herder näherte).

Fichte betont die Wichtigkeit der alten Sprachen für die Begriffsbildung, sie seien ein Bad intellektueller Wiedergeburt, wodurch die Fähigkeit zu denken erst eigentlich erlangt würde. Ebenso Hegel: „Die höhere Bildung und Veredlung geschieht durch das Studium der Griechen und Römer. Die Vollendung und Herrlichkeit ihrer Meisterwerke muß das geistige Bad, die profane Taufe werden, welche der Seele den unverlierbaren Ton, die Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gibt. Zu dieser Einweihung ist keine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben und ihre Luft, Vorstellungen, Sitten, selbst ihre Irrtümer, Vorurteile einsaugen und in dieser Welt heimisch werden, der schönsten, die es je gegeben. Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, hat gelebt, ohne die Schönheit zu kennen. Ich brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfache ihrer Schicksale, Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfang keiner Bildung soviel Vortreffliches, Bewunderungswürdiges, Originales, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt ist."

Niethammer weist auf die Thatsache hin, daß man fast immer, wo man nach dem Bildungsgang eines ausgezeichneten Mannes fragt, auf die alten Schulen trifft: „Was ist denn aus den Philanthropinen Treffliches hervorgegangen? Haben sie selbst nur einen Lehrling aufzuweisen, der uns im Feld des praktischen Wissens etwas Großes geleistet hätte?" Das könne nicht in Zufälligkeiten liegen. Denn sollte es ein eignes Unglück gewollt haben, daß sich unter sovielen Zöglingen nicht ein einziger vorzüglicher Kopf gefunden hätte? Sondern es liegt in der Lehrart, welche die Kräfte lähmt, für alle edle und wahre Humanität verblendet und unempfänglich macht." Die Philanthropen erheben das Irdische zur Macht, das Glück der Nation setzten sie in materielle Produktion, in erworbene mechanische Fertigkeiten, in die Aufklärung mit ihrer religiösen Flachheit und Leerheit. „In Allem etwas, im Ganzen nichts, ist ihr

Wahlspruch.“ „Nichts von einmal errungener Kultur soll verloren gehen! Dies haben auch die Griechen treu befolgt und sind dadurch groß geworden. Ihre Bildung weist auf die ältere ägyptische, orientalische zurück, die sie allerdings durchaus selbstständig verarbeiteten. Wenn man die Philologie spöttisch „Liebe zum Wort“ nenne, „was wolle jene Misologie mit ihrem Haß gegen das Wort? Ist denn nicht das Wort das unmittelbarste, freieste, bedeutungsvollste, wirksamste Werk des Geistes, in dem er sich darstellt? Ist die Rede nicht eine hohe Kunst, vereinigt sie im Sinn und Klang nicht Dichtung, Musik, Plastik, Malerei?“ Hiemit stimmt auch, was Herder über Basedows Theorie (24. Aug. 1776) an Hamann schreibt: „Mir kommt alles vor wie ein Treibhaus oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen, wie sie sonst nur in 50 oder 100 Jahren würden; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schieße alles über der Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arkanum des Basedow'schen Plans liegt, glaube ich, darin und Basedow, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“

Der Streit endigte mit dem vollständigen Sieg des Humanismus auf allen Gebieten. Die philanthropischen Lehranstalten gingen ein oder wurden den humanistischen angepaßt; die tonangebenden Geister in Philosophie und Kunst waren allmählich sämtlich auf Seite des Klassicismus.

Ob die überstarke Imprägnation des deutschen Geistes mit fremder Geistesart vom kulturhistorischen Standpunkt nicht ihr Bedenkliches gehabt hat? Gewiß ist reiche Fülle frischen Lebenssaftes durch die Antike uns zugeflossen. Wie befruchtend sie auf die Hoheit der Gesinnung und Harmonie der Darstellung gewirkt, dafür ist namentlich Goethe ein lebendiger Beweis. Allein gerade bei Goethe ist auch das allzumächtige Uebergewicht des fremden Elements oft schmerzlich zu empfinden. Es läßt sich nicht verkennen, daß dadurch dem Goethe'schen Genius ein fremdartiges Gepräge aufgedrückt wurde. Man vergleiche die älteren Dichtungen, die dem nationalen Empfinden näher stehen: den Götz, Hermann und Dorothea, Reinecke Fuchs, die Lyrik der ersten Periode mit der Iphigenie, dem Tasso, dem zweiten Teil des Faust! Gottschall sagt, Goethe verliere die

Sicherheit des Producierens, wo er sich mit dem nationalen Geist nicht eins fühle, hier gerate er in beständiges Experimentieren, ohne doch mit aller Anstrengung mehr zu erreichen als den Ruhm eines „Nachdichters." (Man denke an die „Achilleis", die Goethe, wie wir aus dem Briefwechsel mit Schiller wissen, soviel Mühe machte, weil sie immer noch nicht „homerisch" genug war). Selbst sprachlich war der Einfluß nicht immer von Vorteil. Olberich („Goethes Sprache und die Antike") sagt: „Goethe hat der Muttersprache selbst äußerlich manche Formen und Wendungen aufgezwungen, die sich mit ihrer innersten Natur nicht vertragen und deshalb von der späteren Zeit als fremd und gelehrt wieder fallen gelassen wurden."

Noch mehr scheint für Schiller das Anlehnen an die alten Muster von Unheil gewesen zu sein. Goethes Natur stand wenigstens dem antiken Empfinden noch näher als Schiller, der weit moderner angelegt war. Auch er wurde hauptsächlich durch Goethes Einfluß ins klassische Fahrwasser einbezogen, nicht ohne Zwang für seine dichterische Entwicklung. Schiller hatte sich in seinen Jugenddramen dem durch Lessing geschaffenen feineren bürgerlichen Sittenstück zugewandt und war nach „Kabale und Liebe" auf dem Weg, sich in diesem Gebiet den ersten Kranz zu erringen, als er durch fremden Einfluß in den hohen Kothurn des geschichtlichen Dramas eingezwängt wurde, in dem er sich doch nie recht heimisch fühlte.*)

Nur J. P. ging unbeirrt von jeder Zeitrichtung den eigenen Weg. Ihm fiel es nicht ein, seinen Genius in eine Richtung zu beugen, die ihm nicht angemessen war. J. P. war sich bewußt, daß ihm die Tugenden der Alten: Einfachheit, objektive Ruhe, harmonisches Ebenmaß abgingen; er wußte aber auch, daß die moderne Kultur um 2000 Jahre inhaltreicher und tiefer geworden war und eine Fülle geistiger Beziehungen in sich barg, von denen die Alten keine Ahnung hatten. J. P. ist ein durch und durch moderner Charakter. Im Dresdener Antikensaal fühlte er sich trotz aller Bewunderung doch erdrückt von den „affektlosen schönen Formen". Einen ähnlichen Eindruck empfing er von den kalten Marmor-

*) „Es kann ernstlich die Frage bestehen", sagt Hettner (Gesch. d. deutsch. Literatur des 18. Jahrh. III, 1), „ob Schiller später je den echten dramatischen Wurf seiner drei Jugenddramen wieder erreicht hat. Das Streben nach stilvoller Idealität machte sich nunmehr auf Kosten packender Lebensfülle geltend, die Charaktere werden zu schattenhaften Begriffsallgemeinheiten, schönredenden Masken verflüchtigt (cf. dagegen die kernige Individualität eines Musikers Miller!); die Anlage zur Komik ging fast ganz verloren."

figuren in Goethes Vorzimmer. Er lehnte es daher ab, zu erzwingen, was die Natur nicht gegeben und war der Ansicht seines Freundes Hamann, daß „an fremden Sonnen der originale Geist nicht reife“ und daß „wir den Griechen und Römern um so ähnlicher werden, je weniger wir sie nachahmen“. (Ebenso Jacobi: „In die alten Formen können wir nicht zurück und dürfen wir auch nicht streben, zurückzukommen, aber auf die Empfindungen, die an diesen Formen hingen, können wir zurück, und ste liegen uns sehr nahe“.) Obwohl daher auf den Schultern der Alten stehend, ist J. P. doch durchaus moderner Dichter und schämt sich nicht es einzugestehen. Er ist Herold der Neueren geworden und bezeichnet einen kulturhistorischen Wendepunkt. Schon die Tiefe und Eigenart seines Humors ist durch und durch modern empfunden und etwas, was die Alten nicht kannten. „Die Klassizität der Form mußte erst durchbrochen werden, damit Raum geschafft wurde für neue Ideengänge“, sagt Vischer. Dies vollbrachte J. P., der Bahnbrecher des modernen Ideals.

So ist er gleich weit entfernt von der kläglichen Demut und Nachbeterei der Humanisten, die in den Griechen das Ideal der Menschheit erblickten*), wie von dem banausischen Naturalismus, der wie Campe die Erfindung der Spinnmaschine für wertvoller hält als die Erfindung der Ilias, und hat nichts gemein mit den „Vielwissern, die alles gelesen haben, nur die Alten nicht“, und welche die alten Sprachen abschaffen wollen, „damit in der allgemeinen Unwissenheit die ihrige nicht mehr auffalle“, wie schon Gregor von Nyssa sagte. Die Alten nicht kennen, heiße eine „Ephemere“ sein. Aber wenn auch der Zusammenhang und Anschluß an die historisch überkommene Kultur keineswegs preisgegeben werden dürfe, so müsse der Geist doch vorwärts blicken in die Zukunft, statt träumerisch zurück in eine längst entschwundene Welt, und hätte sie auch, mit Goethe zu reden, „den Traum des Lebens am schönsten geträumt“.

Mädchenbildung.

Die Mädchenerziehung hat J. P. mit besonderer Liebe behandelt. Ein ganzer Band der Levana und zwar noch vor der Knabenerziehung ist ihr gewidmet.

*) Ging doch Rousseau soweit, die kunstvolle Harmonisierung der modernen Musik deshalb zu verwerfen, weil die Alten sie auch nicht gekannt hätten!

Die eigentliche Erzieherin der Töchter ist die Mutter. An einem Knaben vermöge die elterliche Erziehung wenig (das Universum und die Vergangenheit sind seine Lehrmeister), an einem Mädchen aber alles. Die Tochter ist Spiegel und zwar der schönste Spiegel der Mutter, daher aus einer reinen, festen, heiligen Mutter nichts werden könne, als der zweite Diamant J. P. ist gegen Mädchenpensionate wie gegen Pensionate überhaupt.

Nach einer Darlegung der gewöhnlichen weiblichen Erziehungsfehler in Form einer Beichte, welche Mde. Jacqueline (nach J. J. Rousseau) dem Autor ablegt, und einer schwungvollen Ermahnung der Mütter an ihre Erziehungspflichten folgt eine Skizze über die Natur der Mädchen.

Weiber sind zeitlebens Kinder; in beiden ist dieselbe unzersplitterte Einheit des natürlichen Empfindens, dasselbe volle Anschauen und Erfassen der Gegenwart, derselbe körnige Witz*) und scharfe Beobachtungsgeist (gegen andere, nicht gegen sich), der Gegensatz der Heftigkeit und Ruhe, Reizbarkeit und Beweglichkeit, der schnelle Uebergang vom Innern zum Aeußern, von Göttern zu Bändern, dieselbe Vorliebe für Gestalt und Farbe. Daher werden gleichsam zum Gleichnis alle Kinder anfangs weiblich gekleidet.**)

Liebe ist der Lebensgeist ihres Geistes, die Sprungfeder ihrer Nerven. Der Mann liebt den Begriff, das Weib die Erscheinung, die Männer mehr Sachen, die Weiber mehr Personen. Schon als Kind spielt das Weib mit einem Vexirmenschen, der Puppe. Die Mädchen sehen mehr dem Menschen nach, die Knaben etwa dem Gaul, jene fragen nach Erscheinungen, diese nach Gründen, jene nach Kindern, diese nach Tieren.

Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, nur mittelbar zur Gattin, den Mann umgekehrt mehr zum Gatten als zum Vater. Daher gehört auch die Erfahrungsthatsache aus dem Tierreich,

---

*) „Witz ist der weibliche Syllogismus." (Aesthetik.)

**) „Wo sind auf einmal
1. die schönsten Rosen ohne Dornen,
2. die Perlen vom reinsten Wasser
3. der Juwel vom schönsten Feuer zu finden?

Antwort:
1. auf den schamhaften Wangen,
2. in den gerührten Augen,
3. im warmen Herzen einer guten Jungfrau." (Aus den Stammbuchblättern des „Papierdrachen".)

daß die Männchen den höchsten Mut und Kraftdrang in der Paarungszeit, die Weibchen nach der Geburt beweisen.

Daher sind Weiber geborne Erzieher; selbst das weibliche Genie gibt mehr den Beruf dazu als den Freibrief davon. Die Frau ist zur Vesta oder Vestalin des Hauses, nicht zur Ozeanide des Weltmeeres bestimmt.

Während nun die Natur das Weib mit Achtung für den Mann begabt hat und aus dieser Achtung die Liebe für ihn entspringt, gefällt sich der Mann, undankbar gegen Wesen, denen er den ersten Dank des Lebens schuldig ist, und das von der Natur selbst geopfert wird, damit Leben erscheine, oft in Geringschätzung des Weibes. Je verdorbener die Zeit, desto mehr Verachtung des Weibes.*) Im alten freien Deutschland galten Weiber für heilig und gaben Orakel, in Sparta, England und in der schönen Ritterzeit trugen die Weiber den Ordensstern der männlichen Hochachtung.

Selbst wenn die Verachtung begründet wäre, so wäre sie doch nur die Folge der Depravation des männlichen Geschlechts. Die Weiber bilden sich den Männern nach, erst Verführer schaffen die Verführerinnen und jede weibliche Verschlimmerung ist nur der Nachwinter der männlichen.

Stellt sittliche Helden ins Feld, so ziehen Heldinnen als Bräute nach, nur umgekehrt gilts nicht, eine Heldin kann durch Liebe keinen Helden bilden, obwohl gebären. Verächtlich sei der ekle Pariser, der gegen Pariserinnen**) und folglich gegen alle Weiber Klagen führen will, indeß er ihnen selber nur seine eigenen älteren Sünden einimpft und mit seinem

*) Wie wahr ist dieses Wort! Wir Modernen haben die Belege vor Augen. Es ist auffallend, wie alle faulen Elemente der Zeit sich in der Beschimpfung des Weibes zusammenfinden. „Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch' Sinngedicht — man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht!" Das Schönste an diesen Misogynen ist noch, daß sie erklärte Wüstlinge sind. Ein Weiberhasser sollte doch die Weiber meiden. Aber so sind diese Kerle! Sie vergiften und verderben das Weib, und wenn es ihnen ähnlich geworden, verhöhnen und mißhandeln sie es. Wie erbärmlich!

**) Titan 600 sagt J. P., daß in Frankreich „unter den Weibern von gewissen höherem Ton, zu denen kein Crébillon je hinaufgekommen, eine in Deutschland ungewöhnliche Ausbildung der zartesten Sittlichkeit, ja Heiligkeit gegolten". Auch hier zeigt sich J. P. erhaben über die wohlberechnete Verläumdungssucht unserer chauvinistischen Hetzpresse.

Weibischen die Weiblichkeit vergiftet. Das weibliche Geschlecht ist das keuschere; aber diese guten Wesen verteidigen sich selber nicht außer durch Anwälte; ja bei ihrer Glaubensfertigkeit kann ihnen das mißtrauende Geschwätz zuletzt die Zuversicht auf ihr Inneres entwenden.

Erziehung der Mädchen.

Obwohl der Beruf des Weibes die Häuslichkeit ist, so kann doch die mütterliche oder eheliche Bestimmung nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel nicht der Zweck bleiben. Wie über dem Künstler und Helden, so steht über der Mutter der Mensch. Wie der Künstler mit dem Kunstwerk doch noch etwas Höheres bildet: den Schöpfer desselben, sich, so bildet die Mutter mit dem Kind zugleich ihr heiligeres Ich.

Versündigt euch nicht an den Töchtern, die ihr ihnen das, was Wert an sich hat: Kunst, Wissenschaft oder gar das Heilige des Herzens, auch nur von Weitem als Männerköder, als Jagdzug zum guten Fang geist- und gottlästernd zeigt und anempfehlt! Anstatt den Himmel zum Henkel der Erde zu machen, sollte man höchstens diese zur Vermittlung von jenem steigern.

Die Sittlichkeit der Mädchen ist Sitte, nicht Grundsatz, bei ihnen mehr als bei den Knaben ist Erziehung = Gewöhnung.

Vor allem ist Rührseligkeit zu meiden, überhaupt Steigerung der Fantasie. Selbstachtung ist Kernpunkt der weiblichen Sittlichkeit. „Nähren Sie weniger das weiche und warme Herz als das stolze in Ihrer guten Charlotte“, schreibt J. P. an Jos. von Sydow. Zeigt ihr statt fremder Sünden bloß den eigenen Wert und erwärmt und befruchtet alles Reine und Himmlische in der jungfräulichen Natur zur paradiesischen Blüte; dann ist es geschirmt genug. Ihr vergiftet sie aber früher als der Feind selbst, wenn ihr die Unbefangenheit durch hell gemalte Warnungen und Bilder der Feinde verscheucht und die Unschuld hinter kokette Sicherungsregeln verschanzt. (Museum 48.) Früher wußte das Weib kein Wort von weiblicher Würde, weiblichem Stolz, hatte aber beides. So gehört sichs. Jetzt gebrauchen sie häufiger den Ausdruck — brauchen ihn auch häufiger. (Förster 4.) Daher keine Störung der kindlichen Naivität, keine Weckung der Fantasie! Auch die künstlerische Erziehung ist wohl zu überwachen! Wie die Mädchen das singen, was sie nie sagen würden, so lassen sich solche durch Bilder und Allegorien all die Geständnisse ihres Innern

aus sich winden, die man ihnen mit eigentlichen Worten nie abköchte (Loge 226).

Jean Paul verwirft sogar die weiblichen Handarbeiten wegen des prickelnden Reizes auf die feineren Nerven und der Gelegenheit zum freien Phantasiespiel, das die geistlose Beschäftigung gibt.

Bewahrung der Herzensreinheit ist beim Weib das A und O der Erziehung, es ist leichter alles zu wägen und zu ersetzen, als Kinderunschuld. Nichts gleicht dem holden Blick, der hell und aufmerksam, aber nicht forschend, kindlich teilnehmend uns aus Mädchenaugen entgegenleuchtet. (Titan 176.)

Für die intellektuelle Erziehung empfiehlt J. P. Kräuterlehre, Sternkunde (nicht die eigentliche mathematische, sondern die „Lichtenbergische" und religiöse), sogar Mathematik, nicht aber Philosophie, lebendige Geschichte, Reisebeschreibungen, Musik und eine fremde Sprache zur wissenschaftlichen Beleuchtung der eigenen, am besten die französische; endlich ein Oktavbändchen fremder Wörtererklärungen zum Verstehen der Lektüre.

Bildet eure Töchter verständig, nicht blos liebend! Nicht die liebevollste Gattin, sondern die klügste macht eine gute Ehe. (Bei Förster.) Dem Hauswesen wird sie dadurch keineswegs entfremdet. Je voller des Ideals sie ist, desto mehr wird sie streben, in die Prosa des häuslichen Lebens Geist zu bringen: Kann ein Dichter ebenso in der Enge der niederländischen Schule als im Horizont der italienischen sein Ideal aussprechen, warum sie nicht ihres in Küche, Keller und Kinderstube?

Fürstenerziehung.

Analog Wielands „goldenem Spiegel" hat J. P. auch einen Traktat über Fürstenerziehung angefügt.

Nur Fürsten und Weiber werden für einen bestimmten Beruf erzogen. Das hat das Gute, daß das Ziel, das hier besonders wichtig ist, gleich von Anfang an fest ins Auge gefaßt werden kann.

J. P. beklagt, daß der Nimbus des „Gottgesalbten" täglich mehr verschwinde — ein Irrtum, der edler und wirkender war, als der der Staatsomnipotenz, der die Fürsten für Gesandte des eigensinnigen Erpressens, d. h. des Teufels, ausgibt.

Der künftige Fürst muß sich ganz besonders an Plutarchs großer Geschichte begeistern, er bete aus Antonins Betrachtungen alle Tage und lerne sich als Landesvater fühlen. Nicht besondere Auszeichnung in der

Wissenschaft ist für ihn nötig; doch muß er Rechtsgelehrsamkeit, Staatswirtschaft und Kriegskunst so gut verstehen, als ein Minister. Noch nötiger ist ihm der psychologische Scharfblick, um die rechte Person an rechten Platz zu stellen und Charakterstärke; statt der Tapferkeit im Felde, übe er Selbstbeherrschung und den Mut zu Hause. Das Ideal der Kunst: Größe in Ruhe darzustellen ist das Ideal des Herrschers.

Fürstenwahrhaftigkeit gegen In- und Ausland ist nicht nur die höchste Politik, sondern auch die schwerste. („Wenn alle Treue auf Erden verloren ginge, müßte man sie im Mund der Könige finden." Johann von Frankreich.)

Besondere Diplomatik habe der Fürst bei öffentlichen Enunziationen und plötzlichen Impromptus 2c. zu beobachten. Fürstenworte seien Flugsamen von Handlungen. Dagegen werde häufig gefehlt. Auf dem Thron wolle man alles, sogar die Zeit um eine Stunde früher haben, daher Gedanken oft lange vor dem Nachdenken. (Auch Goethe mahnt die Fürsten zur Vorsicht und Mäßigung in öffentlichen Aktionen: „Was von Seite der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus. Die Macht soll handeln, nicht reden.")

Eine Lieblingsidee J. P.'s war, die Entwicklung eines edlen Fürstenkindes zu schildern. Sie bildet den Mittelpunkt des Titan. Aber da sich der Dichter nicht in den Ideenkreis eines im Bewußtsein seiner fürstlichen Geburt aufwachsenden Prinzen versetzen konnte, so läßt er Albano erst am Schluß seine fürstliche Abkunft erfahren. Gewissermaßen das Gegenstück ist der Markgraf im Kometen, der sich als Fürstensohn träumt und doch nur eigentlich ein Narr ist.

Jean Paul als Kunstphilosoph.

Tieck meinte, Jean Pauls „Vorschule zur Aesthetik“ *) (richtiger Poetik) sei nur eine „Anleitung J. P.'sche Werke zu schreiben“ und so gewissermaßen eine „heimliche Vertheidigungsschrift“ seiner Werke. J. P. hat dem gleich in der Vorrede widersprochen: „Schneidet denn ein Professor der Moral eine Sittenlehre etwa nach seinen Sünden zu? Und kann er denn nicht Gesetze zugleich anerkennen und übertreten, folglich aus Schwäche, nicht aus Unwissenheit?“ J. P. besitzt Unbefangenheit und Selbstverleugnung genug, um hier wie in der Levana weder seine Fehler zu verschweigen, noch gegen fremde, eigentümliche Kunstrichtungen ungerecht zu werden. In seinen Urteilen herrscht durchgehends feines Gefühl und wohlthuende Milde. Er habe, sagt er, nach dem Ideal gerungen, das Bayle für die geschichtliche Darstellung aufstellt: »d'être désagréable à toutes les sectes«.

Der Aesthetiker soll nach Jean Paul „Dichter und Philosoph“**) zugleich sein, denn alles Schöne werde nur wieder durch etwas Schönes sowohl bezeichnet als erweckt. Dies führt auf die schwierige Frage des Verhältnisses philosophischer Spekulation zum dichterischen Schaffen. Sicher ist, daß zum tieferen Eindringen in die Seele, in den Kern eines fremden Kunstwerkes ein verwandter, congenialer Geist gehört, wie auch, daß die Darstellung einer Kunstlehre ein Kunstwerk sein soll, zumal wenn sie (nach Jean Paul) die hohe Bedeutung haben soll, „wieder Leben zu wecken“, ein Gesetzbuch für den schöpferischen Geist zu werden. Aber J. P. ist doch nach zwei Richtungen zu weit gegangen. Die Feinfühligkeit, die Anempfindungsgabe, die der ästhetische Schriftsteller seinem Gegenstand entgegenbringen muß, ist doch noch weit entfernt von eigener dichterischer Produktion. Wenn J. P. im 5. Kap. der Misericordias-Vorlesung für Stilistiker (S. 373) sagt: „Alle echte, positive Kritik ist doch nur eine neue Dichtkunst, wovon ein Kunstwerk

*) Unangenehm ist die große Verschiedenheit der ersten und der späteren Auflagen, keineswegs immer zu Gunsten der letzten.

**) dann wären gerade die beiden größten Aesthetiker: Aristoteles und Kant keine Kunstschriftsteller.

der Gegenstand ist", so sind damit die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst bedenklich verwischt.*)

Aber weit entfernt nötig zu sein ist die Auffassung einer Kunstlehre als Kunstwerk dem Zweck sogar schädlich. Die Jean Paul'schen theoretischen Schriften sind hiefür der beste Beleg. Das Interesse schwankt bei der Lektüre beständig zwischen der Form und dem Inhalt, der witzigen Darstellung und dem Lehrgehalt. Der Prunk und die reichgeschnitzte Form des Gefäßes lassen uns oft vergessen, daß wir eigentlich des Trankes wegen uns hieher begeben haben. Freilich hat dieser didaktische Mangel auch wieder den Vortheil, daß Abhandlungen, wie z. B. die über die Doppelwörter, uns noch eine genußreiche Lektüre sind, wenn uns der Inhalt völlig gleichgültig geworden. J. P. meint zu seiner Rechtfertigung: „Das verwandte Leben spiegle sich in Bildern besser ab als in toten Begriffen"; aber ein Bilderkabinet ist noch keine Kunstschule und Auditorien müssen einfach und nüchtern ausstaffiert sein.

(Auch in Schillers wissenschaftlichen Schriften zeigt sich trotz aller Fülle geistvoller Betrachtungen doch der störende Einfluß dichterischer Tendenz; die Klarheit und Konzentration der Begriffsbestimmungen leidet nicht selten unter dem Vordringen rhetorischer Deklamation und oft beruht die Ausführung nicht auf einer sorgfältigen Disposition. „Ihm fehlt es an systematischer Methode und bei aller Vortrefflichkeit in einzelnen Punkten ist die Art, wie Schiller die Grundfragen der Aesthetik zu lösen sucht, eine unbefriedigende." (Hempel.) Die systematischen Studien waren seiner dichterischen Produktion sicher eher nachteilig als förderlich. Goethe hatte in richtigem Instinkt Abneigung gegen das Philosophieren. „Die Philosophie zerstört bei mir die Poesie und das deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt, in dem ich mich nie rein spekulativ verhalte, sondern gleich zu jedem Satz eine Anschauung suchen muß." Die beiden Thätigkeiten sind sich eben entgegengesetzt. Wissenschaftliches Denken ist Abstrahieren und Abstrahieren ist der Tod der Kunst, die nur beim Konkretisieren, Verkörpern, gedeiht.

---

*) In entgegengesetzter Richtung steht Goethe, der als durchaus synthetischer Charakter alle Kunstphilosophen haßte:

> „Was wir Dichter ins Enge bringen,
> Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
> Das Wahre klären sie in den Dingen
> Bis niemand mehr an sie glaubt."

Der heutige Naturalismus freilich predigt die Verwischung der Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst; so Zola: si nous mettons la forme, le style à part, le romancier expérimentateur n'est plus qu'un savant spécial qui emploie l'outil des autres savants: l'observation et l'analyse. Notre domaine est le même que celui du physiologiste, si ce n'est qu'il est plus vaste«. (Le roman expérimental. p. 48.) Zola macht den Dichter zum Protokollisten des Seelenlebens; zum prosaischen Zergliederer möglichst alltäglicher und banaler Stimmungen. Wer wird das Kunst nennen?*)

Definition der Poesie.

Das Wesen der Poesie ist nach Aristoteles (und Jean Paul) schöne Nachahmung der Natur, beruht also auf einem dualistischen Gegensatz, gegenüber dem idealistischen Nihilismus und dem Naturalismus. Falsch ist 1. der idealistische Monismus. „Wenn einer Zeit Gott untergeht, da tritt bald darauf auch die Welt in das Dunkel; der Verächter des Alls achtet nichts weiter als sich, und fürchtet sich in der Nacht vor nichts weiter als seinen Geschöpfen. Spricht man denn nicht jetzt von der Natur, als wäre diese Schöpfung eines Schöpfers kaum zum Bildnagel, zum Rahmen von der schmalen gemalten eines Geschöpfs tauglich, als wäre sie nicht das „Gedicht der Gedichte" und Gott wiederholt?" Man sieht, die Fichte'sche Philosophie schlägt ihre Wellen selbst in die Kunst bis zur Verneinung des Wesenskerns derselben.

Ebenso falsch ist die Kunst definiert als gemeiner Nachdruck der Wirklichkeit; dann wäre ja die Geschichte künstlerischer als ein Gedicht und kein Unterschied zwischen den Landschaftsgemälden des Dichters und den Höhenvermessungen eines Reisebeschreibers. Wir führen Alle bei Gelegenheit leicht unser ordentliches Gespräch mit Nebenmenschen; gleichwohl ist nichts seltener als ein Schriftsteller, der einen guten Dialog

*) Zola und die Modernen repräsentieren das gegenteilige Extrem J. P.'s Dieser will die Wissenschaft zur Kunst erheben, jene die Kunst zur Prosa erniedrigen. Gleichwohl und trotz der himmelweit verschiedenen Tendenz ist doch das Resultat ein ähnliches: Poesie und Prosa kommen in ihrer Eigentümlichkeit nicht zu ihrem Recht und verschmelzen zu einem Zwitterding: den modernen Roman, der nachgerade alle Wissensgebiete in sich aufgenommen hat. Hier war J. P. bahnbrechend. Seine Romane sind doktrinär, Sammelpunkte aller möglichen Wissensgegenstände in bunter Mischung. Es lag tief in der Eigenart des Dichters begründet, daß er keine eigentlichen poetischen Werke schreiben konnte.

schreiben kann. Keinen wirklichen Charakter kann der Dichter aus der Natur nehmen, ohne ihn zu verwandeln. Das Versmaß, die pathetische Sprache, die Verkürzung der Zeit, das Singen in der Oper, der Gebrauch des Wunderbaren in der jetzigen Götterdämmerung wären vom Standpunkt des Naturalismus grobe Kunstfehler.

Wenn die Nihilisten das Besondere in das Allgemeine durchsichtig zerlassen und die Materialisten das Allgemeine in das Besondere versteinern und verknöchern, so muß die lebendige Poesie eine solche Vereinigung beider verstehen und erreichen, daß jedes Individuum sich in ihr wieder findet und folglich, da die Individuen sich einander ausschließen, jedes nur sein Besonderes in einem Allgemeinen."

Stufenfolge poetischer Kräfte.

Die poetische Hauptkraft ist die Bildungskraft oder Fantasie. Sie ist als schöpferisch gestaltende Kraft verschieden von der Einbildungskraft, welche nur potenzierte, hellfarbigere Erinnerung ist, und welche auch die Tiere haben, da sie träumen und sich fürchten. Schon im gewöhnlichen Leben übt die Fantasie ihre kosmetische Kraft in dem Zauber, den sie um die Vergangenheit und die Vorahnungen gießt, sie ist die Göttin der Liebe, die Göttin der Jugend.

Ihren Höhepunkt erreicht die schaffende Fantasie im Genius. Das Talent hat nichts Vortreffliches als was nachahmlich ist. Das geniale Kunstwerk ist einzigartig, nicht in den einzelnen Teilen, denn es gibt keine Wendung, kein Bild, keinen einzelnen Gedanken des Genies, worauf das Talent im höchsten Feuer nicht auch käme — nur auf das Ganze nicht — es fehlt überall etwas wie der Lichtpunkt im Auge. Was das Talent vom Genie scheidet, ist der Mangel jener Besonnenheit, jener Konzentration der gesamten geistigen Kräfte, jener Originalität in der Auffassung, die es macht, daß ein geniales Werk nie veraltet und nie nachgeahmt werden kann. Das Genie hat auch seinen eigenen Stil. Es ist der Wecker der schlafenden Jahrhunderte, mehr die Wurzel als Blüte der Zeit. (Nachschule 159.) cf. Geibels Distichon:

„Was die Epoche besitzt, das künden hundert Talente,
Aber der Genius bringt schaffend hervor, was ihr fehlt."

Zwischen beiden steht das passive Genie („fragmentarisches Genie" nennt es Vischer) mit mehr empfangender als schaffender Fantasie. Ihm geht jene geniale Besonnenheit ab, die allein vom Zusammenklang aller

Kräfte erwacht. Durch die Fülle und Kraft der Fantasie steht es über dem Talent, aber die gestaltende Kraft bleibt sich nicht in der Ausführung treu, manchmal brechen wahre Schönheiten hervor, manchmal erhebt sich der Geist bis nah an die Grenze des echten Genies, aber bald erlahmen die Schwingen.

Die passiven Genies geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen; ihre Besonnenheit ist nicht die geniale, deren Licht erzeugt, sondern ein Mond davon, der erkältet. Ihre Weltanschauung (wenn es Philosophen sind) ist keine ursprüngliche, sondern nur Fortsetzung und Fortbildung einer fremden genialen.

Hieher gehört Diderot in der Philosophie, Rousseau in der Poesie, Bayle und Lessing in der Philosophie aus Mangel an Tiefsinn und Schiller (!) als „potenzierter verklärter Young mit philosophischem und dramatischem Uebergewicht".

(Besser vielleicht als die Letzteren könnte man Heine, Lenz, Hölderlein, Günther, Bürger hieher rechnen.)

Vom göttlichen Instinkt geleitet erzeugt das Genie die verschiedenen Schönheitsideale.

Die griechische oder plastische Poesie.

Dieses Kapitel hat Jean Paul so treffend und formvollendet entwickelt, daß Vischer in seiner Aesthetik sich die J. P.'sche Darstellung nahezu völlig angeeignet hat.

Die Griechen waren ewige Jünglinge, ja Kinder, wie sie jener ägyptische Priester schalt. Ihre Zeit war die Morgenröte der Menschheit, die bis auf unsere Zeit ihr verklärendes Licht wirft.

Die klimatische Mitte zwischen Norden und Tropenland, die Freiheit der künstlerischen Beschäftigung, die nie zum Brotstudium herabsank, die Heiterkeit der Religion und Lebensanschauung begünstigte in unvergleichlicher Weise die Entwicklung des Schönheitssinns.

Charakteristika der griechischen Schönheit sind:

1. Plastik oder Objektivität. Die Wurzeln dieser Eigenart liegen

a) in der sinnlichen Empfänglichkeit des Naturmenschen. Der Grieche sah und erlebte das Leben, die Neueren dagegen bekommen aus dem Buchladen die Dichtkunst samt den wenigen darin enthaltenen Objekten; daher die Richtung der Alten auf die körperliche Welt, wo die Umrisse schärfer sind als in der geistigen. (Die prägnanten homerischen Epitheta und Gleichnisse.)

b) In dem Glauben an Götter und Heroen. Denn zur Objektivität gehören Objekte und zur dichterischen ideale, aber existierende Objekte. Die Griechen hatten eine vergötterte Natur, eine poetische Gottesstadt, die sie nur zu beschreiben, nicht zu erbauen brauchten.

Die neuere poetische Zeit, welche den Glauben aller Völker, Götter und Heiligen aufhäuft aus Mangel an einem einzigen Gott, ist dem breiten Saturn ähnlich, der mit sieben Trabanten und zwei Ringen doch nur ein mattes, kaltes Bleilicht wirft, blos weil der Planet von der warmen Sonne zu weit absteht; ich möchte lieber der kleine, heiße, helle Merkur sein, der keine Monde, aber auch keine Flecken hat und sich immer in die nahe Sonne verliert.

Die 2. Eigenheit des griechischen Schönheitsideals ist die Darstellung des rein Menschlichen, Typischen, welches die Zufälligkeiten des Individuums ausschließt. Hier irrt jedoch Jean Paul, wenn er sagt, die Poesie wolle überhaupt („ausgenommen die komische") das Allgemeinste der Menschheit, so sei „das Ackergeräte edler als das Backgeräte, Tigerflecke edler als Fettflecke" (der Grund ist ein ganz anderer) . . . „so daß das Allgemeinste zugleich unvermutet das Höchste" werde, „nämlich Gott". Dieses Prinzip würde eine abstrakte, etikettenartige Kunst geben, die gerade die Plastik vernichten würde. Die Schönheit verlangt Auslese der Individualität, aber nicht Vernichtung derselben. Gott ist keineswegs ein allgemeiner Begriff; dann wäre er das ärmste Sein statt das reichste.

3. Heiterkeit und Ruhe, die „Reliquien des verlorenen göttlichen Ebenbildes", daher harmonisches Ebenmaß.

4. Sittliche Grazie. Das Unsittliche ist nie an sich poetisch, sondern wirds erst durch Beimischung von Kraft und Verstand. Wir verlegen die sinnliche Seligkeit auf die Erde und das sittliche Ideal in die Gottheit; die Griechen gaben den Göttern das Glück und den Menschen die Tugend. Den sittlichen Gehalt der griechischen Literatur schlägt J. P. sehr hoch an.

Die romantische oder musikalische Poesie.

Jean Paul wendet sich gegen die Klassifikation Schillers: naive und sentimentale Poesie. Die naive soll nach Schiller die möglichst vollständige Nachahmung des wirklichen Seins, die sentimentale die Darstellung des Ideals in der Wirklichkeit sein. Jede Poesie müsse nach Schiller eine Unendlichkeit haben, die naive habe sie der Form nach,

indem sie ihren Gegenstand nach seiner unerschöpflichen Daseinsfülle zeichne, die sentimentale der Materie nach, indem sie ein Unendliches darstelle; jene sei absolute Darstellung, diese Darstellung eines Absoluten. J. P. weist zunächst den Widerspruch nach, der darin liegt, daß Schiller von „möglichst vollständiger Nachahmung eines Wirklichen" redet („mit all seinen Grenzen", obwohl er oben von „unerschöpflicher Fülle" spricht) und weiter unten die Darstellung nicht der wirklichen, sondern der wahren Natur das Subjekt*) der naiven Dichtung, welches selten existiere, sein läßt. Damit sei der Unterschied wieder aufgehoben. Denn die „wahre" Natur werde nur durch die Idee und das Ideal von der wirklichen getrennt gesetzt. Der Stoff könne überhaupt nicht den Unterschied bestimmen, da jede Natur erst durch den Dichter dichterisch werde. Andererseits habe Schiller am Anfang gesagt: „Naiv muß jedes wahre Genie sein oder es ist keines, seine Naivität allein macht es zum Genie", wodurch auch der andere Begriff als verfehlt zur Einteilung nachgewiesen sei. Sentimentalität sei nur ein Verhältnis moderner Subjektivität, wodurch die so verschiedene Romantik eines Shakespeare, Ariost, Cervantes ebensowenig bezeichnet werde, als durch „naiv" die verschiedene Objektivität eines Homer, Sophokles &c.

Jean Paul setzt das Wesen der Romantik in die Unendlichkeit der Innenwelt, wie sie namentlich das Christentum mit ihrem vollen Reichtum gegenüber der sinnlichen entdeckt hatte. Statt der griechischen Freude herrscht unendliche Sehnsucht, schwärmerisch beschauliche Liebe, daher der reiche Gebrauch des Wunderbaren, der transcendente Zug, der dem musikalischen Empfinden so nahe steht.

Das Lächerliche (Komische).

„Das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen gehen, ausgenommen unwillkürlich." Zu diesen falschen Definitionen rechnet J. P. auch die neueste Kant'sche, es entstehe von einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in ein Nichts, sei also eine Illustration zu dem parturiunt montes &c. Denn 1. nicht jedes Nichts erzeuge Lachen, nicht das unmoralische, nicht das vernünftige oder unsinnliche, nicht das pathetische des Schmerzes, des Genusses; 2. lache man oft, wenn die Erwartung des Nichts sich in ein Etwas auflöse; 3. werde jede

*) Im alten vorkantischen Sinn statt Objekt.

Erwartung in ganzen humoristischen Stimmungen und Darstellungen sogleich auf der Schwelle zurückgelassen. Die Definition passe nur aufs Epigramm und eine gewisse Art des Witzes, die Großes mit Kleinem paare.

Jean Paul entwickelt zuerst den Gegensatz des Lächerlichen, das Erhabene. Das Erhabene ist das angewandte Unendliche, angewandt 1. auf das Auge (mathematisches oder optisches Erhabenes), 2. aufs Ohr (dynamisches oder akustisches Erhabenes), 3. auf den Geist (das sittliche oder handelnde Erhabene).

Gegen Kant und Schiller bemerkt J. P., daß das Erhabene keineswegs immer in einem den Sinnen und der Phantasie Unerfaßbaren liegen müsse, das Erhabene könne gerade durch einen sinnlich betrachtet unbedeutenden Gegenstand hervorgerufen werden z. B. durch das Erscheinen der Gottheit in leisem Wehen (nach vorangegangenem Donner und Sturmwind), durch das Zucken der Augenbrauen Jupiters, das den Olymp erschüttert. (Den Hauptfehler Kants vergißt J. P. anzuführen: Kant setzt das Wesen des Erhabenen idealistisch in den Triumph der sittlichen Vernunft über die äußere Natur sowohl wie über die Einbildungskraft, die derselben nachzustreben trachtet statt umgekehrt in das Gefühl der Verdemütigung durch eine objektive, überwältigende Größe.)

Dem unendlich Großen, das die Bewunderung erweckt, muß ein ebenso Kleines entgegenstehen, das die entgegengesetzte Empfindung erregt und dies ist das Lächerliche.

Im moralischen Reich aber gibt es nichts Kleines, nur Achtung oder Verachtung, Liebe oder Haß. Zur Verachtung ist das Lächerliche zu unwichtig und zum Haß zu gut. Es bleibt also für dasselbe nur das Reich des Verstandes übrig. Das Lächerliche ist das sinnlich angeschaute Unverständige.

Zu dem Lächerlichen gehört 1. ein realer Kontrast; z. B. Sancho Pansa schwebt eine ganze Nacht an einem Ast in der Luft, weil er einen seichten Graben für einen tiefen Abgrund hält. Diese Handlung ist von seinem Standpunkt aus recht verständig, er wäre geradezu toll, wenn er die Zerschmetterung wagte; sie wird erst lächerlich, wenn wir in die Situation unsere Einsicht als Maßstab hineinbringen und so den objektiven Kontrast zum 2. subjektiven machen.

Die Komik wählt zu ihren Gegenständen schuldlose Thorheiten und erweckt harmlose Heiterkeit; die Satire ist ernst und verhöhnt das Un-

moralische. Dazwischen liegt die Persiflage des Welttons. Je unpoetischer eine Zeit oder Nation ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satire an. Die alten Eselsfeste in den Kirchen und die Osterscherze der naiven Mittelzeit würden sich jetzt zu lauter Satiren ausspinnen. Mit Recht erwähnt J. P., daß die Narren- und Eselsfeste, Spaßpredigten ꝛc. gerade in die andächtigste Zeit fielen, sowie daß der geistliche Stand die größten Komiker hatte (Rabelais, Swift, Sterne, Abraham a santa Clara), weil das Ehrwürdige noch seinen weitesten Abstand von diesen Travestien behauptete und sie ertrug. Der Scherz fehle uns bloß aus Mangel an — Ernst und positiver Achtung des Heiligen und Ehrwürdigen. Daher sucht man hinter Allem eine Anspielung. Jeder wird rot, der nur seinen Namen gedruckt sieht. Bei der Anzeige eines verlorenen Gegenstandes heißt es: „von wem? im Intelligenzblatt zu erfragen“. Keine deutsche Frau ließe heute wie jene Britin ihre abgeschnittene Locke zu einem Heldengedicht verspinnen*), keine deutsche Familie den Kopf ihres Oberhauptes abschneiden und an Dr. Gall schicken zu Kupferstichen.

(Den tieferen Gegensatz der Satire zur reinen Komik hat J. P. doch nicht getroffen. Es ist der Gegensatz der Prosa zur Poesie. Die Satire behandelt ihren Gegenstand stoffartig und ist didaktische Prosa mit poetischen Elementen gemischt; sie ist wissenschaftlich, nicht Kunstgattung.)

Die humoristische Poesie.

Der Humor ist das umgekehrte Erhabene, er entsteht durch den Kontrast des Endlichen mit der Idee. Er ist:

1. universal (alle Lächerlichkeiten im Tristram sind Lächerlichkeiten der Menschennatur, nicht zufälliger Individualitäten), sein Gegenstand ist nicht die einzelne Thorheit (die er eher in Schutz nimmt), sondern die große Antithese des Lebens selber. Durch diesen idealen Standpunkt, der sich

2. auch in der gemütvollen tragischen Ruhe (gegenüber den Geißelschlägen der Satire) kundgibt, unterscheiden sich Humor und Satire. So Cervantes', Swifts Gestalten, J. P.'s Leibgeber.

Zum Verständnis des edlen Humors gehört nicht bloß ein feiner Geschmack, sondern auch ein edles Gemüt und Tiefsinn, der die zu Grunde liegende Weltanschauung erfaßt.

---

*) Popes „Lockenraub“.

3. Wie die ernste Romantik, so ist auch die komische — im Gegensatz zur klassischen Objektivität — die Regentin der Subjektivität. Daher war kein altklassischer Schriftsteller wahrhaft humoristisch. Der Humor entsteht erst durch den Gegensatz der subjektiven und objektiven Maxime oder Lebensbetrachtung. Das Ich kann sogar sich selbst parodieren („gebrochener Humor“ bei Vischer; cf. die humoristischen Selbstgespräche Schoppes); diese Selbstentzweiung kann bis zum Wahnsinn führen — der Humor ist ein rasender Sokrates. (Nachschule 165.) Der Humor braucht nicht unbewußt oder unwillkürlich zu sein, wohl aber kann dies ein humoristischer Gedanke sein.

4. Dem Humor eignet endlich Bilderreichtum, sinnliche Lebendigkeit, Kontraste des Witzes und der Fantasie, wofür Fischart als Muster dient.

Der naive Humor oder die Laune ist in der Wunderlichkeit des subjektiven Temperaments begründet.

Die Ironie

muß als Schein des Ernstes Kälte, scheinbare Mäßigung und Bescheidenheit annehmen, um ihre Vertauschung der wirklichen Wertverhältnisse glaubhaft zu machen. Ein Vordringen und Durchschimmern des wirklichen Lachgesichts durch die dünne Maske der Ironie vernichtet die Wirkung. Die Ironie kann zur Täuschung gar nicht Gründe genug leihen, doch muß die Ironie auch als solche erkennbar sein. Es sündigt gleich sehr, wer das bloße thörichte Gesicht, als wer die bloß ernste Maske darüber zeigt. In dem rechten Verhältnis zwischen beiden Forderungen zeigt sich die Feinheit des Spottes. Nachschule 167 macht J. P. noch die wichtige Bemerkung, daß die ironische Darstellung desto wirksamer sei, je weniger der Dichter selbst spräche; „Preist der ironische Dichter (im Text steht irrtümlich „römische“) in seinem eigenen Namen, so schwebt ihm der Kontrast zwischen seiner objektiven Darstellung und zwischen subjektiver Ansicht erschwerend vor; leiht er aber die ganze Ironie nur der Zunge eines fremden Charakters, so hat sein eigener so wenig eine Subjektivität bei dem ironischen zu überwinden, als bei der Darstellung irgend einer unsittlichen, ihm ganz entgegengesetzten.“

Die sogenannte romantische Ironie ahnt Jean Paul bereits § 38 f. Schluß S. 165, wo er sagt: „Platos Ironie (und zuweilen Galianis) könnte man, wie es einen Welthumor gibt, eine Weltironie nennen, welche

nicht bloß über den Irrtümern (wie jener nicht bloß über Thorheiten), sondern über allem Wissen singend und spielend schwebt, gleich einer Flamme frei, verzehrend und erfreulich, leicht beweglich und doch nur gen Himmel dringend.“ In diesem Sinn spricht man auch von tragischem Humor und Ironie der Weltgeschichte.

Ueber den Witz.

Witz ist nicht ein Vermögen, entfernte Aehnlichkeiten zu finden. Denn die Vergleichungen des Witzes geben oft Unähnlichkeiten, z. B. „zu den redenden Künsten gehört die schweigende“ oder überhaupt die Antithese. Andererseits bringen die Vergleichungen des Scharfsinns oft Aehnlichkeiten; beide sind nur eine vergleichende Kraft, mehr durch Richtung und Objekte, als Resultate verschieden.

Mit Rücksicht auf die Objekte jedoch tritt ein dreifacher Unterschied ein: Der Witz, aber nur im engeren Sinn, findet das Verhältnis der Aehnlichkeit, d. h. partielle Gleichheit unter größerer Ungleichheit versteckt; der Scharfsinn findet das Verhältnis der Unähnlichkeit unter größerer Gleichheit verborgen; der Tiefsinn findet trotz allem Scheine totale (?) Gleichheit.*)

Der Witz ist mehr anschaulicher, der Scharfsinn wissenschaftlich abstrakter Natur; dieser läßt uns durch eine lange Reihe von Begriffen das Licht tragen, das beim Witz aus der Wolke selber fährt**) und der Leser muß dort dem Erfinder die ganze Mühe des Erfindens nachmachen, welche der Witz ihm erläßt. (Daher ist Witz der „weibliche Syllogismus“.) Der Tiefsinn trachtet nach Gleichheit dessen, was der Witz anschaulich verbunden hat und der Scharfsinn verständig geschieden.

Der Witz ist ein verkleideter Priester, der jedes Paar kopuliert (wozu Vischer hinzufügt: „er ist aber der Schmied von Gretna-green, der lauter Paare traut, deren Trauung die Verwandten [der methodische wahre Zusammenhang] nicht dulden würde“).

Man unterscheidet den unbildlichen Witz, dessen Pointe eine Reflexion bildet (wozu der witzige Zirkel, von J. P. häufig gebraucht, und die Antithese gehört) und den bildlichen Witz, der der Fantasie angehört. Der Witz kann sich zur Allegorie erweitern. Der bildliche

*) Hier sehen wir ein Eindringen Schelling'scher Spekulation.

**) Daher Kürze die Seele des Witzes.

Witz beseelt entweder den Körper oder verkörpert den Geist. Jede Sprache ist in Rücksicht geistiger Bezeichnungen*) ein Lexikon verblaßter Metaphern.

Wird die sinnliche Verwandtschaft des Wortklangs zur Basis des Witzes genommen, so entsteht das Wortspiel. Der Witz verliert sich immer mehr aus dem Wortspiel ins Silbenspiel (Charade) noch matter ins Buchstabenspiel (Anagramm), noch erbärmlicher in die anagrammatische Charade, den Logogryph, bis er endlich ganz im elenden höckerigen Chronogramm versiegt.

Die Feinheit des Reflexionswitzes findet J. P. in der Verborgenheit und doch ungezwungenen Natürlichkeit der Pointe.

Der Witz ist ein Gottesläugner, er nimmt an keinem Wesen Anteil, nur an dessen Verhältnisse, er achtet und verachtet nichts, alles ist ihm gleich. Daher J. P. (Komet 190) den Judenwitz auf ihre kaufmännisch kalten Beziehungen zu den Menschen zurückführt. Wegen der Gemütlosigkeit des Witzes gilt die Forderung: Der Witz soll nicht Feind des Enthusiasmus, sondern Diener desselben sein (Titan 111).

J. P. findet es für nötig, eine Entschuldigung pro domo wegen der Fülle seines Witzes anzufügen: in einem Blumengarten sei Ueberfluß an Blumen sowenig ein Tadel (richtiger: Makel), als der Mangel an Gras (Lichtenberg retorquiert das Gleichnis, indem er sagt, Salz sei eine liebliche Würze, wenn aber scheffelweise in die Kufe geworfen, werde es eine ungenießbare Häringslake.) Die beste Probe und Kontrole des Witzes sei sein Ueberfluß; ein Einfall, der allein geschimmert hätte, verblasse in glänzender Gesellschaft. Auch müsse der Witz darum gießen, nicht tropfen, weil er so eilig verrauche. Der erste rechte Witz in einem Buch errege Durst, wie, soll man den Durst stillen, indem man den Mund einem Staubregen aufmache? Der Witz mache die einsiedlerischen isolierten Ideen frei, mache das Wissen flüssig zu geistreichen Kombinationen. J. P. stellt sogar die Idee auf, Gedanken aus allen Wissenschaften ohne bestimmtes Ziel wie Karten zu mischen und zu sehen, was heraus käme. Auch verteidigt er den gelehrten Witz: alle Künstler nähmen Gelehrsamkeit in Anspruch, warum solle der witzige es nicht dürfen? Warum hier ein jus ignorantiae postulieren? Ist der Witz bei der ersten Lektüre zu wenig

*) „Beziehungen" steht im Text, was ich für einen Druckfehler halte. (Schreibfehler J. P.'s?)

faßlich, bei der zweiten werde er schon verständlicher. Man lerne durch das Buch für das Buch.

Ueber Charaktere.

In jedem Menschen wohnen alle Formen der Menschheit, alle ihre Charaktere; wäre dies nicht, so könnten wir keinen andern Charakter verstehen oder gar erraten, als unsern wiederholten. (Hieher gehört auch der Satz der Einleitung: Gesetzt, irgend ein wildfremder Charakter existierte als der einzige ohne irgend eine symbolische Aehnlichkeit mit den andern Menschen, so könnte ihn kein Dichter gebrauchen und zeichnen.) In jedem Menschen liegt, was auszusprechen freilich nur dem Genius gegeben ist. Im Dichter kommt die Menschheit zur Besinnung und zur Sprache, darum weckt er sie leicht wieder in andern auf.

1. Entstehung der Charaktere. Erfahrung und Menschenkenntnis ist dem Dichter unschätzbar, aber nur zur Farbengebung des aus dem Geist unmittelbar entsprungenen Charakters.*) Der Charakter muß lebendig vor euch in der begeisterten Stunde stehen und ihr müßt ihn hören, nicht bloß sehen, euch muß er — wie ja im Traum**) geschieht — diktieren, nicht ihr ihm und das sosehr, daß ihr in der kalten Stunde vorher zwar ungefähr das Was, aber nicht das Wie voraussagen könnt. Ein Dichter, der überlegen muß, ob er einen Charakter in einem gegebenen Fall Ja oder Nein sagen lasse, werf' ihn weg, er ist eine dumme Leiche.

2. Materie der Charaktere. Hier erhebt sich die alte Frage der Zulässigkeit der rein vollkommenen und rein unvollkommenen Charaktere. J. P. behauptet die Notwendigkeit der einen und die Unzulässigkeit der

---

*) Jedes Leben, wie vielmehr das hellste, das geistige wird geboren, nicht gemacht.

**) „Sind Schwestern beid', steh'n gern sich bei“ ... „Glaub' mir des Menschen wahrster Wahn — wird ihm im Traume aufgethan“, sagt Hans Sachs in den Meistersingern. „Der Musiker“, sagt Richard Wagner über die Konzeption, „stelle die Person, für die er ein Motiv gewinnen will, in ein Dämmerlicht, da er nur den Blick ihrer Augen gewahrt; spricht dieser zu ihm, so gerät die Gestalt selbst in eine Bewegung, die ihn vielleicht sogar erschreckt. Endlich erbeben ihre Lippen und eine Geisterstimme sagt ihm etwas ganz Wirkliches, aber auch so Unerhörtes, daß er — aus dem Traum erwacht. Alles ist verschwunden, aber im geistigen Gehör tönt es fort — er hat einen Einfall gehabt.“ (W. W. X, 173.) Man wird die überraschende Aehnlichkeit mit J. P.'s Beschreibung erkennen.

andern. Ein rein unvollkommener Charakter wäre, da Liebe und Selbstachtung Kernpunkte des Willens, feige, schadensüchtige, ehrlose Schwäche. Aber diesen Wurm stößt die Muse von sich. Ein schwacher Charakter wird überhaupt leicht unpoetisch und häßlich, so Brakenburg in Goethes Egmont beinahe ekel und Fernando in dessen Stella widerlich. Bei den Alten sind schwache Charaktere selten; auch Paris und sogar Thersites haben Stärke, sowie in Sparta alle Gottheiten bewaffnet dastanden, selber die Venus.

Dagegen warum soll ein rein vollkommener Charakter verboten sein? Warum sollen in Apollos Wagen stets nur halbdunkle und halbglänzende Gestalten einsteigen und fahren? Mich dünkt, die Poesie müßte noch ein paar Sterne höher wohnen, als die Geschichte, welche einen Epaminondas, Sokrates, Jesus kennt. (Doch weist diese Charaktere J. P. dem Epos zu, nicht dem Drama, S. 243, cf. § 63).*) Nur ist deren Erschaffung und Darstellung die schwerste:

1. Weil das zarte Gewissen einer schönsten Seele nur aus dem eignen zu holen ist und der höhere Mensch den niedrigen erraten kann, aber nicht der niedere den höheren;

2. weil mit der Idealität die Allgemeinheit und folglich die Schwierigkeit zunimmt, dieses Allgemeine durch individuelle Formen auszusprechen, den Gott Mensch, ja einen Juden werden und doch glänzen zu lassen.

Aber geschehen muß es, auch der Engel hat sein bestimmtes Ich. Damit sind auch die ätherischen, platonischen Charaktere gerechtfertigt, welche wie Götter die Tugend als Schönheit, die rauhe erste Welt als eine zweite, den Tag als Mondlicht anschauen. (Emanuel, Liane.)

Große Dichter sollen öfter den Himmel aufsperren als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben. Der Menschheit einen sittlichen, idealen Charakter, einen Heiligen hinterlassen, verdient Heiligsprechung und ist noch nützlicher, als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt und lehrt ewig auf der Erde. Nicht das Ideal der Göttlichkeit —

*) Der Grund der Notwendigkeit einer tragischen Schuld des Helden ist, weil ohne sie der Charakter des Helden und sein Untergang nicht in innerer kausaler Verbindung stünden, kein Ganzes ausmachen würden, wie wir es namentlich an den Charakterkomödien Sheakespeares so bewundern. Die Einsicht in das Wesen des Helden gibt die Naturnotwendigkeit der Katastrophe. Lessing hat, beeinflußt von der Erklärung des Aristoteles, dies Verhältnis viel zu äußerlich, die tragische Schuld nur als Abwehr des „Gräßlichen" gefaßt.

denn unser Gewissen malt und fordert idealer, als jeder Dichter — sondern das Ideal der Schlechtigkeit macht mutlos. Es schadet immer, das Laster lange anzuschauen, die Seele zittert vor dem offen athmenden Schlangenrachen und taumelt endlich hinein. Suchte je eine schöne Seele ein Zerrbild des Herzens lieber auf, als eine heilige Familie oder eine Verklärung? Will sie nicht lieber mehr lieben als hassen lernen? Drängt sich nicht hingegen eine gesunkene Stadt gerade vor die schmutzige Bühne voll Untreue, List, Trug, Schlechtigkeit, Selbstsucht, um sich durch Beispiele, die man belacht, teils zu entschuldigen, teils zu verhärten? Was hilft ein Schiffbruch pestkranker Teufel? Sie stecken strandend an.

3. Form der Charaktere. Die Form der Charaktere ist die Allgemeinheit im Besondern, allegorische oder symbolische Individualität. Je höher die Dichtung, desto mehr ist die Charakteristik eine Seelenmythologie, desto mehr kann sie nur die Seele der Seele gebrauchen, bis sie sich in wenige Wesen, Mann, Weib und Kind und darauf in dem Menschen verliert. Die Griechen waren wegen der typischen Allgemeinheit ihrer Charaktere bessere Zeichner des Weibes, das weniger individuell ist als der Mann. Die moderne Entwicklung bringt stärkere Individuation mit sich.

4. Technische Darstellung. Die technische Darstellung eines Charakters beruht auf zwei Punkten, 1. auf seiner Zusammensetzung und 2. auf der Geschichtsfabel, von welcher er sich entwickelt.

Jeder Charakter muß eine Grundfarbe als Einheit zeigen, welche alles beseelend verknüpft. Gerade in fremdartigen Situationen, z. B. Achilles in der Trauer über Patroklus, zeigt sich die Kraft seiner Spiralfeder im Gegendruck am stärksten. Dieser regierende Lebenspunkt fehlt dem Franz Moor und beinahe dem Marquis Posa, aber nicht der Fürstin von Eboli.

In einem Dichtwerk darf nicht Ein Charakter das Höchste und Ganze sein, sondern jeder, selbst der schlimmste, hilft geben. Nur der gemeine Schreiber teilt einem verworfenen Charakter alle irrigen Ansichten zu, anstatt der wenigen wahren, die dieser vielleicht am stärksten haben und malen kann.

Der Charakter spricht sich durch Handlungen und durch Rede aus. Nicht was er thut, sondern wie er's thut, zeigt ihn; das Wegschenken,

das in der Wirklichkeit den bloßen Zuschauer ergreift, läßt diesen vor der Bühne oder dem Buche ganz kalt und matt; im Leben erklärt die That das Herz, im Dichten das Herz die That. Es ist leicht, einem moralischen Heros Aufopferungen durch eine einzige Schreibfeder einzuimpfen, aber diese willkürlichen Anhängsel fallen ohne Früchte von ihm ab. Eine innere Notwendigkeit gerade dieser bestimmten Handlung muß sich vor oder mit ihr entdecken; und diese muß weniger den Charakter als dieser sie bezeichnen.

Rede gilt völlig der Handlung gleich, ja oft mehr; freilich nicht eine, wodurch der Charakter sich selbst zum Portraitieren oder zur Beichte sitzt und eine interpretatio authentica von sich abliefert, sondern jene reinen oder Wurzelworte des Charakters, welche als Endreime eine ganze innere Vergangenheit beschließen oder als Assonanzen eine ganze innere Zukunft ansagen, wie das bekannte »moi« der Medea.

Nicht einmal ein Mitspieler kann mit Wirkung den tragischen Helden schildern; der Dichter erscheint sonst als Seelen-Souffleur; alles Lob, welches dem Wallenstein ein ganzes Lager und darauf eine ganze Familie zuerkennt, verfliegt entkräftet als etwas Aeußerliches, weil wir alles aus dem Innern steigen sehen wollen.

Es ist unendlich leichter, gegebene Charaktere und Fakta zu mischen, als beide erst zu geben. Pietät gegen historische Charaktere! Die Wirklichkeit ist der Despot des Glaubens. Tadelnder Hinblick auf Schiller.

Unterschied zwischen Epos und Drama.

a) Im Drama herrscht Ein Mensch und zieht den Blitz aus der Wolke auf sich; im Epos herrscht die Welt und das Menschengeschlecht. Im Epos trägt die Welt den Helden, im Drama ein Atlas die Welt, ob er gleich daran unter- oder in sie begraben wird. Das Verhängnis ist im Epos der Weltgeist, im Drama die Nemesis (daher Notwendigkeit einer Schuld des tragischen Helden).

(Im Lustspiel herrscht der Zufall ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld. Die alte Geschichte ist mehr episch, die neuere dramatisch.)

b) Das Epos schreitet durch äußere Handlung fort, das Drama durch innere, jenes hat mehr Thaten, dieses mehr Reden. Die epische Rede hat eine Empfindung bloß zu schildern, die dramatische muß sie enthalten. Daher das Epos in der Jugendgeschichte eines Volkes vor-

herrscht und anfangs bloß Beschreibung ist, das Drama verlangt tiefere Entwicklung. Die Probe des dramatischen Dichters ist die Leseprobe (wo der theatralische Prunk wegfällt).

c) Das Drama verlangt Kürze und Gedrängtheit, das Epos gestattet langsame Breite. Im Drama kann die Zahl der Menschen nicht zu klein, im Epos nicht zu groß sein.

Das Motivieren ist selbst zu motivieren. Das Motiv muß nicht nur eine fremde, sondern auch eine eigene Notwendigkeit enthalten. Es muß der Vergangenheit so scharf angehören, als der Zukunft. Was jetzt auftritt, muß nicht bloß erst künftig nötig sein, sondern schon jetzt. Der ganze innere Kettenschluß muß sich in die Blumenkette der Zeit verkleiden, alle Ursachen in Stunden und Orte.

Der Charakter als solcher braucht keine Motivierung, weil etwas Freies und Festes im Menschen früher sein muß, als jeder Eindruck darauf. Manche Schreiber (Ibsen und Zola in neuerer Zeit!) machen die Wiege eines Helden zu dessen Aetzwiege und Gießgrube — die Erziehung will die Erzeugung motivieren und erklären, die Nahrung die Verdauungskraft!

Ueber den Roman.

Hier in seinem ureigensten Feld plaidiert der Dichter, wie leicht begreiflich, für ziemliche Freiheit dieser Kunstform, in der alle übrigen, epische, lyrische wie dramatische hineinspielen. Als das Unentbehrlichste im Roman erkennt er das Romantische. Lehren soll der Roman nur wie Poesie überhaupt, nur wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen und ihr Duften das Wetter und die Zeit des Tages wahrsagt; nie aber werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- oder Lehrstuhl gezimmert und verschränkt. Im Dichter spricht bloß die Menschheit die Menschheit an, aber nicht dieser Mensch jenen Menschen.

(Man sieht, wie unbefangen der Autor über seine eigenen Fehler redet.)

Jeder Roman muß eine Grundidee haben, die des Wilhelm Meister sei Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft (Goethe selbst hat dies Verlangen bekanntlich abgelehnt) u. s. w.

Im ersten oder Allmachtskapitel muß das Schwert geschliffen werden, das den Knoten im letzten zerschneidet.

Je geistiger die Verwicklung, desto schwerer die Entwicklung, also desto besser. Also sucht lieber Knoten des Willens, als des Zufalls!

Habt ihr zwei geistige Zwecke oder Verwicklungen, so müßt ihr den einen zum Mittel des andern machen; sonst zerreiben sich beide.

Es ist sehr gut, eine wahre Entwicklung ein wenig hinter einer scheinbaren zu verstecken. (Doch darf der Dichter schwerlich so weit gehen, wie Jean Paul im Hesperus, wo er uns zweimal auf falsche Fährte lenkt.)

Zuletzt gibt J. P. noch einige Winke für das Namengeben. Der Name braucht keineswegs die Etikette des Charakters zu sein, aber ganz und gar nichts soll der Name wieder nicht bedeuten, J. P. empfiehlt, den Träger mehr im Wortklang, als in der Wortbedeutung anzuzeigen, „so habe ich unbedeutende Menschen einsilbig getauft: Wuz, Stuß; andere schlimme und scheinbar wichtige mit der Iterativsilbe er: Lederer, Fraischdörfer, einen kahlen, fahlen Fahlaud u. s. w.“

Den letzten und vielleicht bedeutendsten Wink, den man Romanschreibern geben kann, nenne ich zuletzt: Freunde, habt nur vorzügliches, wahres, herrliches Genie, dann werdet ihr euch wundern, wie weit ihrs treibt!

Ueber den Stil.

Der Stil ist die innerste Eigentümlichkeit des Autors („die Physiognomie des Geistes“ nach Schopenhauer). Einen fremden Stil nachahmen, heißt mit einem fremden Siegel siegeln. Hat jemand etwas zu sagen, so gibt es keine angemessenere Weise, als seine eigne, hat er nichts zu sagen, so ist sie noch passender. Die Schreibart der vornehmsten gleichzeitigen Schriftsteller charakterisiert J. P. sehr schön: von Herder sagt er, bei ihm gehe man gleichsam in einem Mondschein, in welchen schon Morgenröte falle, aber eine verborgene Sonne male sie beide, Jacobis straffe, kerndeutsche Prosa sei musikalisch in jedem Sinn, während bei Goethe die feste Form den Ton erst bilde, Luthers Prosa sei eine halbe Schlacht, wenig Thaten glichen seinen Worten, Klopstock zeige fast stoffarme Sprachschärfe, wie sie Grammatikern eigen, Schiller vollendeten Prunk der Glanzprosa, oft spiele er auf der poetischen Lyra mit einer zu reich mit Juwelen besetzten Hand.

Der Stil sei sinnlich und meide durchsichtige Luftwörter, wie bewirken, bewerkstelligen, beschwichtigen! Besonders Klopstock habe dagegen gefehlt, wie auch durch Personifikation der Zeitwörter, durch die leeren Komparative, z. B, „bewegterer, edlerer Gang“, die verneinenden Adverbien: „unanstoßenden Schritts“. Die Messiade dieser großen Seele (nicht

großen Geistes) sei „ein schimmernder, durchsichtiger Eispalast". J. P.'s Winke über die Beschreibungen laufen in der Hauptsache auf Lessings Regeln im Laokoon hinaus. Wichtig sei namentlich die Landschaftsmalerei in Romanen, die den Grundton der leitenden Stimmung anschlagen solle.

Verhältnis der Kunst zur Moral.

Frei soll die Kunst sein, die Himmelstochter soll keinem Broterwerb dienen, „der Paradiesesfluß der Kunst treibe nicht die Mühlräder der Welt" (Flegelj. 162); auch keine Tendenz gewinne Macht über sie, sie soll nicht „Hofpoesie oder Volkspoesie, nicht Kirchen-, Katheder-, Weiber- oder sonstige Poesie, sondern Menschen- und womöglich Geisterpoesie" sein: sie soll ohne zufällige, einengende, Geister trennende Zwecke, wie ein Gesetz der Natur und der moralischen Freiheit alle beherrschen, befreien, beschirmen, binden und höher leiten." (Aesth. III. Bd. 8. Kap. S. 392.) Das schließt jedoch nicht aus, daß sie dem sittlichen Ideal dienen solle. Die Kunst ist „das Rosenöl" (Bl. 468), der „Wein des Lebens" (Mus. 45), aber nicht das Gebäude desselben. Sie ist unentbehrlich als Ornament am Rohbau des ethischen Doms, aber ohne solche feste Unterlage schwebt sie haltlos in der Luft. Keine absolute Kunst! Die Kunst ist nicht Selbstzweck, sondern Zweck der Kunst ist der Mensch. Wenn der höchste Zweck des Lebens das Herausarbeiten des reinsten und höchsten Menschheitsideals ist, dann darf die Kunst nicht außerhalb dieses Zielstrebens stehen, sondern muß hiezu beihelfen und erhält erst hiedurch ihre rechten Ideale und ihre höchste Weihe. Nicht lehrhaft soll die Kunst sein, sie lehre nur wie die Blume, die durch Oeffnen und Schließen ihres Kelches die Tageszeiten ansagt, aber ihr Geist muß der Geist der Wahrheit und Sittlichkeit sein und der Künstler dünke sich nicht erhaben über sittliche Pallisaden; die Menschheit blickt vielmehr zu ihren geistigen Fürsten, als zu Führern und Leitern auf und erwartet von ihnen die höchste Erfüllung des Sittengesetzes. „Der Dichter erheitere nicht nur wie Goethe, sondern erhebe auch wie Klopstock, er male nicht nur das nahe Grün der Erde wie jener, sondern auch das tiefe Blau des Himmels wie dieser, das am Ende doch noch länger Farbe hält." „Schaue", schreibt er an Thieriot (Wahrheit 6, 34), „das Gute, Schöne und Wahre weniger mit dem Aug' des Philologen, Kritikers, Künstlers an, der nur fremde Effekte berechnet und eigene vergißt, als wären Gott und das Universum nur zum elenden Darstellen in Prosa und Versen da."

Seine schärfsten Pfeile sandte J. P. gegen den „Götzendienst der Kunst“, der von dem „frechen Poetenwinkel“ in dem „herzvertrockneten“ Weimar gepredigt wurde, gegen jene Kunstmenschen (Bouverot, Fraischdörfer 2c.), die das Leben als leeres Spiel ohne sittlichen Ernst betrachten, die gleich der Bisamratte von der Auster gerade die Perlen als unverdaulich von sich geben und „so zweideutige Materien wie Gott, Unsterblichkeit, Verachtung des Lebens“ in einer Dichtung nicht gern sehen. (Vorr. z. Fixlein 25.)

„Gerade das Höchste, was unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das gibt die Kunst und malt auf dem Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist . . . Das Heiligste zieht sie durch ihre Zauberei vom Himmel näher herab und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle, süße Auge aus der Wolke.“ (III. Kantate-Vorlesung 453.)

Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten*), noch wiederholen, sondern entziffern.

Es wird angezeigt sein, einige Blicke auf das Kunstprinzip Schillers zu werfen, gegen welches obige Worte gerichtet sind.

Kant hatte das Schöne definiert als das, was ohne Begriff allgemein gefällt. Der in der Aesthetik so wichtige Begriff der Interesselosigkeit führt bei Kant zum reinen Formalismus, es fehlt der beseelende Hauch der Idee . . . Alles Stoffliche ist nach Kant eine Trübung des Schönen, daher er die reinste Kunstschönheit nicht in Abbildungen der lebendigen Wesen, vor allem des Menschen, sieht, sondern gerade in den niedersten, nackten Formen, in Ornamenten, Arabesken. Wenn Kant später sagt, die Kunst müsse der Moral dienen, so ist dies eine der vielen Inkonsequenzen seiner Philosophie. Wie die praktische Vernunft zur theoretischen, so steht die ästhetische zur moralischen, sie sind unvereinbar. Statt organisch zusammenzuwachsen, fallen sie innerlich auseinander, werden aber durch einen Machtspruch, der der praktischen Vernunft den Primat zuspricht, gewaltsam zusammengehalten. Machtsprüche aber sind

---

*) „Darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, d[illegible] er [illegible] Stoff durch die Form vertilgt.“ („Ueber die ästhet. Erziehung des Menschen“ [illegible] 22. Brief W. W. 12. Bd. 94. S.)

selten sympathisch und es war zu erwarten, daß Schiller, nachdem er sich das Kant'sche Grundprinzip angeeignet, sich jenem Machtgebot nicht fügen werde. Der kategorische Imperativ hatte den natürlichen Trieben unerbittlichen Krieg angekündigt.*) Dagegen legte der Dichter Schiller Protest ein in seinem Aufsatz „über Anmut und Würde" 1790. Hier erscheint das ästhetische Ideal selbständig gegenüber dem sittlichen: „In der Würde erscheint der erhabene Wille, in der Anmut die schöne Seele, die Würde ist majestätisch, die Anmut bezaubernd. Wäre der geistige Mensch nur über dem sinnlichen und könnte er nicht zugleich in ihm einheimisch und frei sein, so wäre der herrschende Geist, der in der Würde erscheint, das einzige menschliche Ideal und wir müßten von der Menschheit urteilen wie Tasso von Antonio: „haben die Götter sich vereinigt, Geschenke seiner Wiege darzubringen — die Grazien sind leider ausgeblieben, und wem die Gaben jener Holden fehlen, der kann viel besitzen, viel geben, doch läßt sich nie an seinem Busen ruhen." Beide müssen sich ergänzen: nur die Würde kann uns erheben, nur die Schönheit uns beglücken. Die zwei Genien müssen uns durchs Leben geleiten: Nimmer widme dem einen dich allein! Vertraue dem zweiten deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!"

Durch das Prinzip der sittlichen Grazie, der schönen Moralität wollte Schiller den moralischen Standpunkt Kants mit dem ästhetischen Goethes versöhnen, aber er machte es keinem recht. Er ließ der Pflicht durch die Grazie sagen: „ich will dir gehorchen, erlaube nur, daß ich dich lieben darf!" Aber Kant erlaubte es nicht.**) Goethe im Gegenteil meinte, daß Schiller undankbar sei gegen die große Mutter Natur, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelt habe.

Goethes Abneigung, den moralischen Standpunkt über den ästhetischen zu setzen, beförderte eine weitere Entwicklung Schillers.

Erblickte er früher im moralischen Menschen vor Allem die Erhabenheit des Willens, so sieht er jetzt vor Allem den Zwiespalt der Kräfte.

---

*) cf. hiezu und zu dem Folgenden Kuno Fischer, Schiller als Philosoph.

**) Religion innerhalb der Grenzen d. bloßen Vernunft, 1. Stück (Von der Einwohnung des bösen Princips neben dem guten) erwidert Kant:

„Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich ins Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern dazu hergeben wollen."

Wenn Schiller früher erklärte, der Mensch müsse erst ästhetisch werden, ehe er moralisch werden könne*), („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" 23. Brief), so sagt er jetzt, wenn er das erste geworden, brauche er das zweite nicht zu wollen. „Der Mensch muß lernen edel zu begehren, damit er nicht nötig habe, erhaben zu wollen." (Bd. 12 S. 102.) Die ästhetische Betrachtung erhält hier den höchsten Rang. Wem die schöne Empfindung gebricht, der mag sich mit der moralischen Kraft trösten. „Kannst du nicht schön empfinden, so bleibt dir doch, vernünftig zu wollen, und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst." Und so erscheint die schöne Sittlichkeit im Vergleich mit der rein moralischen als die höhere, sie schafft gleichsam den Adel der sittlichen Welt, und die gemeine Moral, die vordem so erhaben aussah, erscheint unter diesem Gesichtspunkt nur noch bürgerlich: „Adel ist auch in der sittlichen Welt, gemeine Naturen zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind." „Losgesprochen sind von aller Pflicht, die zu diesem Heiligtum sich flüchten." („Die Ideale und das Leben.")

Es geht eben auf die Dauer nicht an, den Menschen zu teilen; wem die Moral, die Religion nicht maßgebend für die Kunst sind, der macht die Kunst zur Religion. „Bei Schiller erweitert sich im Fortgang seiner ästhetischen Begriffe mit jedem Schritt mehr das ästhetische Vermögen, es bemächtigt sich immer mehr des ganzen Menschen, der ästhetische Mensch erscheint als Inbegriff alles Menschlichen, als die wirkliche Einheit des Moralischen und Sinnlichen und demgemäß die Schönheit als die wirkliche und objektiv gültige Einheit des Geistigen und Natürlichen." (K. Fischer l. c. 109.) Der Künstler ist eigentlich der verhüllte Philosoph, Priester und Mystagog! (Auch gegen die Wissenschaft werden hier die Grenzen verwischt. „Was wir als Schönheit hier empfanden — wird dort als Wahrheit uns entgegengeh'n." Also schließliche Entbehrlichkeit der Kunst!)

Als Consequenz dieses Standpunkts erscheint die seltsame Behauptung

*) Dagegen ist gerichtet: III. Kantate-Vorlesung in J. Pauls Aesthetik: „Dem Dichter wie den Engeln muß die Erkenntnis des Göttlichen die erste am Morgen sein und die des Geschaffenen die spätere abends; denn aus einem Gott kommt wohl eine Welt, aber nicht aus einer Welt ein Gott." (Der schöne Jüngling, mit dem J. P. disputiert, ist Schiller.)

Schillers, daß die höchste Entwicklung der Menschheit alle Tragödie*) überflüssig und unmöglich machen werde und darum die Komödie einem wichtigeren Ziele entgegenstrebe und in dieser Beziehung über die Tragödie zu stellen sei. Denn ihr Ziel sei einerlei mit dem höchsten, wonach die Menschheit ringe: frei von Leidenschaften zu sein, immer klar um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen." In diese Epoche fällt auch das Wort: „Der Mensch ist nur da in voller Bedeutung Mensch, wo er spielt. Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen"; (Aesthetische Erziehung S. 65); wogegen J. P. sagt: „Nicht einmal ein wahres Spiel ist ohne Ernst denkbar, um Ernst nicht um Scherz wird gespielt."

Am rücksichtslosesten ist der Formalismus im 22. Brief S. 93 entwickelt, wo die moralischen Bedenken sich am stärksten aufdrängen:

„In einem schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, so erhaben und weitumfassend er sei, wirkt jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt, und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist . . . desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über dessen Wirkung die Herrschaft behauptet. Das Gemüt des Zuschauers . . . muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreis des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zum strengsten Ernst überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiel zu vertauschen." Ein Glück, daß Schiller in seinen Werken nicht darnach gehandelt! Kein Dichter hat so durch den Stoff zu wirken gesucht als eben Schiller. Er hatte selbst kein Vertrauen zu seiner Theorie. Sie war eben auch nur ein geistreiches „Spiel".

---

*) Die Tragödie mußte den Formalisten Schiller natürlich am meisten genieren, weil hier die Berührung mit der Moral am Engsten.

Ueber die Emanzipation der Kunst von sittlichen Rücksichten spricht Schiller in einem Brief an Körner (25. Dez. 1788): „Das Idealische oder das aus wirklichen Gegenständen kunstgemäß Ausgewählte behandelt der Künstler und nicht das Wirkliche, d. h. er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von jeder, die er sich zusammendenken will, er vergeht sich also auch gegen keine von beiden und er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehen . . . kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft schuldig ist und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich fest, daß es gerade auf diesem Weg auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen müsse, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. (!) Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam als Zugabe miterreicht haben, da im Gegenteil der, der zwischen Schönheit und Moralität unstet flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.“ cf. die Apostrophe in den „Künstlern“:

„Der Freiheit freie Söhne
Erhebet euch zur höchsten Schöne
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwestern, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein,
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.“

Aber das ist ja eben die Frage, ob der Dichter einzig der Schönheit folgen könne, ohne auf sittliche Ideale Rücksicht zu nehmen. Wie ist z. B. Tragödie nur denkbar ohne engste Berührung mit den sittlichen Ideen! Hat nicht das Christentum eine förmliche Umwälzung in der Dramatik zur Folge gehabt?

Die Kunst als leere Form braucht Objekte, der Mondschein der Dichtkunst braucht das Sonnenlicht der Wirklichkeit, natürlich nicht der platten Natürlichkeit, sondern der idealen, die Idee aber kann nur die Moral geben.

„Die Kunstgeschichte“, sagt Vischer in den kritischen Gängen (2. Bd.), „zeigt, wie auffallend die Produktion sinkt, wenn man sie als leer Formspiel betrachtet, sie ist nur groß, wo sie mit geistigen namentli

religiösen Ideen befruchtet ist. Alles Schöne ist seelenvolle Form und das Hervorscheinen des höheren Gehalts, den der Geist schon auf die einfachsten Vorgänge des Empfindens wirft."

Man kann viel richtiger umgekehrt wie Schiller sagen: Der Dichter, der sich „nur Schönheit zum Zweck setzt", wird auch die Schönheit nicht erreichen, denn er hat ja gar kein Objekt, Schönheit ist ja nur Form! Eine hohe Idee, für die er sich begeistern kann, braucht er vor allen Dingen, um diese dann kunstvoll darzustellen. Nicht „Schönheit löst sich zuletzt in Wahrheit auf", sondern die Wahrheit ist das Primäre, das zuerst da sein muß, um zwar nicht in Schönheit sich „aufzulösen", — denn Kunst und Wissenschaft sind verschiedene Gebiete — wohl aber zu verkörpern. So wird der Selbständigkeit wie der Zusammengehörigkeit ihr Recht.

J. P. hat gegen die Schiller-Schlegel'sche Kunsttheorie ästhetische und moralische Bedenken. Die Kunst des bloßen ästhetischen Scheins, des Spiegels ohne Folie, war ihm eine Abart des Kant-Fichte'schen Idealismus, der allen Stoff verschlingt und die reine Form des Denkens oder Fühlens zum Prinzip alles Seins macht.

„Auf den Kubikinhalt", spottet er in der Vorrede zum Fixlein, „komm' es der Form sowenig an, daß sie kaum einen braucht, wie denn schon der reine Wille Form ohne alle Materie sei" und sowie es „ein reines Denken ohne allen Stoff" nach Schlegel gebe, so könne es auch vortreffliche poetische Darstellungen ohne Stoff geben; überhaupt müsse man aus der Form alle Fülle immer mehr auskernen und ausspelzen, wenn anders ein Kunstwerk jene Vollkommenheit erreichen solle, die Schiller fordere, daß es nämlich den Menschen zum Spiel und Ernst gleich frei und tauglich nachlasse, was unmöglich anders als entweder durch einen unbedeutenden leeren Stoff, oder durch die leere unbedeutende Behandlung eines wichtigen erreichbar sei. Palingenesien 122 macht J. P. auf die schöne Aehnlichkeit zwischen den „jetzigen gräzisierenden Poeten und den Meistersängern aufmerksam, die auch ohne Bild, ohne Feuer, ohne Herz, ohne großen Inhalt, blos durch reine, leere Darstellung, durch Objektivität wirkten, so daß eine Borussias oder ein Heldengedicht, worin statt eines Elefanten der ganze Elefantenorden agierte, keine größere Vollkommenheit annehmen könnte, als eine — Flohiade."

Noch wichtiger schienen ihm die moralischen Bedenken. Solch extremer Formalismus sei höchst gefährlich für die Gemüts- und Charakter-

bildung; es gäbe kein besseres Mittel, sich für eine Szene zu verhärten,*) als sie von rein künstlerischem Standpunkt zu betrachten, gleich wie wissenschaftlicher Forschungseifer den Anatomen unempfindlich gegen die Qualen des vivisezierten Tieres macht. Gaspard ruft beim theatralischen Selbstmord Roquairols aus: „Jetzt kann man doch Respekt vor ihm haben, er hat seinen Charakter wirklich durchgeführt“ und dem Kunstrat Fraischdörfer kommt die Idee, ob man nicht solche Situationen mit Effekt für die Bühne verwerten könne. (Titan 634.)

Wer das Leben nur als Kunstobjekt betrachte, dem entschwinde allmählich der rechte Lebensernst.**) Der Ernst müsse den Scherz grundieren, ohne Ernst sei nicht einmal ein rechtes Spiel denkbar, denn nicht um Spiel, sondern um Ernst werde gespielt. Unerträglich kamen J. P. jene Formmenschen vor, die gleich dem Schiefer die beiden Proben, zu glühen und zu gefrieren, aushielten, ohne sich zu verändern (Titan 271), denen, wie Bouverot, „nicht nur der schmutzigste, unsittlichste Stoff, sondern auch der frömmste, andächtigste nicht den Genuß verunreinigte“, denen Gebäude nur als architektonische Kunstwerke schätzbar waren, „in die man nur aus Mißbrauch zöge, wie die Bienen sich im hohlen Baum ansetzten, statt um dessen Blüten zu spielen“. (Fixlein, Vorr. 20.)

J. P.'s durchaus einheitlich angelegter Natur war eine Trennung von Moral und Kunst unerträglich. Wie ihm Mangel an poetischem Gefühl ein Zeichen ist, daß der moralische Mensch noch nicht alle

*) Fraischdörfer „würde wie Parrhasius und jener Italiener Menschen foltern, um nach den Studien des Schmerzes einen Prometheus und eine Kreuzigung zu malen.“

**) Typus dieser Theatermenschen in krassester Ausartung ist Roquairol. „Glaubst du, daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die alles: Gottheit und Menschheit tausendmal durch- und nachgeäfft haben, anders sind als ich?“ sagt Roquairol — jene Worte, die Jacobi solches Schaudern erregten, wie auch das andere: „Ist das Schwarze weniger optisch als das Bunte?“ „Jede Wahrheit artete bei R. in poetische Darstellung aus, er war leichter im Stande, auf der Bühne die wahre Sprache der Empfindung zu treffen, als im Leben. Alle herrlichen Zustände der Menschheit, alle Bewegungen, in welche die Liebe, die Freundschaft und die Natur das Herz erheben, durchging er früher in Gedichten als im Leben, früher als Schauspieler und Theaterdichter denn als Mensch, früher in der Sonnenseite der Phantasie als in der Wetterseite der Wirklichkeit; als sie daher endlich lebendig in seiner Brust erschienen, konnt' er besonnen sie ergreifen, regieren, ertöten und gut ausstopfen für die Eisgrube der künftigen Erinnerung.“ (Titan 218.) Noch schauerlicher ist die Schilderung des Wahnwitzigen, der sich für Kain hält. (Komet 387.)

seine Raupenhäute abgelegt (Hesp. 248), so ist er überzeugt, daß wahre Kunst zum Heiligen und Heiligsten führe. „Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling und der Morgenthau liegt durch seinen Lebenstag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen kalt und trübe.“ Darum läßt J. P. auch den poetischen Grund, womit man die freche Ausmalerei der sinnlichen Liebe zu rechtfertigen suche, nicht gelten. „Wozu eine Malerei, welche poetische Seelen unterbricht, zarte verletzt und bloß schlechte erquickt?“ (434.) Nicht die Rücksicht der Kunst, sondern der Mangel daran hätte uns soviele freche Ausstellungen gegeben, welche den poetischen Musentempel zu einem Tempel der Unverschämtheit, wie die Griechen einen solchen errichtet haben, gemacht. Gerade heutzutage, wo nicht mehr Stärke des Körpers und der Seele, sondern Schwäche der Geschlechtsphantasie herrsche, sei Maßhaltung in der erotischen Entschleierung geboten und die Wut einiger neueren Poetiker gegen die bisherige Ehrbarkeitssprache nennt J. P. „sündig-dumm“. (4. Kautel des Herzens, Aesth. III. T.) [Was würde J. P. erst sagen, wenn er unsere „Moderne“ kennte, die Preise auf die Verspottung der „Prüderie“ setzt?]

(Freilich hat auch Schiller nachträglich Einschränkungen gemacht: eine Moralität sei mit Recht in Zweifel zu ziehen, welche allein auf dem Schönheitsgefühl gegründet werde und nur den Geschmack zum Gewährsmann habe. Eben weil der Geschmack nur auf die Form, nie auf den Inhalt sähe, gebe er dem Gemüt zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Es müsse Nachdenken erregen, wenn man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühten und der Geschmack regierte, die Menschheit gesunken finde, wenn man nicht ein einziges Beispiel aufweisen könne, wo ein hoher Grad und große Allgemeinheit ästhetischer Kultur mit politischer Freiheit und Bürgertugend, die schöne Sitte mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre. Ja, der Mensch von verfeinertem Geschmack sei eines sittlichen Verderbens fähig, vor welcher der rohe Naturmensch eben durch seine Rohheit gesichert sei, daher Schiller eine zu innige Gemeinschaft zwischen sinnlichen und sittlichen Trieben gefährlich für die Moralität des Charakters findet (12, 165) und es ungleich sicherer hält, „wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentan (!!) aufgehoben werde, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebiete und dem

Willen seinen wahren Beherrscher zeige". Der Geschmack könne der Legalität unseres Betragens im höchsten Grade förderlich sein, aber nie etwas Moralisches erzeugen. „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten", W. W. 12, 282—316.)

Der Mangel der Schiller'schen Darstellung ist eben die Unverbundenheit der verschiedenmalig, ja oft der an einer Stelle entwickelten Gedanken. Ueber das Verhältnis der Kunst zur Moral wurde sich Schiller nie klar. Zwischen Absolutismus der Kunst und zwischen der hohen, sittlichen Bedeutung der Kunst (cf. den Aufsatz: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet") schwankt er in verschiedenen Abständen, während J. P. immer nur einen Standpunkt hat. „Eines muß das Höchste sein. Ueber das Erheben kann man sich nicht mehr erheben. Schillers Spieltrieb (von Kant geborgt) zerfällt doch wieder in einen höheren Stoff- und Formtrieb und immer wird die letzte Synthese fehlen."

So sehen wir die Gegnerschaft J. P.'s mit Schiller und Goethe tief in den beiderseitigen Naturen begründet und keineswegs aus zufälligen, äußeren Ursachen entsprungen. Während J. P. vor Goethes Riesengestalt stets Respekt behielt, zeigte er gegen Schiller nicht gleiche Schonung. Er beschuldigt ihn, die vaterländischen Sitten mißachtet, die historischen Charaktere verfälscht zu haben (Aesthet. 436), seine „Reflexionspoesie" mit ihrer „Sentenzenstickerei" *) stehe tief unter der Herder'schen genialen. Wie man Crébillon den Schrecklichen nannte, so sei Goethe der Italienisch-Männliche, Klopstock der Christlich-Männliche, Schiller der Schauerliche. Einmal spricht er von Schillers „Trauerwerken"; an den ästhetischen und moralischen Fehlern in Wallensteins Lager habe er sich einen Schnupfen geholt.**) Er äußert Mitleid mit den „eingeäscherten Herzen"

---

*) „Goethe ist in seiner Prosa voll Reflexionen, zu denen Schiller nicht einmal fähig wäre, aber in seinen Gedichten waltet bloß Gefühl, indeß gerade in Schillers Gedichten die Reflexion herrscht." (Förster IV, 93.)

„Was Shakespeare durch sein Individualisieren des Dialogs, ... hervorbringt, das erstrebte Schiller durch Ideenfülle, Sentenzen und musikalische Spracheffekte. ... Sein Fehler ist, daß er immer noch ein außerhalb der Bedingungen seines Stoffs und seiner Charaktere gelegenes Schöne und Poetische in seine Stücke hineinträgt, welches jenen widerspricht, anstatt dies Poetische, dies tiefere Interesse aus dem Stoff selbst heraus zu entwickeln, wie es Shakespeare macht." (Otto Ludwig, Shakespearestudien S. 13. cf. daselbst auch S. 56 u. 222 ff. die meisterhafte Analyse von Schillers Wallenstein.)

**) In einem Brief an Jac. Anders äußert er sich Aesthet. 405, wo er im

dieser genialen Egoisten; auch bei seiner Begegnung mit dem „felsichten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen" (Wahrheit 5, 122), ist es die Kälte, die ihn wie an seinen Werken zurückstößt. (Aesthetik Schluß, Nachschule 174, Kl. Bücherschau 69.)

Weit größer ist seine Achtung vor Goethe. „Goethes Epigramme und sein Geist! — nie war die Stärke gefälliger — ein Rafael — Gott als ein Kind gleich dem Amor alles bezwingend, aber unter Tändeln!" (Förster IV, 144.) Andererseits kann er nicht umhin, in ihm doch eigentlich den Fürsten und Häresiarchen der neuen verderblichen Richtung zu ersehen. „Die Stelle im Allwill", schreibt er an Jacobi, „wo du von poetischen Auflösungen in lauter unmoralische Atonie sprichst, gab mir die erste Idee des Titan, du konntest nicht nur einen Roquairol dichten, du hast es schon gethan."

Allwill in dem Jacobischen Roman ist Goethe, er wird als wahrhaft freier Mensch geschildert, der ohne Rücksicht auf Gesetz nach souveränen Neigungen seiner Natur groß und edel handelt. Es gibt keine Liebenswürdigkeit, die sich in ihm nicht spiegelte: Uebermaß von Kraft und zarte, lebhafte Sinnlichkeit sind seine Haupteigenschaften; der ganze Mensch seinem sittlichen Teil nach ist Poesie geworden, „es muß daher mit ihm kommen, daß keine ehrliche Faser mehr an ihm bleibt . . ." „Das macht die Allwill so gefährlich, daß sie oft die schönsten Regungen der Seele blicken lassen, aber ihre Eigensucht ist stark und grausam, einer eigentlichen Verläugnung sind sie nicht fähig und die souveräne Kraft des Sittlichen in ihnen ist so gut wie tot." Sie geben vor, eins mit der Natur sein zu wollen, aber „was ist mehr der Natur entgegen als jene Unmäßigkeit, die alle Bedürfnisse vervielfacht und unendlichen Mangel schafft, jenes blinde Ringen, zu widernatürlichen Bedürfnissen widernatürliche Mittel zu finden?" Die Theorie des Genusses werde an die Stelle der alten Weisheit gesetzt, die echtesten Bande der Natur würden gelöst, reine Verhältnisse zerstört, um chimärische an die Stelle zu setzen, und die Gesetzesfeindschaft gegen die auswendig gelernte Moral entwickle sich zu schrankenlosem Individualismus. (Jacobi, Ges. W. I.)

„Wallenstein" den „Gebirgsgipfel" seines „großen tragischen Geistes" sieht. „Erde und Sterne, das Ueberirdische und alles Irdische ziehen und laden die Blitze, welche tragisch auf die Seelen niederfahren und das Leben erschüttern." cf. auch Dr. Katzenb. S. 222, wo er ihn geradezu in Beziehung zu Luther setzt als den „Reformator der Bühne". Privatäußerungen und Preßerzeugnisse sind eben ein Unterschied.

Das war aus Jean Pauls innerster Seele geredet. Hören wir einige weitere Aussprüche des Dichters über Goethe:

„Die poetische Kraftfülle“ (des Faust) „begeistert mich. Eigentlich ist er gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die er in seinem Spiegel sehr leicht finden konnte.“ (An Jacobi 1810.) Goethe selbst gesteht:

„Ja sogar das bessere Selbst, gutmütig und bieder,
Will mich anders, doch du, Muse befiehlst mir allein.“

„Der Verfasser der falschen Wanderjahre hat über Goethes moralisch brüchigen (!) Charakter in vielem recht. Welch anderes Bethlehem von großem, reinen und doch wahren Charakter ist nicht Walter Skotts Gebärhaus, als Goethes heidnisch-sinnliches Heroum?“ („Goethe charakterisiert eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen Recht und Unrecht, die unvermeidliche Folge der Souverainität der Form“, sagt auch Grillparzer.)

„Das dumme Vorurteil, als wären große Autoren große Menschen“, erklärt J. P. in einem Brief an Otto „schon am zweiten Tag“ nach seiner Begegnung mit Goethe und Schiller abgelegt zu haben, sie glichen vielmehr der Erde, „die in unendlicher Ferne als leuchtender Mond hinzieht, für den aber, der sie bewohnt, nur aus boue de Paris besteht“. Er werde sich nie wieder vor einem großen Mann beugen, sondern nur vor einem tugendhaften. Geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube ist ihm das Charakteristische der Weimarer Gesellschaft. Goethe sehe eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüt fallen.

Später urteilt er günstiger: Goethe ist ihm der klarste Mann in Europa und der universellste. cf. das Citat oben.

Aesthetik 434 nennt er Schiller und Goethe unter den keuschen Dichtern neben Klopstock; Goethe mit Bezug auf die drei sittlichen Grazien in „Tasso“, „Iphigenie“ und „Eugenie“ („natürliche Tochter“), diese könnten sogar ihre „wie von einem Sokrates angelegten Kleider unbeschämt entbehren und diese dem nicht lüsternen, nur poetischen Zynismus einiger seiner männlichen Darstellungen als Draperie umwerfen. Dies beweist, daß J. P. seinen großen Rivalen auch nach dessen hoher sittlicher Bedeutung zu würdigen verstand. Goethe ist eben ein sehr vielfacher Charakter. Wir mußten im Laufe der Erörterung wiederholt mißbilligende Seitenblicke auf den größten deutschen Dichter werfen; ich möchte jedoch, um nicht mißverstanden zu werden, an dieser Stelle meinen innersten Widerwillen gegen gewisse neuere Behandlungen der Literaturgeschichte und namentlich Goethe's offen aussprechen. Ist die Sonne

nicht das Weltauge, weil sie Flecken hat? Wie elend muß ein Mensch sein, der wie ein Aasgeier nur auf das Faule und Wunde herabschießt, wo er so viel Stoff zu edelster geistiger Erhebung fände!

Jean Pauls Verhältnis zur Musik.

Einst trat der liebende Genius der gefühlreicheren Menschen vor Jupiter und bat: Göttlicher Vater, gib deinen armen Menschen eine bessere Sprache; denn sie haben nur Worte, wenn sie sagen wollen, wie sie trauern, wie sie frohlocken, wie sie lieben. „Hab' ich ihnen denn nicht die Thräne gegeben", sagte Jupiter, „die Thräne der Freude und die Thräne des Schmerzes und die süßere der Liebe?" Der Genius antwortete: Auch die Thräne spricht das Herz nicht aus. Göttlicher Vater, gib ihnen eine bessere Sprache, wenn sie sagen wollen, wie sie die unendliche Sehnsucht fühlen — wie ihnen das Morgensternchen der Kindheit nachblinkt — und die Rosen-Aurora der Jugend nachglüht — und wie vor ihnen im Alter das goldene Abendgewölk eines künftigen Lebenstages glühend und hoch über der verlornen Sonne schwebt. Gib ihnen eine neue Sprache für das Herz, mein Vater! Jetzt hörte Jupiter in dem Sphärenklang der Welten die Muse des Gesanges annahen und er winkte ihr und sagte: „Zieh hinunter zu den Menschen und lehre sie deine Sprache!" Da kam die Muse des Gesangs zu uns hernieder und lehrte die Töne; und seitdem kann das Menschenherz sprechen.*)

Musik ist die Sprache des Herzens:

„Leben zeigt die bildende Kunst, Geist fordere ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus."

Jean Paul ist der musikalische Dichter gegenüber Goethe, dem plastischen. „Wenn mich eine Empfindung ergreift, so ringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen und ich will sie auf dem Klavier aussprechen." (Wahrheit 2, 102.) Die Poesie J. P.'s ist musikalisch empfunden, während Goethe im „Anschauen lebte", ja sogar das Kolorit gegen die Zeichnung zurücksetzte. Darin liegt freilich auch ein Mangel, den J. P. wohl fühlte, da er sagt: „Goethe faßt alles bestimmt auf, bei mir ist alles romantisch zerflossen." (Wahrh. 5, 105.) Dieser Gegensatz der beiden Dichterfürsten zeigte sich selbst äußerlich, da Goethe's malerischer Stil sich schon durch Schärfe und Bestimmtheit des Auges

*) Verm. Schr. 216.

kundgab, während J. P.'s schwärmerischer Blick die musikalische Tiefe seines Genius offenbarte. Diese Färbung seiner Schaffungsart bedingt die Kraft der Schilderung mit allen Mitteln der musikalischen Sprache selbst solcher Szenen, die sich im Grund jeder Bezeichnung in Begriffen zu widersetzen schienen. „Wie es ihm eigen war, jeder Musik Texte zu unterlegen, jeder Naturszene Offenbarung, so weiß er auch die zartesten, tiefsten Stimmungen in Worte zu fassen, er greift in die fernsten Reiche der kosmischen Natur, um Bilder für die geheimsten Gefühlsregungen zu finden, er will zur Anschauung bringen, was wenig Menschen nur in solcher Energie erleben. Keiner wagte, was J. P. that, mit genialen Schritten übersprang er den konventionellen Modeton und schuf sich eine neue Sprache, weil die bisherige seiner Geistesfülle nicht genügte." (Gervinus.) Das konnte er aber nur, weil er den Menschen kannte, den inneren Menschen, den am unmittelbarsten und reinsten nur die Musik offenbaren kann, während die äußere Anschauung bei J. P. zurücktrat; hatte er doch bis in sein reifes Alter Mühe, die Gegenden, die er durchwanderte, sich kartographisch zu ordnen. Dieser Grundzug gibt seiner Poesie jenes ausgeprägte lyrische Element, den unsagbaren Reiz und bestrickenden Zauber, namentlich bei Ausmalung der Kindheit, Unschuld, Heiligkeit. Dies bedingt andrerseits freilich auch den Mangel an Klarheit, die Verschwommenheit, ja Trunkenheit der Schilderung, die an dem vollen Genuß seiner Schönheiten störend hindert.*) Im komischen Anhang zum Titan 72 bedauert er es sogar, daß die Sprache mehr vom malerischen als musikalischen Standpunkt, mehr für das Auge als für das Ohr gebildet worden sei, „wir würden dann vielleicht ganz andere Lautbezeichnungen haben".**) Wie nahe sein dichterisches Schaffen mit der Musik verknüpft war, beweisen die Worte: „Ich überließ mich unter den Klavier- (oder Natur-) Phantasien nicht dem Genuß meines Gefühls, sondern strebte heraus, um zu schaffen."

---

*) ›Tout son roman n'est qu'une longue symphonie . . point de dessin ou de couleur qui parlent aux yeux de l'imagination, l'auteur cherche à faire pénétrer l'émotion en nous par des combinaisans de mots et à faire vibrer notre âme comme le musicien ébranle nos nerfs par le jeu des sons.‹ Firméry, étude sur la vie et les oeuvres de J. J. Fr. Richter. Paris 1886, p. 125. Eine gewisse Feindseligkeit gegen die Malkunst ist bei J. Paul nicht zu verkennen. Die weichlichen Schöngeister und Mädchenverführer sind fast durchgängig bei ihm Maler und Silhouetteure, so: Fraischdörfer, Bouverct, Rosa v. Meyern, Froulay, Matthieu u. s. w.

**) cf. Förster 4, 12: „Ich frage nach der Orthographie nur, wenn sie klingt, wie man nach Voltaire nur fürs Ohr reimen muß, so auch nur orthographieren."

(Wahrh. 2, 19.) Die Musik ist ihm, „da wir keinen Klang ohne Menschenstimme denken können“ (Richard Wagner!), „ein Hören eines Menschen, eine Stimmsprache“ (Förster 4, 94), aus ihr holte er seine Inspirationen, in ihr sprach er seine Stimmungen erst aus, ehe er sie in Worte setzte. Bei seinen Klavierphantasien erschütterte und rührte er sich selbst derart, daß er „weinte und schluchzte“ und auch seine Umgebung bis zu Thränen rührte.*)

Die Musik ist ihm die heilige Kunst, die Madonna unter den Künsten“, sie könne „nichts gebären und darstellen als das Heiligste“ (Förster 4, 163); „sie kann nichts als das Gute malen“ (Titan 178) (Riehl: „Wir vergessen unser schlechtes Selbst in der Musik, um unser besseres Selbst erst recht zu finden.“) Die Musik stimmt ihn daher stets ernst, schwermütig, elegisch, sie ruft ihm die ferne Kindheit zurück, sie fragt ihn, ob die Rosenknospen der jugendlichen Wünsche noch nicht aufgebrochen sind? „O wohl sind sie es, aber — weiße Rosen waren es“ (Siebenkäs 308). Sie führt ihn mehr noch in die Zukunft: „O Musik, bist du Abendluft aus diesem Leben oder Morgenluft aus jenem? Ihre Laute sind Echos, welche Engel den Freudentönen der zweiten Welt abnehmen, um in unsere stummen Herzen, in unsere öde Nacht das Frühlingsgetön fern von uns liegender Himmel zu senken“ (Hesp. 410). Darum die ewige Sehnsucht, welche die Töne wecken — „Tönen — dieses ewige Sterben“! (Flegelj. 151), „der Mondschein in des Lebens Dunkel“ (Titan 600).

Musik ist die allgemeinste Kunst, jeder singt wenigstens in der Kirche oder als Bettler (Kl. Büchersch. 28), die Menschen sind mehr zur Musik veranlagt als zur Malerei (Loge 42). Wenn Fraischdörfer die Malerei über die Musik setzt (Titan 178), so thut J. P. das Gegentheil; auch äußerlich wählt er zum Colorit einer Scene gern das Stimmungselement begleitender Töne, namentlich sanfter Instrumente (Flöten, Harmonika, Aeolsharfen). Noch in seinen letzten Tagen, als das irdische Auge erblindete, war es die Musik, die ihn tröstete und seinen Geist um so heller der überirdischen Welt öffnete. Als ihm bei der Vorlesung der Ilias der Ruf des erblindeten Ajax: „Nur Licht her, Licht her, dann mögen die Feinde

*) Auch den Gegensatz zur Antike wird man in dem musikalischen Geist des Dichters nicht verkennen können; denn Musik ist eine moderne Kunst und hatte bei den Alten nie selbständige Bedeutung. Andrerseits entspricht die Neigung Goethe's zur Malerei und Plastik seiner Liebhaberei für die Alten und seiner Congenialität mit ihnen.

kommen", die hellen Thränen in die Augen lockte, da waren es die ahnungsvollen Töne des Klaviers, die die stürmende Brust besänftigten. (Spazier, letzte Tage S. 127.)

Fragen wir noch, welche Meister, welche Art Musik ihn vorzüglich ansprach, so finden wir nicht allzuviel Material zur Beantwortung. Mozart setzt er ein hohes Denkmal in seinem Tagebuch mit den begeisterten Worten: „Stiller, kindlich einfacher Mensch, wir kennen dich nicht einmal ganz; noch keine Hand hat dein Bild der Nachwelt gegeben: du unsichtbarer Hauch der Polyhymnia! Die Ewigkeit atmete dich bald ein — Gestalten vergingen — eine helle Stimme rief durch das Chaos — du hörtest sie." (Förster 4, 164.) Von Spontinis Vestalin spricht er mit Ehrfurcht (Verm. Aufs. 98); besonders aber sind es einfache Volksmelodien und Choräle, die ihn wunderbar ansprachen, so die Choräle: „Wie sie so sanft ruhn", „Jesus meine Zuversicht" und der Schubert'sche „Erlkönig", das Brentano'sche: „Nach Sevilla!", das ihn noch in der tötlichen Krankheit zu Thränen rührte.

In sehr naher geistiger Beziehung stand J. P. seiner dichterischen Auffassung wie seiner ganzen Charakteranlage nach besonders zu dem Kunstprinicip der modernen dramatischen Musik, das er bereits prophetisch aussprach in der Vorrede zu Hoffmanns Phantasiestücken: „Bisher warf immer der Sonnengott die Dichtergabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei soweit auseinanderstehenden Menschen zu, daß wir noch in diesem Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt." (Kl. Bücherschau 30.)

Unserer Zeit war es vorbehalten, den Genius zu sehen, der das wahre Kunstprinzip, wie es jeder Genius instinktartig stets befolgt hatte, bewußt ausgesprochen und in unsterblichen Meisterwerken anschaulich dargestellt hat: das Prinzip, daß die Musik wie jede Kunst keine leere Form, kein bloßer ästhetischer Schein ohne sittlichen Gehalt und Ernst sei, daß man erst etwas denken müsse, ehe man es in Musik setzen könne, daß daher die Tonkunst als die weibliche Kunst der Anlehnung an die Dichtkunst bedürfe („Da die Schönheit entstand, war die Empfindung die Braut — Bräutigam war der Geist", sagt schon Klopstock) und in innigstem Verein mit ihr erst ihre volle Kraft und höchste Weihe erlange.

Es ist das Prinzip der Einheit, der Grundgedanke des ganzen J. P.'schen Fühlens und Dichtens. „Einheit ist Gottheit!" Dies führt von selbst auf den tiefsten Grund alles Erscheinens und Lebens — die

Gottheit. Wie alle Künste aus der Religion entsproßten, von ihr Ideen, Stil und Begeisterung bekamen, wie schon der Chor der alten Tragödie dem Kultus seinen Ursprung verdankte, so muß der wahre Künstler (vates-Prophet und Dichter) diesen Einheitspunkt wieder suchen und aus diesem Boden des kastalischen Quells Inspiration holen. Keine absolute Musik! Keine absolute Kunst! Keine absolute Wissenschaft und Moral! Kunst, Wissenschaft und Leben müssen in engster Berührung stehen; der Mensch braucht ja alle seine Kräfte und Fähigkeiten und muß sie in seiner Persönlichkeit ja doch in Einklang bringen können. Also keine Isolirtheit der Geistesproduktionen, aber auch keine Identifizierung. „Weder Einheit noch Zweiheit, sondern Vereinigung"!

Auch dem hehren Gründer des modernen Musikdramas haben die „Fraischdörfer", die neidischen, hämischen Verkleinerer des Erhabenen, nicht gefehlt, die das musikalische Kunstwerk zur leeren Tonfolge, den Ernst zum leichten Spiel verflachen wollten; die eine strenge Scheidewand zwischen den Darstellungsformen der Einen Kunst aufrichten wollten. Dem starken Geist der Alten würde es unbegreiflich erscheinen, wie man die Schönheit der Tonkunst im Kitzel der Sinne, in der bloßen Form suchen und das Aufrufen klarer Gedanken von ihrer Aufgabe ausschließen konnte. Auch J. P. sagt (cf. Hanslicks jetzt allgemein verworfene unklare Theorie): „Die Seele, welche den reinen Eindruck der Töne ohne Kenntnis der Sprache empfängt, wohnt in Tieren. Müssen wir denn nicht immer den Tönen geheime Texte, ja sogar Landschaften unterlegen, damit ihr Nachklang in uns stärker sei als ihr Vorklang außen? Und kann unser Herz anders empfinden als angesprochen und sprechend? So werden Gemälde während der Musik nicht nur von Zuschauern feuriger und tiefer erfaßt, sondern auch von manchen Meistern selber leichter geschaffen. Alle Schönheiten dienen ohne Eifersucht einander! Denn alle gemeinschaftlich erobern den Menschen." (Kl. Bücherschau 39.)

Ebenso Hesp. 408: „Es ist ein unfehlbares Mittel, den Tönen ihre Allmacht zu geben, wenn man sie zu Ripienstimmen äußerer Stimmungen und so aus Instrumentalmusik gleichsam Vokalmusik, aus unartikulierten Tönen artikulierte macht, anstatt daß die schönste Reihe Töne, die kein bestimmter Gegenstand zu Alphabet und Sprache ordnet, abgleiten vom bespülten, aber nicht erweichten Herzen." (Besser noch als willkürliches Hineinlegen der subjektiven Stimmung in die gehörte Musik ist natürlich die Erfassung des objektiven musikalischen Gedankens, der in der eigenen

Seele verwandt anklingt.) „Der Vogel singt nur, wenn er Frühlingskraft und Liebestrieb fühlt, Memnons Gestalt tönte erst, wenn Sonnenstrahlen sie berührten und weckten; ebenso erschaffe das beseelte Wort den Klang und nicht der Klang das Wort! (Vorsch. z. Aesth. 337.)

(Schon Klopstock sagt ähnlich: „Wenn die Musik die Dichtkunst ausdrückt, so ist sie Gesellin; wenn sie für sich ihre Wonnen allgemein ausdrückt, so ist sie Meisterin zwar, aber schade, daß die Gesellin Meisterin ist!) (W. W. 5, 9 „Musik und Dichtkunst".)

Nur durch die Vereinigung und Konzentration aller Kräfte, durch die Befruchtung der Töne mit seelenvollem Gehalt kommt Hohes zu stande. „Wer das Tiefste gedacht, fühlt das Lebendigste." Die Musik Wagners ist die sinnlichste, weil die geistvollste, wie die Poesie J. P.'s die gefühlskräftigste, weil die ideenreichste. Wer am tiefsten schöpft, dem strömt die reichste Fülle zu. Wie Lessing auf den Vorwurf des prunkenden Stils erwiderte: gerade, wenn er am schärfsten denke, strömten ihm die lebendigsten Bilder zu, so ist die brennende Glut und sinnberückende Pracht der Wagner'schen Schöpfungen eben dadurch zu erklären, daß er stets aus dem Ganzen und Vollen geschöpft; durch Versenkung in den innersten Geist seiner Vorwürfe fand er seine wunderherrlichen Melodien.

Wenn man J. P. mit einem Musiker vergleichen will, so ist es Wagner. Hier wie dort auffallende Abneigung gegen Symmetrie, Einfachheit und konventionelle Formen. Das brennende Kolorit und die großartigen Effekte, wie der transcendentale, christlich-schwermütige Zug in beiden ist allerdings mehr dazu angethan, Seelenstimmungen anzuregen, namentlich überirdische Sehnsucht zu erwecken, als in ruhigen Frieden und Harmonie zu versetzen. Dafür bezaubern beide durch die innigsten, ergreifendsten Töne und Seelengemälde, wie sie in gleicher Pracht und Stärke nirgends sonst die deutsche Romantik erklingen ließ. Wenn Deutschland mehr und mehr (und gerade durch Wagner) als „das musikalischeste Volk" sich Achtung verschafft, wenn die Musik im modernen Kunstleben immermehr den ersten Rang zu gewinnen scheint, so wäre es auch an der Zeit, den musikalischesten Dichter wieder mehr zu würdigen. Die Tiefe der deutschen Volksseele hat vielleicht in ihm den sprechendsten dichterischen Ausdruck gefunden, gleichwie die Musiker Beethoven, Schubert, Weber, Wagner sicherlich das deutsche Wesen signifikanter geoffenbart haben, als die deutschen Maler, mag man nun Rembrandt oder Dürer als den Repräsentanten des deutschen bildenden Kunstgenius betrachten.

Jean Paul als Dichter.

Um das Eigenartige der Produktionsweise J. P. zu verstehen und zu würdigen, müssen wir auf das Verhältnis der Philosophie zur Dichtung einen Blick werfen. J. P. vereinigte hohe philosophische Begabung und durchdringenden Scharfsinn mit mächtiger Fantasie und die Vereinigung beider Kräfte galt ihm auch als das Kennzeichen des dichterischen Genius. „Im Genius stehen alle Kräfte auf einmal in Blüte. Die Fantasie ist darin nicht die Blume, sondern die Blumengöttin, welche die zusammenstäubenden Blumenkelche für neue Mischungen ordnet, gleichsam die Kraft voll Kräfte." (Aesth. III, S. 53.) Deßhalb spottet er über Adelungs Definition des Genies: „Wer das Genie in eine „„merkliche Stärke der unteren Seelenkräfte"" setzt wie Adelung und wie dieser in seinem Buch über den Stil sich auch ein Genie ohne Verstand denken kann, der denkt es sich eben — ohne Verstand." „Daß sich das bildliche Denken mit dem tiefsten so gut verträgt, wie eine schöne Nase und Stirn mit dem weisesten Gehirn dahinter, beweisen Denker wie Plato, Baco, Leibniz, Jacobi."

J. P. stellt sogar an den Dichter die Anforderung universellerer Bildung, als sie der Philosoph brauche: der Dichter gleiche dem Bewohner des heißen Erdgürtels, dem alle Sterne auf- und untergehen müssen, der Philosoph dem Polarländer, der nur die Sterne seines Pols in Parallelkreisen, aber nie auf- und untergehen sieht." (Selina 6.)

Universalität des Geistes, Weite und Schärfe des Blickes fordert er vom Dichter, er müsse „Anhöhen gewinnen, wo die Blicke frei und verschieden zu werfen seien." „Jeder Mann von Genie sei ein Philosoph, aber nicht umgekehrt." (Hesp. 281.) „Die Dichter hängen den Kopf wieder mit dem Herzen zusammen und ohne sie wird die Philosophie, die mehr die Freuden als die Leiden des Lebens wegzudisputieren versteht,

zum hellen Mittag, wo kein Regenbogen möglich ist, aber doch die schwersten Gewitter." (Briefe u. bev. Lebensl. 93.)

Höhe des Gesichtspunktes, Tiefgründigkeit der Ueberzeugung bilden denn auch die Grundlage der J. P.'schen Schöpfungen; sie sind von echt philosophischem Geist wie von hoher edler Gesinnung innig durchdrungen.

Dabei ist sich J. P. über die Grenzen beider Geistesfelder nicht unklar; er rügt ernstlich den Trugschluß eines Autors, der das philosophische Auflösen aller Erscheinungen in eine begriffliche Einheit, mit dem dichterischen Verketten einiger zu einem vielgliederigen Ganzen vermischte (Kl. Büchersch. 135) und „Schmelzle" 28 (Note) sagt er: „In die Philosophie verhülle sich die Dichtkunst nur so, wie diese sich in jene: Philosophie in poetischer Prosa gleicht jenen Trinkgläsern, welche mit bunten Bilderschnörkeln umzogen zugleich im Genuß des Getränkes und des Bilderwerkes, die oft widrig sich deckten, stören." Obwohl er daher die schwerfällige Sprache der meisten Philosophen tadelt und es beklagt, daß die Philosophie „wie eine türkische Dame nur von Schwarzen und Häßlichen bedient" werde, lobt er doch die edle, charaktervolle Prosa Fichtes. Die Thätigkeit des Dichters sei so verschieden von der des Philosophen, wie die des Landschaftsmalers von der topographischen Aufnahme einer Gegend durch den Geometer oder von der wissenschaftlichen Durchforschung seitens des Geologen.*)

Welches nun sind die Berührungspunkte zwischen Dichtung und Philosophie?

Abstrahieren ist der Tod der Kunst, je abstrakter, logisch durchsichtiger und beweiskräftiger, desto unpoetischer sind die Gedanken. Alle Dichtung gründet sich darauf, die Begriffe anschaulich zu machen, so daß sie die Natürlichkeit und Schönheit der Wahrnehmungen erlangen, ohne ihre Wahrheit und allgemeine Geltung zu verlieren. „Wer das Besondere

---

*) Nichts ist armseliger als die Vermischung der Kunstgattungen, sowie des wissenschaftlichen mit dem künstlerischen Interesse, wie sie in historischen, philosophischen, selbst spiritistischen Romanen heutzutage so um sich greift. Das ist stets ein Zeichen vom Niedergang der Kunst. Die Poesie, die Wissenschaft sein will, ist noch widerwärtiger, wie die, welche Moral predigen will. (Praktisch hat J. P. diese Wahrheit freilich nicht immer befolgt; viele seiner Werke nehmen eine Zwitterstellung zwischen Poesie und lehrhafte Erörterung ein, auch in der Einleitung zu Aesthetik hat er die Verschiedenheit des Zweckes zu wenig berücksichtigt. (cf. oben S. 327 ff.)

faßt, bekommt zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, das ist die Natur der Poesie“, sagt Goethe. Nie wird uns eine Sache so deutlich, als wenn wir den Punkt ins Auge fassen, wo sozusagen die Wahrnehmungen sich vereinigen und in Begriffe überspringen. Deshalb gibt ein einziges Beispiel mehr als eine lange Erörterung und erläutert ein schlagender Vergleich oder ein treffendes Bild besser als eine lange Erklärung.

Hier nun ist das Feld J. P.'s. In der Kraft und Prägnanz der Gleichnisse und Metaphern, in der Charakteristik von Personen, Szenen, Empfindungen durch ein signifikantes Bild ist er geradezu unerreichbar.*) Freilich ist der Bilderreichtum fast zu üppig, die Ideen haben oft „alle ihre gestickten Kleider auf einmal an“, wie J. P. an Görres tadelt, und der Gedankengang wird dadurch schwerfällig und überladen, aber selten möchten wir doch auch nur eine der glänzenden Perlen missen, wenn wir auch dem Geschmeide glücklichere Fassung wünschten. Weil hier die Stärke J. P.'s liegt und er sich dessen wohl bewußt war, läßt er die ihm gemachten Vorwürfe nicht gelten. „Die engen Injurianten der Metaphern, die uns statt des Pinsels lieber die Reißkohle gäben, schreiben der Farbengebung die Unkenntlichkeit der Zeichnung zu; sie sollten's aber blos ihrer Unbekanntschaft mit dem Urbild schuld geben. Wahrlich, der Unsinn spielt Versteckens leichter in den geräumigen abgezogenen Kunstwörtern der Philosophen . . . als in den engen grünen Hülsen der Dichter. Von der Stoa und dem Portikus des Denkens müsse man eine Aussicht haben in die Epikurischen Gärten des Dichters.“ (Hesp. 102.) Die Dichtkunst sei der elektrische Kondensator der Philosophie, jene verdichte das elektrische Spinngewebe und die Beatifikation der letzteren zu Blitzen, die erschüttern und heilen. (Briefe 2c. 8.) Die Philosophie mache blos die Silberhochzeit zwischen Begriffen, die Dichtkunst die erste (Hesp. 316), leere Worte gebe es, aber keine leeren Empfindungen; der „von der

*) So, wenn er Goethes Tasso einen „süßen Orangenblütenstrauß“ nennt, fühlen wir uns nicht mit einmal in die herrlichen Gärten der Villa Borghese versetzt, wo dieses Werk seinen Ursprung fand? Oder wenn er die Messiade einen „schimmernden, durchsichtigen Eispalast“ nennt, wie könnte man das Unlebendige dieser Verstandespoesie bei aller Großartigkeit des Strebens besser kennzeichnen? Welch' herrliche Metaphern sind die Quellen als „Wasserkinder“, die Schmetterlinge als „Blumen der Luft“, die Nachtigall als „Zwergorgel“, das Echo als „Mondlicht des Klangs“, das Gold als „Exkrement des Glücks“, die Studierstube als „Brautkammer des Geistes“. Ein Meisterstück einzig in dieser Art ist die Tierphantasie (Levana 240).

Poesie beflügelte Same der Weisheit" dringe weiter und werde lieber aufgenommen als die nackte Lehre.

Wichtiger aber noch als die Veranschaulichung des Gedachten ist die Verwertung für das Empfinden. Die Stimmungswerte der Gedanken, die Assoziationen, welche eine Idee mit der Gefühlsseite des Menschen besitzt, darzustellen, das ist das eigenste Gebiet des Dichters, darin zeigt sich seine Schöpfungskraft am kenntlichsten. Ein Gedanke ist oft armselig, ja banal, aber der Dichter weiß uns den Gefühlswert, den Empfindungsgehalt desselben in einer Weise zu entwickeln, daß wir erstaunt und tief erschüttert sind. Was ist trivialer als der „Wert der Zeit" und die Unmöglichkeit, die verflossene zurückzubringen, ein Thema, das man kaum noch Mittelschülern als Stilübung aufgibt — und was thut der Dichter? Er stellt uns diese Wahrheit dar als schmerzliche Erfahrung eines ergrauten Sünders, er versetzt uns in eine stimmungsvolle Situation — eine Winterlandschaft in der Neujahrsnacht und läßt Akkorde aus der reinen, frohen Jugendzeit herüberklingen — durch die Auflösung als Traum wird das Gemälde noch poetischer — was ist doch aus der platten Alltagsweisheit im Zauberspiegel der Dichtkunst geworden! Wie wirkt doch jetzt der Gedanke so mächtig, den sonst jeder täglich mißachtet, eben, weil er ihn nur als platte Moralweisheit kennt! Die ergreifendsten Szenen im Faust, die als Stimmungsbilder so mächtig wirken, haben meistens einen ähnlichen, geringfügigen Gedanken als Begriffsextrakt. Es ist oft wunderbar, in welch' einfache Alltagsweisheit sich der Gedankengehalt einer Dichtung auflöst, welch wenig wissenschaftliche Ausbeute manch' erhabenes Kunstwerk bietet; der wissenschaftliche und der künstlerische Wert liegen eben auf verschiedenen Gebieten, sonst müßte ein philosophisches Lehrgedicht oder die geistreichen Memorialverse der Grammatiken den Höhepunkt der Kunst bilden. Ist freilich die dem poetischen Kunstwerk zu Grunde liegende Idee an sich groß und erhaben, dann steigt natürlich die Dichtung, falls die Ausführung entsprechend ist, aus demselben Grund, aus welchem eine Madonna von Rafael höher steht als das schönste niederländische Genre. So hat J. P. den Gedanken der Welt ohne Gott in einer Weise ausgeführt (namentlich dadurch, daß er Christus, den wir uns als den gottgesandten Vermittler himmlischer Kraft und Weisheit zu denken gewohnt sind, als den trostlosen Verkünder jener gegenteiligen Botschaft auftre läßt), er hat diese Idee in allen ihren Zügen und Wirkungen so behan lt, daß uns ein Grausen wie vor einem Abgrund befällt, daß der ungläub

Menschheit ganzer Jammer uns erfaßt, während wir doch sonst jenen Gedanken oft so gleichgiltig denken, uns so vertraut mit ihm gemacht haben, daß wir gar nicht mehr empfinden, was das eigentlich heißt.

Keiner besaß in gleichem Maß Geist und Fantasie, Tiefe der Denkkraft und Glut der Empfindung vereinigt wie unser Dichter und wenn er von Goethe an Anschaulichkeit, an Feinheit der Stimmungsbilder übertroffen wurde, so überbot er Goethe seinerseits an Kraft der musikalischen Sprache, an Tiefe der Empfindung, an Adel der Ideen. Keiner hat wie J. P. den Zauber der erwachenden Liebe, den bestrickenden Reiz der unschuldigen, jungfräulichen Kinderseele gezeichnet; bis in die innersten, zartesten seelischen Zustände dringt er vor, die sich der Offenbarung in Worten fest widersetzen, aber — und hier liegt der Hauptmangel J. P.'s naturgemäß begründet — der spirituelle Stoff widersetzt sich oft der plastischen Gestaltung; denn „nur ein bestimmter Grad von Klarheit kann mit einem bestimmten Grad von Fülle und Wärme zusammenbestehen". Es lag schon in der Materie seiner Dichtungen, daß die Darstellung zu kurz kommen mußte; daher das Dämmerleben, in dem seine Gestalten weben, das Fehlen der klaren Umrisse, „der Mondscheincharakter seiner Poesie", wie sich Gervinus ausdrückt. Gerade die idealsten seiner Werke, der Titan und Hesperus, die J. P. am liebsten waren, wo der Schwung der Ideen, der Adel seiner Gestalten die höchste Stufe erreicht, sind formell die wenigst gelungenen.

Wo die Empfindung nicht zu hoch greift, wo die Charaktere nicht in zu luftiger Höhe schweben, gewinnt die Darstellung auch anschauliche Lebendigkeit, sind die Gestalten weit entfernt von der Verschwommenheit und Aetherhaftigkeit der meisten Idealfiguren. Besonders die komischen Käuze, die Wuz, Hoppedizel, Fenk, muten uns mit ihrer Frische und derbkräftigen Wirklichkeit an wie Gestalten aus Dickens Romanen; sie verblassen in dem Maße, als sie Träger von Ideen werden wie Schoppe, Leibgeber, die uns trotz aller Bemühungen des Dichters keine rechte Sympathie abgewinnen können. In dieser Beziehung hat Schlegel richtig geurteilt, wenn er sagt: „Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger, je komischer, desto näher dem Besseren."

Freilich ist damit die formelle Mangelhaftigkeit der J. P.'schen Bildungen noch nicht genügend erklärt. Wie ist der auffallende Mangel an plastischem Sinn, an kunstmäßiger Gestaltungskraft bei dem Dichter zu erklären? War es ein angeborner Mangel? Offenbar nicht, oder nur

in dem Maß, als eine starke Fantasie und Hang zur Transcendenz und zu spirituellen Gefühlen den Formsinn beeinträchtigt. Die ältesten Produkte J. P.'s weisen den Fehler nicht auf; sie sind schulgerecht, streng methodisch nach allen Regeln der Topik ausgeführt; (ich weise besonders auf die Abhandlung „Ueber den Menschen" hin, wo auch schon die Neigung zu antithetischer Behandlung eines Themas sich kundgibt). Ebenso gelang es J. P. in seinen späteren Werken und namentlich in kleineren Skizzen — manche sind wahre Cabinetstückchen von anschaulicher, formvollendeter Darstellung — den gerügten Fehler zu meiden.

Auch ist die Unregelmäßigkeit und Formlosigkeit nicht etwa seiner Eigenschaft als Humoristen zuzuschreiben (wie es Goethe wohl möchte); denn er ist auch ernster Schriftsteller und gerade die humoristischen Partien und Charaktere sind am wenigsten von seinen Fehlern angekränkelt. Ingleichen ist Planks*) historisch-symbolische Erklärung verunglückt; schon Vischer hat getadelt, daß er nach der beliebten Konstruktionsmethode in Jean Paul die damaligen politischen Zustände abgebildet sah. Auch Spazier trifft nicht das Richtige, wenn er (Sp., J. P. in seinen letzten Tagen S. 86) aus dem Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters die Eigenart seines Stils erklären will: Sein Leben sei nicht harmonisch gewesen wie das Goethes; seine bittere Armut bis in reife Manneszeit hätten ihn nur das Drückende, höchstens das Lächerliche in unserem Leben fühlen lassen, er habe die Form des Lebens, die ihn engte, nur betrauern, nicht lieben können; daher sein Freiheitsgefühl, sein Haß gegen die Form . . . „seine Poesie ergoß sich fessellos, wie sein Haupthaar". Als das Leben ihm hold und die unterdrückte Bildkraft frei wurde, wäre der Dichter von der Zeit schon geformt gewesen. „Wohl erkannte er da die Welt der Formen, aber sie zog in sein Inneres und bildete in seinem Leben den einzig großen, schönen Rythmus; daher gehört er zu denen, welchen das Geschick nicht gewährte, zu werden, was sie werden konnten."

Spazier wie Plank begehen den Fehler, die Charaktereigentümlichkeiten J. P.'s viel zu sehr von außen hinzutragen. Ein Mann wie J. P. war doch zu sehr „eigenes Licht und eigene Kraft", um den äußeren Verhältnissen solche Macht über seine innere Gestaltung zu lassen. Er hat es gezeigt, welche Seelenstärke er schmerzlichen wie schmeichelnden Einflüssen

---

*) Plank, „J. P. Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung".

gegenüber besitze. „Alle äußeren Thatsachen konstruieren sowenig ein inneres Erzeugnis oder gar den ganzen innern Mann, als die anatomische Darlegung des Körpersystems die Verdauung oder ein Gerippe das erzeugte Kind ... Alles bildet, aber alles bildet nicht alles; dem Bildenden ist ja vorher das Bildsame vorgelegen ... Um sich von Außen einen Menschen auch nur einigermaßen zu erklären, müßte man alle möglichen wirklichen Einwirkungen aufzählen ... aber auch seine Rückwirkungen und Gedanken hiezu; ja dann fehlte auch noch die Ausrechnung, wie beide sich ausgeglichen. Kein Mensch wird der bloße Widerschein seiner Verhältnisse." (Wahrheit I, XVII.)

Wir dürfen nur auf die Produktionsweise des Dichters blicken, um die Lösung des Rätsels zu finden.

Seine frühzeitige Lernbegierde, bei dem Unvermögen sich Bücher anzuschaffen, nötigte ihn zu einer ungemessenen Schreibsucht, zumal es fast kein Buch gab, das für ihn nicht Interesse bot; aus der abstrusesten, veraltetsten Lektüre sog er wenigstens Stoff für seinen Witz; dazu kamen die eignen Gedanken, die, angeregt von dem Gelesenen und Erfahrenen, in überströmender Fülle hervorbrachen. Sechzehn Jahre alt, schrieb er schon „Uebungen zum Denken", ein Tagebuch voll philosophischer Aphorismen, das Andachtsbuch mit moralischen Reflexionen. Zwölf große Quartbände brachte er auf die Universität mit, das Material schwoll lawinenartig an, 20 Quartbände bloß „Ironien" kamen bald hinzu, und noch mehr Satiren, alles rubriziert, in Abteilungen, Unterabteilungen geordnet, so klein und subtil, daß es beim Bedarf nicht fehlen konnte.

Diese Sammelwut und Schreiblust wurde er sein ganzes Leben nicht los. Die Angst, etwas zu verlieren, einen Tag für die Schriftstellerei zu versäumen, ließ ihn kaum das geringste Reisevergnügen gönnen. „Wenn ich meinem Geist nur einen von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon eine unbezwingliche Bruthitze mich wieder über mein Nest voll Eier. Der arme Paul wird es so forttreiben, bis die gequälte fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist."

Dazu kamen Regeln über den Gebrauch dieser Bücher, ein „Register dessen, was ich zu thun habe", Renner über den Inhalt jedes Buches, das Studienreglement, die observanda bezüglich der Komposition, die einzelnen Studienbücher zu bestimmten Werken. Ferner wurden die Materien der Bücher nach neuen Gesichtspunkten wiederum in neue Bücher geordnet, was er „Ideenwürfeln" nannte. So entstanden „rührende Szenen",

„brauchbare Personen", „edle Zufälligkeiten", „Fehler großer Charaktere" u. s. w. (cf. Wahrheit 5, 284 ff.).

Täglich mußte nach genau bestimmter Ordnung ein Teil dieser Bücher durchgelesen werden, um Stoff und Anregung zur Produktion zu geben. Daneben lief die ungeregeltste Lektüre mit („das Leben hält auch keine Ordnung ein", sagt er im Titan 110), sogar das Rückwärtslesen der Bände eines Werkes ist eine Eigenheit J. P.'s. Das alles mußte seinen Produktionen den Stempel der Büchergelehrsamkeit beim Mangel lebendiger Anschauungen in Kunst und Natur aufdrücken.

Ging es nun an die eigentliche Komposition, so wurden zunächst alle Gedanken und Einfälle regellos hingeworfen. Die Masse des aus den Sammelbüchern Verwertbaren in Verbindung mit den Assoziationen seiner lebhaften Fantasie ergab bald eine so erdrückende Fülle von Ideen, daß die Ausgestaltung notwendig darunter leiden mußte, zudem der Dichter nicht gern etwas Schönes wegließ. Beim Ordnen der Gedanken mischte sich wieder die Fantasie störend ein, es tauchten neue und wieder neue Einfälle auf, die ebenfalls niedergeschrieben werden mußten — es fehlte die Disziplin der Fantasie, die ruhige Besonnenheit, welche die überschäumenden Wogen in ihr Geleis zurückgetrieben und das Feuer, der „Dichtungswut" zur gemäßigten Brutwärme abgedämpft hätte. „Die Gedanken halten wie Kinder beim Ankleiden nicht still", sagt er bezeichnend, und er rechnet sich (und Jacobi) zu den Autoren, die „vor Gedanken nicht zu Worten kommen können und stets einander, zumal über Bücher, ein Buch zu sagen haben." (Förster 4, 95.)

In den wissenschaftlichen Abhandlungen litt die Ordnung und methodische Entwicklung*), in den rein poetischen außerdem noch die

*) Am wenigsten ist dies in der Vorschule der Aesthetik der Fall. Die Abhandlung über das Lächerliche hat Drobisch sogar als Muster logischer Entwicklung eines Themas in seiner Logik genannt (§ 111); freilich hat J. P. an diesem Werk auch am längsten gearbeitet (cf. Vorrede); am schlimmsten sind manche kleinere, z. B. die beiden philosophischen, dem Fixlein angefügten, über „uneigennützige Liebe" und „Magie der Einbildungskraft". Wichtig für das Verständnis des Dichters ist die Stelle Wahrh. 3, 69: „Es ist allemal leichter, einen Satz zu verstehen ... auch ihn zu erfinden, als ihn in Verbindung mit andern zu bringen, ja ganze Ideenreihen zusammen zu passen. Dies letzte kann blos der, der viel überdenkt, dessen Einbildungskraft wirksam genug ist, um die Verbindung eines mit dem andern zu zeigen, aber auch eingeschränkt genug, um ihn in Ueberdenkung vieler Sätze durch keine Nebenideen zu stören. Beide Eigenschaften vereint, geben den, der ein System machen kann."

künstlerische Darstellung unter dieser Art des Schaffens. „Wer suchte weniger als er logischen Zusammenhang, der die Deutschen verleitet, Gutes durch Schlechtes zu verkitten und mehr Mörtel als Quadern zu gebrauchen?“ (Hesp. 399) — ein sehr gewagter Ausspruch!

1. Erzählungsweise Jean Pauls.

Der Mangel an herrschender Gestaltungskraft zeigt sich namentlich im Erzählen und in der Charakterzeichnung. Echt Jean Paulisch ist der Satz: „Leichter ist's, einen Satz zu verstehen, ja zu erfinden, als ihn in Verbindung zu setzen.“ (Wahrheit 3, 69.) Zu ruhiger, sachlicher Darlegung bringt es J. P. selten; zwar was Schlegel sagt, er sei nicht fähig, ein Bonmot, eine Thatsache erzählend gut wiederzugeben, geht zu weit; J. P.'s Erzählungsart ist originell und geistreich, namentlich bei kleineren Partien, aber sie wird in längerer Darlegung oft ungenießbar. J. P. ärgert sich über die Weiber, die immer nur das Geschichtliche an einem Roman schätzten und die Reflexionen überschlügen*): Viel Erzählen sei das „Zeichen eines schwachen Kopfes“, man könne noch einen zweiten schwachen Kopf hinzusetzen, „der gern viel erzählen hört“ (Wahrh. 2, 100). Er spottet über die Kunstrichter, die ihn tadelten, daß er den Geschichtsstoff „nicht so dick und breiartig“ auftrage und einschmiere [— der Haß gegen die Geschichte kommt auch hier rächend zum Vorschein], aber die Mängel seines Erzählungstalents werden dadurch nicht zu Tugenden. Unerschöpflich ist J. P. an tausend Wendungen, um den geraden Weg zu vermeiden**); bei jedem Schritt der Erzählung mischen sich Reflexionen ein, wenigstens ein Gleichnis, eine Analogie wird selbst jedem Sätzchen angehängt; der Hauptfaden der Erzählung liegt so hinter Reflexionen, lyrischen Ergüssen, satirischen Einschiebseln verschleiert; und nicht nur daß er über seine Fakta reflektiert, er reflektiert auch über seine Arbeit

*) „Es ist so leicht, den Leser zu interessieren“, schreibt er an Otto (Briefw. 1, 104) — „ohne Witz, ohne Empfindung, ohne Wahrheit — durch bloße Geschichten, so leicht und andererseits so unwürdig einer menschlichen Anstrengung, daß mir mein zu schwerer Zweck, Empfindungen und Wahrheiten darzustellen lieber ist, als jeder andere, den ich besser erreichte.“

**) „J. P.“, sagt Lichtenberg, „sucht den Beifall seiner Leser mehr durch coups de mains als durch planmäßige Attaquen zu erreichen.“ „Ordnung, unverwandtes Augenmerk auf ein Ziel ist meine Sache nicht, ich springe lieber als ich gehe.“ Otto macht ihm (Briefw. IV, 57) den treffenden Vorwurf, er scheine mehr seine als des Lesers Lust zu suchen; er spiele mit dem Stoff und werde nicht völlig Herr desselben.

(z. B. uns. Loge 26: ich ärgere hier Herrn Adelung durch's Wort „nämlichen"), unterhält sich und scherzt sehr ergötzlich mit dem Leser, rügt stilistische Mißstände, erörtert Wörter, die ihm „nicht gefallen", schließt humoristische Verträge mit dem Leser u. s. w.

Während er so einerseits den Bericht unnatürlich ins Breite zieht, überspringt er anderseits wichtige Mittelglieder der Entwicklung, er läßt den eigentlichen Nerv der Handlung oft erraten (z. B. die Absicht Matthieus im Hesperus bei seiner Intrigue); den Gedankensprüngen in der Motivierung muß er später mit langen Erörterungen kommentierend nachhelfen — „gebe Gott, daß der Leser alles versteht", entwischt ihm einmal der Stoßseufzer (Loge 126); die Gedanken und Bausteine, die es ihm nicht gelang, in der Erzählung unterzubringen, legt er in Extrablättern, Schalttagen ꝛc. nieder und so überwuchern die Zuthaten gleich üppigen Schlingpflanzen den geraden Baum der Geschichte und drohen dessen Wuchs zu verkümmern und zu verkrüppeln.

Der Kunstgriff, den J. P. regelmäßig benützt, nämlich sich die Materialien seiner Erzählung von einem imaginären Korrespondenten (im Hesperus ist sogar eine Hundspost arrangiert) zustellen zu lassen, gibt ihm Gelegenheit zur Entschuldigung, wenn der Zusammenhang gar zu verwahrlost aussieht: „Was kann ich dazu, wenn der Hund nicht eintrifft?" (Die Idee mit den Zettelkasten hat Roquette ernst genommen und wirklich gemeint, J. P. ziehe beschriebene Zettel und mache darnach die Kapitel!!)

So ergibt sich aus dem Ganzen eine Kompliziertheit der Gedankenarbeit, eine so schwerfällige Maschinerie, daß wir uns oft schmerzlich nach der naiven Einfachheit einer schlichten Kinderfabel zurücksehnen. „Einfachheit ist die Frucht der Reife." „Es gehört ein Ueberschuß an Kraft dazu, um den leichtesten Ausdruck zu finden, nämlich mehr Kraft als man zum (bloßen) Ausdruck nötig hat." (Förster 4, 94.) Aber dies Ideal blieb für J. P. lebenslang unerreichbar, ausgenommen in aphoristischen Gedanken, wo allerdings Idee und Bild, Gedankenjuwel und Fassung in der Regel wunderbar sich decken.

Man darf nicht vergessen, daß die Wunderlichkeiten seiner Erzählungsweise auch oft beabsichtigt waren. Scheinbare Härten und Sonderbarkeiten der Sprache erweisen sich bei aufmerksamem Zusehen als wohl überlegt und gewollt. Die phantastischen Arabesken und Schnörkel seines Stils gehören eben mit zur Eigenart und zum Temperament des Autors und sind getreuer Abdruck seines Innern. Die Nachsicht des Publikum

das sich in seine Manier bald einlebte, und der große Erfolg seiner Werke reizte ihn zu übermütigen Experimenten, zu launenhaften Unarten, die man dem Genie verzieh, die aber durch ihr Beispiel in der folgenden Romantik ihre bedenklichen Früchte trugen und zur Verwilderung des Stils viel beitrugen. (In dieser Beziehung ist das scharfe Urtheil Grillparzers, der ihn einen „Sprachverderber" nennt, richtig, so falsch es in seiner allgemeinen Fassung ist.) Wenn ein Autor den Spott hinwirft: „Ich bin doch begierig, ob ich hier verstanden werde" — „ich weiß nicht, ob ich undeutlich spreche, hoff' es aber" *) — wenn er sich beklagt, daß die unbekanntesten Leute in seine Geschichte einspringen wie in eine Passagierstube — wenn er einen Roman in seine eigene Krankheitsgeschichte auslaufen läßt und uns seitenlang mit dem Bülletin des Krankheitsverlaufs unterhält — so heißt dies doch die Grenzen weit überschreiten, welche schriftstellerischer Laune gestattet sind.**) Goethe hätte Recht, wenn er den Humor für die Maßlosigkeiten seines Stils mitverantwortlich machte, denn es sind thatsächlich ganz neue humoristische Sprachfiguren, die J. P. in solchen Dingen erfunden hat.

Nicht wenig war auch die übertriebene Sprachkürze, deren sich J. P. (eben wegen der Fülle der Gedanken) befliß, einer ordnungsgemäßen Gliederung und Entfaltung, der erschöpfenden, allseitigen Entwicklung eines Ideenganzen hinderlich. Was Jacobi von Hamann sagte, derselbe thue seinen Lesern zuviel Ehre an, gilt auch von J. P. „Sprachkürze gibt Denkweite" sagt J. P. (Lev. 297). Gewiß, und als anregender Schriftsteller wird J. P. kaum seines Gleichen haben; aber der Autor darf auch nicht zuviel dem Leser überlassen; er darf nicht vergessen, daß er ein fertiges Kunstwerk zu liefern hat, statt dessen liefert J. P. oft nur Bausteine, allerdings wertvolle, gediegene Edelsteine, aber nicht verarbeitet, zu roh, so wie sie unmittelbar aus dem Schacht des Geistes kommen; sie können darum auch nicht ihren wahren Glanz offenbaren; zudem häufen und stören sie sich gegenseitig: weniger wäre mehr. Heine sagt: „Die Ideen stehen bei J. P. so gedrängt, daß sie sich gegenseitig die Köpfe einstoßen." Es sind oft lauter Rosinen, zu denen der Teig fehlt, lauter Lichter, die

---

*) Ebenso sagt er (Förster 4, 90): „Mir ist ganz erwünscht, daß ich manchem zu schwer erscheine. Dies fortfliegende Zeitalter wird mich bald deutlich und zu deutlich finden und machen."

**) So erzählt er mit der unschuldigsten Miene, Albano sei Don Gaspards Sohn und stellt sich durch die weitere Entwicklung der Geschichte selbst überrascht.

nicht recht leuchten wollen, weil sie das Auge zu sehr blenden. Wir denken dabei immer an Goethe, der im Gegensatz zu J. P. oft nur einen kleinen Gedanken in einer Periode ankommen läßt, aber er „fährt stets in einer reichen Karosse mit sechs glänzend geschirrten Rossen“ (Heine). Hat Goethe oft „mehr Kunst als Poesie“, so bleibt bei J. P. oft der Künstler zu weit unter dem Denker. „Das Genie, das ihm die Natur gegeben, war größer als das, welches er in seinen Werken offenbaren konnte.“ (Firméry l. c. 360.) „J. P. bietet Gedankenkeime,*) die zu Riesenbäumen auswachsen könnten, wenn er sie ordentlich Wurzeln fassen und mit all ihren Zweigen, Blüten und Blättern sich ausbreiten ließe, so aber rupft er sie aus, wenn die Keime noch kleine Pflänzchen sind, und ganze Geisteswälder werden uns so als Gemüse vorgesetzt. Aber es ist nicht jeder veranlagt, kleine Eichen, Cypressen, Palmwälder als Salat zu verspeisen.“ (Heine.)

2. Charakterdarstellung.

Fast schlimmer noch steht es mit der Ausarbeitung der Charaktere. Es ist ungerecht, J. P. Unfähigkeit der Charakterisierung vorzuwerfen. J. P.'s Charaktere sind keineswegs blos „Holzlattengerüste, an denen der Dichter die duftigen Blütenkränze seiner Gedanken und Empfindungen anhängt“**) (Carrière in seiner interessanten Studie: „Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul“); auch die Darstellung reiferer Charaktere lag nicht jenseits der Grenzen seines Genies (wie Julian Schmidt, Hettner 2c. meinten), dagegen spricht schon der Dr. Katzenberger und Hauptmann Theudobach; — J. P. hat die herrlichsten Gestalten mit den originellsten Zügen***) (und zwar keineswegs bloß auf humoristischem Gebiet) geschaffen; meisterhafte Individualisierung, scharfe Gliederung und Nuancierung der

---

*) „Hätte ich jeden Keim ausblühen lassen, so hätte man die Mannigfaltigkeit gelobt, ich wollte im Samenkern den Baum zeigen, seine Zweige, Wurzeln, Blüten, Blätter.“ (Förster 4, 150.)

**) Die etwaige Beziehung auf ein ähnliches Geständnis J. P.'s an Otto: „Ich habe bisher (bis 1791) jede satirische Personage wie eine Pfänderstatue angesehen, die man mit allem Möglichen besteckt und umhängt, du gewöhntest mich halb davon ab“ (Wahrheit 4, 336), ist bei einem Gesamturteil (J. P. hatte damals noch keinen einzigen Roman geschrieben) unpassend.

***) Roquairol und Schoppe allein würden J. P. unsterblich gemacht haben.

Charaktertypen, herrliche Kontraste der verschiedenen Figuren*) desselben Romans fehlen nicht. Wenn auch die Erfindung bei den idealgestimmten Charakteren nicht besonders reich ist, so umsomehr bei den humoristischen. Wenn unsere heutigen Komödiendichter statt der verbrauchten, immer wieder aufgewärmten Gestalten einen Worble**), eine Hoppedizel, den „unvollkommenen Charakter“ Röper, einen Seemaus, der Angst hat, das große Loos zu gewinnen, einen Pfarrer Eymann, der ein Buch mit Flecken von der Bibliothek bekommen hat und nicht weiß, wie er dem Verdacht, der Thäter zu sein, ausweichen soll, einen Schmelzle, der nie in der Nähe eines Flusses geht, um nicht durch sein gefühlvolles Herz zur Rettung eines Ertrinkenden verlockt zu werden, der eine Aeolsharfe nachts ans Fenster hängt, damit der mutmaßliche Einbrecher wähne, daß er musiziere ꝛc. — auf die Bühne brächten, und zu diesem Zweck die Skizzenbücher J. P.'s studieren möchten, welche reiche Ausbeute würde die Folge sein! Das ist ja eben das Eigene bei J. P., daß er mehr Anleitungen, Vorarbeiten zu Kunstwerken, als diese selbst geliefert hat, mehr treffende Bemerkungen über Charaktere, als kräftig lebensvoll ausgestaltete Charaktere selbst; „er bietet uns seine Gehirnarbeit statt des Resultats derselben“, wie Heine sagt. Die Studienbücher zu den einzelnen Charakteren sind voll der feinsten Züge, die bis ins Kleinste und Aeußerlichste gehen und von erstaunlicher psychologischer Beobachtung zeugen. Aus den Studien J. P.'s ist ersichtlich, welchen Fleiß, welche Anstrengung er darauf verwendet hat, seinen Gestalten bis in die kleinsten Teile Bestimmtheit und Vollendung zu geben, auch die körperliche Gestalt, vor allem die Sprechstimme, obwohl dieselbe im Roman doch nicht dargestellt werden konnte, war ihm nicht gleichgültig (so gab er Siebenkäs Diskant, Leibgeber Baß; cf. Briefw. mit Otto 1, 372). Den humoristischen Figuren gibt er gern eine schon äußere Skurrilität und Abnormität; so stülpte er dem Doktor Fenk das breite Kinn wie einen Biberschwanz empor, gab ihm bis zu den Stockzähnen aufgeschnittene Lippen und an den Schläfen je zwei brennende Muttermäler (Loge 28) [auch Dickens hat diese Eigenheit]. Die geistige Seite vollends ist so reich nach allen Fazetten ausgeführt,

---

*) Man beachte z. B. die feinen Gegensätze der Erzieher Albanos: Schoppe, Dian, Wehmaier, d'Augusti, Falterle!

**) cf. Spazier 5, 163, Charakterblatt Worbles; darin heißt es z. B.: Wenn er sich etwas abschlug, trug er die Ersparnis als Kapital in seine Rechnungen ein. (Ebenso Richard in Dickens Bleakhouse.)

daß wir unendlich viel lernen könnten, selbst wenn wir nur den Rohbau, die Hephästusschmiede seiner monumentalen Gestalten besäßen.*) Nur einige Beispiele: Von Gaspard heißt es: „seine Achtung bloß vor Kraft — gefrorne Lava — Schiller (!) — kein Jünglingstrieb mehr — in ihm schildere die erhabene Menschenverachtung — bei einem erzählten Laster lächle er, als hab' er's erwartet" —; bei Liane: „höchste Unschuld, Poesie und Menschenliebe — Rafaels Madonna — trug Kleider, ohne sie zu beschmutzen — kein Fleisch, nur Thee und Zwieback — an jedem Dorn blutig — will nie heiraten — sie habe alle weiblichen Eigenheiten, nur in zu feinem hohen Grade" —; von Roquairol: „Kaligula will seine Zäsonia auf die Tortur bringen, um die Ursache der Liebe zu erfahren — nie boshaft hassend, nur schwach in Ehre und Selbstsieg, sonst stark — Lastersinn bei frommer Poesie — glaubt zuweilen einen Gott, zuweilen nicht — macht Liebesbriefe voraus . . — von Albano, erklärt Förster, seien die Züge derart ausgeführt, daß der Platz zur Darlegung mangle.**) (cf. Wahrheit 6, 346 und vorher.)

Wenn es J. P. doch gelungen wäre, auch nur einen Teil dieser Charakterzüge auch anschaulich im Auftreten und Handeln der Charaktere hervortreten zu lassen! Wie ihm schon die Erfindung der Fabel so große Mühe machte, wie die Dramatisierung der Handlung meist sehr unbehilflich ist und mitunter Unglaubliches dem Leser zumutet***), — die wunder-

---

*) Hier, in der Anlage der Charaktere, in der feinen Motivierung, wie ein solcher Geist auf ein gewisses Ziel notwendig hingetrieben wird, liegt die Stärke der J. P.'schen Charakterisierung. Wie meisterhaft ist z. B. das Schicksal Roquairols, Lindas, bezüglich deren der Dichter von so Vielen mißverstanden wurde, im Keim schon angedeutet! Wie fein sind die Gegensätze des ehrlichen und ideal angelegten, aber rauhen und starrköpfigen Siebenkäs mit der echt weiblichen, aber hausbackenen Lenette in tausend feinen Zügen auseinandergelegt! Bei J. P. lernen wir nicht bloß, wie ein Charakter ist, sondern wie er so werden mußte. Ein Roquairol ist uns trotz seiner dämonischen Grauenhaftigkeit begreiflich, ein Franz Moor ist eine Unmöglichkeit.

**) Ebenso groß ist der Erfindungsreichtum bezüglich humoristischer Motive und Situationen. So ergiebig die Werke J. P.'s hier sind, so ist dies doch nur ein kleiner Teil gegenüber dem, was nur geplant, aber nicht ausgeführt worden ist. (cf. Wahrh. 5, 312, „Bausteinchen".)

***) so: daß eine Mutter ihr Kind in einer unterirdischen Höhle erziehen läßt und zehn Jahre hindurch nicht zu sehen wünscht, daß zwei Menschen einander so ähnlich sein sollen, daß man sie verwechseln könne (die Fabel des Siebenkäs ist ül upt nach mehr als einer Richtung zu den verfehltesten zu rechnen). Ein guter

lichsten romantischen Zuthaten, automatische und mechanische Vexierkunststücke und der verbrauchte Kunstgriff der Verwechslungen werden nicht verschmäht — so kostet ihm namentlich die Verwebung der einzelnen Personen in die Fabel außerordentliche Anstrengung, die Schwierigkeiten der Entwicklung nötigen ihn zum Hereinziehen der eigenen Person, oft steigt er schließlich gegen alle Kunstregeln selbst auf die Bühne, um die stockende Handlung in Fluß zu bringen, den verworrenen Knoten zu lösen und die endliche Entscheidung zu geben, oft bleibt die Geschichte mitten in der Exposition stecken (cf. Flegeljahre), selbst der Autor in eigener Person kann nicht mehr weiter. In der Aesthetik § 58 S. 237 gibt er die richtige Regel, daß die That das Herz erklären soll: „irgend eine Miene, eines jener Wurzelworte des Charakters, welches plötzlich die Wolke von einer Seele weghebe“, sei besser als alle Abstraktionen, die nie das vinculum substantiale eines Charakters, die Individualität, gäben. Darauf beruhe das Geheimnis der Charakteristik. Statt diese Regel zu befolgen, statt den Charakter aus den Situationen, in die er ihn bringt, erraten zu lassen, macht er den Erklärer und bemüht sich, dem Leser oft seitenlang die Gestalten seiner Romane zu beschreiben. So erinnern, wie man mit Recht gesagt hat, fast alle an jene alten Bilder, denen beschreibende Zettel aus dem Mund hängen. Statt uns Gespräche zu geben, schildert er den Inhalt, den Eindruck des Gesprächs; beständig rezensiert er seine Charaktere und bevormundet so unsere Meinung, statt jene selbst zu Wort und Handlung kommen zu lassen, damit wir ein unbefangenes Urteil gewännen; in der unsichtbaren Loge hören wir wohl eine Menge Reflexionen über die Erziehung, aber wir sehen und hören nicht den werdenden Knaben; das einzige Wort, das er in seiner Erziehungsperiode zu uns spricht, ist bezeichnender Weise: „Ach, wann sterben wir einmal?“ Damit in Verbindung steht, daß er die Romanfiguren gern in Briefen sich mitteilen läßt, obwohl er den Roman in Briefform in seinem theoretischen Werk doch so scharf verurteilt hat.

So treten die Gestalten nicht plastisch, in klaren Umrissen, hervor, es fehlen die festen Konturen, wir haben immer den Eindruck, wie wenn uns Jemand von der persönlichen Bekanntschaft mit einer Person, die wir kennen lernen wollen, fernhalten und uns dafür mit mündlichen

---

spieler kann Jean Paul auch nicht gewesen sein, weil er meint, das Merken der Figuren sei etwas Schwieriges. Und darauf beruht die ganze Exposition der „unsichtbaren Loge“.

Berichten über ihren Charakter abspeisen wollte. Die Objektivität, wie sie Goethe und die Alten so meisterhaft beobachtet, die Feinheit, wie diese in prägnanten Situationen, in unmerklichen Zügen ihre Charaktere malen, ohne selbst im mindesten hervorzutreten, diese »ars celandi artem« ist der fernste Gegenpol der J. P.'schen Dichtungsweise.

Man darf übrigens nicht vergessen, daß die idealistische Dichtungsart, wie sie J. P. eigen war, der stets von Ideen und Abstraktionen ausging, die Formlosigkeit teilweise verschuldete. Von Abstraktionen zu konkreten Gebilden ist der Uebergang schwerer, als von Realitäten und Erlebnissen zu verklärten Wiedergeburten derselben.

Mangelhaft ist ferner noch die Entwicklung der Charaktere.*) Meist bleiben die Gestalten konstant; auch die Heldenfiguren, deren Reife und Gestaltung doch gezeigt werden soll, sind viel zu früh fertig; selbst im Titan, wo noch am ersten von Entwicklung des Hauptcharakters die Rede sein kann, gewahren wir den Fortschritt Albanos mehr im Reflex an den Gegenständen seiner Liebe (Liane, Linda, Idoine), als an ihm selbst; die Fortsetzung der Flegeljahre scheiterte geradezu an der subjektiven Unmöglichkeit, aus Gottwalt etwas anderes machen zu können. (Vorr. z. Aesth. 265 will J. P. naiver Weise die Schuld auf die Gattung des Romans wälzen.)

Fehlt es sonach dem Dichtergenius nicht an wichtigen und bedeutenden Mängeln, so verdient doch der Stil und die Schaffensweise J. P.'s keineswegs die verächtliche Beurteilung, wie sie besonders Grillparzer (W. W. 10, 154) pietätlos und maßlos gewagt hat. Nach ihm ist es geradezu ein Unglück, mit J. P. bekannt zu werden; seine Lektüre wirke verderblich auf die Ausgestaltung des eignen Stils, wie auch die ganze deutsche Litteratur die verheerenden Spuren seines Daseins auf lange Zeit verspürt habe. Jean Paul beklagt sich einmal in der Aesthetik (S. 381): „Die Menschen, die wie Winkelmann die Schönheiten eher sehen**) als die Flecken, die wie Goethe jedes Talent in seiner Eigentümlichkeit erfassen, jeder Glanzfacette der Welt eine liebenswürdige Seite abgewinnen, ohne darum den Blick auf das Höchste preiszugeben, sind eben die Ausnahmen, eben weil sie der Adel der Menschheit sind; der Sinn

---

*) Der Werdegang des Charakters ist oft meisterhaft erzählt, wie bei Gaspard, Roquairol, aber wir sehen ihn nicht.

**) Nicht was jedem fehlt,
Was jeder hat, betrachte! — Goethe.

für das Häßliche, die instinktartige Freude, etwas tadeln zu dürfen, ist leider ein 'Stück Erbsünde ... „Wirf keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken!" sagt ein arabisches Sprichwort.*) Himmel, in welche Brunnen werden mehr Steine aller Art, Höllensteine, Ecksteine, Stinksteine geworfen, als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer, dunkler Rezensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter gereicht, der ihn mit himmlischen Stunden trotz aller Fehler überhäuft; gleichwohl tunkt das Tier die Tatze ein und wirft ohne allen Dank dem Mann giftig und bissig die wenigen Zeilen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte, als in den andern ... Gott, gibts denn in der gelehrten Welt keine Dankbarkeit mehr? Flammt euch euer Schönheitssinn so sehr an, warum spricht denn der verletzte seinen Zorn stärker aus als der befriedigte seinen Dank? Und warum wollt ihr eure Achtung vor der Kunst mehr durch Strafen als Belohnen erklären?"

(Aehnlich Goethe: „Alles opponierende Wirken geht aufs Negative und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich ums Verkehrte gar nicht kümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß aufgebaut werde, woran die Menschheit eine Freude empfinde.")**)

---

*) Grillparzer gesteht ja selbst:

„Ach, wie so gern, J. P., pflück' ich deine herrlichen Früchte,
„Hab' ich glücklich den Zaun blühender Hecken passiert."

Wie Grillparzer sagt, gegen Genies müsse man streng sein, weil nur sie, nicht Stümper, Schaden anrichten können, so hätte auch er nicht über das Urteil so empfindlich sein sollen, das J. P von der verunglückten „Ahnfrau" abgegeben (er nennt sie eine „Scheintote, die nicht einmal in den gemeinen Schauder vor einer Leiche versetze"). [Wahrh. 8, 172]. Hätte J. P. seine Sapho, seine Medea gekannt, so hätte er sicherlich anders von ihm gesprochen.

**) Ebenso Schiller: Eines wünsch' ich zu sehen: ich wünschte einmal von Freunden, die die Schwächen so schnell finden, das Gute zu sehen. Ein schlechtes Buch zu rezensieren hielt J. P. für die Goldprobe eines moralisch gesunden Gelehrten. Typus der kritischen Aasgeier hingegen ist Gervinus, von dem Grillparzer allerdings nicht sehr höflich sagt: „Wenn ein stockdürrer, lederner Skribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheiten des Gemüts und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann." (W. W. 9, 175.)

Gewiß, J. P. gab Anlaß zu ungerechtem Urteil. Er hat Unarten in Sprache und Schreibweise, aber er hat seine Fehler durch glänzende Schönheiten, wie nur er sie in dieser Art besitzt, wett gemacht. „J. P.'s ästhetische Sünden sind anziehender als manche Schönheiten, von denen man heimgesucht wird" (Wuzel über Titan in der Halle'schen Litteraturzeitung); er gab sich zudem Mühe, seine Mängel los zu werden, soweit es ihm möglich war, wer wird aber die Natur anklagen, daß sie dem Genius nicht alles gegeben, sondern nur vieles? „Die größte Achtung", sagt Goethe, „die ein Autor vor dem Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst auf der jeweiligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält." Und das hat J. P. gethan. Er konnte mit Fug sagen, er habe aus seiner Natur geschöpft, was möglich war aus ihr zu ziehen, die »défauts de ses vertues« (George Sand), die Fehler seiner Tugenden hätte er ja nur mit seinen Tugenden selbst ablegen können, er hätte seine eigenartige herrliche Individualität ausziehen und zur flachen französischen Korrektheit herabsteigen müssen, wenn er es seinen Tadlern recht hätte machen wollen, wer aber würde das wünschen? Würde nicht unserer Litteratur ein wesentliches Blatt fehlen, würde nicht eine bedeutungsvolle Charakterseite der deutschen Volksseele unausgesprochen sein, wenn J. P. nicht gelebt und so geschrieben hätte, wie er es that? Er hätte plastischere Rundung gewinnen können, wenn er eine andere Methode seiner Studien und Kompositionsweise eingehalten, wenn er namentlich das Voltaire'sche: »toute beauté hors de sa place cesse d'être beauté« besser beachtet hätte, wenn er wenigstens die narkotischen Incitamente, die ihn in einen Zustand versetzten, „der sich vom Rausch nur durch die Ursachen unterschied"*), vermieden hätte, aber diese Manieren und Hilfsmittel dienten wenigstens dazu, alles aus seinem Geisteskapital herauszupressen, was ihm zu geben möglich war, auch die launenhaften wunderlichen Schnörkel, die tollen Zierate und Arabesken des „Chinesen in Rom" gehören zu seiner Eigenart und lassen sich nur mit Aufgabe anderer Schönheiten entfernen. Es ist immer eine prekäre Sache, ein Genie meistern zu wollen; hätte J. P.

---

*) „Zur Erfindung eines Planes trinke Kaffee!" — „An wichtigen Ta[illegible] nimm Magnesia!" ꝛc. Wahrheit 5, 296: „ein Lot Kaffee am Morgen!" Einmal [illegible] drei Lot Kaffee auf einmal (4, 186). Desgleichen war eine Flasche Wein in [illegible] Rollwenzelzeit das Erste, ehe er an die Arbeit ging. Dadurch, in Verbindung seiner Ueberanstrengung, legte er auch den Grund zu seiner Erblindung.

erkannt, daß seine Manier verfehlt sei, er hätte gewiß Energie gehabt, sie zu unterdrücken oder — wenigstens zu schweigen. Non omnia possumus omnes — gilt vor Allem für den Poeten. „Der Stil ist der Mensch selbst", den Stil ändern, hieße den Menschen wechseln; man lasse doch dem Dichter „das Recht, er selbst zu sein", wie Wieland sagt. „Nur auf dem derben Stamm der Individuation flattert die Blüte des Ideals, und ohne Erde gibts keine Höhe und keine Tiefe, keinen Himmel und keine Hölle." (Aesth. S. 357 f.)*) „Verlangt man grammatische Korrektheit zur Bedingung des Klassischen, dann wäre niemand klassisch außer einigen Sprach- und Schulmeistern, kein einziger Genius, und jeder Pedant könnte klassisch werden. Shakespeare wäre dann nicht klassisch, aber Addison, Plato nicht, aber Xenophon, Herder stünde unter Engel, Goethe unter Manso; sobald etwas anderes klassisch ist als Genialität, so wird die Schwäche zur Trägerin der Stärke, der Mondhof zum Leitstern der Sonne." (Aesth. S. 367.)

«C'est le privilége du vrai génie de faire impunément de grandes fautes« sagt Voltaire; nur J. P. wollen viele dies Privileg nicht zugestehen. Man spricht von Geschmacklosigkeiten. Es ist nicht zu läugnen, sie kommen vor: „wie Schwüre gebrochene Tellertücher" (Komet 45) sind kein glückliches Bild, ebenso ist es befremdend, wenn Schoppe schwört, den Freund „in seine Brusthöhle einzulassen, um ihm darin ein ganzes wildes Herz voll Liebe hängend zu weisen" (Titan 197), oder wenn dem Diskantschlüssel einer Stimme dadurch der Bart abgebrochen wird, daß der Inhaber selbst einen Bart bekommt (Flegelj. 175) — aber wo hat J. P. Dinge wie folgende verbrochen: „Er schritt dahin, als wenn das durchleuchtete Genua sich auf seinen jungen Schultern wiege" — „die Menschheit dreifach genommen, füllte seinen Platz in meinem Busen nicht aus" — „einen Strick wollte ich aus meinen eigenen Gedärmen machen und mich erdrosseln" — „der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele?" — Und wenn Ferdinand Gebirge als „Treppen" nehmen und über sie in die Arme seiner Geliebten „fliegen" will, wenn er von Insekten spricht, denen jemand von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Walfische spielen, so reichen hieran doch noch lange nicht die schlimmsten Ausgeburten der J. P.'schen Phantasie. Man wird entgegnen, den Schiller'schen Flecken stünden unverwelkliche

*) cf. auch Grönl. Prozesse S. 12.

Schönheiten gegenüber — gut, mache man die Nutzanwendung auch für J. P.! Er wußte es, daß der Geschmack nicht seine starke Seite war; in jener ergötzlichen Satire (Blum. 467), in der er die Fehler damaliger Kunstgrößen dadurch erklärt, daß der Mondgott, der sich von den geistigen Kräften der Erdenmenschen nährt, ihnen die gegenteiligen Vorzüge ausgesogen, erblickt er auf dem Büffet des schlimmen Contributionärs auch ein Fläschchen »esprit franc de goût« mit der Etikette „Jean Paul", was ihn zu ernstem Nachdenken veranlaßt.*) Das Temperament und die Schaffungsweise J. P.'s war, wie leicht begreiflich, der Ausbildung eines feinen zartsinnigen Geschmacks nicht günstig; auf ihn besonders paßt das Epigramm Schillers:

„Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
„Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum."

„Dichten ist ein Uebermut", sagt selbst Goethe. „Laßt mir die jungen Leute nur — und ergötzt euch an ihren Gaben — es will doch Großmama Natur — auch 'mal 'nen närrischen Einfall haben."

Wenn auch viele Wasserschößlinge, die die strenge Kunstkritik nicht bestehen, dem reichen Dichterbaum entsprossen sind, wenn er auch die üppigen Wuchertriebe seiner Fantasie zu wenig beschnitt, es ist doch schließlich die Ueberfülle von Kraft, der überschäumende Reichtum verzeihlicher als die Armut des Geistes. „Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit Verschwendung! Weil er soviel Gold besaß als andere Zinn, hat man es als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus Goldgefäßen aß und trank. Gewiß, die Schätze, die er hinterließ, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht, wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist, aber Gold bleibt Gold auch in der Erzstufe . . . und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, aber nicht ihren Wert." (Börne, Gedenkrede.)

Das wahre Genie schafft sich seinen eigenen Stil, den es nur mit Darangabe seiner Originalität und spezifischen Schönheit aufgeben kann. „Vergebt mir", sagt J. P. (Förster 4, 248), „wenn ich, da an dem Wagen meiner Psyche so verschiedene Pferde angeschirrt sind, Engländer, Pollaken, Rosinanten, sogar Steckenpferde, wenn ich im Bündel so vieler Zügel zuweilen fehlgreife und ermatte!"

---

*) Die Idee ist übrigens aus Ariosts Orlando furioso 34, 82—87 ff.

Jean Paul als Sprachschöpfer und Grammatiker.

Was ist das Weiseste? Maß und Ziel.
Und darnach? Die Schöpfung der Sprache.
Pythagoras.

Eine der interessantesten Studien wäre es, den Förderungen, den Veränderungen, überhaupt Impulsen, welche die Muttersprache eines Genies durch dessen Schöpfungen gewonnen, im Einzelnen nachzugehen. Es liegt auf der Hand, daß jeder mächtige Geist auf das Werkzeug, dessen er sich bedient, seinen Stempel drückt und bleibende Spuren in demselben hinterlassen wird. Noch wenig ist in diesem Gebiete geschehen, kaum die allgemeinen, auffallendsten Züge, welche die Physiognomie der deutschen Sprache durch ihre Bildner angenommen, sind da und dort angedeutet; unsere Aufgabe ist es, einen Versuch in dieser Richtung wenigstens bezüglich unseres Dichters und Sprachmeisters zu unternehmen.

„Ein Talent brachte ich zur Meisterschaft — deutsch zu schreiben", sagt Altmeister Goethe — der Erste, der hier zu nennen wäre. Aber auch J. P. ist ein sprachkräftiges Genie, wie kein Zweiter unter den Neueren, „bei dem man deutlich ersehen kann, wie die Sprache mit dem Vorstellen und Denken sich bildet und bei originellem und fantasievollem Dichten auch blühend und originell wird" (Nerrlich). „Ich habe meine Prosa mit einer Achtsamkeit und Schärfe gemacht, wie andere kaum ihre Verse", sagt er Wahrh. 2, 42, und aus seinen grammatischen Studien, werde man, sei an ihnen auch noch soviel zu verwerfen, „wenigstens ein neues Zeugnis seiner Hochachtung für die Sprache" erkennen, deren „Klang und Bau er niemals weder kalt aus Parteilichkeit für den Stoff, noch willkürlich aus eigennütziger Absicht" behandelt habe. „Was ich schaffe, selbst das Kleinste, soll ein Kunstwerk sein", sagt er Förster 4, 189. Welch feines

Sprachgefühl, rhythmischen Gehörsinn*) und Herrschaft über die musikalischen Klangfarben der Sprache J. P. trotz mancher Ecken und Kanten seines Satzbaues gehabt, ist bei nur einigermaßen aufmerksamen Lektüre unverkennbar.

Vor allem ist J. P. schon hoch anzurechnen, daß er in einer Zeit, wo man alles Heil in der Anlehnung an die klassischen Muster suchte, und gerade die Führer der Nation in diesem Bestreben vorangingen, mit Herder die Rechte der Muttersprache kräftig betonte. Von diesem nationalen Empfinden aus rührt vielfach seine Polemik gegen den Humanismus. „Blos Sprachen lernen, heißt sein Geld im Anschaffen von schönen Geldbeuteln verthun oder das Vaterunser in allen Sprachen lernen, ohne es zu beten. Sprache lernen ist etwas Höheres als Sprachen lernen und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter heißt. Die Muttersprachen sind die Völkerherzen, welche Liebe, Lebensnahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben, daher ist der Untergang jeder, auch der ärmsten Sprache das Verdunkeln oder Vertilgen einer Facette im polyedrischen Auge der Menschheit für das All; jede Sprache sollte heilig bewahrt werden, sowie in Rußland jede einmal erbaute Kirche niemals verfallen oder verschwinden darf.“ (Blum. 280.)

Der Deutsche aber sei gegen keine Sprache so kalt als gegen seine reiche. Ein Professor in Deutschland werde besser besoldet, wenn er griechisch halb, als wenn er deutsch ganz versteht,**) und man treibe leichter ein halbes Dutzend griechischer und römischer Sprachkenner (wohl: Kenner der griech. u. röm. Sprache) auf als einen einzigen deutschen. Wenn auch J. P. Fichtes Ueberschätzung der deutschen als ursprünglichen Sprache gegenüber der romanischen als abgeleiteten und namentlich dessen daran geknüpften Konklusionen besonnen entgegentritt (cf. Kl. Büchersch. 82), so verkennt er gleichwohl die Vorzüge der Muttersprache nicht. Sie ist ihm die Orgel unter den europäischen Sprachinstrumenten, (die französische sei das „Schnarrwerk oder Flageolet“, die englische die „Bootsmannspfeife“) und habe unter ihren Registern sowohl die Engel- und Menschen-

---

*) Hier war J. P. empfindlich. Als ihm ein Kritiker, wie nachher Vischer, Sinn für Rhythmus und Wohlklang der Sprache absprechen wollte, entgegnete er entrüstet Nachschule 183 — eine der wenigen Stellen, wo er ernsthaft auf Rezensionen reagierte.

**) cf. die beißende Satire Siebenkäs 158.

stimme (vox angelica und humana) als das 32füßige Grobgedackt und die vielen Mixturen." (Doppelw. Vorr. XVI.)

J. P. war kein Dichter in gebundener Rede, er hält mit Klopstock auf die Versklingelei nicht viel; echte Kunstprosa sei auch nicht minder schwierig; „der prosaische Rhythmus wechselt unaufhörlich, das poetische Metrum dauert das ganze Gedicht hindurch und die Perioden bilden einander nicht, wie die Verse den vorhergehenden, nach." Daher seien die Prosaisten einander unähnlicher und stileigentümlicher als die Poeten (Nachschule 179). In der That ist J. P. Prosaist ersten Rangs, freilich weniger als Muster denn zum Studium; Vieles, was J. P. ansteht, bei ihm sogar gut klingt, kommt in der Nachahmung abgeschmackt vor; das zeigen erschreckend manche Briefe in Försters Sammlung von Solchen, die seine Manier ansteckte; man müßte auch seine sprühende Kraft, die incommensurable, wohl fühl-, aber nicht greifbare Genialität seiner Auf- fassungs- und Darstellungsweise besitzen, um ähnliche Wirkungen zu erzeugen.

Wortbildungen.

Was J. P. als Sprachbildner geleistet, ist einerseits aus seinen Werken überhaupt, dann speziell aus seinen theoretischen Sprachaufsätzen (Aesthet. II. Bd. XIV. Pr., III. Bd. I. Mis. Vorl.; Doppelwörter u. s. w.) zu ersehen. Feines, dichterisches Gefühl für die Schönheiten der Sprache, Spürsinn für die feinsten Schattierungen und Haß gegen rohe Effekte, sind J. P. in hohem Maße eigen. Nur einige Beispiele: „Wenn man sagt: Guter! so ist das mehr als Bester!" „Eine Närrin klingt sanfter als ein Narr" (Förster 4, 19). Wie bezeichnend sind seine neuen Wörter: empfindselig, wettsinken, herunterloben, Faultierheit, Berühr-mein-nicht ꝛc., wie schlagend ist es, wenn er „befehlshaberisch" ein kieselsteinernes Juristen- wort, „Belletristen" einen abscheulichen Namen, „Weitschweifigkeit" ein echt deutsches Wort nennt, wenn er auf den feinen Unterschied zwischen „Baum- gipfel" und „Gipfel des Baumes", zwischen einen „den Göttern gleichen Geist" und „göttergleichen Geist", zwischen „Scheu vor dem Wasser" und „Wasserscheu", „Zartgefühl" und „zartem Gefühl", „Sehrohr" und „Rohr zum Sehen" aufmerksam macht,*) wenn er durch das „Duft-Süß- dunkel" einer Orangeblüte an die tiefste Kindheit wehmütig sich erinnert fühlt (Förster 4, 228). Wie drastisch klingt die Onomatopöie: „Lenette

*) Doppelwörter 56.

paddelte und prudelte so recht einmal in ihrem naßwarmen Element" (Siebenk. 262). Seine originellen Wendungen und Ausdrücke sind so frisch, wahr und natürlich, spiegeln uns so treu des Dichters Seele wieder, daß sie uns wie Blumen dünken, die mitsamt der Erde, auf der sie gewachsen, in den Kunstgarten der Poesie verpflanzt wurden — und doch, sowenig sie die künstlerische Hand verraten, sie sind gleichwohl durch die sorgsamste, mühevollste Pflege gegangen, ehe sie vollendet befunden und dem betrachtenden Auge dargeboten wurden.

„Nichts schnell und ohne Anstrengung oder ohne Rücksicht auf Witz und Sprache" zu machen (Wahrh. 5, 294), war sein Prinzip. Auf das geringste Detail war sein Augenmerk gerichtet: „Schreibe nicht immer: „wahrhaftig", sondern „augenscheinlich"; jede Woche ein anderes Wort, damit ich" (statt du — eine kleine Nachlässigkeit) „mich an keines gewöhne!" (Wahrh. l. c.). Besonders wählerisch war er mit Namen; er durchstöberte alle geographischen und statistischen Personenregister, um die passendsten für seine Romangestalten zu finden, welche freilich oft die allerseltsamsten und kuriosesten wurden; selten erfand er einen. Er legte sich ein Register von charakteristischen Städte-, Personen-, Sachen-Namen, von Dingen an, die einmal, solchen die zweimal, dreimal vorkommen, von edlen Zufälligkeiten, von Synonymen (darunter über 80 Intransitiva der Bewegung nach einem Ort, 70 Transitiva derselben Bedeutung ohne Zusammensetzungen, über 100, die einen Schall bezeichnen, etliche 50 Verba einer zitternden Bewegung, 184 der Verschlimmerung, über 200 des Strebens u. s. w. cf. Wahrheit 5, 347), dann eine Zusammenstellung seltsamer Provinzialausdrücke*) für bekannte Dinge, z. B. Schnauz für Nachtigall in Krain, für Geld: 1. Deut in Kleve, 2. Fettmännchen in Düsseldorf, 3. Fledermaus im Reich, 4. Doppelblaffert u. s. w.; seltener Speisen: Hechtwürste, Hopfen mit armen Rittern (Wahrh. 5, 313), sächsische Christscheit, abgetriebene Wespennester, gebackenen Katzendreck (Komet 48) 2c. (Die Lockensuppe im Titan 74 hielt der Prinz von Meiningen für eine Erfindung J. P.'s; dieser schrieb nun eigens einen Brief an Renata in Hof, und bat diese, das Rezept in dem elterlichen Kochbuch, aus dem J. P. die Bezeichnung ent-

---

*) Dies gibt oft zu schönen Kontrasten Gelegenheit; z. B. Blumine 191: „In den Flitterwochen heißt dem Mann die Frau noch ein Vergißmeinnicht, aber später bekommt sie die übrigen Namen, die dieses Blümchen in verschiedenen Gegenden trägt – Mausöhrchen, Sumpfmäuseohr, Krötenäugel, Skorpionmangold."

nommen hatte, nachzusehen und einzuschicken) — dann eine „Sammlung „guter und schlechter“ Namen; zu ersteren rechnete er: Spiridion, Selina, Sieghardt, Göttlich; zu den schlechten: Raßmann, Schnabel, Kneusel, Höllendörfer, Schnaase, Bebel, Liebknecht (hiezu hat die Weltgeschichte einen Witz gemacht). Widerlich galten ihm die Wörter und Ausdrücke: Ehrenschmaus (Flegelj. 150), spicken, einer Flasche den Hals brechen, sie ausstechen; bei dem Wort Weichselzopf überfällt ihn Abscheu, ebenso ist ihm ein weißer Bleistift, ein in den Leuchter hineingebranntes Licht unangenehm (Wahrh. 2, 100); lieblich dagegen klingen ihm die Maiwörter: Maiblume, Maiglöckchen (Titan 54) ꝛc.; ebenso das Gütchen „Kirchsträußlein“ im Hamburgischen. „Der quirlende Lämmerschwanz“ (im Titan 72), schreibt er an Otto, „hat mich unterm Schreiben höchlich erfreut, da das Beiwort so unendlich malt und ich weiß ernstlich nicht, warum es kindisch sein soll.“ Mit Interesse beobachtet er die Sprache der Kinder und verzeichnet „kühne und doch richtige“ Wortbildungen derselben wie: „Der Bierfässer, Saiter, Fläscher — die Luftmaus (besser als Fledermaus), — die Musik geigt — das Licht ausscheren — dreschflegeln, dreścheln — ich bin der Durchsehmann (hinter dem Fernrohr stehend) — ich wollte, ich wäre als Pfeffernüßler angestellt — am Ende werde ich gar zu klüger — er hat mich vom Stuhl heruntergespaßt — sieh, wie Eins (auf der Uhr) es schon ist —“ (Levana 263). J. P. hat dicke Bücher mit den Einfällen seiner Kinder vollgeschrieben, z. B. sagt die kleine Odilie: „In der Küche ist erfrorenes Eis“ (Wahrh. 7, 219). cf. die Bonmotanthologie aus Schwarzenbach (Einfallkabinet nennt sie Gg. Cloeter).

Von neuen Wörtern seien noch genannt: postzipieren (Wahrh. 9, 193), verunkennen (Siebenkäs 74), Wesenchen (Dr. Katzenb. 20), Geizhalsigkeit (Dr. Katzenb. 193), Versumpfeiung (Schmelzle 13), Lebensbeschriebener (Fibel 145), die orthodoxen „Zerrmaler“ der menschlichen Natur, das philosophische „Zerdenken“ ꝛc.

Versinnlichung des Stils.

Für sinnliche Verlebendigung des Ausdrucks taugen nach J. P. mehr die plastischen als die akustischen Metaphern; „wir hören besser einen fernen als einen leisen Ton, einen nahen als einen starken“, daher müsse man musikalische Metaphern, um mit ihnen etwas auszurichten, vorher in optische verkörpern, wie denn schon die Ausdrücke: hoher, tiefer Ton das Auge ansprächen.

Für Gefühl und Geschmack vollends hätten wir wenig Einbildungskraft, für Geruch noch weniger Fantasie. Darum sei Versinnlichung durch Gestalt und Bewegung ein Hauptmittel drastischer, homerischer Verkörperung, z. B. wenn Thümmel von Empfindungen spricht, die man hat, „wenn die Deichsel des Reisewagens wieder gegen das Vaterland gekehrt ist“.

Hilfsmittel der phantastischen Sinnlichkeit seien ferner:

Verwandlung der Eigenschaften in Glieder, des Passivums ins Aktivum, der Intransitiva in sinnliche Umschreibungen (also statt: das Leben blüht, lieber: das Leben treibt Blüten, wirft sie ab . . .), der Adjektiva in Partizipien (z. B. das dürstende Herz ist sinnlicher als das durstige). Möglichst zu vermeiden seien durchsichtige Luftwörter, wie: „bewirken, bewerkstelligen, werkstellig machen, beschwichtigen“, ferner die negativen Nebelwörter, wie Nicht-Sohn, Nicht-Achtung, personifizierte Zeitwörter, zumal verneinende, z. B. bei Lessing: „die Versäumung des Studiums des menschlichen Gerippes wird sich an Koloristen schon rächen“ — Klopstock besonders habe wenig feste sinnliche Folie hinter seinem Spiegel.

J. P. bedauert, daß mit jedem Jahrhundert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige blühende Gestalt verliere, und zu toter Materie vermodere, z. B. die Bilder: Geschmack, Verdauen, Aussicht, Ton, Berg, Gipfel. Besonders verflüchtigten sich die Metaphern der gröberen Sinne, z. B. hart, rauh, scharf, kalt zuerst und würden abstrakte Geister, eben weil der gröbere Sinn der dunklere sei, indeß das helle Auge seine Gestalten in größerer Ferne verfolge und bewache. Doch verflögen auch hier namentlich die so oft gebrauchten „Licht“ und „tiefe Finsternis“. Der Gipfel schlage bloß durch ein W (Wipfel) wieder körperlich und grünend aus.

Aber eben dieses tägliche Aussterben der Sprechblumen müsse uns größeren Spielraum zur Nachsaat anweisen. Redeblumen müßten gleich den Tulipanen — von denen man vor 200 Jahren nur die gelbe kannte, jetzt 3000 Abarten — sich durch ihr gegenseitiges Bestäuben immer vielfarbiger austeilen; wie man sonst in der Musik Fortschreitungen kaum durch Terzen erlaubte, aber jetzt oft durch Quinten und Oktaven, so würden in der Poesie immer kühnere Bilder mit entfernteren Verhältnissen gestattet. J. P. ist geneigt, viele als Katachresen von den strengen Grammatikern verurteilte Freiheiten gutzuheißen, z. B. Schillers: „Regen von Wollust-Funken“, Bodmers (von Adelung getadeltes) Bild: „Das Licht

verwelkt“, Tiecks: „Das Licht blüht“, nach Herders: „Der Geschmack blüht“. Schwerer falle der Fantasie das Zusammenstellen der zwei unähnlichsten Sinne, des Auges und Ohrs, des sichtbarsten und des unsichtbarsten; ein kühner Sprung sei das Tieck'sche „Klingen der Farben“ oder gar „Glänzen der Töne“. (Hier sehen wir deutlich den Fortschritt der Sprache: Wie unbefangen sprechen wir vom Kolorit der Töne, von warmen, kalten Farben u. s. w.)

Die Hauptsache sei wahre poetische Anschauung; so würden die Dichterblumen von selbst zum Kranze wachsen, weil das Unmögliche nicht anzuschauen sei. cf. auch III. Bd. d. Aesth. 9. c. für die Stilistiker über Klopstocks: „fallender Flug“, „die Augen saugen“, „einweihender Blick“, Hallers „grüne Nacht“ ꝛc.

Bezüglich des Wohlklangs stehe die deutsche Sprache in der Mitte zwischen den nordischen und romanischen und während die russische und polnische Sprache schöner klängen als ihre Schriftnoten versprächen, die englische und gallische hingegen schöner notiert und geschrieben seien als sie sich hören ließen, läge die deutsche mit alter Treue weder diesseits noch jenseits. Nichts sei in unserer Sprache so wohlklingend als die Ausnahmen; darum bevorzuge der Autor die alten tiefen, kurzen Töne der Irrverba, z. B. statt der langweiligen, harten, doppelten schaffte und schaffte (Konjunktiv), backte und backte: schuf und schüfe, buk und bücke; man ziehe den Schwänen Schwane vor, wiewohl dem obgleich, gerochen und kommt dem gerächt und kömmt, den Feierton eines tiefen, reichen Vokals dem Meißner Gesellschaftston mit seinen vielen e. (J. P. geht hier mitunter soweit, daß er „gebogen“, „schwoll“ (Doppelwörter XIV und 50) in transitiver Bedeutung statt des grammatisch richtigen: „gebeugt“, „schwellt“ anwendet.)*) Tief beklagt es der Dichter, daß unsere Sprache die reiche Klangstimme ihrer Jugend durch die Jahre eingebüßt habe und nun gleich einer alten Frau da kreische und pfeife, wo sie früher gesungen, daß die herrlichen Deklinationen: Taga, Tago, Tagum, Hirti, Hirto, Hirtum, die Adjektivendungen auf emo, ero u. s. w. verschwunden, daß die alten Namen Phiopha, Fanaha, Mimimunga, Butimsbach in Pfeife, Venne, Meinungen, Butzbach, wie die klangvollen Himinu, Erdu,

*) Ja, er hat nicht übel Lust, auch das „prachtig, machtig“ Volkes nach Analogie des „rosig, artig“ sich anzueignen, fürchtet aber den Spott des Publikums (Blumine 21).

hiutu in Himmel, Erde, heute verkrüppelt worden sind. „Hat, ist, sei, bist, hast, seist“ seien abscheuliche Iltisschwänze der Sprache und man habe jedem zu danken, der sie in Zusammensetzungen weglasse. In rhythmischer Hinsicht werde am Anfang gern eine Auftaktsilbe gehört, z. B. jedoch, benebst, belassen, bezahlen statt des einfachen zahlen, obwohl jenes nichts Stärkeres sagt, desgleichen besser „Geliebte“ statt „Liebende“, der Grund sei auch noch ein tieferer: der Mensch platze ungern heraus, er wolle ein wenig Morgenrot vor jeder Sonne, es widerstehe ihm, so ohne alle Vorsabbathe, Vigilien, Rüsttage plötzlich ein Fest fertig und geputzt dastehen zu sehen; ja selbst die tautologischen Zwillinge: Diebstahl, Eidschwur, Rückerinnerung, Todfall, wildfremd, lobpreisen, Stillstand, stillschweigen könnten durch dies Prinzip gerechtfertigt werden. Am Schluß andererseits sei eine betonte Ausruhsilbe erwünscht, daher schließe man den Satz mit dem Anapäst, Jambus; weniger gut sei schon der Amphimacer, am schlechtesten der Antibacchius.

Jean Paul und die „Sprachpäpste“.

J. P. gerät bei seinen grammatischen Exkursen oft in Konflikte mit den Grammatikern von Fach, den „Sprachpäpsten“, die „gerne die Poeten vor ihre Beicht- und Richterstühle“ forderten. Gerade weil beide Gewerbe einander nicht entbehren könnten, der Dichter nicht des Sprachforschers Wörterbuch und Sprachlehre, dieser nicht den Dichter, um die nötigen Beispiele und Redensarten aus ihm zu ziehen, könnten sie sich nicht leiden. Adelung sei sehr verdrießlich gewesen, als Goethe ohne alle Kenntnis des Adelung'schen Wörterbuchs eine Menge neuer Wörter und Redeweisen eingeführt, während er nicht einmal sein stilles friedliches Wort „Gemütsstellung“ *) (statt -stimmung) an den Mann bringen konnte; auf der anderen Seite seien Poeten den Sprachforschern gram wegen des Richteramtes, das diese sich anmaßen, zudem es ihnen (wie Adelung und Nikolai) oft an allem philosophischen und poetischen Sinn fehle.**) (J. P. hätte noch weiter zurückgreifen müssen, um die Leidens- und Prüfungszeit, welche die deutsche Sprache zwei Jahrhunderte lang seit Opitz durch die

---

*) Gemütsstillung bei Hempel (Doppelwörter XI) ist ein Fehler. (cf. Aesth. I, § 77.)

**) Sonderbar ist hiebei nur, daß J. P. gerade dem wunderlichsten der damaligen Grammatiker, Wolke, den „Dresdener Sprachstaubbesen“, wie ihn J. P.'s Tochter, Emma Foerster, nannte, sich angeschlossen und dessen Marotten leidenschaftlich verfochten hat.

Eingriffe pedantischer Schulgelehrsamkeit ausgestanden, gebührend zu schildern. Unberechenbar ist der Schaden und die Einbuße, welche die deutsche Sprache gleichsam an ihrem Lebensblut erlitten durch jene Vorschriften, wie man zu sprechen und nicht zu sprechen habe; so sollte nach Opitz die schöne Lizenz der mittelalterlichen Volkspoesie: das Hintanstellen des Adjektivs hinter das Substantiv: „dein Mündlein rot“, fehlerhaft sein; kein Idiotismus wurde geduldet, alles sollte klar, korrekt, logisch, regelmäßig sein. Während längst eingebürgerte Wendungen vandalisch ausgerottet wurden, kamen geschmacklose Neuerungen, wie „Arbeitströsterin“ für Nacht, „Kummerwenderin“ für Musik auf; gerade die unglücklichen, poesielosen Sprachgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts (wie der Palmenorden) sündigten in unverantwortlicher Weise gegen den Sprachgeist. Liest man Hans Sachs und Fischart, ja noch den Simplizissimus, wieviele herrliche Wendungen, Metaphern, Sprüchwörter finden sich da, die in der folgenden Zeit der Sprachklügelei und -Grübelei verloren gegangen, bis Lessing und namentlich Goethe mit ihren Zauberstäben an den Felsen in der deutschen Sprachwüste schlugen und nun der Garten der Dichtung von Neuem sich zu begrünen anfing.)

J. P. war begeistert für Reinerhaltung und Bereicherung der Muttersprache, aber nicht in kleinlicher, pedantischer, sondern in idealer, schöpferischer Weise. Gerade die Anomalien, Sprachfreiheiten, Doppelformen seien als Reichtum der Sprache zu schätzen; für uns, die wir aus der Regel der Regeln, den Sprachgebrauch schöpften, seien es keine Unregelmäßigkeiten, nur für den Ausländer; wozu brauchten aber wir Deutsche als „Allerweltsvolk“ nach allen Kompaßecken Bücklinge zu machen und die anderen Völker zu gewinnen suchen? „Ich bin gerade für alle Unterschiede von fremden Sprachen“, wie trostlos wäre es, wenn alle Sprachen nur Eine Grammatik hätten! An Lessing, Herder, Goethe ꝛc. sei gerade das zu schätzen, daß Keiner, der nicht deutsch könne, sie verstehe. Es sei überhaupt kein gutes Zeichen, wenn ein Deutscher ins Französische gut zu übersetzen sei. (Vorr. z. Aesth. 271.) „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie sich bloß selbst auszuschöpfen“, namentlich die drei Goldadern der „Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprachen“ auszubeuten braucht, ohne des Auslandes zu bedürfen.

Wie reich, wie fein nuanziert sind nur die Kompositionen: „sittig, sittsam, gesittet, sittlich — sinnig, sinnvoll, sinnlich, tiefsinnig u. s. w.“

„So dankt dem Himmel für den vierfachen Genitiv: Liebesmahl, das Mahl der Liebe, der Liebe Mahl, das Mahl von der Liebe — und bittet den Franzosen, es zu übersetzen; desgleichen dankt für den doppelten Genitiv des Verbums: einer Sache genesen und: von einer Sache genesen!"

Aus nationalpatriotischen und euphonischen Gründen ist J. P. namentlich für Wiederaufnahme alter Wendungen und Wörter, so des älteren „so" statt des langweiligen „welcher", für „beginnen" statt „anfangen" und des spröden „anheben" (schon wegen der Trennung der Präfixa im Imperfekt: „fing an, hub an")*), für Schonung der Adverbial-Adjektive einmalig, etwanig, sonstig &c., der indeklinabeln „wund, unpaß, feind", des von Adelung angefeindeten „bieder", der Bezeichnung „Schwertmagen", eines uns fast verloren gegangenen Begriffs für männliche Verwandte. (Fibel 78.)

Wie er die Herausgabe der Nibelungen, dieses „wahren Antikentempels Deutschlands", den er den homerischen Gesängen vorziehe, freudig begrüßte, wie er an der Hebung der alten Geistesschätze der Volkssage innigen Anteil nahm (cf. die Vorrede J. P.'s zu Dobenecks: „die deutschen mittelalterlichen Volksglauben und „Heroensagen", die Rezensionen von Fouqués „Eginhard und Emma", „Sighurd" u. s. w.), so trat er auch für einen edlen Purismus der Sprache von ausländischen Zusätzen ein.**) So wollte er mit Wolke, dem Sprachgelehrten, die antiken Gottheiten Venus in Huldine, Pomona in Obstine, Oreade in Bergette verdeutschen. (Die Uebersetzung „Blumine" statt Flora***) nahm er sogar als Ueberschrift einer Sammlung kleinerer Aufsätze — nach seiner Meinung das beste Mittel, um ein neues Wort einzuführen.†) Analog gab er Jupiter durch Donnerau, Vulkan durch Feuerau, den Faun durch Waldan &c.

Ueberraschend ist es daher, daß er im § 84 der Aesthetik gegen die Sprachreinigkeit, gegen die er „selbst so oft gesündigt, weßhalb er

---

*) Uns, die wir das erstere fast häufiger gebrauchen als die schwerfälligen beiden Synonymen, dünkt es seltsam, zu hören, daß Lessing das Wort erst in Umlauf gebracht habe und Adelung aus Dresden „die stärksten Beweise heraus und auf Meissen umhergeschickt, er habe das Wort als einen halbtoten Greis gekannt."

**) Desgleichen plädiert er für Wiederaufnahme der altdeutschen Taufnamen. (Dr. Katzenberger I, Anh. III, S. 68.)

***) Der Name ist übrigens, wie auch der der Venus als „Lustine" schon von der „deutsch gesinnten Genossenschaft" in Hamburg, gestiftet 1643, in Anwendung gebracht worden.

†) Hieher gehört auch das Wort „Bücherschau".

ebenso gut hierüber beichte als predige", so scharf auftritt. Solle Volksbildung sich an der Verständlichkeit einer rein-deutschen Sprache erheben, so werde dieses Glück durch unverständliche Uebersetzungen verstandener Ausländer, z. B. Appetit, Prinz, Apotheke geradezu verschoben. Die neudeutschen Wörter hätten ferner zwei große Fehler: 1. daß sich selten Verba und Adjektiva aus ihnen und umgekehrt machen ließen, 2. daß das neue Wort nur den Gattungssinn, selten den individuellen lebendigen des alten zutrage und dem Witz, dem Feuer und der Kürze folglich den halben Wortschatz ausplündere. „Altertümlich" für „antik" sei das Geschlecht statt der Unterart, „schwach" statt „piano" und vollends für „pianissimo" erinnere nicht mehr an Musik allein, sondern an alles. Der Dichter spottet über die geistlosen Verdeutschungen: „geechtigt" für legitimiert, Prachtthor für Portal, Führtanz für Menuet, Lehrbote statt Apostel, Zierling für Elegant, Süßbriefchen für billet doux, Lustgebüsch statt Boscage 2c.

(Auch Goethe war gegen dieses Gelehrtendeutsch: „Ich bin in diesem Punkt weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt; ich habe mehr als einmal gefunden, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen", und Schiller spottet: „Sinnreich bist du und sprichst von fremden Wörtern zu säubern — Aber sag' doch nur, Freund, wie man „Pedant" uns verdeutscht?")

Der Standpunkt der deutschen Dichter war der Standpunkt genialer Freiheit gegenüber unberechtigter Bevormundung. So reichen Gebrauch Goethe, Schiller, J. P. 2c. von Fremdwörtern machten, wo sie es für passend hielten, so schöpferisch erwiesen sie sich für die Wiedergeburt und Weiterbildung der deutschen Sprache; das Genie verachtet eben den Zaun unpoetischer Kleingeister und läßt das Feld seiner Thätigkeit nicht einfriedigen.

J. P. sagt selbst scherzhaft in der Vorrede zur 2. Auflage des Hesperus, er habe sich ein wenig aus dem Lateinischen, Französischen, Griechischen, Italienischen übersetzt, andrerseits geht er weiter als ein andrer Autor in seltsamen, eigensinnigen Neuerungen, wobei er namentlich eine Hauptsache: den Sprachgebrauch und die Fühlung mit dem historisch Gewordenen — auch hier macht sich sein Mangel an geschichtlichem Sinn bemerkbar — zu sehr außer Acht ließ. So machte er sich nicht nur eine ganz nach eignen Ideen gefertigte Orthographie*) zurecht

*) Von etwa 1777 bis 21. März 1804, wo er sie (an seinem 41. Geburtstag) feierlich außer Gebrauch setzte.

(Hergen statt Herrchen, Vermeidung des Dehnungs-h, der Doppelkonsonanten ck, tz, für die er kk, zz nahm, des C, also Zizero, Zesara, i statt j; im Anfang des Titan gebraucht er sogar zwei Schreibweisen), er verwickelte sich auch in eine langwierige Fehde bezüglich des Verbindungs-s in den Doppelwörtern. Dieses Schmarotzer-s, Aussatz-s, Raketen-s, dieser Schlangen-, Zisch- und Sauselaut gebe der deutschen Sprache das Knarrende, Kreischende und sei nach Möglichkeit auszurotten. J. P. behauptet:

1. Das „s" ist überflüssig;
2. es wird unfolgerichtig angewendet,
3. es ist übellautend,
4. es ist direkt fehlerhaft (wie das an weibliche Wörter angehängte, z. B. Nachtszeit).

Der Hauptsache nach fand sein isoliertes Bestreben keinen Erfolg. Der Fehler J. P.'s war, daß er die Sprache zu sehr als „logischen Organismus" faßte und die Willkürlichkeiten des Sprachgebrauchs als „Ueberbeine" und Auswüchse betrachten und amputieren wollte. Zudem konnte er sein Prinzip doch nicht konsequent durchführen, und mußte zahlreiche Ausnahmen zugestehen, die doch wieder willkürlich waren. Auch übersah J. P., daß die „Es"-Krätze doch auch oft des Wohllauts wegen eingefügt ist. Wie hart klingt das von J. P. empfohlene „Bundtag, Bluttropfen, Volkbuch"! Auch das von J. P. aufgestellte Hauptgesetz der Verbindung: „Der Nominativ des Bestimmwortes im Plural entscheidet über die Art der Verknüpfung mit dem Grundwort" wurde von Jakob Grimm bestritten: „Diese Regel sei falsch, J. P. betrachte die Sprache als etwas von heute, er sei nicht im stande, den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfachen Aeußerungen zu verstehen."

Gleichwohl hat J. P. doch bis zu einem gewissen Grad recht. Selbst historisch ist sein Prinzip keineswegs schlecht begründet — nur den Uebergang dachte er zu gewaltsam und plötzlich — seine Sprachweise ist sogar die ursprüngliche, ältere. Luther und Opitz schreiben noch: amptsorge, amptknecht, ratherr u. s. w. Sie haben keine Zwischen-s nach den Endsilben heit, schaft, kein „Liebesbund", „Geschichtsbuch" u. s. w. Das älteste Liebes- ist bei Paul Rebhuns 1537, die Frauens- sind noch jünger, weder bei Gottsched noch bei Lessing, erst bei Wieland, Adelung und Campe. Dieses Verbindungs-s kommt auf Rechnung der niederdeutschen Mundart, in der auch eine Reihe weiblicher Wörter s im Genitiv hat (kraft, kraftes); mit dem Eindringen niederdeutscher Elemente in die

hochdeutsche Sprache griff auch der S-Unfug um sich; eine Eindämmung war dringend geboten. Ging auch J. P. zu radikal vor, so hat er doch das Verdienst, „zu einiger Behutsamkeit" im Gebrauch und im Bilden von Zusammensetzungen gemahnt, vor allem die unsinnige Mode des s an weiblichen Wörtern, wie Geschichtsschreibung, Hochzeitsfest, gebührend gebrandmarkt zu haben. Wie viel edler klingt ferner: Weihnachtspiel, Hochzeitmahl, Schadenersatz, arbeitfähig, ehrfurchtvoll, engelgut, selbst Eselohr! (cf. hiezu M. Trautner, „Ueber den S-Unfug" im I. Wissenschaftl. Beiheft zur „Zeitschrift des deutschen Sprachvereins", 1891.)

Vor Allem verdanken wir dem Interesse J. P.'s ein so herrliches Werkchen, wie die „Doppelwörter" es sind; es ist geradezu staunenswert, welche poetische Seiten der Dichter dem spröden Stoff abzugewinnen verstand, bei jedem Wort fast weiß er eine witzige Beziehung zur Regel zu finden und neben großem Scharfsinn treten die anmutigsten poetischen Schönheiten in reicher Fülle hervor. Freilich fühlt der Dichter wohl, daß er sich hier nicht auf eigenstem Boden befindet; obwohl er nicht gern der einzige Grammatiker und Philosoph sein möchte, der sich selbst ergeben hätte, tritt er doch in der Vorrede zur 2. Auflage halb und halb den Rückweg an, und verspricht, da er doch eigentlich mehr Orgelspieler als Orgelbauer sei, die Stimmpfeife wegzulegen und sich wieder auf den Orgelstuhl zu setzen und die verschiedenen Register: „die Bockflöte — oder den Subbaß — den einförmigen Vogelgesang oder die schöne Menschenstimme mit dem Tremulanten — denn ich kann alle Mixturen wechseln, ja mischen" — erklingen zu lassen.

Einen ähnlichen Streich spielte Jean Paul sein Hang zur Sprachkürze. Keinen hat das arcte et praecise dicendi genus soweit getrieben, wie Jean Paul.*) Er ging bis zum Abkneipen der Endsilben, der „häßlichen keit, heit, lichkeit und ung", der garstigen „Sprachunken"; also schrieb er Anleit, Sammwort, glaublos, sogar „Lesin" und „Dichtin" (nach Wolke) hielt er nicht für unsinnig. (Bl. 272.) Demselben Prinzip entsprangen die Zusammenstellungen: Mann- und Weibbarkeit (Lev. 288), Recht- und Unrechtschreibung (Blum. 281), Aus- und Deutschland (Tit. 585), „durch alle Äste durch" (statt hindurch) [Titan 635], das Auslassen des

---

*) „Ich gäbe viel um die Adverbia hoben, hunten, haußen, hinnen . . ." Charakteristisch ist selbst an der Handschrift des Dichters das Weglassen der Flexionsendungen, dafür setzt er gewöhnlich einen Schnörkel: „schreib~, geritt~".

„haben“ bei zwei Infinitiven, z. B. „die Insel, die ich aufschütten lassen“ (von Lessing eingeführt), das „mehre“ statt mehrere u. s. w. Daher tadelt er die Ausdrücke „Nationalzeitung der Deutschen“ (Dämmer. 33), Barthaare statt Kinnhaare als Pleonasmen, ebenso Eidschwur, d. h. Schwurschwur, Kirchhofkirche (Komet 400), halb und halb, „also ganz“ (Fibel 70) ꝛc. (Hieher gehört auch der entsetzliche Ausdruck: Staatspolitik = Staatsstaatskunst.) Einmal (Hesp. 471) läßt er allerdings spaßhafterweise*) den ganzen Nachsatz weg. Solche Neckereien, verzwickte Satzbildungen, die gleich wilden Ranken den schönen Bau seiner Sprache verunstalten, wären ja viele anzuführen, wenn das unsere Aufgabe wäre. Hesp. 380 macht er selbst auf die garstigen sechs End-„s“ aufmerksam. Hesp. 63 steht: „Klotilde schien gegen Alle zurückhaltend und gleichgiltig, außer gegen ihren Vater nicht“; Kom. Anhang zum Titan 8: „Ich und eine Fornikantin traten zusammen ihnen in die Gerichtsstube“; der Abend, woran z. B. Titan 616, ist eine gebräuchliche Redeform J. P.'s; harte Konstruktionen wie Loge 264: „Diese Romanschreiber sollten doch auch bedenken, daß die angenehme Sittenrohheit, deren Mangel ich an ihm vergeblich zu bedecken suche, auch bei ihnen fehlen würde, wenn sie so wie er (Gustav) mehr durch Erziehung, Umgang und zu feines Ehrgefühl . . . wären verdorben worden“, werden besonders durch die negative Ausdrucksweise und die Schachtelsätze unverständlich. Ziemlich oft findet sich das Vexierspiel mit dem Demonstrativpronomen, z. B.: „Es war kein Fehler, daß er der Kraft zu leicht die ihrigen verzieh“ (Hesp. 60) oder Extravaganzen wie in der Aesthet. 316: „Wenn sich ein genialer Kritiker erlaubte . . . so wäre das so, wie wenn ich die Periode so schlösse, wie ich thue.“ Nicht gerade deutlich sind auch Phrasen wie: „Wer erzieht in Völkern und Zeiten? Beide.“ Oder: „Wer sollte sich solches tolles Zeug träumen lassen, wenn ers, wie gesagt, nicht träumte?“ (Briefe und bev. L. 53.) — Doch wir wollen schließen mit Försters schönem Urteil: „so oft uns auch der Dichter durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner Götterbilder stört und wie wir auch murren über die Arbeit, die er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsstücke auflegt, so gewährt er uns doch, wenn wir bis ans gesteckte Ziel folgen, eine entzückende

---

*) Ein Rezensent, sagt er, könne ihm unmöglich zumuten, bei der Kürze der Zeit dem langen Vorsatze (hier spielt ihm die Kürze wieder einen bösen Streich) seinen Nachsatz zu geben. Ebenso auf der folgenden Seite.

Aussicht, den Vorgeschmack von dem, was noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat.“ (Förster 3, 45.)

Anhang.

J. P. bricht auch eine Lanze für Beibehaltung der deutschen Schriftlettern gegen die schon damals sich einbürgernde Gewohnheit mancher Humanisten, deutsche Worte lateinisch zu schreiben. Zweimal hat sich J. P. darüber ausgesprochen. (Aesthet. § 77 und Palingenesien 12 ff.) J. P. ärgert sich über die verdammte „Gleichmacherei“, die jetzt selbst in der Litteratur grassiere, über die Bedientennatur der Deutschen, die ewig „Scharrfüße und Knickse“ vor andern Nationen mache. Abgesehen von dem nationalen Gesichtspunkt, müßte schon der praktische eine solche Selbstaufopferung verbieten. Wenn man nicht die deutsche Handschrift und alle Archive und Ratsbibliotheken und das Cansteinische Bibelwerk umdrucke, so müsse „der fortdauernde Umgang mit der alten Form das Auge immer bei der neuen um das Vergnügen der summarischen Fassung bringen, die auf den Gründen beruhe, aus welchen wir das Griechische schwer in lateinischen Lettern, oder warum wir oft eine schlechte Handschrift, aber nicht deren einzelne Buchstaben lesen können.“ Die alberne Einwendung, daß unsere deutsche Schrift doch nur verdorbene lateinische sei, besage nichts, denn die lateinische sei von diesem Standpunkt wieder „verdorbene oder vergrößerte griechische und diese kehre am Ende in die orientalische zurück, daher die Römer sich durch Annahme der griechischen Typen sich den Griechen hätten nähern können und diese durch eine orientalische Druckerei der ganzen aus dem Orient abstammenden Welt.“

Aber auch vom ästhetischen Gesichtspunkt lasse sich viel für die heimatlichen Schriftzeichen sagen. „Sobald wir der gothischen Schrift die Halskrauseln, die Trobbeln, das Spitzenwerk, die Knickse und Bruchbänder verbieten, so steht sie ungemein schön mit zwei Bestandteilen da, erstlich mit der geraden Linie wie die römische, und dann statt des Zirkels der letztern, mit einer halben Elipse (zugleich das Sinnbild unseres Geschmacks)“. Durch dieses Abglätten der typographischen Runzeln und Falten trete die Physiognomie des deutschen Gesichts rein und sprechend hervor. (Die

Palingenesien ließ J. P. bereits in dieser gereinigten, die „erste schönere Form wiederbringenden“ Gestalt drucken; cf. daselbst S. 13.)

In der That, es läßt sich nicht leugnen, daß ein gut Stück Volkscharakter in der deutschen Schrift dargestellt sich findet. Die Aehnlichkeit mit der sogen. gothischen Stilform ist unverkennbar und bereits von J. P. in dem Vorwalten der Elipse statt des Rundbogens angedeutet. Die deutschen Lettern gleichen den Blumenvasen oder den organischen, üppigen Formen, die kahle Lateinschrift einem Regiment im Paradeschritt. Aus ihr spricht der nur auf das Brauchbare gerichtete, alles Ueberflüssige bei Seite lassende, der Fantasie feindselige Geist des alten Römertums, sowie die nüchterne Verstandsmäßigkeit, die gleichmachende, jede freie Regung unterdrückende Mehrheitsherrschaft der Neuromanen, der Franzosen. — Wie muten uns dagegen die trauten deutschen Buchstaben an! Den ganzen Reichtum deutschen Gemütes, die Freude an dem scheinbar Ueberflüssigen, die der Alltagsphilister nie begreift, finden wir wieder. Wer möchte wohl ein deutsches Märchen, ein mittelalterliches Gedicht, zumal durch Zeichnungen von Schwind, Führich illustriert, lateinisch lesen! Gerade die bunte Mannigfaltigkeit, die reiche Ausschmückung, die vielen Häkchen, Punkte und Strichelchen seitwärts, oben und unten überraschen uns immer aufs Neue und erfrischen das Auge; daher haben wir bei der deutschen Druckschrift weniger wie bei der lateinischen das Bedürfnis, den Blick auf kurze Zeit abzuwenden.

(Es ist gewiß bemerkenswert schon als Zeichen, wie trotz alles lärmenden Chauvinismus in Presse und Festsaal der echte pietätvolle patriotische Sinn ausstirbt, daß es allenthalben Spott und seichte satirische Bemerkungen hervorrief, als der Leiter des deutschen Reichs ein deutsches Buch deutsch geschrieben haben wollte.*) Wer nicht fühlt, wie abgeschmackt deutscher Geist in ausländischer Tracht sich ausnimmt, legt dadurch deutlich dar, daß er dem tieferen Nationalempfinden entfremdet ist. Die Form

---

*) Der Einwand von der Rücksicht auf die ausländischen Leser hergenommen ist falsch. Ein Franzose wird ebensogut das Deutsche lieber deutsch lesen, als es uns anekelt, Griechisches lateinisch zu sehen. Aber der Deutsche, charakterlos wie er ist, gewöhnt eben die Ausländer daran, das Deutsche so oft in lateinischer Schrift zu sehen. Und was ist schließlich mit der lateinischen Schrift gewonnen? Deutsch verstehen muß der Ausländer ja doch, wenn er es lesen will; wer aber den deutschen Periodenbau versteht, wird wohl das tausendmal Geringere, die äußere Schrift auch goutieren können.

hängt inniger mit dem Inhalt zusammen, als man gewöhnlich glaubt. Auch die Volksseele ist Form ihres Körpers, der Sprache und Schrift,*) und wer das Glück hat, einem ursprünglichen, nicht einem Mischvolk anzugehören und also eine eigene Sprache und Schrift hat, sollte diese als Nationalheiligtum, als höchstes Geschenk des Volksgeistes, mit dem er durch Abstammung zusammenhängt, gebührend schätzen.)

Das Deutsche deutsch, das Lateinische lateinisch, das Griechische, Hebräische rc. in ihrer Signatur! So gehört sichs; das Gegenteil ist, so harmlos es scheinen mag, gleichsam ein geistiger Ehebruch, ein Verrat am Volkstum.

---

*) Das beweist auch äußerlich die Thatsache, daß kein Mischvolk es zu einer selbständigen Schrift gebracht hat.

Jean Paul als Politiker.

„In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerwanderung nach Außen, sondern der Völkererregungen nach Innen, wo Weltteile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen und wenigstens das Herz will mit schlagen helfen. Wahrlich, man kann nicht anders, und ich achte keinen Mann, der sich jetzo blos der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren. Wollt ihr Zukunft darstellen, nehmt Gegenwart in euch auf! Eine leere Brust ohne Herz ist weder Siegel der Vergangenheit noch der Zukunft.“

Man sieht, gegen wen diese Zeilen gehen. Schon früher hatte J. P. in einem Brief an Knebel ausgesprochen, einen Tyrtäus brauche die Zeit, nicht einen Properz (mit Bezug auf Goethes römische Elegien). (Wahrh. 5, 149.) Der Formalismus in der Kunst, wie er lähmend auf den sittlichen Enthusiasmus wirkte, mußte auch den vaterländischen Interessen gegenüber in politischem Indifferentismus zu Tage treten.

Goethe verstand auch den Wink und erklärte nach dem Erscheinen der „Friedenspredigt“ J. P. und Görres als abschreckende Beispiele dafür, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich habe, doch zuletzt in Trübsinn und üble Laune ausarte.*)

J. P. war von den großen Dichtern thatsächlich der einzige, der thätigen Anteil an den politischen Bewegungen der Zeit nahm,**) während

*) Ein ärgeres Mißverständnis als diese, wohl auch in Verdruß und „übler Laune“ gegebene Charakteristik J. P.'s läßt sich allerdings kaum denken.

**) Wie weit die incuria reipublicae ut alienae ging, zeigen Vossens Worte: „Da es einmal so steht, so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden. Ein preußischer Patriot bin ich nie gewesen, wer kann es in diesem Jahrhundert sein?“ An Frau von Schiller 1806.

die übrigen Dichterheroen abseits standen und dem Verzweiflungskampf ihres Volkes mit olympischer Ruhe zusahen. Zürnend spricht gegen solche Teilnamslosigkeit der Dichter: „Welcher ist der größere Weise, der, welcher sich über die stürmende Zeit erhebt und sie, ohne zu handeln, nur beschaut, oder der von der Höhe herab sich kühn ins Schlachtgetümmel der Zeit wirft? Erhaben ist es, wenn der Adler durchs Gewitter fliegt in den heiteren Himmel hinauf, aber erhabener ist's, wenn er im Blau oben über dem dicken Sturmgewölbe schwebend sich durch dasselbe stürzt auf den Felsenhorst, wo die Seinen unbefiedert wohnen und zittern!"

Jean Paul sprach nicht bloß so, sondern handelte demgemäß. Er und Fichte nebst Görres waren von den großen Geistern der Zeit die einzigen, welche herabstiegen zu dem leidenden, niedergebeugten Volk und durch die That, wie sie den geistigen Führern ansteht, nämlich durch das belebende Wort, eingriffen zum Trost, zur Besserung, zur Reformation, und wenn Fichte mehr das strafende und zürnende Wort über eine entartete Zeit sprach, so J. P. mehr das erlösende, heilende — der allgemeinen Mutlosigkeit gegenüber den Glauben an die Nation, das Selbstvertrauen stärkend und auch im größten Unglück die Hoffnung auf eine frohe Zukunft nie verlierend. Welch' weitschauenden Blick zeigt der Dichter in seinen politischen Schriften, mit hingebender Liebe für das eigne Volk die Interessen der Menschheit hochherzig verbindend, fern von jedem Haß, jeder Entflammung des nationalen Fanatismus, dieses so wohlfeilen und viel verwendeten Mittels politischer Rhetorik! Nie vergaß er die Gerechtigkeit gegen den Gegner, eindringlich warnte er vor dem Pessimismus, der in einigen zufälligen militärischen Niederlagen das Ende des Volkstums, in dem Sturz einiger Fürstenherrlichkeiten und morschen Verfassungen den Untergang des Reichs sehen wollte! Um so inniger mahnte er zur klugen Benützung der Prüfungen Gottes, predigte er Einkehr in das eigene Herz, donnerte er gegen die eigentliche Wurzel des Uebels, die dreiköpfige Hydra des Luxus, der Unkeuschheit, des Egoismus und bereitete so mit der sittlich-religiösen die politische Erneuerung der Nation vor.

Dabei offenbart sich ein Seherblick in die Zukunft, daß wir späten Epigonen mitunter erschreckt uns getroffen fühlen von dem durchdringenden, zürnenden Geistesauge des Mannes, der wie kein anderer die Gabe besaß, „in die Zeiten zu schauen und zu streben". Darum lesen sich diese politischen Betrachtungen — ein Gebiet, das sonst dem Musengott nicht hold ist — so frisch, so neu, weil sie nicht für den Augenblick

allein geschrieben sind,*) weil es J. P. gelang, die **Tagesinteressen** ethisch zu vertiefen, mit **prophetischem Blick** in den **Symptomen der Zeit**ereignisse die tieferliegenden Quellen zu sehen und mit **der richtigen** Diagnose auch die rechte Heilmethode anzugeben, für die er **mit allen** Mitteln seiner gewaltigen Beredtsamkeit **die Herzen zu gewinnen suchte.** „Welche Sprachgewalt ein Genie besitzt, zeigt sich **besonders, wenn es** sich auf gemeine zeitliche Verhältnisse wirft", hatte J. P. **von Görres,** seinem Freund und Geistesverwandten gesagt. Es gilt **dies mindestens** in gleichem Maß von ihm selbst. Wie hoch J. P. **als politischer Redner** steht, wird besonders klar, wenn man ihn mit den **kleineren Geistern, Arndt,** selbst Körner rc., vergleicht. Wie eng war **der Gesichtskreis dieser** „Patrioten"! So gut sie es meinten, **sie hatten immer nur das nächste** Ziel im Auge, die Niederwerfung des „Erbfeindes", **wofür sie keineswegs** immer die edelsten Gefühle zu entfachen strebten — **als ob es damit** gethan gewesen wäre! Als ob nicht **das Uebel in der eigenen Brust** gesessen und ein schlimmerer Erbfeind damals **an dem äußeren Bau des** morschen Reichsgebäudes, wie an dem sittlichen **Kapital des Volkstums** genagt hätte!

So stand J. P. in der Vorderreihe der Kämpfer für **wahre Freiheit,** den Quietismus der Kunstgötzendiener wie den **engherzigen Chauvinismus** der Haßprediger gleicherweise vermeidend, und hätte so **mindestens durch** seine rege politische Thätigkeit verdient, von dem Vorwurf, **„unpraktischer,** idealistischer Sinnesweise", den einer dem andern **nachspricht, bewahrt** zu bleiben. Plank**) sieht in dem „Paradiesvogel, **der in seinen Höhen** die Erdenstöße und Brandungen des Lebens verschlummert" (**Fixlein 10**), das getreue Bild des Dichters, der seine „idealen **Träumer" zu Helden** und Reformatoren der sichtbaren Welt stempeln **wolle und den „Kontrast** der inneren Idealwelt mit der kleinen und dumpfen **Wirklichkeit" nie zur** Lösung gebracht hätte. Ueber letzteres haben wir schon **gesprochen,***) was** aber die Erfordernisse eines Staatsmannes und **Helden betrifft, so braucht** sich J. P., glaube ich, nicht erst belehren zu lassen, **daß „thatkräftiges** Eingreifen in die wirklichen Zustände und scharfer Blick **für die Bedingungen** einer Umgestaltung" das Erste für einen Helden, **Staatsmann, Reformator**

*) Wehe der eigentlichen Zeitschrift, in der nichts lebt, als der **sterbende Augen**blick! (Politische Nachklänge. 1832. Herausg. v. Förster.)

) „J. P.'s Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung." **Berlin 1867. S. 18.

***) cf. hiezu S. 107, 162 ff.

sei, welche „der gute J. P. nach seiner Weise in ideale Träumer verkehrt habe“.

J. P. hat in seiner Levana (Kapitel über Fürstenerziehung) die Vorbedingungen eines kräftigen Staatsmannes meisterhaft geschildert und in der Entwicklung zu besonnenem, willenskräftigen Handeln den Ziel- und Höhepunkt der Prinzenerziehung bezeichnet. Auch Albano ist keineswegs ein phantastischer Träumer. J. P. läßt ihm gleich anfangs (Titan 31) durch seinen Pseudo-Vater Gaspard sagen: „Für einen Menschen von Stand sind gelehrte und schöne Wissenschaften, die für andere Endzwecke sind, nur Mittel und Erholung, und so groß deine Neigung dafür sein mag, so wirst du doch am Ende Handlungen den Vorzug vor Genüssen geben, du wirst dich nicht geboren fühlen, die Menschen zu belehren und zu belustigen, sondern zu behandeln und zu beherrschen.“ Die Notwendigkeit der That, die erst Leben sei, und worin sich der Mensch mit seinen Zweigen rege (S. 489), was ganz besonders für einen Herrscherjüngling gilt, ist genug betont und wenn Vischer und Plank einwerfen, Albano bleibe im Entschluß zur That stecken, welche That will man denn von einem achtzehnjährigen Jüngling erwarten? Ist es nicht genug, wenn der erwachende Thatendurst, der Drang zu idealen Aufgaben im wirklichen Leben in ihm rege wird und der Roman mit dieser „inhaltsschweren Aussicht schließt?“ Plank selbst hat ja die Erziehungsidee in den Flegeljahren (l. c. 118 ff.) richtig angegeben: „Der idealistische Träumer solle erst durch die Schule des praktischen Lebens und seiner bestimmten reellen Aufgaben gehen, der große und hohe Inhalt des idealen Jugendstrebens dürfe aber nicht verloren gehen, sondern habe sich nur mit nüchterner und verständiger Klarheit zu einigen, durch die allein er Wahrheit erhalte.“

J. P. war ein Mann der That, nach Innen wie Außen; zumal in einer so bewegten Zeit, wo man der Ruhe „nur unter der Erde sich überlassen“ dürfe; „die Lebenden müßten eingreifen in die Zukunft und für ihre Kinder rüstig handeln, solange es ginge; je schlimmer die Zeiten, desto besser müßten die Eltern sein“ (Wahrh. 7, 112).

Freilich, das hat J. P. stets festgehalten, daß die Idee es ist, welche Leben schafft und daß ohne hohe Ziele Leben und Handeln bedeutungs- und kraftlos werden.

Welches waren nun im Näheren die politischen Ideen J. P.'s? Es wird nach dem Charakter J. P.'s sofort klar sein, wie mächtig den

emporstrebenden Jüngling die Freiheitsidee erfassen mußte, welche in den Zeitbewegungen damals zum gewaltigen Durchbruch gelangte. Daher jubelte J. P. gleich Klopstock, Schiller, Stolberg ꝛc. der französischen Revolution begeistert zu und erwartete mit diesen von der Bewegung, die ihm den kosmopolitischen Zug der Völkerverbrüderung an sich zu tragen schien, auch für das eigne Vaterland reiche Früchte.

Wenn selbst der bejahrte Klopstock ausrief: „er habe gedacht, Friedrichs Kampf sei die größte That des Jahrhunderts, aber Frankreichs Bürgerkrone sei mehr als dieser Lorbeer“, wenn er die Deutschen apostrophiert: „was ihr Schweigen bedeute? ob bejahrter Geduld müden Kummer oder nahe Verwandlung und Sturm?“ wenn er über den Krieg gegen Frankreich, der „das Volk, das sich selbst befreit, wieder dienstbar machen“ wolle, geradezu revolutionäre Gedanken äußert, so müssen wir es dem Jüngling zu gut halten, wenn auch er den allgemeinen Taumel anfangs mitmachte. Später freilich bewundert er den „weitsichtigen“ Goethe*), der „schon den Anfang der Revolution so verachtete, als wir das Ende“. (Briefe an Otto 1804; Wahrheit 7, 68). „Erwache . . Träumer“, ruft er sich schmerzlich zu, „der du die Aurora der Menschengeschichte im Westen erblickst und das Abendrot anfangs für Morgenrot ansiehst und den Aufgang der Sonne erwartest — und dann verzagst, weil sie verhüllt um Norden zieht.“ (Wahrh. 5, 54.) Damals „vergaß halb Europa, was es aus der politischen und poetischen Geschichte Frankreichs Jahrhunderte lang gelernt hatte, daß dasselbe leichter eine vergrößerte, als eine große Nation werden konnte“ (Titan 491).

Man sollte erwarten, daß J. J. ein feuriger Republikaner gewesen; aber dies war keineswegs der Fall.

Gegenüber dem Idealismus des beschränkten Parteipolitikers, der alles Heil von einer äußeren Verfassung erwartet, zeigt sich J. P. schon sehr frühzeitig auffallend besonnen und scharfsinnig. Bereits im Hesp. (391) gibt er der Ueberzeugung Ausdruck, „die Staatsfreiheit habe mit kleineren Abgaben, größerer Sicherheit des Eigentums, besserem Wohlleben, kurz mit der Steigerung des sinnlichen Glücks nichts zu schaffen, all dies wohne oft noch reichlicher in Monarchien.“ Die Freiheit ist nach J. P. ein selbstständiges Gut sui juris, und höher als die materiellen; das, wofür man Eigentum und Leben opfere, müsse etwas höheres sein als

*) Dafür bekommt Goethe von Gervinus eine schlechte Zensur, dieser Vaterlandsverräter, sein politischer Mustermensch ist.

Eigentum und Leben. Und Hesperus 465 sagt er: „Der Druck und die Milde, die Ungerechtigkeit und die Tugend des Einzelnen machen so wenig den Unterschied zwischen sklavischer und freier Regierungsform aus, daß Rom eine Sklavin war unter Antonin und eine Freie unter Sulla. Nicht jeder Bund, sondern der Zweck des Bundes, nicht das Vereinigen unter gemeinschaftliche Gesetze, sondern der Inhalt derselben geben der Seele die Flügel des Patriotismus, denn sonst wäre jede Hansa, jeder Handelsbund ein pythagoreischer und zeugte Sparter.“ Man sieht schon hier, wie wenig J. P. in die Parteischablone paßt, wie er gleicherweise den politischen wie den ästhetischen Sektenfanatismus verabscheute, der alles gethan zu haben glaubt, wenn irgend eine Form der politischen Gliederung erreicht ist, gleichviel, ob aus dem künstlichen Bau ein Tropfen wirklichen Lebensgenusses niederträufle oder nicht.*)

Auch nicht Mutter der Wissenschaften und Künste sei die Freiheit. „Sparta erzeugte nur Einen Dichter, Alkmenes; Attika war nicht unter den Perserkriegen, sondern unter Perikles und den dreißig Tyrannen am kopfreichsten. Rom war es nicht in seiner schönsten Zeit, sondern kurz vor und unter den Kaisern. Nordamerika, Holland, die Schweiz lieferten uns aus ihrer republikanischen Freiheit noch keine solchen Denk-, Dicht- und Bildwerke, wie Deutschland oder früher Frankreich. Auch die englische Revolution war keine für die Bücherwelt und am wenigsten für die Kunst, so wenig als das Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa von dem Spiritus neuer Freiheit erweckt wurde. Um den Kettenthron Ludwigs XIV. und XV. flogen mehr geflügelte Geniusköpfe, als im freieren Deutschland oder als später in der fessellosen Revolution, welche mehr beweist, daß Wissenschaften Freiheit, als daß Freiheit Wissenschaft gebäre.“

Das Heil der Zukunft erwartet J. P. nicht von einer republikanischen Verfassung und einem geistlosen Parlamentarismus, sondern von einer edlen fürstlichen Persönlichkeit. „Das Genie ist die Seele des Volks, die Staaten steigen und ruhen nur auf wenigen Atlasschultern“ (Dämmerungen 68). „Einsam steht der Heilige in seiner Kapelle, Sokrates in seinem Gefängnis, aber ganze

---

*) Schon im „Lob der Dummheit“ (bei Kürschner I, 41) geißelt er den Fraktionsfanatiker, der „jede Meinung verachtet, die nicht aus seiner Werkstätte kommt, jede Person, die nicht sein Freund ist, jedes Land, das ihn nicht geboren“.

Jahrhunderte werden von seinem Schüler Plato begeistert und von großen Gesetzgebern länger als von düsteren beherrscht.“ Die Deutschen hätten nach Tacitus große Einsicht bewiesen, daß sie mehr auf ihre Feldherren, als auf das Heer gebaut und vertraut hätten. „Wer kann nun den Volksgeist einer Monarchie wecken und stählen und befestigen? Nur einer, welcher, soweit auch seine physische Vollmacht reicht, doch noch über eine größere moralische gebietet, der Fürst selber. (Fastenpr. 85.) Aus dem Reichsapfel des Fürsten könne Sünde und Krieg wie aus dem des Adam und Paris, aber auch Freiheit und Licht wie aus dem Tells oder Newtons gleicherweise erwachsen. (Verm. Auff. 60.) Gott werde doch endlich „eine Zeit und einen kosmopolitischen Fürsten schicken, welcher wie Gott selbst nichts auf der seelenarmen und leibreichen und leibeigenen Erde frei machen wolle, als diese selbst ganz“. (Wahrh. 8, 32.) Ebenso „Nachklänge“ 40: „Keine Volksmenge wird durch sich selbst groß und frei oder weise, sondern stets durch große, freie, weise Chorführer. Stellt die Sonne hin, so gehen die Planeten von selber.“ (J. P. steht dem Genie-Aristokratismus Carlyles nahe, überragt ihn aber turmhoch durch die religiös-sittliche Vertiefung.) Wir Deutsche seien für kein anderes als das monarchische Regiment empfänglich. In Deutschland laufe gegenüber dem demokratischen Frankreich der Epheu der Vaterlandsliebe mehr am Thron empor, als auf dem Boden umher; die Deutschen hätten immer einen großen Fürsten vonnöten, um an ihm das Vaterland zu lieben. (Nachklänge 99.)

Fein angegeben ist das ideale Verhältnis zwischen Fürst und Volk Komet 100. Gegenüber dem autokratischen Willen, der gegen den Volksstrom regieren wolle, gegenüber dem willenlos vom Volkshauch getriebenen Fahrzeug (Bild: das Segelschiff), erblickt J. P. das rechte Verhältnis in dem vom Feuergeist der Idee getriebenen, gleich dem Dampfschiff die ursprünglich widerstrebenden Elemente zum rechten Dienste zwingenden volkstümlichen Regiment.

Die Abneigung gegen alle Demagogie und seine aristokratische, für alles Geniale begeisterte Natur, läßt ihm sogar Napoleon, den „Astralgeist und regierenden Planeten Europas“, sympathischer erscheinen, als mancher Patriot ihm verzeihen wollte. J. P. war hier kurzsichtiger als sein Freund Jacobi, der die Tigernatur des egoistischen Korsen früh; [illegible] durchschaute.*) Eine zeitlang erwartete J. P. von ihm sogar die Rettu

*) „Würde er einmal sich mäßigen, wir wären verloren, aber das ist n

Deutschlands von dessen verrotteten Zuständen. „Gibst du nicht, Bonaparte, ein paar Lorbeerkränze auf die Krone? Ich thue es ganz. Er wird wie Herkules den Olivenbaum pflanzen, ja er wird ohne Grausamkeit abdanken, wie Sulla", meinte er naiver Weise in einem Brief an Otto, 23. März 1800. „Napoleon oder wer es vermag, rette die letzten Deutschen und forme die übrigen!" (Friedenspr. 14.) [Man vergesse nicht, daß die Friedenspr. 1808, also zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands erschien!]

Selbst seine Gewaltthaten machten ihn von seinem Optimismus nicht abspenstig. Man müsse die Zeit und Bonaparte in ihr nicht aus dem Gesichtspunkt der Individualität und Moralität, sondern aus dem der Weltbürgerlichkeit betrachten. „Alles Große war anfangs zu groß und stach und quälte. Erst dem fernen Auge schliffen sich die Spitzen ab." (Wahrheit 7, 65.) [Derselbe Maßstab wie bei der That der Charlotte Corday. S. oben S. 196 Anm.]

Dann war er wieder schwankend. „Napoleon ist der Fort- und Nachdrucker der Revolution auf schlechtem Papier." (Förster 4, 134.) „Wer Zähne hat, knirsche sie — damit beißen wäre freilich besser — sobald er Kaiserliche Majestät in Gallien hört. Doch haß' ich Bonaparte nicht so sehr, als ich die Franzosen verachte", schreibt er schon 1804 an Otto. „Wüßt ich gewiß, daß Bonaparte Unrecht hätte" (schrieb er 1805 in sein Tagebuch; cf. Wahrh. 7, 65) — „und ebenso gewiß alle gerechten Mittel gegen ihn, o so wär' es ja so leicht, selbst ein Leben gegen ihn zu wagen durch Schrift. Aber diese Ungewißheit lähmt so fürchterlich den Mut, den kosmopolitischen, der durchaus seine Zwecke im Erfolge suchen muß." cf. Wahrh. 2, 87: „Himmel, wie gern nähme ich Partei, da dann alles leicht wird, die Flamme dafür so hoch und frei aufgeht und da der Mensch gern überall System hat! — Aber kann ich?" „Wie leicht ist ein Opfer, sogar des Lebens bei Ueberzeugung! Nicht Frau, nicht Kind stören; nur die häßliche Idee, ob man außen Recht thue ... so aufzutreten."

Allmählich freilich mußten ihm die Augen aufgehen. „Ein anderes ist es, einen großen Mann zu sehen, dessen geistige Größe mir eher ein Geschenk, denn als ein Raub erscheint; hingegen einen großen Eroberer,

---

befürchten; er wird sich anbeten lassen ... Er sieht sich so bestimmt als das Werkzeug des Fatums an, daß das Schrecklichste noch an den Tag kommen wird, was bis jetzt nur in dunkeln Sagen vorkam." Jacobi 1809 an Perthes (Schwiegersohn von Claudius).

der durch Gewalt uns alle demütigt, zu sehen, ist niederdrückend". (Förster 4, 185.)

Schon in den „Dämmerungen" (1809) weht ein anderer Geist. Der vieldeutige Titel sollte nach der Vorrede nicht nur eine Frühlingsdämmerung voll Lerchen und Blüten, sondern auch eine Götterdämmerung bezeichnen, die ihm nahe bevorstehend däuchte. Mit unerschrockenem Mut, denn — „die Furcht entschuldige mit keinem Zwang ihr Schweigen", faßte er die Frage in's Auge: „welche Bewunderung verdient denn eigentlich ein großer Feldherr und Eroberer?" Die drei Kronen des Feldherrenmutes (der übrigens hinter einem gewaltigen Heere nicht schwer sei), der Feldherrnkunst und Feldherrnbesonnenheit stellt er weit unter den Mut eines Sokrates, der Kunst eines Newton und der friedlichen Besonnenheit in Gefahren, welche allerdings Napoleon ebenfalls gezeigt habe, als er von dem blutroten Gemeinderat das Wort gehört: „Du verlierst deinen Kopf" und doch den seinigen aufsetzte. Noch schlimmer stehe es mit der moralischen Seite. „Schelling redet von einem fast göttlichen Recht des Eroberers, er hat aber die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache einem Alexander und Cäsar ins Gesicht dasselbe für sich behaupten."

Den Gegensatz des friedlichen und des kriegerischen Genius schildert J. P. drastisch mit den Worten: „Ich habe eine Idee", sagt Sokrates, „und daran setz' ich mein Lebenswohl und mein Leben selber; denn fremdes darf ich nicht". „Ich habe eine Idee," sagt der Eroberer, „und daran setz' ich Völker, Dörfer und Städte und erfülle meine und fremde Landeskinder mit Blutdurst und Fleischhunger . . . und verdopple die Sarahwüste; mehr kann ich für eine Idee wahrlich nicht thun . . . (Das lautet ganz anders wie die obige Stelle Wahrheit 7, 65). Kaligula wünschte nur einen Kopf des Volkes, um ihn abzuhauen, der Eroberer nur einen geistigen, um ihn aufzusetzen." Daher sei „jeder Erfinder von Mordmaschinen ein Antichrist der Menschheit und ihres Geisterglücks". Und wenn er anrät, Trauerfesttage für das deutsche Volk zu begehen, so am Tage der Schlacht von Jena, „um am Schmerz den Mut anzuzünden, damit das ganze Volk in der Trauer um eine große Vergangenheit hoch aufstehe, damit die Gemeinschaft der Wunden zugleich sich zu heilen und sich zu rüsten anfeuere (61), wenn er auf die Totenuhr im Schloß zu Versailles als einen „Zeiger des Grabes mitten auf dem Thron, eine schlagende Wünschelruthe der Königsasche" hinwies, und dies drucken

ließ im Augenblick, als Davoust im Bayreuther Lande war, so hatte er wahrlich ein Recht, 1814 die alliierten Mächte zu fragen, ob ihm nicht eine Pension gebühre, da er für europäische Freiheit zu einer Zeit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßgestellt habe?*)

Jean Paul kam es darauf an, in einer Zeit des dumpfen Fatalismus dem gebeugten Volk den gesunkenen Glauben an sich selbst und die Hoffnung auf eine bessere Zeit zu beleben und vor allem die panische Furcht vor dem Mann, dessen dämonische Gestalt ganz Europa hypnotisierte, in ihre richtigen Grenzen zurückzuführen. Während alles die wunderbare Tapferkeit der Franzosen und das Feldherrntalent des großen Kaisers verhimmelte, gab er zu bedenken, daß nichts seltener sei als ein feiges Volk; am wenigsten verdiene das deutsche, das sich heldenmäßig geschlagen, diesen Vorwurf; und was die Größe Napoleons betreffe, so habe er oft nur durch die Uebermacht gesiegt; überhaupt erscheine der Ruhm des Feldherrn nur deshalb so groß, „weil man ihm die Strahlenkrone aus den Thaten jedes Einzelnen geflochten allein aufs Haupt setze."

1811, also zu einer Zeit, wo Napoleons Stern noch immer im Zenith stand, schloß er sich auf Anregung Schlegels einer franzosenfeindlichen Schriftstellervereinigung in Wien an, um den Freiheits- und Nationalsinn der Deutschen zu beleben, und ließ seine „Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe" im „deutschen Museum" in Wien erscheinen. Der „Raubmörder des Herzogs von Enghien, der Foltermörder des englischen Admirals B." hatte seine Sympathien völlig verscherzt. Dennoch mutete ihm Einer 1821 in einem drei Bogen langen Brief allen Ernstes zu, die Befreiung Napoleons von St. Helena von den Großmächten Europas zu erwirken (cf. hierüber den Brief an Minna Spazier (Wahrh. 8, 275), wo J. P. die Befreiung Napoleons ausdrücklich auch als Unrecht bezeichnet.)

Wie aber konnte J. P. doch eine lange Zeit hindurch und noch 1808 nach der Niederwerfung Preußens, seines Vaterlandes, Napoleon feiern, ja ihm zujubeln als dem Helden, der „aus seinem Geist Geister machen und damit Körper nicht blos erschaffen, sondern auch beseelen wolle?" (Fr. Pr. 37.)

Der Grund war nicht etwa Verblendung durch die Titanengröße des Feldherrngenies; J. P., dem niemand imponieren konnte als moralisch,

---

*) cf. auch Wahrheit 2, 88: „Qual bei dem Schwören des Magistrats für Bonaparte 1806, 27. November.

hatte vor ganz anderen Lichtern auf höherem Gebiet Selbstgefühl und kritische Besonnenheit nicht verloren; es war noch weniger feiler Opportunismus, der es ihm rätlich erscheinen ließ, der augenblicklichen Macht zu huldigen — gegen diesen Vorwurf braucht ein Jean Paul, der seine Existenz für das freie Wort gewagt hat, nicht vertheidigt zu werden; („meine Werke sind Freigeborne, nicht Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht, darum blieb ich auch arm") — auch nicht Mangel an vaterländischem und heimatlichem Sinn; Jean Paul war ein Patriot wie keiner; nur war sein Patriotismus anderer Art, als er gewöhnlich im offiziellen Aushängschild sich kundgibt. Jean Paul hatte das tiefste Interesse für sein Volk, für dessen Sprache, Kultur und materielles Wohl, aber nicht für die einzelnen Staaten und die verfallende Reichsverfassung. Der Auflösung des deutschen Reichskörpers hatte er ruhig zugesehen; die Zerstücklung Preußens, die Errichtung des Königreichs Westphalen, die Mediatisierung so vieler Kleinstaaten hatte ihn kalt gelassen. „Ich bedauere den Untergang eines Staates nicht, der Teufel kann nichts holen, als was sich ihm ergeben hat" (Förster 4, 109); ja er sah sogar in der Zertrümmerung der alten faulen Zustände ein Glück und in der gegebenen Neubildung der politischen Organismen den Ansatz zu einer besseren Zukunft.*) Vor allem war ihm Oesterreich mit seinem autokratischen und doch kraftlosen Regiment widerlich; vom freiheitlichen Standpunkt aus fand er es unangemessen sich eines Staates anzunehmen, der die geistige Dunkelheit systematisch zu erhalten und zu verbreiten strebte. „Wenn uns Bonaparte eine Freiheit nähme, die wir hätten, eine Reichsverfassung, die wir achteten, dann wäre jedes Dulden Knechtschaft; aber so zerstört er ja nur, was wir selbst verlachen, aber nicht ändern können." (Förster 4, 138.)

Die damalige Zeit war überhaupt kosmopolitischer wie die heutige; der nationale Standpunkt trat hinter dem weltbürgerlichen zurück,

---

*) „Manche Staaten", sagt J. P. scherzhaft, „gleichen Orgelpfeifen, die man blos deswegen sehr lang macht, daß man sie richtig stimme durch Abschneiden". (Friedenspr. 30.)

„Nicht Bonaparte, sondern die Zeit, Jahre vorher hatten Preußen geschlagen und es ist gut, daß dieser eingebildete Gesunde — es gibt nicht soviel eingebildete Kranke als Gesunde — endlich unter die Wundensucher gekommen ist. Gerade jetzt verzage ich am wenigsten am deutschen Geist und Erwachen. Kommandeurre und Bajonette erwecken am besten." (Wahrh. 7, 102.)

(„Vaterlandsliebe ist nur eingeschränkte Menschenliebe.") (Hesp. 467.) „**Vor der Sternenseite des Universums erblaßt das Kriegsfeuer.**" (Blumine 31.) Die Befreiung des französischen Volks wurde von den Freiheitsenthusiasten Deutschlands geradezu als eigene Sache angesehen.

Dazu kam, daß bei J. P.'s heimatlichen Zuständen sich ein eigentliches, engeres, vaterländisches Gefühl, eine Pietät gegen einen Landesfürsten, wie er sie in der Friedenspredigt als die Wurzel des Patriotismus bezeichnet hatte, in dem Dichter gar nicht bilden konnte. J. P.'s Heimat erlebte in wenigen Jahren einen dreifachen Wechsel der Landesregierung. Als Duodezstaat hatte das Ländchen besonders unter dem verschwenderischen und rohen Markgraf Alexander eine Verwaltung, wie sie der Dichter in „Hohenfließ, Scheerau, Flachsenfingen" gezeichnet hat, dann kam es rasch unter preußische und bayerische Herrschaft. Diesen Staaten aber stand das Volk viel zu fern, die Verbindung war eine äußerlich durch Erbschaft und Staatsraison herbeigeführte, eine Homogeneität des Volksgeistes war nicht vorhanden. Alle diese Umstände müssen berücksichtigt werden, um es zu erklären, daß nur eigentlich in Oesterreich von Anfang an Volksbegeisterung gegen den Nationalfeind herrschte, Preußen schon aus althergebrachter Eifersucht den Rivalen im Stiche ließ, die Mittelstaaten vollends ganz apathisch, ja reichsfeindlich sich verhielten, bis schließlich die gemeinsame Not und der auf's Höchste gestiegene Uebermut des Korsen alle wieder zusammenführte.

J. P.'s Ideal war ein Zusammenschluß der Mittelstaaten Deutschlands, die nicht blos, wie bisher, zwischen zwei entgegengesetzten Schilden, dem preußischen und österreichischen, sich bewegen und decken, sondern auch innerlich zu einer Eidgenossenschaft zusammentreten und einen von Napoleon und einem langen Frieden beschützten Fürstenbund bilden sollten. Es war einfach herausgesagt — die Idee des Rheinbundes, die J. P. in der Friedenspredigt (s. S. 45) verfocht. Daher seine enge Beziehung zum Fürstprimas Dalberg, daher seine Warnung vor blindem Chauvinismus, daher sein Wirken für eine Versöhnung der beiden Nachbarvölker, für einen Ausgleich der Volksgegensätze und Austausch ihrer eigentümlichen Vorzüge. Das zarte, persönliche und vaterländische Ehrgefühl der Franzosen, ihre Umsichtigkeit, frohe, leichte Lebensansicht und Schnelligkeit des Entschlusses sollen der deutschen Trägheit, Unbeweglichkeit und allzu große Rücksichtnahme auf Anciennität zum Muster dienen. Mitten im Gewoge der Parteien, im Sturm der

erregten Leidenschaften dringt J. P. auf Besonnenheit, auf Gerechtigkeit gegen Frankreich! Die Gegenwart sei viel mehr geneigt, dem Besiegten nachzusehen, als dem Sieger zu verzeihen. Kein Volk allein könne ohne die übrigen Freiheit und Zivilisation sich erhalten und fördern. Die wahre deutsche Freiheitsliebe sei Rechtlichkeitsliebe nicht Glanz- und Raubsucht. Man dürfe nicht die verdorbene Hauptstadt mit den reinen Landstädten, nicht die Pariser mit den Franzosen, ja nicht die Zeitungsschreiber mit den Parisern verwechseln. „Wählt nicht Polemik, ihr Schriftsteller, sondern Thetik, nicht Streitlehre, sondern Satzlehre. Befördert, erhebt, ernährt, wenn ihr etwas Gutes säen wollt, nur das vaterländisch Edle, den Eifer für Wahrheit, den Glauben an göttliche Dinge, die Treue an gereinigter Volkseigentümlichkeit!“ (Friedenspr. 84.)

Man mag die Ansicht J. P.'s beurteilen, wie man will, man mag sie als irrig, kurzsichtig, namentlich in Bezug auf die Beurteilung des Mannes, der das Protektorat über den neuen Bund üben sollte*), verschreien, jedenfalls darf man den heutigen Maßstab nicht an einen Mann legen, der in Allem groß, ideal, edel dachte und mit seiner Anschauung das Glück seines heißgeliebten Volkes einzig im Auge hatte. „Nur Dalbergs deutscher Hand, aber keiner ausländischen“ wollte J. P. „das Erleichtern der Zukunft seiner Kinder zu verdanken haben.“ Nie kann eine Zeile, ein Wort J. P.'s beigebracht werden, das als Schmarotzerei einer ausländischen Macht gegenüber gedeutet werden könnte.**) Uebrigens war der Rheinbund doch nur Folge der Sünde Preußens, die Frucht des Basler Friedens.

Vor allem war J. P. ein Friedensprediger. Daher seine „Kriegserklärung gegen den Krieg“. (Dämmerungen 43.) Wohl kann der Krieg

*) Es war jedenfalls eine starke Täuschung des optimistischen Dichters, in N. einen Fürsten zu sehen, der „nichts als Frieden brauche und ihn künftig über Erwarten bewahren werde.“ (Fr. pr. 19.)

**) Auch Goethe war bekanntlich ein Bewunderer Napoleons (Eckermann III, 228, II, 113, III, 313); aber wie verschieden ist die beiderseitige Schätzung dem Motive nach! Wenn Goethe sagt, man brauche nicht nur Schauspieler und Dichter; es gäbe auch eine Produktivität der That, die in manchen Fällen noch um ein gut Teil höher stehe, so ist es der rein ästhetische Standpunkt, den Goethe einnimmt; die Heldengestalt des Kaisers war ihm ein Kunstobjekt, wie etwa eine Statue des Achilles; es imponierte ihm die geniale Größe; daher rief er den glühenden Patrioten Arndt ꝛc. kaltherzig zu: „Schüttelt nur eure Ketten, ihr werdet sie nicht zerreißen; der Mann ist euch zu groß!“ Gerade umgekehrt J. P. Ihm war die bloße Heldengröße nichts; aber er erwartete von Napoleon die Gesundung und Neubelebung Europas.

eine „stählende Eisenkur“ eines schlaffen Volkes werden, aber er raube und morde eine Menge Kräfte, die sich auch stärken wollten; hingegen im Frieden bewegen Kräfte sich an Kräften nur höher; keine werde eingesargt. Ebenso mache Frieden nicht kraftlos, wie die Schweizer, die Schweden, Dänen, die französischen Neukonskribierten bewiesen, welche wie Veteranen fochten. Der lange peloponnesische Krieg machte keine Sparter, sondern Lykurg; große Völker entstünden nur an großen Menschen und eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickle die Völker ganz anders als ein Schlachtjahr, nur erscheine die Wintersaat des Friedens so leicht als Sommersaat des Kriegs; aber der unsterbliche Krieg mit Xerxes erschuf nicht erst die Griechen, sondern sie ihn und er setzte sie voraus. Am wenigsten brauche das tapfere, abgehärtete deutsche Volk eine andere Erziehung zum Kriege, als die zum geistigen Selbstfrieden. Sonst wäre ja der grimmigste Despot ein Wohlthäter seines Volks, da er durch die feindseligen Requisitionen, Entbehrungen und Gewaltthätigkeiten sein Volk ja nur abhärte und stärke. Der Krieg komme endlich selbst am Krieg um, seine Vervollkommnung müsse ihn selbst vernichten. „Der Krieg zerfrißt sein Gefäß, wie der Magensaft den speiseleeren Magen. Die stehenden Heere treiben einander zu gegenseitigen Vergrößerungen soweit hinauf, bis die Staatskörper unter der Strafe des Gewehrtragens erliegen und gemeinschaftlich ihre schwere Rüstung ausziehen. Die Mordwaffen würden derart vervollkommnet werden (J. P. exemplifiziert auf die Erfindung eines Repetiergewehrs mit 14 Schüssen hintereinander), daß endlich eine Mordmaschine erfunden würde, welche mit einem Schuß wie eine Mine eine Schlacht liefere und sie schlöße; statt siebenjähriger würde es künftig siebentägige, statt 30jähriger 30stündige Kriege geben. „Zu befürchten ist vielleicht noch eine Zeit, wo ein Fürst sich und sein Volk am besten zu beraten glaubt, wenn er eine ewige Kriegserklärung organisiert, alle Stände verdickt zum Wehrstand, alle Schulen zu Krieg- und Fechtschulen einschmilzt, sodaß am Ende Pflug und Feder . . nur das Trieb und Federwerk einer langsameren Kriegsmaschine werden und er selber ein Großsultan, dessen Krönung und Salbung bekanntlich darin besteht, daß man ihm einen Säbel umhängt. Welcher Regent so dächte, müßte dann einen ewigen Krieg begehren und einleiten, um den Zweck seiner Mittel zu genießen und um die Mittel zu verdoppeln. (Politische Nachklänge 46.) (Wie nahe sind wir heute diesem Zeitpunkt!)

„Nur die Kultur der Sitten und Köpfe kann helfen, keine Körpermacht.“ „In all den dunklen Jahrhunderten stürzte man die Welt um zur Ehre Gottes und füllte den Beutel, in der aufgeklärten thut mans zum Nutzen des Staats und füllt ihn wieder. In welchem Jahrhundert verbindet man die Ehre Gottes mit dem Nutzen des Staates und vergißt den Beutel?“ (Förster 4, 138.)

„Heil dem Fürsten, dem die Geschichte den neuen Beinamen des „Rechtlichen“ gewähren kann!“ — „Sei gegrüßt“, schreibt er in Katzenberger (S. 63), „Mutter der Erden und Blüten und Früchte! Zieh' dem Jahrhundert, diesem wilden Titan, das Schwert aus der Hand, und gib ihm deinen geheiligten Oelzweig ins Grab! . . . Gib uns Liebe und Friede, Mutter des Lebens und der Wärme! Schick uns den weißen, sanften Schwan, der dir heilig ist und baue mit deiner reinen Leier die Menschheit wieder auf, welche Mißtöne zertrümmert haben!“

Gleichwohl verzagt J. P. nicht an dem deutschen Volk. „Deutschland ist noch nicht verarmt“ — dieses Wort des edlen Patrioten Perthes war dem Dichter aus der Seele gesprochen. „Nicht Schlachtensiege — diese Kinder der Stunde — diese Geschöpfe der Berechnung — seien Zeichen der Kernhaftigkeit eines Volkes, sondern die Art, wie die Niederlagen ertragen und die Siege genossen werden. Hier stand er hoch über Fichte. „Fichte, dieser Polyphem mit einem Auge — jagt sich Furcht vor möglicher Barbarei ein. So ist der Mensch, bei großen, fremdartigen Ereignissen fürchtet er immer seinen jüngsten Tag.“ Die Befürchtung des Untergangs deutscher Kultur und Sprache, wie sie Fichte aussprach, sei oberflächlich. Noch keine Sprache machte blos auf Geheiß der Eroberer einer andern Platz, was die Geschichte der allsiegenden Römer, der von den Normannen besiegten Briten, der Deutschen, die sich über alle Länder ergossen, bezeuge. Nur durch geistige, nicht durch kriegerische Ueberlegenheit, nicht durch Soldaten, sondern nur durch Schriftsteller könne eine Sprache die andere überwältigen. Die deutsche Bildung die alle andern weit überrage, habe wahrlich nichts zu fürchten, da doch nicht einmal die französische Literatur der unsern weiche und unterliege.

Kein Land werde reich und mächtig durch das, was es von Außen hereinbekomme, sondern durch das, was es aus sich gebäre und emportreibe. Das edle, deutsche Volk könne nicht zu Grunde gehen. Die Deutschen seien die Erzieher der Zukunft, sie besäßen Liebe und Kraft

in schöner Vereinigung. Wie Deutschland die geographische Mitte in Europa einnehme, so halte es auch die sittliche und werde daher mit Recht als dessen Herz abgebildet, indeß mancher anderer Europateil nur Kopf oder nur Faust sei. Dieses gute, ehrliche Herz hätten fast alle europäischen Kriege mit ihren Kugeln durchbohrt. Jetzt habe es Blut genug verloren! Auch in der Geschichte sei der trübe dumpfe Thomastag kürzer als der hellwarme Johannistag. Die alten Tugenden seien immer noch rege, nur erstickt von der Asche des Zeitgeistes, nie könne die Religion aller Religionen die ehrlich treuen Herzen der Deutschen verlassen, welche ihren Ernst weder durch die Glut der Phantasie dichtend verflüchtigten, noch die Andacht durch bloßen Verstand vereisten. Jetzt sei die Zeit der Gährung. Was in Deutschlands Veränderungen der eine für faulende Gährung, der andere für geistige, ein Dritter für weinsaure nehme, halte er für alle drei auf einmal. Schon hätten sich in der verfallenden Verfassung wie in einem verfallenen Schacht neue Goldadern insgeheim angesetzt, wovon unser weltbürgerlicher Sinn und unsere Literatur die schönsten seien. Ohne Hoffnung kein Mut, darum wolle der Dichter keine Jeremiade, sondern ein Lied der Hoffnung anstimmen. „Ihr scheltet die Zeit klein? Folglich sagt ihr, daß sich etwas Großes in derselben gezeigt, was den Rest zum Zwerg und Thal macht.“

„Wir wohnen jetzt im Baugerüst der Zeit und freilich ein Gerüst ist nicht die bequemste Wohnung. Wann sollte man hoffen, wenn nicht jetzt? Eine große Gegenwart wirft ihre Feuergarben auf euch, eine große Zukunft wartet auf euch. Kann Einschläferung für unser Glück sorgen? Sollen wir auf eine noch feurigere Zeit warten? Zur Stadt Gottes führen viele Thore und alle sind sie aufgethan und weit hinaus reichen ihre Vorstädte. Wann erwartet ihr denn, in welchem noch größeren, aufopfernden Krieg, daß sich das Herz euch weite? Freilich das Prophezeien ist eine mißliche Sache. Jeder hält sein Leben für die Neujahrsnacht der Zeit und seine Träume darin für Prophezeiungen fürs ganze Jahr, daher trifft stets nicht etwa das prophezeite Gute oder Böse oder das Gegentheil davon ein, sondern etwas anderes. Wie könnte auch der Mensch irgend eine nahe Zeit erraten, ohne alle späteren Zeiten mitzuwissen und mitzugeben? Als Rom entseelt, ohne Sittlichkeit und Freiheit, dalag und als an dem fortfaulenden Riesenkadaver eine ganze davon gekettete Welt hätte vermodern müssen, wer obsiegte der ungeheuren Gift-Roma? Das Dörfchen Bethlehem.“ (Pol. Nachklänge 140.) Wollet

also nicht errathen, sondern vertrauen! „Erkennt im nachher aufblühenden Christenthum die Fülle wieder an, womit der Allgeist jährlich mehr Blumen und Kerne untergehen als gedeihen läßt, ohne darum einen künftigen Frühling einzubüßen“ (ib. 144).

Gleichwohl konnte J. P. zu verschiedenen Malen nicht versagen, ein Zukunftsbild der kommenden Jahrhunderte zu entwerfen. Das eine entworfen an der Wende des Säkulums („Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht“) (Bd. 41 S. 39—51) ist in ziemlich düsteren Farben gehalten, das andere (Hespr. 338 ff. 6. Schalttag) um so hoffnungsfreudiger.

ad 1. „In der künftigen Zeit, wird freie Reflexion und spielende Fantasie regieren, keine kindischen Gefühle; man wird keinen Namens-, Geburts- und Neujahrstag mehr feiern . . . auch wird die Erde, ehe sie verwittert, noch oft von anno 1 an datieren, wie die Franzosen. — Die Juden und Priester werden aufhören und die Völker, die Weiber, die Neger und die Liebe frei werden. — Sprachgelehrte werden in alten Bibliotheken nach einer Edda und nach einer Bibel forschen, und ein künftiger Schiller wird das neue Testament lesen, um sich in die Charaktere eines Christen und Theisten täuschend zu setzen und dann beide aufs Theater. — Große Geschichtsforscher werden, um nur etwas von den Begebenheiten und Menschen des barbarischen, kleinstädtischen, finstern Mittelalters (so nennen sie das aufgeklärte Jahrhundert) zu erraten, sogar einen daraus übrig gebliebenen homerischen Hans Sachs studieren, von dessen Werken ein künftiger Wolf erweisen wird, daß sie von mehreren Sängern zugleich gemacht worden — die kultivierte Zukunft wird keinen Gott und keinen Altar mehr haben — von J. P.'s Werken wird der beste Literator keine Notiz mehr aufzuwühlen wissen. Doch wird J. P. vorher noch eine zeitlang auf den Toillettentischen zu finden sein, und man wird ihn lesen wie jetzt Otfrieds Evangelium, nämlich bloß um „die einfältige Schreibart und die Reinheit der Sitten zu studieren.“

„Wenn dann die bittere Zeit dagewesen ist, wo Menschenliebe in keinem Herzen mehr war außer in denen der Hunde! — wenn, obwohl lange nach der Eroberung Europas durch die Amerikaner, der häßliche Weißenhandel aufgehört, den die Schwarzen zum Teil nach ihren nordindischen Besitzungen hin getrieben, — wenn wegen der entsetzlichen Bevölkerung alle Dörfer sich zu Städten ausgebaut, und die großen Städte mit den Thoren aneinander stoßen und Paris bloß ein Stadtviertel

ist und der Landmann oft auf seinem Dach ackert, das er ganz artig urbar gemacht — wenn die Mode die höchsten Verlängerungen und Verkürzungen (bis zur Nationalkleidung der Menschheit, der Nacktheit) durchgespielt — wenn alle Rafaele verwittert, alle jetzigen Sprachen gestorben, neue Laster und alle möglichen Physiognomien und Charaktere dagewesen, die Zartheit, Besonnenheit und Kränklichkeit größer, die Hohlwege zehnmal tiefer und die tiefsten Wahrheiten platte geworden — wenn die alte runzliche graue Menschheit ein Jahrtausend nach dem andern vergessen und nur noch wie andere Greise sich ihrer schönen Jugendzeiten in Griechenland und Rom erinnert — dann ist Gott noch, er steht licht in der Nacht; seine Sonne zog die Sonnen-Wolken auf, seine Sonne zerteilt sie wieder und dann ist wieder Tag."

Tröstlicher klingt die andere Zukunftsphantasie im Hesperus: „Es kommt einmal ein goldenes Zeitalter, das jeder Weise und Tugendhafte schon jetzt genießt und wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen, wo die Menschen nicht mehr Freude, sondern mehr Tugend haben — wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Anteil nimmt, damit er sich die Heloten erspare — wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt und nur zuweilen mit dem Pflug Kanonenkugeln aufackert." cf. Loge 128: „Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unsere vergangene Dummheit sowenig begreifen wird als wir künftige Weisheit; ich meine, wo man nicht bloß wie jetzt keine Bettler, sondern auch keine Reichen dulden wird." „Auf dem Abendthor dieses Jahrhunderts steht: „Hier geht der Weg zur Tugend und Weisheit", sowie auf dem Abendthor zu Cherson die erhabene Inschrift: Hier geht der Weg nach Byzanz." Unendliche Vorsicht! Du wirst Tag werden lassen. Aber noch streitet die 12. Stunde der Nacht, die Nachtvögel ziehen; die Gespenster poltern; die Toten gaukeln; die Lebendigen träumen." (Hep. 18.)

So fehlt auch hier der tröstliche Ausblick nicht. Immer aus der höchsten Warte, vom weltbürgerlich idealen, vom religiösen Standpunkt faßte J. P. die politischen Interessen auf, und wo kleingeistige Krämerseelen ihn niedrig stellen möchten, da liegt gerade seine Größe. J. P. glich nicht „den Franzosen, die wie Teiche die Farbe des nächsten Ufers, sondern den höheren Menschen, die wie Meere die Farbe des unendlichen Himmels tragen". (Titan 111.) Welche Kühnheit der Sprache, welche

Hochherzigkeit der Gesinnung! Wer kann es ermessen, welchen Einfluß diese Worte wie Erz im Herzen der Zeitgenossen geübt, wieviel sie beigetragen zur innern und äußern Erhebung der Nation, zur Beruhigung der Leidenschaften, zur sittlichen Läuterung, zur Hoffnungsfreudigkeit, zum Frieden! „Heiliger Seher im Leben und in der Wissenschaft," sagt Spazier (letzte Tage 29), „war er stark und sicher stehend an dem Ufer des reißenden Stromes, der so viele in seinen Wellen mit fortriß, in seiner klaren, ruhigen und doch gottbegeisterten Gesinnung. Voll tiefen Hasses gegen alle Knechtschaft — doch nie ergriffen vom Schwindel der Schwärmer — mit der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, wie sie nur das tiefe Eindringen in das Leben und in den Geist der Weltgeschichte wenigen gibt, wog er stets die geliebte Erde und die Erscheinungen auf ihr streng und mild in der Wagschale einer andern Welt, die er, ein Priester der göttlichen Themis immer in der Hand hielt." Wir dürfen wohl, was J. P. über Johannes v. Müller geschrieben, auf seinen Grabhügel schreiben:

„Du noch so Junger . . . solltest noch nicht entflohen sein! Du bautest so schön der neuen Zeit die alte an und littest und schufest zugleich; und suchtest in der Nachwelt Vorzeit." Wie bedürfen wir Deiner! Wenn uns die Stürme der Zeit bewegen, wenn uns das weitausgedehnte Schlachtfeld der Gegenwart, auf dem ererbtes und gewonnenes Recht und Unrecht in selbstmörderischem Kampf liegen, uns die Vergangenheit und Zukunft verdeckt und wir nur mit Schmerz an jene, mit Bangigkeit an diese denken, — dann fehlt uns Dein Prophetenwort, das uns den offenen Weg zeigt, das uns oft schon in schlimmen Tagen gekräftigt, in guten erquickt hat."

Schlußbetrachtung.

Nimm auf in dich der Einheit Quell
Dann wird dir Brust und Auge hell,
Ein Ganzer lebst du in dem Vollen!
Nur der genießt, in dem sich rein
Versöhnt das Wollen mit dem Sollen;
Er lebt in Gottes Liebesegen
Sich und der Welt auf allen Wegen,
Und jeder Augenblick ist sein.

Jul. Hammer.

Wir sind am Ziele. Es wird sich ergeben haben, warum wir Jean Paul und gerade ihn zum Lehrer unserer Zeit erwählt haben.

In jener fruchtbaren Epoche, wo die Formen des modernen Geistes in Wissenschaft, Kunst und Politik geschmiedet wurden, in jener Gährungszeit überschwenglichen Reichtums, nimmt Jean Paul eine ganz einzige Stellung ein.

Jede Kulturepoche bietet dasselbe Schauspiel: die neuen Ideen werden von einem Teil der Zeitgenossen, namentlich den jüngeren, jubelnd aufgenommen und begeistert weiter getragen, von einem andern, vorzüglich den älteren, unbiegsameren, abgelehnt und befehdet. Der Kampf, der hiedurch naturnotwendig sich entspinnt, drängt zunächst beiderseits zur Erweiterung des Gegensatzes. Der Kontrast mit den alten Formen, der Enthusiasmus, den die Jugendfrische des neuen Gedankens mit sich bringt, führt leicht zur Einseitigkeit, zur Entwicklung in der originellen, fortschrittlichen Richtung unter Mißachtung der herkömmlichen Errungenschaften. Das aber bringt ernste Gefahr für die ruhige Fortentwicklung des geistigen Lebens mit sich; es kommt alles darauf an, daß die neue Strömung in gemäßigtere, stetigere Bahnen gelenkt werde und so ihren wirklichen und bleibenden Wert für die Kultur zur vollen Geltung bringen könne. Die retardierenden, regulierenden Geister, die in diesem Sinne wirken, treten gegenüber den führenden, drängenden, weniger in den

Vordergrund, aber sie sind es doch eigentlich, welche das Neue erst nutzbar machen; sie werden in der Regel erst am Schluß der Entwicklung, nach Auslebung des neuen Gedankenkreises, gerechtfertigt, wo man auf sie zurückkommen muß, weil man nunmehr erkennt, daß sie das Facit einer langen, mühsamen, geschichtlichen Kulturbewegung in genialem Scharfblick bereits anticipierten. Solchergestalt war die Mission Jean Pauls. Er war keiner der inaugurierenden Geister (ausgenommen als Humorist), er war auch weit entfernt von der rückhaltlos ablehnenden Haltung seiner Freunde Herder, Hamann, Jacobi, die einem absterbenden Ideenkreis angehörten und nicht fähig waren, das Wertvolle der neuen Periode aufzunehmen, wie auch ihre Gegnerschaft der Form nach von kleinlicher, gehässiger Polemik nicht frei war — Jean Paul war der jugendliche Heros, der das neue Ferment mit den alten Grundlagen in idealer Weise zu verbinden die Kraft hatte, der die Bildung seiner Zeit in einem Umfang und einer Tiefe besaß, wofür wir kaum ein zweites Beispiel haben, der als Dichter, religiöser, ästhetischer, politischer Schriftsteller für die Ausgleichung und ideale Belebung der Zeitströmungen in unvergleichlicher Weise gewirkt hat. Darum, eben wegen dieser Besonnenheit, die ihn so klar erkennen ließ, daß und worin keine Zeit ganz Recht und keine ganz Unrecht hat, liegt es, daß er am wenigsten veraltet ist; in seinen Ideen sowohl, wie in seiner edlen, festgeschlossenen Persönlichkeit kann er uns heute noch zum herrlichsten Vorbild dienen.

Scheinbar hat sich das Zeitbild verändert. An Stelle des extremen Rationalismus, der Alleinherrschaft des Gedankens, der Form ist als herrschende Zeitidee der extreme Naturalismus getreten. Jene Epoche, welche das Concret-Wirkliche nur als Abfall von der Idee, schemenhaftes Nicht-Ich, schlechten Bodensatz des eigentlichen Seienden ansah, ist in dieser Form überwunden. Handfeste, sinnliche Wirklichkeit statt abstrakter Prinzipien und reiner Ideen! Kraft statt Form! heißt nun die Losung, sinnliche Belebung statt geistiger Durchleuchtung, mechanische Causalität nach induktiver Methode statt synthetischer Entwicklung aus Principien! Der Schwerpunkt, der Kern des Lebens wird nicht mehr in, sondern außerhalb des Geistes gefunden. Würdigte jene Bewegung die Natur nur als Vorstufe des Geistes, so die Gegenwart den Geist nur als Anhängsel der Natur.

Aber gleichwohl ist die innere Verwandtschaft beider Extreme nicht zu verkennen. Beide Theorien vereinigen sich in der Feindschaft

gegen die persönliche Lebensform, in der Abweisung und Verkennung des seelischen Innenlebens.

Keine selbständige Geistigkeit! ist beiderseits die Parole. Nur scheinbar ist der Idealismus ein Triumph des Geistes. In der Auflösung des seelischen Organismus wie der organischen Gesamtmächte (Staat, Kirche, Korporationen) in schemenhafte Begriffsformen, Kategorien, fiktive juristische Personen, in der Wendung vom Persönlichen zum Unpersönlichen, vom Individuellen zum Kosmischen sind beide Richtungen völlig gleichbedeutend und gleich radikal. Beiderseits Läugnung der Freiheit des Geistes: dort Tyrannei der historischen Methode, hier Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf rein geistige Gebiete mit krasser Verkennung der Eigenart des Gegenstandes; beiderseits Läugnung der Wertunterschiede, absoluter Normen und Ideale; denn die nackte, ideale oder reale Wirklichkeit kennt keine absoluten Werte, kein objektiv Gutes, keine beharrende Größe, keine an sich wertvolle Gesinnung; beiderseits Haß gegen alle Transcendenz, besonders gegen die religiöse Idee; denn Religion ist persönliches Leben, einheitliche, universale Lebensführung. Das Kennzeichen der Zeit ist die „Flucht vor Gott", und damit vor Allem, was an Ideale gemahnt; daher die Abscheu vor der Zweckidee, die zum Dasein Gottes führen könnte; daher die Entwicklung nach dem Darwinismus; statt des Warum? und Wozu? das Wodurch? und Woher? Auf Naturursachen, auf brutale, mechanische Verkettung wird alles zurückgeführt: „Die Sprache auf tierisches Geheul, das Recht auf das Machtgebot des Räubers, der den Ertrag seiner Gewaltthaten sichern will, die Religion auf die tierische Begierde der Selbsterhaltung, die Poesie auf die Aeußerung gesteigerter, tierischer Lust." (Lassen.) Wenn heutzutage und zwar ganz ernstgemeint Probleme diskutirt werden, wie die „Veredlung der Menschenrassen auf dem Weg der Zuchtwahl" (Dühring), die Einflößung von Tugenden durch Hypnose (also ärztliche Behandlung statt Pädagogik), so ist das vollständig konsequente Weiterbildung jenes Prinzips.

Dabei Spaltung von Kopf und Herz, Theorie und Praxis, Staat und Kirche, Sittlichkeit und Religion, Haß gegen jede Einheit gegensätzlicher Potenzen („jede Gesamtanschauung schmeckt nach dem Mittelalter". Lagarde), geistloser Spezialismus in der Wissenschaft, ganz entsprechend dem Prinzip der Teilung der Arbeit auf mechanischem Gebiet, welche den Arbeiter seines Charakters als Mensch entkleidet und die Arbeit

aus einer lebensfreudigen, geistvollen Beschäftigung zur ertötenden Maschinenbewegung macht. Diese Ideenblindheit, diese Verkennung derjenigen Lebenspotenzen, welche die harmonische Charakterbildung konstituieren, hat in Verbindung mit der einseitigen Hochstellung der Denkkraft das hervorgerufen, was Lagarde „Bildungsbarbarei“ genannt hat.*)

Wie nahe verwandt der Idealismus und Naturalismus ist, beweist die Erscheinung, daß jenes sozialistische und nationalökonomische System, dessen Grundstock der Sensualismus, ja Materialismus ist, durch Begriffe und Methode des Hegel'schen Systems ausgebaut wurde! (Ueber die philosophische und moralische Berührung beider Theorien vergleiche auch den sehr interessanten Artikel: „Von Fichte über Feuerbach zu Stirner und Nietzsche“, der 1892 in der „Nation“ erschienen ist.) Der Naturalismus ist der „Zwillingsbruder“ des dialektischen Idealismus, er ist „umgestülpter Hegelianismus“ (Windelband, Gesch. d. n. Phil. II, 365).

Aber bereits sind die Symptome der Auflösung der einseitig realistischen Betrachtungsweise zutage getreten. Es geht auf die Dauer nicht an, die innersten Lebensbedürfnisse der Menschheit zu mißachten. „Es ist umsonst, Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann. Quaerendi fatigatio turpis est, si id, quod quaeritur, sit pulcherrimum.“**)

Es hat sich als Danaidenbestreben herausgestellt, von der Natur her in den Geist einzudringen, statt von den Tiefen des Menschenlebens zu einer charakterhaften Geisteswelt hinzuarbeiten und dann sich mit der Natur auseinanderzusetzen. Nach der gänzlichen Ohnmacht, dem völligen Fiasko des Monismus in beiderlei Gestalten ist es Zeit, zur dualistischen Betrachtungsweise zurückzukehren.

Unfertigkeit und Verworrenheit ist die Signatur der Gegenwart; sie verfügt „über die reichsten Mittel, gebraucht die gewaltigsten Kräfte und kann nicht sagen wofür, denn eine aus dem Naturprozeß sich heraus-

*) Welche Verwirrung solche Denkweise anrichtet, zeigt z. B. Comtes Aufstellung der drei Kulturstadien, in der gerade die niedrigste Geistesstufe, die Anerkennung des Thatsächlichen, Empirischen, die erst den Ausgangspunkt für die geistige Entwicklung bildet, als Schluß- und Höhepunkt derselben statuiert wird. Seine drei Epochen sind der natürlichen und historischen Reihenfolge nach, wie Willmann mit Recht bemerkt, geradezu umzukehren.

**) Es ist eine Schande, die Mühe der Untersuchung zu scheuen, wenn das, was gesucht wird, das Herrlichste ist.

hebende Geisteswelt will noch immer sich nicht gestalten" (Eucken); »les temps actuels sont difficiles, je dois dire plus — ils sont impossibles« möchte man mit Montlosier sagen; der Kampf ums geistige Dasein ist in voller Krisis; alle Zurechtlegungen und Kompromisse sind bloßer Notbehelf; die Aufgabe muß in ihrem vollen Umfang und in ganzer Tiefe erfaßt werden, nur Erneuerung aus dem Ganzen und Inneren kann Wandel schaffen.

Keine Palliativmittelchen und Beschwichtigungsversuche! Keine Ablenkung auf unzureichende Gebiete: „man soll", sagt Lagarde, „dem Volk, das Brot haben will, keinen Stein bieten, aber auch keine Krone, wenn es eine Seele braucht." Das Uebergewicht der Politik im öffentlichen Denken und Leben ist auch eine Krankheit der Zeit, besonders wenn sie von jenem maßlosen Nationalismus getragen ist, der von echtem Patriotismus so weit entfernt ist, wie ätzende Schwefelsäure von edlem Wein. „Anmaßender Dünkel wird nicht schöner, wenn er sich in nationale Gewande versteckt." Die Zeit des „Gottesgerichtes über Frankreich" war auch die Periode des schmachvollen Gründertums, der Vergiftung der Volksseele mit den elendesten Preßerzeugnissen. Noch nie ist so viel von „deutschem" Ernst, deutscher Tugend, deutscher Treue gesprochen worden, andere Völker sprechen selten von französischer Tugend, englischer Sittlichkeit u. s. w.; aber freilich — nur verlorene Sachen werden auf den Straßen ausgerufen. Jean Paul, der einst in entgegengesetzter Lage Mut und Selbstvertrauen der Nation predigte, er würde heute wiederum, aber mit umgekehrter Spitze sagen: Militärischer Glanz bei religiösem Niedergang ist kein Symptom des Fortschritts.

Möge uns nicht das Wort treffen: „Wir haben keine Gegenwart, die Vergangenheit muß ohne sie die Zukunft gebären" (Titan 486). Die Wiedergeburt der Nation kann nur aus der religiösen Erneuerung hervorgehen. Ohne Religion keine Charakterbildung, keine des Ruhmes würdige Größe, keine Kunst, kein Staat, kein Leben!

Aber was ist Religion?

Religion ist nicht Sittlichkeit, so nahe sie sich mit ihr berührt. Die Religionen sind nicht aus dem allgemeinen Boden des sittlichen Denkens und Fühlens entsprossen, sondern umgekehrt: „alle Moral hat sich aus der Religion entwickelt und Moral von Religion scheiden heißt nichts anderes, als sie von ihrem Mutterboden ablösen; sie kann dann noch eine Zeitlang sich fortfristen, solange die religiösen Reminiscenzen

dauern, aber die Frische, die Innigkeit, die Sieghaftigkeit des **Handelns nach** Innen wie nach Außen muß verkümmern" (Hartmann, **Religion des** Geistes). „Es ist unbestreitbare Thatsache, daß außerhalb **des Kreises** besonderer Offenbarung der Mensch niemals ein Wissen von **Gott erlangt** hat, das ein verantwortliches religiöses Wesen befriedigen **kann. Die** Weisheit des Altertums war selbst in seiner besten Zeit völlig **unzureichend** für die Lösung einer solchen Aufgabe, wie das Erwecken eines **rechten** Abscheues vor der Sünde, der Bezähmung der Leidenschaften, **der** Reinigung des Menschen, der Läuterung des Lebens." (Flint, **Theismus.)** „Die Geschichte lehrt, daß dem Verlust des Glaubens **an den persönlichen** Gott erst ein teilweises, dann immer völligeres Schwinden **der** Tugend auf den Fuß folgt, nicht als ob die Sittlichkeit **an und für sich** verschwinde, aber ihr Antrieb und ihre Weihe sind dahin." **(Drummond,** die Naturgesetze in der Geisteswelt, 147.)

Die christliche Liebe ist der Duft der religiösen Blume **des** Christentums, er läßt sich nicht künstlich destillieren und ohne die **organische** Unterlage gleichsam als Parfum verwenden. **Künstliche Seidenblumen** sind kein Naturgewächs und zeigen kein Leben. „O Gott, **lieber will** ich dich läugnen, als mit den neuen Philanthropisten in den **verödeten** Tempel ziehen!"

Religion ist auch nicht Kunst, nicht ein Kosmetikum **des Lebens;** die Coquetterie der Religion mit der Kunst ist ein **Symptom ihrer** décadence. Religion und Kunst sind grundverschieden. **Die Kunst als** ideale Welt ist als solche real und berechtigt, die Religion **als Kunst ist** gar nichts. Das Kunstwerk befriedigt ästhetisch, die Religion **aber ist** gar nicht mehr da, wenn man nicht an sie glaubt. **Die Religion setzt** transcendentale Wahrheit voraus, die ästhetische **kümmert sich nicht um** die Existenz des Kunstobjekts. Es ist der Gegensatz **des ernsten Lebens** und heitern Spiels; der Hunger nach dem Brot der **Wahrheit läßt sich** nicht mit dem Schatten der Dichtung befriedigen, der **Regenbogen der** Phantasie kann nicht haltbarer Schwibbogen der **Wirklichkeit werden.** (cf. die gastrosophische Gesellschaft in Hartmanns **„Neukantianismus** u. s. w. gegen Lange, Paulsen 2c.)

Religion ist auch nicht Sache des bloßen Gefühls.

Man kann die Religionen gar nicht tiefer erniedrigen, **als wenn** man sie zur Sache des nackten Gefühls macht. Lieber **halte man sie** mit Schelley für den „furchtbaren Teufel, der rings **die Erde mit Dämonen**

erfüllt, den Höllenschlund mit Menschen und das Himmelreich mit Sklaven"; lieber halte man das Christentum für „kulturfeindlich", seine Entstehung für „welthistorischen Humbug", seinen „Triumph am Größten, wo die Menschheit am Rohesten blieb" (Dühring), lieber erkläre man die religiösen Ideen physiologisch oder pathologisch — aber man lasse die Religion doch gelten als das, was sie sein will — Welt- und Lebensanschauung. Sie sei Metaphysik, wenn auch noch so schlechte! „Daß Religion notwendig ein Fürwahrhalten oder Erkennen, Sittlichkeit ein Thun oder Handeln ist, geht schon daraus hervor, daß man gemeinhin die Religion eines Menschen vorzugsweise nach seinem Glauben, die Sittlichkeit nach seinem Handeln zu schätzen pflegt." (Weiße, Philosophie des Christentums.) Eine Religion ohne Verstand, ohne Tugend, die keinen hellen Gedanken, kein klares Streben kennt, zu denken — das ist moderne Errungenschaft; solche Gedanken hat nie ein Alter gehabt, er stammt aus der Zeit, wo man entdeckt hat, daß Spinoza ein tief frommes Gemüt war, aus der Zeit der kläglichen Schleiermacherei. Wer sich auf das Gefühl beruft, thut dies, weil ihm Gründe ausgegangen sind und schneidet damit die Möglichkeit jeder Verständigung ab. Wer in das Gefühl und nur in das Gefühl die religiöse Funktion setzt, dem fehlt die Möglichkeit, die religiösen Gefühle aus der Masse der übrigen auszuscheiden*), der muß mit dem Vater dieser Theorie auch sprechen: „Einem frommen Gemüt macht die Religion alles heilig und wert, auch das Unheilige und Gemeine." — „Religion ohne Gott kann besser sein als eine mit Gott." — „Zwischen Wollust, Grausamkeit und Religion ist eine tiefe Verwandtschaft." — „Je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er, desto werter Gott." Das reine Hundegefühl, die kriechende Selbstwegwerfung, das reine „Abhängigkeitsgefühl" — Wesen der Religion!!! Der Hund als religiöses Ideal!

Umgekehrt: Kraft und Sicherheit des Gefühls, Freudigkeit der Hoffnung und rechte Stellung im Leben gibt nur die religiöse Idee. „Sich rühmen, daß man kein Dogma habe, beweist eine hochgradige

*) Moleschott hatte ganz Recht, wenn er in seiner „Lehre von den Nahrungsmitteln" die „Verehrung des Stoffs" mit Schleiermachers Gefühl zusammenstellt. Naiv klingt es, wenn Haym (die romantische Schule 440) an Schl. rühmt, daß er „dem Wesen der Frömmigkeit bis in die Tiefe nachgespürt habe, die das Brandmal der Irreligiosität von den offenen Bekennern des Unglaubens, einem Spinoza, Lukrez, zu entfernen gestattete". „Schleiermacher schleicht wie ein Dachs umher, um an allen Subjekten das Universum zu riechen", sagte sein Freund Fr. Schlegel hierüber etwas respektloser.

geistige Verkrüppelung.“ (Lagarde.) Gerade das Gefühl kommt in den öden, unfruchtbaren Sandwüsten der Schleiermacherschen Dialektik am meisten zu kurz. Es gibt nichts Gemütloseres als diese angeblich religiösen Tiraden, die doch einzig auf das Gefühl basiert sein wollen. Ein Beweis, daß das Gefühl erst durch die Idee gespeist und befruchtet wird.

Ohne theoretische Grundlage, ohne Transcendenz, ohne den Begriff von Seele, ohne den Begriff von Gott von Religion zu reden, wäre noch vor achtzig Jahren für unmöglich gehalten worden.

Mit welch dürftigem Besitz an sittlichem Ernst, Erfahrung, religiösem Wissen und Menschenkenntnis wagt man sich doch heute an das schwierigste aller Probleme! Gedanken, die keine irgendwie ernste Prüfung aushalten, werden als phänomenale Weisheit, als ganz besondere Erleuchtung vorgetragen! Ein Dilettantismus widerlichster Art macht sich in den Publikationen über die religiösen Fragen breit, der den Gedanken an eine „gelehrte Aufsichtskommission“, wie ihn J. P. in seiner Aesthetik (III. Band) ausgesprochen, ernstlich in Erwägung zu ziehen mahnt. „Undogmatisches Christentum“, „autosoterische Religion“, (das Problem Münchhausens), „Diesseitigkeitsreligion“, „Religion der kommenden Zeiten“, „Lebensführung innerhalb erfahrbarer Wirklichkeit“, u. s. w. „Menschheitsdienst statt Gottesdienst“, Erlösung durch „Versenkung des frommen Gemüts in Gott und Christus“, einen Christus, der ein Mensch, einen Gott, der nicht Person ist! Das sind so Blütenlesen der neuesten Litteratur! Ein Muster von Geistesverwirrung ist auch Kaftans „Wesen der christlichen Religion“.

Der Gott, den sie läugnen, hat sie auch alles Göttlichen beraubt!

„Unsere neueste Religion
Ist das Scheitern der Spekulation;
Wenn die Denkkraft nicht weiter trägt,
Macht sie Concurs als Religiosität.“*)

Grillparzer (Tagebuch).

---

*) Daß die elendste Form religiösen Empfindens, der Spinozismus, heutzutage immer noch in verschwommenen Köpfen spukt und sogar von einer Seite, wo man ein klareres Denken erwarten sollte, als der Weisheit letzter Schluß empfohlen wird, ist wieder ein trauriges Zeichen der Zeit. Wie armselig ist doch beim Licht betrachtet das so prätentiöse Programm des Amsterdamer Juden: »Nec ridere nec flere nec detestari, sed intelligere!« „Wozu braucht es denn die Seinerei, die existiert, als damit Wesen seien, die das Wesen wissen?“ sagt Vischer in seinem köstlichen „Auch Einer“. Und was ist die so gepriesene „intellektuale Liebe Gottes“

Religion ist endlich auch nicht bloße Verstandssache, kein bloßes Wissen oder Glauben, keine bloß ideale Beziehung; sie ist persönliches Leben, ein Leben auf Du und Du mit der Quelle alles Seins.

Religion ist vor allem Einheit. Das formelle Gesetz des Persönlichkeitsprincips lautet: Sei Einer! Wer Religion haben will, muß vor allem Andern den Grundsatz ergreifen, sein ganzes inneres und äußeres Leben in Einklang zu bringen, unter eine Idee zu stellen*), die selbstverständlich den höchsten Anforderungen der Vernunft, der reinsten Geistesbildung genügen muß. Die Religion beansprucht eine centrale Stellung im geistigen Denken wie im praktischen Verhalten; sie gibt weder bloß eine Erweiterung unserer Ansichten, noch eine Erhöhung unseres Gefühlstandes, noch eine Unterstützung unseres Wirkens, sondern sie wendet sich an den ganzen Menschen, um ihn aus seiner moralischen Ohnmacht zu retten und zu beseligen. Ihr Ausgangspunkt und Princip ist der Glaube, die Ueberzeugung, daß die Idealität als eine im Dasein immanente Kraft die Conflikte des Daseins lösen, die idealen Instinkte befriedigen und mit den objektiven Naturmächten in Einklang zu bringen im Stande ist.

Es muß vor Allem mit dem Wahn gebrochen werden, als wenn im Menschen zwei getrennte Welten ruhig nebeneinander lägen. Religion ist die Vermittlerin einer überweltlichen Ordnung, die sich aber auf die diesseitige Wirklichkeit bezieht, in ihr realisiert, wenn sie auch nicht aus ihr entspringt. Religion ist geradezu der „Sinn für Realität“, wie Lagarde sie definiert, natürlich der wahren ewigen Realität.

---

als ein ruchloser Mißbrauch erhabener Worte? Es sind bloß drei Lügen darin, nämlich ebensoviel als Worte: es ist keine Liebe, denn dazu gehören zwei, es ist kein Gott dabei und es ist kein Akt des Intellekts, sondern mystisches Schwärmen ohne Sinn. „Keine Philosophie ist meine Philosophie“, hat einst ein verwandter Geist gesprochen; „keine Ethik ist meine Ethik“ hätte Spinoza sprechen können. Selbst Schopenhauer war empört über die verlogene Umdeutung der Worte in ihr gerades Gegenteil: Gott = Welt, Recht = Macht 2c., als ob der Dieb sich dadurch zum ehrlichen Mann machen könnte, daß er das Eigentum für Diebstahl erklärte.

*) Selbst ein Macchiavelli, ein Danton, ein Richard III. imponiert neben den erbärmlichen Halbmenschen unserer Kulturzeit, die nicht einmal zum Schlechten Kraft haben. Jene haben doch Charakter, wenn auch einen schlechten, diese gar keinen. Charakter heißt Geistesstempel, fester Habitus. Auch ein David Strauß, ein Max Stirner erquickt förmlich gegen die feigen Schwächlinge, die fünf gerade machen, den Teufel mit Gott versöhnen wollen.

Religion ist mächtig gespanntes Lebensgefühl, dessen Kraft das All mit Liebe und That umfaßt, das innen jauchzende Bewußtsein der Einheit mit allen Wesen und dem persönlichen Schöpfer.

Religion ist weiter persönliche That, sie ist Charakterbildung. Religion beginnt erst da, wo der Mensch in ein höheres Leben eintritt. Wahre Religion hat nichts gemein mit bloßem Formchristentum, mit jenen Kirchenparasiten, jenen bloßen „Consumenten" der Religion, die nur hören, für die der Pfarrer alles verrichten soll. Anstatt daß sie beten gelernt, sind sie zufrieden, daß ein anderer für sie betet. „Nehmt das Pfund von ihm!" heißt es von diesen Namensschristen. Die religiöse Fähigkeit ist ein Pfund, das höchste und herrlichste Pfund, das wir besitzen; wer keinen Gewinn daraus zieht, dem nimmt Gott dasselbe, die unbenutzte Anlage verkümmert, gleichwie das physische Organ rudimentär wird, wenn es nicht gebraucht wird. „Moral predigen ist leicht, Moral begründen ist schwer, aber Moral verkörpern ist am allerschwersten!" Ohne persönliche Anstrengung, lebenskräftige Ueberzeugung ist kein religiöses Leben möglich. Besser ein wenig Glaube, den wir uns Mühe haben kosten lassen, als in der Ueberfülle reichhaltigster Kirchenlehre müßig schwelgen. „Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von Außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden, es muß sich vielmehr von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und -schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet und die ewige Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein Neues, Besseres erschaffen." (Drummond.)

„Das ist neues Leben aus neuer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft,
Da regt sich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran."

Aber das Alles sind nur die formellen Seiten; an sich ist Kraftentfaltung nicht mehr als Ruhe, die That muß mit rechtem Inhalt gefüllt werden, damit sie lebenspendend werde. Das führt auf die Frage:

Welches ist die wahre Religion?

„Die richtige Religion ist noch gar nicht erfunden", meint das alte Weiblein in den „problematischen Naturen". Der nämliche Gedanke —

stets ein Zeichen innerer Zerfahrenheit — spukt heutzutage in vielen Köpfen. „Schwankend zwischen dem Unvermögen und dem Wunsch zu glauben" befindet sich die Gegenwart noch immer auf der Suche nach einer neuen Religion, wie nach einem neuen Kunststil, nach einer neuen Staatsorganisation. Es ist geradezu komisch (wenn auch der Ernst der Mühe nicht zu verkennen), dieses ängstliche Hin- und Herlaufen der Regisseure auf der Bühne, diese geschäftige Emsigkeit, dieses Lauschen und Streben: „Gleich wird es angehen, es gibt etwas Neues, alles wird anders werden!" Die allgemeine Erwartung ist gespannt, das Publikum wird schon ungeduldig und noch immer will nichts zu Tage treten. Vischer in den „krit. Gängen" macht sich lustig über diese nervöse Hast und meint, eine Zeit, welche das Leben Jesu kritisch untersuche, in der von einem gemeinsamen Volksglauben keine Spur mehr sei, habe keinen Beruf, einen neuen Kirchenstil zu erfinden. Unsere Zeit habe nicht die Aufgabe, einen neue Religion zu schaffen, sondern eine alte in ihre rein geistigen und sittlichen Elemente mit Ausscheidung des durch die Fantasie hinzugethanen zu zersetzen. Wir aber glauben, wenn es auch Vischer nicht gelten lassen will, daß jetzt genug negiert ist, und daß das, was not thut, ein neues positives Leben ist, ein „Frühling, der frisches Laub und junge Blätter treibt, nicht ein Vorstwisch zum Abkehren der vorjährigen Blätter, die vor jenem Frühling von selbst fallen werden." (Lagarde.)

Richtig ist freilich soviel, daß das Suchen nach einer neuen Religion abgeschmackt ist. Das was bisher von solchen Zukunftsfantasien an den Tag getreten, ist wahrlich nicht geeignet, die Lust nach Fernerem zu wecken. Wir haben schon von den neuen Religionen „eine ganz verfluchte Indigestion". „Ich denke, eine neue Religion zu stiften; vielleicht hast du noch die Wahl, entweder der letzte Christ, der Brutus der alten oder der Christus der neuen zu sein. Mich dünkt, dieses neue Evangelium fängt schon an, sich zu regen." So schrieb seinerzeit Fr. Schlegel an Novalis. Diese Worte kennzeichnen den ganzen Mann. Seltsamer Gedanke, Religionen zu erfinden! Hat man denn schon Naturgesetze erfunden? Entdeckt wohl, aber nicht erfunden! Immer diese Sehnsucht nach einem Messias, nach einem religiösen Genie, „das allein noch die gesunkenen Gemüther aufrichten und begeistern könne!"

Nur Gott bringt Religion. Das Reich Gottes geht von oben nach unten, nicht von unten nach oben. Den Menschen die Kraft geben, Religion zu schaffen, heißt den Begriff Gottes zerstören. Wenn man

Gott irgend eine Macht zuschreiben will, so muß es die sein, **die Ordnung und Beziehungen mit seinen Geschöpfen souverain zu regeln. Religionen** werden nicht geschaffen, sondern geoffenbart, der **Mensch kann** höchstens den Boden bereiten für die Aufnahme **des himmlischen Samens.** Es gibt keine spontane Zeugung dieses **überirdischen Gewächses. „Der** natürliche Mensch weiß nichts vom Reiche Gottes". **„Ohne mich könnt** ihr nichts thun." „Der Mensch ist ein sittlich **angelegtes Geschöpf, er** kann ein hohes Maß natürlicher Charakterschönheit erlangen; **aber kein** Fortschritt auf dieser Linie kann ihn in die geistliche **Sphäre des Reiches** Gottes hinüberbringen. Hiezu bedarf es einer **Wiedergeburt von oben."** (Drummond, die Naturgesetze in der Geisteswelt.)

Haben wir auf neue, höhere Offenbarungen zu warten?

„Manche verlangen nach einem Christentum, **aber nach einem zweiten,** neuen, das an die Stelle des, wie sie sagen, gealterten **treten soll. Aber,** so möchte man diese Verkünder der Zukunft fragen: **Habt ihr das Christentum** schon erkannt, was man so wirklich erkennen **heißt? Habt ihr es** vorerst verstanden? Offenbar ist es euch bis jetzt eine **bloß äußerliche** Macht geblieben, die ganz anders wirken muß, wenn sie **auch innerlich** geworden, Verstand und Begriff ist. Und könnte jenes **unbekannte** Etwas, das ihr erwartet, nicht das unbekannte **Christentum** selbst sein?" (Schelling.)

„Das Wahre ist schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschar verbunden
Das alte Wahre, faß' es an!"

Freilich, die alten Ideen dürfen nicht tote Formeln, **abstrakte Größen** bleiben, sie müssen sich in enge Beziehung zum Kulturfortschritt **setzen, sich real** in die moderne Welt hineinstellen, und wenn auch **der Kern unverändert** bleibt, muß doch eine Wandlung in der Form **vor sich gehen.**

Wahrlich, wir brauchen keine neue Religion, **kein drittes Testament;** was könnte uns eine neue Offenbarung bieten? **Die Fragen, nach welchen** das menschliche Herz verlangt, sind durch das **Christentum genügend** beantwortet und mystische Erleuchtungen über die jenseitige **Welt, geheimnisvolle** Aufklärungen über die Beziehungen der **Geisterwelt sind das** Verlangen müßiger Thoren, haben nichts zu schaffen mit **wahrem, heilsdurstigen** Seelenstreben.

Aber was sehen wir in unserer Zeit? **Einerseits starres Festhalten** an Formen, die **doch** nur Mittel sind, um **das höhere Aufleben**

der Kirche zu vollziehen, andrerseits Haß, Hohn und Verachtung gegen jede Religion. Mit der Abwerfung alter Mißbräuche ist leider auch Verkümmerung des tiefreligiösen Sinns, der einst im deutschen Herzen wohnte, einhergegangen; der Diskreditierung der Kirche im Kulturkampf ist Geringschätzung aller religiösen Empfindungen gefolgt. Aber die Kirche sollte doch auch bedenken, daß die Form, wie sie das religiöse Dogma Indianern, Pescherähs und Hottentoten bietet, nicht die ist, welche hochgebildeten Europäern zusagt, sie sollte sich wohl besinnen, bevor sie Konflikte mit dem modernen Staatsleben hervorruft und starrköpfig unhaltbare vermeintliche Rechte verficht, da die religiöse Verwilderung, die notwendig die Folge solcher Konflikte ist, zunächst nur ihr schadet und selbst ein äußerer Triumph in diesem Kampf (ohnehin nur das Werk politischer Erwägungen und Constellationen, nicht wirklicher Versöhnung) die Erbitterung des geistigen Kampfes nur verschärft. Denn einem (wirklich oder scheinbar) triumphierenden Gegner steht man noch unversöhnlicher gegenüber als einem gedemütigten.

Keine neue Religion, aber Neubelebung der alten, wahren!

Wie immer aber die Dinge sich wenden mögen, es ist kein Grund zu zagen: „Deutschland ist noch nicht verarmt“. Der deutsche Geist müßte seine ganze Vergangenheit verläugnen, wenn er seine große universale Aufgabe, die stete Richtung auf das Ideale, Hohe verlassen und in dem engen Rayon des unphilosophischen Positivismus, des libertinistischen Spezialismus verharren wollte. Die Verheißung des Dichters: „an deutschem Wesen wird die Welt genesen“ ist heute berechtigter wie sonst; denn so schwer die Schäden sind, die uns drücken, anderswo ist der Fäulnisprozeß doch weit erschreckender vorwärtsgeschritten, der Kern Deutschlands ist edel und empfänglich für das Edle geblieben und es ist keineswegs Selbstüberhebung, wenn wir glauben, daß von dem deutschen Boden, diesem Hochland der Kultur, ein neuer Geistesfrühling sich verbreiten werde.

Aber angefacht muß die erloschene Begeisterung werden, mitarbeiten muß jeder an dem Werk der Volksveredlung, die gesunkenen Ideale müssen neu ins Licht gestellt, von dem trüben Schmutz, mit dem niedrige Kleingeister sie befleckt, gereinigt werden und es wird bald anders werden. „Entweder hohe Ziele oder hohe Menschen“ muß der Einzelne vor Augen haben, am besten aber beides. „Nous instruisons sans inspirer“ — hier liegt der Fehler. Das Ziel ist zu niedrig gesteckt.

Wir haben vergessen, daß in der sterblichen Hülle des Menschen noch etwas Unendliches lebt, dem zu genügen die sinnreichsten kommerziellen Betrachtungen, die scharfsinnigsten gelehrten Erörterungen und alle Schätze der Erde unvermögend sind. Das Glücks-, das Menschheitsideal muß höher gestellt werden, und da Ideen allein zu luftig, zu farblos erscheinen, müssen sie in konkreten Idealen, in „hohen Menschen" zur Darstellung und Anschauung kommen. „Das Genie ist der Wecker der schlafenden Jahrhunderte."

Zu lang schon hat die Nation auf ihre besten Söhne vergessen und mit Geistern weit minderen Ranges sich begnügt, die ihr weder Licht zur Belehrung noch Kraft zur Erhebung bieten können. Es ist Zeit, daß man sich wieder auf Jean Paul besinnt und sei es auch nur, um an ihm „die einfältige Schreibart und die Reinheit der Sitten zu studieren". Ein Genie wie Jean Paul kann periodenweise verdunkelt, aber nie dauernd zurückgesetzt werden. „In kalten Zeiten, wo die Menschen nichts mehr im Herzen haben als ihr Blut, verlange ich nicht einmal hinein . . . ich bescheid' mich gern, daß Jahrhunderte, ja Jahrtausende kommen, die mich nicht lesen." Aber „wie am Nordpol nach dem Märchen der Strom der Musik im Winter erstarrt, in den Frühlingslüften aber die aufgelösten Töne wieder laut dahinziehen, so wird manches warme Wort erstarren und die heiligen Laute wird Niemand hören; aber . . es kommt die mildere Zeit und dann klingt die Aeolsharfe aus der rauhen neu."

Erst die spätere Generation kann ja den echten Genius, der seiner Zeit viel zu fremdartig erscheint, recht erfassen, gleichwie erst sie manches Kolossalbild der Popularität auf sein richtiges Maß reduziert. „Schreiber, wie Engel, Mendelssohn, Sulzer, Weiße ernten gerade bei ihrem Auftreten den größten Beifall, welcher aber mit dem Wachsen der Zeit sich verkleinert, weil sie eben die Blüte ihrer Zeit darstellen, die hinter und neben ihnen neue Wurzeln und Früchte treibt. Der Genius hingegen kann beim ersten Auftreten nur Zurückstoßen ernten, da er nicht die Zeit, sondern sich selbst darstellt und ersterer voraus ist. Später gewinnt er einen Beifall, den die Zeit selten wieder herabstimmt, da der Genius immer eine Eigentümlichkeit in sich bewahrt, die nicht in die allgemeine Bildung übergeht." (Förster 4, 93.)

Das Geheimnis der Popularität liegt darin, daß der Held nicht mehr Tiefe hat als die Zeitgenossen; wohin er sich begibt, müssen ihm

die Tüchtigen seines Volkes folgen können. Die Popularität hat ihre Wurzeln im Volkstemperament, das sich in der Grundstimmung seiner Führer, wenn auch erhöht und verklärt, complet wiederfindet. Ganz anders ist das wirklich Große im Genie. Es ist die Wurzel einer neuen Zeit, nicht die Blüte der seinigen; es ist überhaupt nicht zu erschöpfen, von seiner Zeit aber kaum zu verstehen.

Die Zeit, die einen J. P. würdigen konnte, scheint mir noch nicht dagewesen zu sein. Man halte nicht etwa die starke Begeisterung des Publikums in der Hesperusperiode dagegen. Was damals die Zeit besonders ansprach, ist — abgesehen von dem erhabenen Ideenkreis, der seines Eindrucks freilich zu keiner Zeit verfehlt — nicht gerade das, worin die wirkliche Größe des Dichters besteht. Damals war die Siegwart- und Wertherperiode, die in dem reichen Empfindungsleben seiner Jugendromane die schönste Nahrung zu wonnevollem Schwelgen fand. Wir haben den Dichter von einer anderen, besseren Seite kennen gelernt und jenes Uebermaß der Empfindung, das sich leider so oft breit macht, ist es, was wir gerne aus seinen Schöpfungen wegwünschen möchten. Keineswegs aber darf uns dieser Mangel den Genuß des Uebrigen verleiden; wir würden uns dadurch selbst der edelsten, anderswoher nicht zu ersetzenden Quelle wahrer Geistes- und Herzensbildung berauben.

Gerade hundert Jahre sind es her, seit der Name des Verfassers der „unsichtbaren Loge", des „Hesperus" von Mund zu Mund durch die deutschen Lande ging; möge das Centennarium des ersten Aufleuchtens seines Ruhmesglanzes ein Aeternat unveränderlicher Schätzung des Edlen seitens seines dankbaren Volkes einleiten!

„Wer hat wie Du geliebt den Freund,
Wer ihm die Seele so gehoben,
Wer so mit Ernst, dem Scherz vereint,
Ein Zauberband um ihn gewoben?

Wer hat in heitres Schattenspiel
Wie Du das Leben umgestaltet,
Und wer mit tieferem Gefühl
Die Blätter seines Ernst's entfaltet?

Ein lebensfreudiger Prophet
Stand'st Du auf zweier Welten Grenze,
Von Himmelsluft das Haupt umweht
Und pflückend froh der Erde Kränze."

Inhaltsverzeichnis.

Druck von Seitz & Schauer, München, Buttermelcherstr. 16





